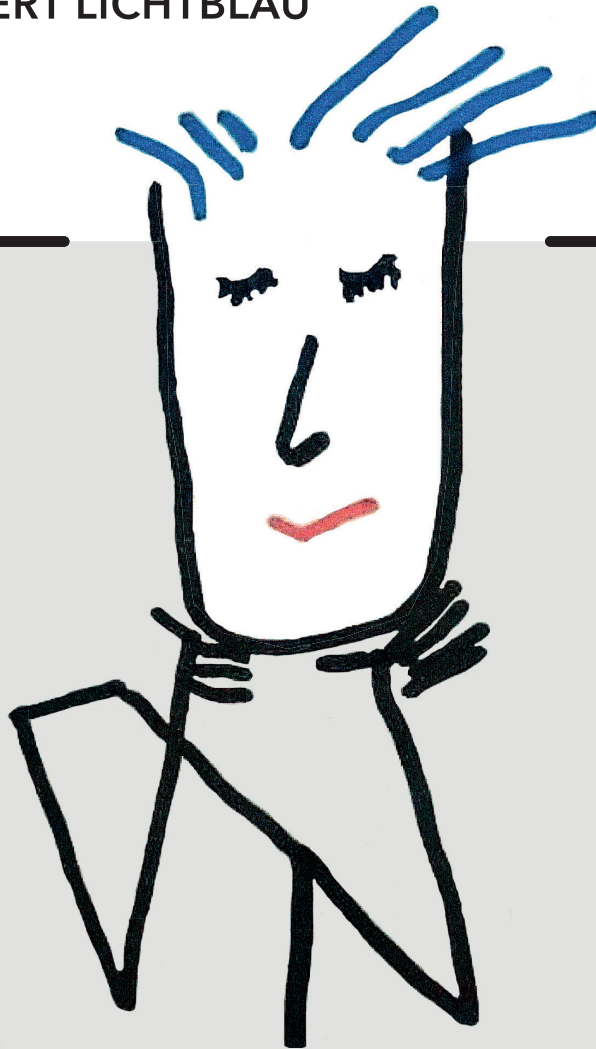


REGINA THUMSER-WÖHS
MARTINA GUGGLBERGER
BIRGIT KIRCHMAYR
GRAZIA PRONTERA
THOMAS SPIELBÜCHLER (HG.)

Außerordentliches

FESTSCHRIFT FÜR
ALBERT LICHTBLAU





Regina Thumser-Wöhs | Martina Gugglberger | Birgit Kirchmayr |
Grazia Prontera | Thomas Spielbüchler (Hg.)

Außerordentliches

Festschrift für Albert Lichtblau

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Publiziert mit Unterstützung
des Amtes der Salzburger Landesregierung
des Magistrats der Stadt Wien – MA 7
der Stadt Salzburg
des Nationalfonds der Republik Österreich
des Zukunftsfonds der Republik Österreich
des Johannes Kepler Open Access Publishing Fund
des Linzer Hochschulfonds



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2019 by Böhlau Verlag GmbH & Co. KG, Kölblgasse 8–10, A-1030 Wien



Dieses Material steht unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International. Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

Umschlagabbildung: Selbstporträt Albert Lichtblau, © Albert Lichtblau

Umschlaggestaltung: Michael Haderer, Wien

Lektorat: Rainer Landvogt, Hanau

Satz: Bettina Waringer, Wien

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN (Print): 978-3-205-23307-7

ISBN (PDF): 978-3-205-23250-6

<https://doi.org/10.7767/9783205233077>

INHALT

Vorwort	11
Editorial.	13

„AUSSERORDENTLICHE“ BEITRÄGE: ZUM LEBEN UND ARBEITEN VON ALBERT LICHTBLAU

MITEINANDER ERLEBT

Katharina Fest-Lichtblau/Theresa Sax-Lichtblau Kinder, Krieg und Kunst	19
Othmar Pruckner Die wilden Wiener Jahre Vom gemeinsamen Studentenleben in einer Wiener Wohngemeinschaft der 1970er-Jahre.	24

MITEINANDER GEARBEITET

Martha Keil „Sehr geehrter Herr Dr. Lichtblau!“ Briefe aus der Sammlung von Lebenserinnerungen am Institut für jüdische Geschichte Österreichs.	33
Hannah M. Lessing Im Garten der Erinnerung Albert Lichtblau zum 65. Geburtstag	37

Eva Blimlinger/Ela Hornung-Ichikawa/Margit Sturm ... die <i>Barfußhistoriker*innen</i> und <i>Oral Historians</i> ... oder Dichtung und Wahrheit Ein fiktives Interview.	43
Jessica Wiederhorn Albert Lichtblau – Audiovisual History Pioneer.	49
Elisabeth Pozzi-Thanner Transatlantische Netzwerke	52
Irmgard Bibermann/Horst Schreiber Ein Blick auf unsere Begegnungen	55
Günther Sandner/Adelheid Schreilechner Kein Salonaufklärer: Albert Lichtblau und die <i>Wehrmachtsausstellung</i> in Salzburg	56
Alois Pluschkowitz Mit Albert ist gut arbeiten und auch gut reisen	63
Karl Rothauer Die außerordentliche Interviewkunst des A.L..	73
Werner Dreier Der Interviewer	79
Dieter Steinert/Helga Embacher „Unser Albert“: Internationalist und <i>Maitre de Plaisir</i> Albert Lichtblau und die internationalen Tagungen <i>Children and War: Past and Present</i> , 2010 bis 2016.	90
Johannes Hofinger <i>I think this is the beginning of a beautiful friendship</i> Albert Lichtblau, <i>Oral History</i> und die Österreichische Mediathek	95
Barbara Staudinger/Hannes Sulzenbacher Bahnhöfe und die Wege dazwischen	104

MITEINANDER GEREIST

Exkursionen mit Albert Lichtblau von A bis Z	109
--	-----

FORSCHUNGSFELDER: ZU DEN ARBEITSGEBIETEN VON ALBERT LICHTBLAU

JEWISH STUDIES

Gerhard Langer

Bewahren – Vergessen – Erinnern

Von der Aufgabe einer Erinnerungskultur am Beispiel der rabbinischen Tradition	133
---	-----

Susanne Plietzsch

Die Frage nach Authentizität in den Jüdischen Studien	148
---	-----

Matthias Marschik

Jüdische Identitäten und Konflikte im „Schmelztiegel Wien“.	156
---	-----

Steven Beller

What is Austrian?

Jews, Difference and Diversity in the Austrian Past – and Future	168
--	-----

BEFRAGT/ERZÄHLT

Alexander von Plato

Nachdenken über <i>Oral History</i> heute.	181
--	-----

Margit Reiter

„Der Zeitzeuge als natürlicher Feind des Historikers“?

Eine Reflexion über <i>Oral History</i>	192
---	-----

Martina Gugglberger

Wem gehört das letzte Wort?

<i>Oral History</i> , Interpretation und <i>Kommunikative Validierung</i>	199
---	-----

Philipp Rohrbach/Niko Wahl	
Bandbreiten der Erinnerung	
Lebensgeschichten im Forschungs- und Ausstellungsprojekt <i>Lost in Administration/SchwarzÖsterreich</i>	211

VERFOLGT

Helga Amesberger/Brigitte Halbmayr	
Behördliche Routinen der Stigmatisierung von Frauen als ‚Asoziale‘	229

Regina Thumser-Wöhs	
Vom <i>Betschina Karl</i> und dem <i>Zahnluckerten Poldl</i>	
Einblicke in Drogensysteme, Drogenkriminalität und	
Drogenbiografien 1929 bis 1945	242

Eleonore Lappin-Eppel	
Selbstdefinition von Österreicher*innen ‚teiljüdischer‘ Herkunft	
während und nach der NS-Zeit.	256

Michaela Raggam-Blesch	
Nachbarn, Freund*innen, Fremde	
Kontakte von ‚Mischehefamilien‘ im jüdischen und	
nichtjüdischen Umfeld in der Zeit des NS-Regimes in Wien	271

VERTRIEBEN

Karl Müller	
Über die Zumutungen der Welt und Augenblicke des Glücks	
Zu einem Aspekt der Lyrik Theodor Kramers (1897–1958)	289

Ursula Seeber	
<i>Oma Goodness!</i>	
Rezeptsammlungen und Kochbücher des österreichischen Exils	305

Martin AchRAINER	
Zwischen Donauland und Schanghai	
Aus dem Leben des Bergsteigers Rudolf Reif (1891–1958).	319

Andrea Strutz	
Auswanderung aus Österreich nach Kanada und erzwungene Flucht, 1923 bis 1945	334
Andreas Praher/Robert Schwarzbauer	
Flüchtlings- und DP-Sportvereine in Salzburg nach 1945	348
Grazia Prontera	
Jüdische <i>Displaced Persons</i> in Süditalien: UNRRA Camps im Salento 1945–1947	363
 ERINNERT/UMKÄMPFT	
Robert Hoffmann	
„Leben bedeutet Kampf!“ Eduard Paul Tratz und die Anpassung an den biologischen Determinismus der NS-Ideologie	377
Birgit Kirchmayr	
(Un-)Geliebte Aphrodite? Ein Streit um eine Statue als Ausdruck erinnerungskultureller Konflikte in der Stadt Linz	392
Thomas Weidenholzer/Peter F. Kramml/Sabine Veits-Falk	
Erinnerungskultur braucht Fakten: <i>Die Stadt Salzburg im Nationalsozialismus</i> Ein Projekt des <i>Stadtarchivs</i> und der Universität Salzburg	402
Thomas Spielbüchler	
Erinnern versus Wiederversöhnung Die Risiken einer zentral gelenkten Erinnerungskultur am Beispiel Ruandas	416

REFLEKTIERT/THEMATISIERT

Ingrid Bauer	
Engagierte Forschung zum Menschenrechtsskandal um österreichische Heimkinder	427
Markus Pusnik	
Paralogische Erzählperspektiven Ein kontemplativer Beitrag zur <i>Unterstützten Kommunikation</i>	443
Michael John	
<i>The Times They Are A-Changin'</i> (Bob Dylan) Protest und Unruhe in Oberösterreich und Salzburg 1968–1975	449
Reinhold Wagnleitner	
Jazz – die klassische Musik der Globalisierung	464
Christoph Kühberger	
Geschichtsethik und ihre praktische Bedeutung Annäherungen	475
Marie-Theres Arnbom	
Sommerfrische. <i>Quo vadis?</i>	491
Roman Winkler	
<i>Pride Health</i> ist <i>Public Health</i> : für eine LSBTI-affirmative Gesundheitspolitik in Österreich Hintergrund, Problemstellung und Leitfrage	500
Tabula gratulatoria.	507
Autor*innen	509
Bildnachweis.	513

VORWORT

Seit knapp 30 Jahren ist Univ.-Prof. Dr. Albert Lichtblau an der Universität Salzburg als Zeithistoriker tätig und hat mit seinen umfangreichen Aktivitäten in Forschung und Lehre und seinen wissenschaftlichen Spezialgebieten wesentlich zur Profilbildung des *Fachbereichs Geschichte* beigetragen. Die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit Österreichs, die intensive Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus sowie die Sichtbarmachung der langen Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Österreich und Europa zählen zu den großen wissenschaftlichen Anliegen, denen sich Albert Lichtblau bereits seit den 1980er-Jahren mit großem Engagement widmet. Es ist daher auch kein Zufall, dass Lichtblau zu den Initiatoren und Gründungsmitgliedern des Salzburger *Zentrums für Jüdische Kulturgeschichte* und des gleichnamigen Masterstudiums an der Universität gehört und bis heute an den zahlreichen Aktivitäten des Zentrums maßgeblich beteiligt ist. In den Jahren 2010 bis 2012 lag auch die Leitung des Zentrums in seinen Händen.

Zu seinen großen Verdiensten, vor allem im Bereich der Lehre, zählt die erfolgreiche Etablierung der *Oral* und *Visual History* am *Fachbereich Geschichte*, in enger Kooperation mit dem *Fachbereich für Kommunikationswissenschaft*. Durch seine Initiative und sein Engagement konnten in den vergangenen Jahrzehnten zahlreiche Interviewprojekte mit Überlebenden der Shoah gemeinsam mit Studierenden sowie mit Schülerinnen und Schülern von Salzburger und Wiener Schulen durchgeführt werden. Daraus entstanden so wichtige Filmdokumentationen wie *Das Vermächtnis. Verfolgung, Vertreibung und Widerstand im Nationalsozialismus (erinnern.at)* oder das Kooperationsprojekt mit dem *Anne Frank Haus* in Amsterdam und der *Survivors of the Shoah Visual History*. Die Auseinandersetzung mit und Aufarbeitung der Verfolgung und Tötung der jüdischen Bevölkerung in Dörfern und Städten Österreichs während der Zeit des nationalsozialistischen Regimes waren und sind eine überaus wichtige gesellschaftspolitische Aufgabe, die von Albert Lichtblau geleistet wird und wesentlich zur Schärfung und Stärkung des demokratischen Bewusstseins junger Menschen beiträgt.

Seit 2014 gehört Lichtblau auch dem wissenschaftlichen Leitungsteam für die Neugestaltung der Österreich-Ausstellung an der *Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau* an. Die zahlreichen Einladungen als Vortragender und *keynote speaker* bei Konferenzen und anderen Veranstaltungen im In- und Ausland widerspiegeln ebenfalls die große Anerkennung seiner wissenschaftlichen Forschungen und Leistungen.

Ein weiterer Aspekt, der die wissenschaftliche Arbeit Lichtblaus auszeichnet, ist, dass er nicht nur im sprichwörtlichen Elfenbeinturm forscht und verharret. Vielmehr ist es

ihm ein großes Anliegen, die von ihm beforschten gesellschafts- und demokratiepolitisch wichtigen Themen auch einer breiten Öffentlichkeit sicht- und hörbar zu machen. Seine umfangreichen Tätigkeiten im Bereich des Ausstellungswesens, der Produktion von Filmdokumentationen mit Zeitzeugen-Interviews wie auch seine zahlreichen Vorträge außerhalb der Universität im Bereich der Erwachsenenbildung geben davon ein deutliches Zeugnis. Dieses wissenschaftliche Engagement jenseits der universitären Mauern ist für Lichtblau seit dem Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn eine Selbstverständlichkeit und wird von ihm als eine wichtige wissenschaftliche und gesellschaftspolitische Aufgabe verstanden. Dass es ihm gelingt, diese Themen tatsächlich in ausgezeichneter Weise den Studierenden zu vermitteln, zeigen mittlerweile zahlreiche seiner Absolventinnen und Absolventen, die erfolgreich diesen Weg der Vermittlung von wissenschaftlicher Forschung nicht nur an der Universität, sondern auch im öffentlichen Raum beschritten haben.

Ebenso gehört das derzeit gesellschafts- und zeitpolitisch überaus aktuelle Thema der Migration bereits seit den 1980er-Jahren zu den Spezialgebieten Lichtblaus. Er war einer der wissenschaftlichen Pioniere zu dieser Thematik in Österreich und hat mit seinen Publikationen wesentlich dazu beigetragen, dass dieses Wissenschaftsfeld Eingang an den heimischen Universitäten fand. Das – gemeinsam mit Michael John verfasste – Buch *Schmelztiegel Wien – einst und jetzt* wurde zu Recht mit dem Preis der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* ausgezeichnet.

Mit der Auseinandersetzung und Bearbeitung all dieser wissenschaftlichen Themen, die lange in der österreichischen Geschichte verschwiegen und – im Gegensatz zu Deutschland – erst nach und nach seit den späten 1970er- und 1980er-Jahren aufgearbeitet wurden, leistet(e) Albert Lichtblau einen unschätzbaren gesellschafts- und demokratiepolitischen Beitrag, für den ihm die Universität Salzburg dankbar ist und auf den sie stolz ist.

Rektor Univ.-Prof. Dr. Heinrich Schmidinger

EDITORIAL

„Das hat so was Ödes, Festschrift, da schläft bei mir alles ein.“¹

Ja, wir wussten es, Albert: Du magst keine Festschriften – aber viele mögen Dich. Und daher ist dieser Band als Anerkennung und Dankeschön zu verstehen. Und der Titel? Du warst gerne ‚außerordentlicher‘ Professor – das Adjektiv, universitären Hierarchien geschuldet, konnte man auch als ‚nonkonformistisch‘ verstehen. Dieses Attribut hat Dir die Universität mit dem Aufstieg in die Professorenkurie genommen – allerdings nur formal. Du bist dem ‚Außerordentlichen‘ treu geblieben, und dem wollten wir mit dem Titel des vorliegenden Bandes Rechnung tragen.

Es war ein Leichtes, Autorinnen und Autoren für diesen Band zu finden. Manche wollten, hatten aber nur eingeschränkt Zeit und fanden schließlich Eingang in die dafür eingerichtete *Tabula gratulatoria*. Inhaltlich gab es keine Einschränkungen für die Beiträge, der Projekttitel war uns gewissermaßen Programm. Und so entstand eine ‚außerordentliche‘ Bandbreite an Texten: von privaten Essays über persönliche Notizen zu Erlebnissen mit Dir bis hin zu wissenschaftlichen Beiträgen rund um Themen, zu denen Du arbeitest und die Du als Historiker (mit)geprägt hast. Ein Inhaltsverzeichnis aus den vielen Beiträgen zu strukturieren war kein leichtes Unterfangen. Es blieb schließlich bei einer thematischen Gruppierung: Zu Beginn steht der Abschnitt ‚miteinander erlebt‘ mit zwei sehr privaten Texten zu Deinem Lebensweg: einer Reflexion Deiner Töchter über ihr Aufwachsen mit dem Historiker-Vater und einer Erinnerung eines langjährigen WG-Kollegen der Studien- und frühen Berufsjahre. Es folgt der Abschnitt ‚miteinander gearbeitet‘, in dem Du von Kolleg*innen und Freund*innen bei der Arbeit beobachtet wirst: der Historiker bei seinem Tun. Es reicht von frühen ersten gemeinsamen Projekten bis hin zu Arbeiten, mit denen du gegenwärtig beschäftigt bist. Das nächste Kapitel – ‚miteinander gereist‘ – ist den Exkursionen gewidmet, für deren Organisation Du Generationen von Studierenden in Erinnerung bleiben wirst. Rund 30 Jahre warst Du mit einer Vielzahl von Menschen in aller Welt unterwegs, um dabei Dinge zu vermitteln, die in einem Seminarraum nicht gelehrt und gelernt werden können.

1 Zitat nach einem Mail von Albert Lichtblau an das Redaktionsteam der Zeitschrift *Chilufim*, o.D. Wir danken Johannes Hofinger für das Zitat!

Als Mitbegründer und Stellvertretender Leiter des *Zentrums für Jüdische Kulturgeschichte* an der Universität Salzburg hast Du Dich intensiv mit den Konsequenzen von Selbst- und Fremdzuschreibungen des ‚Jüdisch-Seins‘ auseinandergesetzt. Dem trägt der erste thematische Block der wissenschaftlichen Beiträge Rechnung. Der Übertitel ‚jewish studies‘ war angesichts der begrifflichen Debatten in diesem Feld keine leichte Entscheidung, wir verzichteten in diesem Fall auf weitere differenzierende Partizipien, die wir sonst als Überschriften für die einzelnen Forschungsgebiete gewählt haben. ‚befragt/erzählt‘ fasst Beiträge zusammen, die sich um *Oral History* gruppieren. Diesen methodischen Zugang hast Du in Österreich entscheidend mitgeprägt und warst feder- bzw. kameraführend bei der Weiterentwicklung zur *Audiovisual History*. In Deinen Arbeiten war immer wieder eine Thematik zentral: Leben im und Überleben von Nationalsozialismus und Shoah. Diesem Themenkreis sind die Beiträge des Abschnitts ‚verfolgt‘ zugeordnet. Mit der Verfolgung durch das NS-Regime waren Flucht und Exil, ebenfalls wichtige Themen Deiner Forschungen, verbunden, die Texte dazu sind im Kapitel ‚vertrieben‘ zusammengefasst. Thematischer Schwerpunkt der Beiträge unter ‚erinnert/umkämpft‘ ist der Umgang mit der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Erinnerungspolitik sind oft mit der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus verbunden; wie die Beiträge zeigen, spielen sie aber auch in anderen Kontexten eine zentrale Rolle. Es folgt das Kapitel ‚reflektiert/thematisiert‘, das noch einmal die Diversität Deiner Interessen zum Ausdruck bringt und verschiedenen Bereichen der Zeitgeschichte, aber auch anderen Disziplinen gewidmet ist.

Als Herausgeber*innen dieses Bandes kennen wir Dich in vielen Rollen: als Lehrer, Kollegen und Freund, wobei diese Rollen ineinanderfließen und man von Dir als Kollege und Freund immer wieder lernen kann. Wir kennen Dich außerdem als feinsinnigen Netzwerker und als jemanden, der seine Botschaft über die *scientific community* hinaus trägt. Im Rahmen von Ausstellungen, Vorträgen, Diskussionen und vor allem mit Deiner Leidenschaft zur Gestaltung von Dokumentarfilmen war es Dir auch immer ein Anliegen, ein Publikum außerhalb des „Elfenbeinturms“ zu erreichen. Eine der wichtigsten Lektionen, die Du uns allen mitgegeben hast, ist es wohl, der Geschichte/den Geschichten von anderen zuzuhören. Aber sollten Historikerinnen und Historiker das nicht ohnehin machen? Vielleicht – aber wenige machen es so gut wie Du.

Last but not least sagen wir allen danke, die sich in irgendeiner Weise an diesem Band beteiligt und bis zur Drucklegung Stillschweigen bewahrt haben, ob als Autor*innen, als Informant*innen – danke, liebe Anna – oder als ideelle Unterstützer*innen. Ein großer Dank ergeht zudem an alle Institutionen und Förderstellen, die diese Festschrift mit einem finanziellen Beitrag möglich gemacht haben. Zuletzt danken wir Ursula Huber für die Projektbetreuung von Seiten des Böhlau Verlags!

Und nun, lieber Albert, wünschen wir Dir ‚außerordentlich‘ angeregte Stunden beim Schmökern in Deiner Festschrift!

Birgit, Grazia, Martina, Regina, Tom
Linz/Salzburg, Jänner 2019

„Außerordentliche“ Beiträge:
Zum Leben und Arbeiten von
Albert Lichtblau

MITEINANDER ERLEBT

KINDER, KRIEG UND KUNST

Wir wuchsen mit einem Vater auf, dem sein Leben seine Arbeit und seine Arbeit sein Leben war. Er war oft unterwegs. Und dann war er länger wieder da. Bisher kennen wir niemanden, der seine Arbeit so gerne macht wie er, eine nie aufhörende Neugierde auf Neues bzw. Vergangenes hat und meistens die richtigen Fragen stellt. Natürlich kam es dadurch zu Vermischungen von Privatem und Beruflichem, waren unklare Grenzen zwischen Freizeit und Job vorhanden. Wenn wir im Urlaub waren, sind plötzlich berufliche Interessen aufgetaucht. Andersrum natürlich auch. Wir sahen das als Gewinn. So konnten wir dank seines Berufs mit in die Ukraine, in die DDR, nach Ungarn, New York und Chicago.

Ein Augustmorgen mitten in der Festspielzeit im Salzburger Café Bazar. Unser gemeinsames Erinnern an das Leben mit Albert soll hier beginnen. Wir sind Alberts Töchter, Theresa und Katharina. Damit wir einen Platz auf der Terrasse bekommen, sind wir schon um acht Uhr hier – eine gute Entscheidung, da eine halbe Stunde später die Terrasse mit schicken amerikanischen Familien, aufgeregten Japanerinnen und Japanern und Tageszeitung lesenden Einheimischen gefüllt ist. Die Stadt ist erwacht. Kurz davor hatten wir mit der Partnerin von Albert telefoniert und ihr erzählt, dass wir ins Bazar gehen wollten, um den Text für Albert zu schreiben, nicht wissend, dass das Telefon auf laut geschaltet war. Aus dem Off hörten wir von Albert: „Oh, das Bazar“ – es war offensichtlich, dass er gerne mit uns mitgekommen wäre – in diesem Fall konnten wir es ihm nicht anbieten. Der Besuch im Kaffeehaus gehört zu seiner täglichen Arbeit. Im Stimmengewusel sitzen, Texte lesen, dazu einen großen Braunen trinken, Kolleg*innen, Freund*innen, Menschen aus der ganzen Welt treffen – ein Fixpunkt. Auch Familienausflüge wurden rund um ein nettes Kaffeehaus geplant – immer Kopien, Textmarker und einen Kugelschreiber mit dabei. Der Besuch im Kaffeehaus dauerte in Kindheitstagen eine gefühlte Stunde und der anschließende Spaziergang war auf 20 Minuten beschränkt.

Die ersten Erinnerungen – das Tipperäusch des Zweifingersystems auf der mechanischen Schreibmaschine, der Geruch nach kaltem Kaffee, Wrigley's-Kaugummi auf dem Schreibtisch, Jimi Hendrix auf dem *turntable*, ‚Schnuddelzigaretten‘ (Zigaretten, die nie geraucht wurden) hinter dem Ohr und im Mund. Der Soundtrack zum Arbeiten ist bestens ausgewählt; zwischen Keith Jarrett, Neil Young und Bachs *Brandenburgischen Konzerten* füllen sich die Seiten mit Zeitgeschichte. Die Musik ist der Rhythmus für seine

Arbeit, pusht und inspiriert ihn. Erst die Musik schafft für ihn einen kreativen Rahmen, in den er abtauchen kann. Sein Arbeitszimmer zuhause war gefüllt mit Musikinstrumenten, wobei er Klavier gelernt hat. Ein Multiinstrumentalist – zu seiner Sammlung zählten Saxofon, ein besonders beeindruckender Kontrabass, eine zwölfsaitige Gitarre und diverse irische Metallflöten sowie unterschiedlichste Trommeln. Für uns als Kinder eine Möglichkeit zu experimentieren. Dazu die vielen Schallplatten und eine eigene Single-Sammlung mit Hits der Neuen Deutschen Welle – wie *Fred vom Jupiter*, *Eine Königin mit Rädern unten dran*, *Sonderzug nach Pankow* –, das war unsere Kindermusik, die wir mit übergroßen Kopfhörern hören durften. Zur musikalischen Früherziehung zählte auch eine stundenlange *Woodstock*-Dokumentation, die uns nachhaltig geprägt hat. Auf die Frage, was die Musiker*innen jetzt machen, kam fast jedes Mal die Antwort: „an einer Überdosis gestorben“. Die beste Drogenprävention – Zeitgeschichte wirkt.

Zurück zum Ursprung. Wir erinnern uns an Alberts erstes Büro in Wien. Die ganze Universität war düster und etwas muffig. Durch eine breite Tür kamen wir in den großen Raum. Gleich rechts befand sich ein Waschbecken. Wofür auch immer. Topfpflanzen gab es keine, und die Zeit des Wasserkochers war noch nicht gekommen. Geradeaus war eine Treppe und eine kleine Empore mit ‚barockem‘ Balkongeländer. Auf der Bühne befanden sich links und rechts jeweils ein Schreibtisch. Die Wissenschaftler saßen mit den Rücken zueinander: Albert links und sein langjähriger Freund und Kollege, Michael John, rechts. Überall stapelten sich Bücher, Papiere und Zettel. Ein geordnetes Chaos – in diesem Büro entstand der *Schmelztiegel Wien*.

Zu der Zeit wurde noch mit der Schreibmaschine getippt. Davon gab es bei uns zuhause zwei Stück. Eine sehr alte schwarze, die quietschte und für uns Kinder da war, und eine beige, die mit Aufklebern verschönert war. Auf dieser konnte Albert zweifarbig schreiben – rot und schwarz. Großartig! Im Schreibtisch befanden sich auch immer Fläschchen mit Tipp-Ex.

Das Büro in Berlin stellte sich als Kontrastprogramm heraus. Klein. Hell. Kahl. Weiß. Aber im zehnten Stock an der Technischen Universität – mit Blick über Berlin. Der erste Computer – ein Atari. Hier war kein Platz für spielende Kinder, wir durften zeichnen und mussten uns ruhig verhalten. Eine sterile Umgebung, in der Albert einer von vielen war. Wir befanden uns in Westberlin, kurz vor dem Mauerfall. Der Besuch in der anderen Hälfte der Stadt war jedes Mal ein Abenteuer. Die Grenze, die Hunde, das Graue, der Gestank, der ausgezeichnete Schinken-Käse-Toast im Palast der Republik. Die Leute waren reserviert, und wir hatten keine Möglichkeit, Kontakt zu anderen Kindern aufzunehmen. Die Fahrt in die Ferien – nach Österreich – war geprägt von Grenzkontrollen, stinkenden Trabis, einer 100er-Beschränkung auf der Autobahn und dem monotonen Autofahrgeräusch der Betonplatten-Straße.

An der Salzburger Universität fand Albert Anfang der 1990er-Jahre seine *homebase* in einem hellen Altbaubüro. Es ist freundlich, die Türen stehen offen, und er ist umge-



Katharina, Albert und
Theresa Lichtblau.

ben von Kolleginnen und Kollegen, die an uns Kindern interessiert sind. Ein Büro, das sich füllt mit diversen Bildern, Plakaten und Fotos aus seinem Leben. Ein eingerahmter Zettel bei der Tür „Wer diesen Zettel list ist dum“ (Verfasserin: Katharina Lichtblau, 6 Jahre).

Bevor ein Beamer zum alltäglichen Gebrauch in der Gesellschaft gehörte, hatten wir das mediale Vergnügen, in der vorlesungsfreien Zeit im Hörsaal *Lucky Luke* zu sehen. Mit allem Drum und Dran. Chips. Limo. Volles Kinofeeling in der Privatvorstellung.

Katharinas erste Erinnerung an eine direkte Konfrontation mit Alberts Beruf datiert in die Kindergartenzeit. Die Kinder und Pädagoginnen saßen im Sesselkreis und jedes Kind durfte erzählen, was die Eltern arbeiten. Ihr fiel ein, ein Beruf mit „H“. Nein, Handwerker war er nicht. Da war sie sich sicher. Auch wusste sie, Albert arbeitet irgendwas mit Geschichte oder Geschichten. Aber nicht so wie Märchen. Anders halt ... aber wie genau konnte sie nicht beantworten. Einen Doktor als Vater zu haben, der nicht Arzt ist, war schwer zu verstehen und zu erklären.

Unsere zweite Sitzung zum Schreiben findet im Restaurant M32 auf dem Mönchsberg statt. Es ist Ende September, die Blätter färben sich bunt, der Himmel ist bewölkt. Albert ist in Kanada und schwärmt vom *Indian Summer*. Manchmal fallen Sonnenstrahlen durch die Wolkendecke und heben einzelne Orte hervor. Salzburg liegt zu unseren Füßen. Die Kirchenglocken schallen den Mönchsberg hinauf. Der Blick ist auf die kleine konservative Stadt gerichtet, die Albert liebt und mit deren Grundeinstellung er seine Schwierigkeiten hat. Die Schönheit der Stadt blendete ihn nicht, er hat sich langsam mit dem Offensichtlichen, dem Glatten, dem Geschliffenen arrangiert – seine Plätze gefunden und sie lieben gelernt. Es war keine Liebe auf den ersten Blick – wie in New York, Budapest oder Berlin. Eigentlich ist Salzburg der Ort, an dem er die längste Zeit seines Lebens verbracht hat. Sein Ort, an den er zurückkehrt, wo er auftankt und Familie hat.

Er gehört zu den Salzburger*innen, die sich über die Tourist*innen in der Innenstadt freuen. Aus seiner Perspektive kommt die Welt nach Salzburg und macht die Stadt so erst interessant. Egal ob asiatische Reisegruppen auf dem Makartsteg, eine italienische Jugendgruppe am Residenzplatz, die aufgeregt gestikuliert und kommuniziert, oder eine amerikanische Fahrradgruppe, die singend mit Liedern aus *Sound of Music* beim Schloss Leopoldskron vorbeifährt, er fühlt sich mittendrin äußerst wohl und genießt das Treiben.

Die Bettler haben Albert ein Stück seiner Kindheit im niederösterreichischen Loosdorf nach Salzburg zurückgebracht. Vor rund 200 Jahren haben sich Jenische – „fahrende Völker“ – in Loosdorf angesiedelt. In Alberts Kindheit lebten sie am Rande des Dorfes in Baracken, redeten ihre eigene Sprache, Jenisch, und waren bekannt für aufregende Geschichten. Heute wird Albert auf dem Weg zur Arbeit von bereits bekannten Gesichtern begrüßt und sie wünschen: „Alles Gute la Familia!“ Er freut sich über ein Stück Heimat in Salzburg.

Wir waren bei einigen Interviews von Albert mit jüdischen Emigrant*innen dabei. Eine immer wiederkehrende Frage war: „Was ist Heimat für dich?“ Von klein auf waren uns die Themen Krieg, Flucht und Vertreibung präsent. Das Wissen darüber, dass eine Religion, eine Hautfarbe, eine sexuelle Orientierung oder politische Überzeugung ausreicht, um verfolgt und getötet werden zu können, war omnipräsent. Es gehörte zu unserem kindlichen Spiel bzw. Gedankenspiel, was nehmen wir auf der Flucht mit, wohin – möglichst weit weg – sollten wir gehen. Die Option, in einem diktatorischen System zu bleiben, stellte sich nicht. Beim ersten Enkelkind kam die Anregung, dieses doch in den USA zu entbinden, damit es die amerikanische Staatsbürgerschaft bekommt. Das war lange vor Trump, jetzt würde er uns das nicht mehr raten.

Wieder ein Sonntag. Und ein neues Kaffeehaus: Schweiger Deli – das hippe Publikum findet den Weg nach Itzling. Eine kleine schwarz-weiße Französische Bulldogge, anscheinend zum Lokal gehörend, läuft von Tisch zu Tisch und begrüßt grunzend die Gäste. Hinter dem Tresen steht die junge Chefin und bereitet mit Herzblut das Frühstück für das gemischte Publikum zu. Zwei kleine Kinder in Socken laufen durch den Raum, lachen, sind laut und fühlen sich wie zuhause. Das kleine Mädchen mit Schnuller quietscht fröhlich, sobald der Hund in die Nähe kommt. Im Hintergrund spielen leise Jazz-Töne. In diesem familiären Ambiente erinnern wir uns an Begegnungen mit Zeitzeuginnen und -zeugen, die uns geprägt haben. Prive Friedjung. Eine ausdrucksstarke Frau, ein markantes Gesicht, wache Augen mit großen Tränensäcken, knochige, lange Finger und barfuß in der dunklen Wiener Wohnung. Ihre Stimme war beeindruckend tief. Ihre Sprache war blumig, mit ihrem ostjiddischen Akzent, für uns wie aus der Zeit gefallen. Erst viel später verstanden wir ihre Geschichte, ihre Schwere und Stärke zugleich. Regelmäßig schickte sie uns per Post einen harten, rautenförmig geschnittenen Nusskuchen, ähnlich Cantuccini, eingewickelt in Alufolie in einer leeren Pralinenschachtel. Aus der Interviewarbeit entstand eine tiefe Freundschaft zwischen der alten Frau und Albert.

Die Familie Münz besuchten wir in deren Sommerfrischeurlaub in Hofgastein. Herr Münz, ein kleiner, rundlicher Mann mit Glatze, und Frau Münz, eine vornehme, sanfte Dame. Mit dabei war auch die ältere Schwester, mit rauher Stimme, klein und zynisch. Von den zwei Schwestern kam der Ausspruch über uns: „Die eine so licht, die andere so dunkel.“ Während unser Vater die Interviews führte, durften wir im Schwimmbad baden. Cola trinken. Die Damen erzählten uns Geschichten aus ihrer Kindheit in Wien, von Dobermännern auf der Couch und kleinen Brüdern, die sie außen auf der Hausfassade von einem Fenster zum anderen schickten.

Nächster Schauplatz war New York. Albert arbeitete dort ab den 1990er-Jahren und verbrachte viel Zeit in der Stadt. ‚Stammtisch‘ bei Gaby Glückselig, Fußballklub und *Leo Baeck Institute*. In Spanish Harlem besuchten wir Mimi Grossberg. Als sie dorthin zog, war es ein deutschsprachiges Viertel. Im Laufe der Zeit veränderte sich die Nachbarschaft, es wurde afroamerikanisch und plötzlich lebte sie in einem Latinoviertel. Mimi blieb immer Österreicherin. Die Sprachen um sie herum in Harlem änderten sich. Sie sprach ein paar Brocken Englisch und kein Spanisch. Die Poetin Mimi beeindruckte uns sehr. Ihre kleine, zierliche Erscheinung passte zu ihrer liebenswürdigen Art. Uns gegenüber zeigte sie großes Interesse, stellte uns Fragen und hörte mit wachen Augen zu. Als Abschiedsgeschenk bekamen wir einen kleinen, blauen Hut.

Stella Hershman empfing uns freundlich, aber distanziert. Die Wohnung in Greenwich Village war durchgestylt und hell. Sie erzählte viel von sich. Wenn sie ein Gespräch suchte, dann nur mit unserem Vater. In New York erinnerte sie das Kopfsteinpflaster in ihrem Viertel an ihre Heimatstadt Wien. Besonders beeindruckt hat uns die Anekdote, dass ihr Mann sie niemals ohne Make-up gesehen hat – ihr Roman über die Kaiserin Sisi passt in dieses Bild.

Als Albert ein Auslandssemester in Chicago unterrichtete, flogen wir als junge Frauen zu ihm. Chicago war kalt, windig, und wir wohnten auf einem sicheren Uni-Campus mitten im Ghetto. Mit der U-Bahn fuhren wir oberirdisch durch den Süden der Stadt. Einige Stationen waren geschlossen, umgeben von ausgebrannten Häusern. Diese Kluft zwischen Arm und Reich – Schwarz und Weiß – war offensichtlich und irritierte uns zutiefst. Bei Gerda Lerner waren wir in ihrem großzügigen Architektenhaus außerhalb von Chicago zu Gast. Sie lud uns auf ein Abendessen ein. Als Dessert gab es Grüne-Tomaten-Pie. Während des Essens wurden wir verwickelt in interessante Gespräche über die ‚Natives‘, das *Civil Rights Movement* und das Leben in Österreich.

Chicago war die letzte große Reise. Danach begannen wir mit unseren Ausbildungen. Reisten nach unseren eigenen Interessen. Was uns auf unseren Reisen und in unserem Leben weiter begleitet, ist das Interesse an Lebensgeschichten, das Zuhören und Nachfragen.

Hätte Albert seinen Platz in der Arbeitswelt nicht in der Geschichte gefunden, wäre er wahrscheinlich irgendwo bei den Künsten gelandet. Oder beim Schreiben über die Künste.

DIE WILDEN WIENER JAHRE

VOM GEMEINSAMEN STUDENTENLEBEN IN EINER WIENER
WOHNGEMEINSCHAFT DER 1970ER-JAHRE. UNSYSTEMATISCHER
BERICHT EINES ZEITZEUGEN ÜBER GEMEINSAME REISEABENTEUER,
ERSTE KOCHERFAHRUNGEN, ANTI-AKW-DEMONSTRATIONEN UND DIE
LANGE SUCHE NACH EINEM PASSENDEN JOB

Wo wir uns tatsächlich das erste Mal begegneten, bleibt im Dunkel der Geschichte verborgen. Vielleicht bei einem Fest im Studentenheim Auersperg auf der Zweierlinie. Vielleicht in der Wohngemeinschaft von Fredi in der Kriehubergasse, vielleicht im *Büchedich*, einem verrauchten Souterrainlokal auf der Zweierlinie, auch *Lepra* genannt.

Es eilte ihm jedenfalls der Ruf voraus, anders zu sein als die anderen. Alternativ sicher, aber politisch nicht festgelegt, nicht einmal in einer Basisgruppe engagiert. Fleißiger Demonstrationsgeher war er auch keiner. Er war: ruhig, zurückhaltend, jedenfalls kein Frauenheld, kein großer Schmähführer. Hatte er überhaupt eine richtige Freundin? Man wusste es lange nicht. Eines der frühen Bilder, das ich von ihm habe: ein Fest, zu später Stunde. Lili liegt am Boden, die Beine hochgelagert auf einem Bett. Er lag einfach so da, während wir anderen brav auf der Bettkante oder auf Sesseln saßen. Er lag nicht, weil er betrunken war, sondern weil es ihm so gefiel, er fand die Position bequem oder auch: lässig. Das war's. Betrunken habe ich ihn überhaupt nie erlebt. Übrigens: Alle Freunde und Bekannten kannten ihn nur unter dem Namen Lili. Niemand nannte ihn Albert, ich wusste lange gar nicht, dass das sein richtiger Vorname war.

Lili also. Natürlich war er auch für die Besetzung der *Arena* und gegen das Atomkraftwerk Zwentendorf, anders ging das damals gar nicht. Da demonstrierte dann auch er, zumindest bilde ich mir das ein. (*Oral History* birgt, zumindest in meinem Fall, gewisse Unsicherheiten.) Ich sehe ihn vor mir, beim großen Demonstrationszug in der großen Hitze, draußen in Zwentendorf, in der blauen Jeans-Latzhose, mit langen, lockigen Haaren. Er hatte fast immer Latzhosen an, so wie ich später auch. Wahrscheinlich bin ich durch ihn zum Latzhosenträger geworden, aber das kann in Wahrheit auch andersher-

um gewesen sein. Was uns jedenfalls verband: unser Bekleidungsstil. Wir trugen möglichst ungebügelte, ausgewaschene, abgetragene Sachen, erstens, weil es uns ‚lässig‘ erschien, zweitens, weil es praktisch war, und drittens, weil es genau jenes Geld sparte, das ohnedies keiner von uns hatte.

Wichtiger als alles andere war für mich, dass er Sohn eines Lokführers war. Er liebte es, mit Zügen quer durch Europa zu fahren, so wie ich auch. Allerdings mit dem kleinen Unterschied, dass er, als Eisenbahnerkind, das auch noch gratis tun konnte.

Fernweh war also der wahre Grund, der uns näher zueinander brachte. Er sagte, er wolle nicht mehr alleine reisen, er wolle die Erfahrungen und Erlebnisse gern mit jemandem teilen, darüber reden können. Es wunderte mich, dass er ausgerechnet mich fragte, aber klar: Ich nahm die Einladung dankend an. Irland war unsere Ouvertüre. Auch weil und obwohl es Freunde und Bekannte für eine ausgewachsene Schnapsidee hielten, im Winter ins regen- und nebelreiche Irland zu fahren, machten wir uns auf den Weg, und weil wir nicht feig waren, war das Ziel der Norden. Der Nordirlandkonflikt war damals noch heiß, die Briten führten sich auf wie eine richtige Besatzungsmacht, es gab immer wieder Bombenanschläge der IRA. Vor allem aber wurde scharf geschossen. Und das wollten wir uns unbedingt einmal aus der Nähe anschauen.

Aus Angst vor Durchnässung und anschließender Erkältung trugen wir Gummistiefel, was, wie unschwer vorstellbar, geruchsmäßig bald ein Problem darstellte. Die Reise selbst verlief aber erfolgreich. Wir fuhren, was schon etwas ungewöhnlich war, am 24. Dezember abends ab. Der Nachtzug war menschenleer, der Schaffner dafür ein Menschenfreund. Er schenkte uns „zum Christkindl“, wie er sagte, ein ganzes Liegewagenabteil. Nur für uns! Das war purer, nie da gewesener Luxus. Wenn eine Reise schon so beginnt, kann sie nur gut ausgehen, sagten wir uns. Überhaupt: Lili war immer Optimist. Einer, der die positiven Seiten sah, der positiv dachte, nicht automatisch alles schlecht machte, sondern sich freuen konnte über die schönen Dinge des Lebens. Ich habe ihn niemals wütend oder böse oder laut erlebt. Er war, wie man das damals wohl nannte, ein Softie.

Um wieder auf die Reise zu sprechen zu kommen: In den fröhlichen 1970er-Jahren gab es noch keinen Tunnel unter dem Ärmelkanal, und zu Weihnachten, aber das konnten wir in Google-losen Zeiten natürlich nicht wissen, war der Fährbetrieb über den Kanal eingestellt. *Sorry, no ferry boats!* Wir strandeten also vorerst in Oostende und belegten gleich einmal eine Bank des Wartesaals. Auch einige andere Tramper lagerten hier im Halbdunkel, dösten oder aßen Kekse. Nicht weit von uns entfernt im Halbdunkel saß ein Mann mit sehr langen Haaren, ein echter Hippie. Ich mochte ja Hippies nicht wirklich, aber dieser Wartende hatte ein Geschenk des Himmels in seinem Reisegepäck: eine Querflöte. Im Halbdunkel des Saales sahen wir, wie er das Instrument zusammenbaute und schließlich an den Mund setzte. Er spielte die *Bourée* von Jethro Tull (in Anleh-

nung an Johann Sebastian Bach) und nach ein paar Sekunden schon war klar, dass da kein dilettierender Hippie an der Arbeit war, sondern einer, der seine Sache mehr als nur gut verstand. Wir erlebten an diesem späten Abend des Christtags das zweite Weihnachtswunder dieser erst jungen Reise. Die Halle verwandelte sich in einen Konzertsaal, wir waren glücklich, fühlten uns reich beschenkt und, ja, durchaus weihnachtlich verzaubert.

Am 26. Dezember frühmorgens, irgendwann um zwei oder drei Uhr, durften wir endlich aufs Schiff. Ein Bus brachte uns von Dover in die Stadt, denn – *Sorry! No trains!* – am 26. Dezember, dem *Boxing Day*, fuhr in den späten 1970er-Jahren in ganz England kein einziger Zug. Wir begannen also, mitten in London, den Daumen rauszustrecken, schließlich mussten wir rasch hinüber nach Fishguard, um die Fähre nach Irland zu erwischen. Das war eine ‚Challenge‘, aber, was soll ich sagen: Wir waren ein Team, hatten den nötigen Biss und kamen gut voran. Wenn’s gut läuft, läuft’s gut! Das war Lilis Motto. Erst an der Grenze zu Nordirland wurde uns dann einigermaßen bang. Der alte Mann, der uns in seinen noch älteren Lorry einsteigen ließ, gab uns ersten Nachhilfeunterricht in Irisch: Nein, nach *Londonderry* fahre er nicht. Er wiegte sein Haupt bedächtig und erklärte, dass er nach *Derry* fahre. „People here say *Derry*. They never say *Londonderry*, you know“, sagte er, und seine Stimme hatte etwas Warnendes. Wir verstanden ihn besser, als wir uns zu Fuß in der Grenzstadt Derry auf Herbergssuche machten. Eine Patrouille kam den Straßenzug entlang, zwei schwer bewaffnete Soldaten sicherten vor jeder Hausecke nach vorne, einer nach hinten. Lili erzählt heute noch, dass einer von ihnen direkt auf uns gezielt habe. Ich kann genau diese Tatsache nicht bestätigen (*Oral History!*), aber bedrohlich war das Bild in jedem Fall. So also schaut Krieg, Bürgerkrieg aus, jetzt wussten wir es, zumindest ungefähr. Wir schliefen in billigen Absteigen, auch in einem Obdachlosenquartier, versuchten, mit den Menschen, den richtigen Menschen (!) zu reden, uns ein Bild zu machen und verstanden doch herzlich wenig. Sahen hohe Mauern in Belfast, Stacheldraht überall, Polizei, Panzerwägen, Soldaten.

Die Chemie zwischen uns Abenteuerreisenden stimmte, das merkt man auf einer Tour wie dieser ziemlich rasch. Wir aßen *fish & chips*, gingen in Pubs, tranken das eine oder andere *pint* und vertieften nebenher unsere Liebe zu irischer Musik. Die Platte der *Clannad*, die ich kaufte, zählt heute noch zu meinen allergrößten Wertgegenständen. –

Bald einmal hatte Lili dann doch eine Freundin, und die wohnte zufällig in meiner Wohngemeinschaft in der Schleifmühlgasse. Zuerst war er häufig zu Gast, dann zog er ein. Recht viel Hab und Gut brachte er nicht in den gemeinsamen Haushalt mit, aber im Handgepäck hatte er immerhin einen Kontrabass. Nicht, dass er ein Musiker gewesen wäre, er konnte das Instrument auch gar nicht richtig spielen, zupfte nur ab und zu an den Saiten herum. Aber: Er liebte dieses Gerät, er mochte es einfach, schon der Form wegen. Soviel ich weiß, ist der Bass noch heute in seinem Besitz.

Ab sofort gemeinsam unter einem Dach lebend, eroberten wir nicht nur Nordirland, sondern auch Wien. Wir checkten, wenn es irgendwo in der Stadt in einer befreundeten Wohngemeinschaft oder in einem Lokal ein ordentliches ‚Festl‘ gab und zogen gemeinsam hin. Auch in der Schleifmühlgasse selbst veranstalteten wir immer wieder Feste, bei manchen kamen bis zu 100 Leute in die Wohnung.

Schon bald nach Irland absolvierten wir eine Bahnreise zu viert, ins österliche Sizilien. Lili und seine Freundin, ich und meine Partnerin. Ziel war die Karfreitagsprozession in Trapani, aber wir kamen auch nach Catania und Palermo, sogar auf die Liparischen Inseln. Gemeinsam bestiegen wir den Stromboli. Das vergisst man so schnell nicht, eine Nacht auf dem feuerspeienden Vulkan, das schweißst zusammen.

Nicht nur unsere gemeinsamen Reisen, sondern vor allem das Zusammenleben in der WG war wechselseitig befruchtend. Ich lernte von ihm vermutlich mehr als er von mir, schließlich war er drei Jahre älter. Zum Beispiel lernte ich, wie man Nudeln kocht und dass sie, mit einer Dose Paradeissugo übergossen, schon eine ausreichend sättigende Mahlzeit hergeben konnten. Er zeigte mir, einem konsequenten Mensa-Esser, auch, wie eine ordentliche Nachspeise geht: ein Becher Naturjoghurt, zwei Löffel Marillenmarmelade hineingerührt, fertig. Wunderbar!

Um hier kein falsches Bild zu zeichnen: Lili reiste nicht nur und besuchte wilde Feste. Er las auch viel, und zwar in allen Lebenslagen. Er las im Liegen, im Sitzen, im Stehen, beim Zufahren, in der Straßenbahn, in der U-Bahn (die wurde gerade gebaut und eröffnet, als wir in der Schleifmühlgasse wohnten), er las an Haltestellen, im Autobus, beim Gehen wahrscheinlich auch. Immer war ein Buch mit dabei, jede Minute wurde genützt. Er unterstrich immer mit Bleistift, glaube ich zumindest. Vorbildlich!

Außerdem waren Lili und seine Freundin, so schien es mir damals, ein vorbildliches Paar. Schon bald war sie schwanger, was mich vorerst mit Sorge erfüllte: ein Kind in der Wohngemeinschaft, wie soll das gehen? Aber Lili war – natürlich! – ein guter, fast möchte ich sagen, vorbildlicher Vater. Gelassen, sanftmütig, ruhig. Das erste Kind, das ich je wickelte, war die erste Tochter von Lili. Die Nummer zwei kam sogar in der Wohngemeinschaft als ‚Hausgeburt‘ auf die Welt. Das war die Zeit, in der auch Hausmusik in der Schleifmühlgasse Hochkonjunktur hatte. Lili hatte sich einige Griffe auf der Gitarre beigebracht, seine Freundin sang für ihr Leben gern, und ich war mit dabei, mit reinem Herzen und belegter Stimme. Wir sangen diverse ‚rote‘ und auch sonstige Liederbücher rauf und runter. *Bandiera rossa* ebenso wie *Ans Peters Brünnele*, *Das Atom ist saudumm* ebenso wie *In die Berg bin i gern*, *Puff, the Magic Dragon* und, unvermeidlich, *Blowin' in the Wind*. Ab und zu standen auch die *Arbeiter von Wien* auf dem Spielplan.

Apropos Arbeiter und arbeiten: Wir sangen gemeinsam, hatten aber noch keinen Beruf und vor allem keine klare Vorstellung davon, was aus uns überhaupt werden sollte. Wir wussten nicht, was wir wollten, dafür ziemlich gut, was wir nicht wollten. Er studierte

immer schon Geschichte, sah aber wenig Chancen, damit einen Job zu bekommen. Als junger Vater hatte er sich deshalb darangemacht, einen Brotberuf zu erlernen, und besuchte zu diesem Zweck die *Pädagogische Akademie*. Doch was wollten wir wirklich werden? So etwas wie einen Karriereplan gab es nicht. Ich studierte an der Uni Deutsch und Geografie fürs Lehramt, aber ein Leben lang Lehrer sein, das konnte ich mir genauso wenig vorstellen wie er. Wir suchten Ideen und fanden Lassi, einen Schulfreund Lilis. Der hatte seinen schönen Posten als Hauptschullehrer, kaum angetreten, auch schon wieder hinge-schmissen, und zwar, um LKW-Fernfahrer zu werden. Im schönen Mai fuhr Lili mit Lassi nach Griechenland. Die Dias, die die beiden dann vor versammeltem Wohngemeinschafts-Publikum herzeigten, waren inspirierend genug. Fortzufahren, etwas zu erleben und dabei noch gutes Geld zu verdienen, das schien uns nun wirklich eine, wenn nicht *die* sinnvolle Perspektive fürs Leben zu sein. Ab sofort und für einige Zeit wollte zumindest ich unbedingt Fernfahrer werden, machte den LKW-Anhänger-Führerschein und fuhr schon 1979 mit Hängerzügen in die Türkei und das Jahr darauf nach Bagdad und Mossul. Auch Lili machte nach seiner Pädak-Ausbildung den LKW-Führerschein. Da kann ich aber gar nicht mehr sagen, ob das noch in Wien oder schon in Salzburg war. Denn: Die gemeinsame Zeit in der WG war früher als erwartet auch schon wieder vorbei. Weichen wurden neu gestellt, die Wege trennten sich. Die junge Familie Lichtblau übersiedelte nach Neumarkt am Wallersee, danach für ein Jahr auf einen Bauernhof nach Oberösterreich. Irgendwann in dieser Umbruchphase wohnten die Lichtblaus samt Kindern auch ein Jahr lang in Berlin. Ich besuchte die Familie hier wie dort, doch der Kontakt wurde rasch loser. Lili schrieb Briefe, aber ich war diesbezüglich nachlässig. In jener Post-WG-Ära war von einer wohlbestallten Arbeit als Universitätsprofessor noch lange nicht die Rede, eher davon, ob und wie man als Aussteiger über die Runden kommen könnte. Einmal fuhren wir noch gemeinsam fort, gaben quasi unsere Abschiedsvorstellung: wieder zu Weihnachten und wieder eine etwas härtere Partie, nämlich im Cockpit eines Volvo-LKWs. Ich durfte eine Ladung von Wien nach Straßburg führen und anschließend riesige Papierrollen aus einer Papierfabrik irgendwo in den hintersten Vogesen holen. Lili war am Beifahrersitz, und auch meine damalige Freundin war mit an Bord. Es war eng. Wir fuhren die Nacht durch, Lili löste mich immer wieder am Lenkrad ab, wir kamen schnell voran und glücklich wieder zurück. Lili stieg dann in Salzburg aus, soweit ich mich erinnere, ich fuhr mit der Ladung heim nach Wien und gleich weiter in die Türkei.

Das war es mit unseren gemeinsamen Reisen. Später, ich glaube, er hatte da schon das Doktorat, arbeitete er auch noch ein Jahr lang als Kraftfahrer. Allerdings lieferte er nur in Österreich aus, um den Kontakt zu Frau und Kindern nicht zu verlieren. –

Was ich neben seinem Leseeifer noch in bleibender Erinnerung habe, ist sein Arbeits-eifer, Seminararbeiten und Dissertation betreffend. Schon in der Wiener Zeit war er mit Michael John, genannt Tschonnie, eng befreundet, mit ihm arbeitete er immer wieder

wochen-, monate- und vor allem nächtelang an Projekten, die meiner Erinnerung nach auch bereits Geld einspielten. Unterstützt wurden sie dabei von Alberts Doktorvater Michael Mitterauer. Irgendwann dämmerte es mir: Albert wollte unter allen Umständen als Historiker arbeiten und davon leben können. Von einer fixen Anstellung war freilich noch lange nicht die Rede, das konnte nicht gedacht, geschweige denn ausgesprochen werden.

Ich begann zu dieser Zeit, es war Mitte der 1980er-Jahre, meine LKW-Fernfahrten in den Orient zu vermarkten, schrieb Reportagen, verkaufte Fotos und Texte, wurde eingeladen, im *Falter* zu schreiben. Vom Journalismus konnte ich, so wie Albert von der Geschichte, noch lange nicht leben, aber eine Fährte, wohin der Weg denn führen könnte, war sowohl bei ihm wie auch bei mir gelegt. Um unsere Ziele zu erreichen, machten wir zwei, drei Jobs parallel. Und bisweilen kreuzten sich unsere Wege noch. Etwa, als ich, endlich (!) vom Mittelschullehrer zum hauptamtlichen Redakteur mutiert, eine doppel-seitige Rezension schreiben konnte: über den *Schmelztiegel Wien*, das erste Buch von Dr. Albert Lichtblau. Dieses gemeinsam mit Tschonnie produzierte, opulente Werk über die Migration in der Zeit der Monarchie muss 1990 oder 1991 erschienen sein und erfüllte mich nicht nur mit höchster Bewunderung, sondern zugegeben auch mit Neid. Schien mir doch damals das Schreiben von Büchern der erfüllte Lebenstraum schlechthin zu sein. Es war vermutlich dieser *Schmelztiegel*, der mir den Biss gab, es auch selbst zu versuchen – in einem anderen Fach, aber ebenfalls mit hinreichend Engagement.

Belassen wir es dabei. Jeder ging ab nun seinen Weg. Der Kontakt wurde nochmals sel-tener, die gegenseitige Wertschätzung aber blieb. Man sah und sieht sich weiterhin: bei Hochzeiten der Kinder, bei Geburtstagsfeiern, bei Buchpräsentationen und ab und zu auch ganz ohne Anlass auf ein Glas Bier in Wien oder Salzburg. Resümee ist keines zu ziehen, nur so viel: Wir haben zusammen unseren Erfahrungshunger gestillt. Wir sind ein kleines Stück des Weges gemeinsam gegangen, haben das Leben, wie man so sagt, intensiv erlebt und mit Sicherheit auch genossen. Haben Abstürze und Misserfolge, Durststrecken sowie zumindest eine gröbere Auseinandersetzung überlebt und haben, soweit man das sagen kann, bislang ‚kopfbogen‘ durchs Leben gefunden. Das ist schon was. Leicht haben wir es uns jedenfalls nicht gemacht, das kann ich, bei aller Ungenauigkeit der Erinnerung, mit Sicherheit für beide von uns sagen. Und wenn es denn eine Erkenntnis aus diesen gemein-samen Jahren geben soll, dann diese: Auch Umwege können zielführend sein.

Wie wird es werden, nach den schnellen Studenten- und Arbeitsjahren, im sogenann-ten wohlverdienten Ruhestand? Plötzlicher Stillstand wird es in beiden Fällen, so vermute ich, keiner werden. Wir könnten, fällt mir da gerade ein, zur Einstimmung in den neu-en Lebensabschnitt ja wieder eine Bahnreise unternehmen. Noch einmal gemeinsam unterwegs und neugierig sein, Erfahrungen teilen, 40 Jahre danach. Ohne Sentimenta-lität, ohne alte Geschichten, ohne nostalgische Gefühlswallungen. Ein passendes Reise-ziel wird sich irgendwann demnächst, bei einem Glas Bier, ja wohl finden lassen.

MITEINANDER GEARBEITET

Martha Keil wählte aus der Sammlung von Lebenserinnerungen am *Institut für jüdische Geschichte* Briefe und Briefteile aus, die aus Österreich vertriebene Jüdinnen und Juden ab den frühen 1990er-Jahren an Albert Lichtblau gesendet hatten. In Kooperation mit dem *Leo Back Institute New York* hatte er im *Aufbau* und anderen Medien um Übermittlung von persönlichen Zeugnissen und Erinnerungen gebeten und so nicht nur den Anstoß zur Verfassung Hunderter autobiografischer Texte gegeben, sondern der zeithistorischen Forschung auch wertvolle Quellen erschlossen.

Martha Keil

„SEHR GEEHRTER HERR DR. LICHTBLAU!“

BRIEFE AUS DER SAMMLUNG VON LEBENSERINNERUNGEN AM INSTITUT FÜR JÜDISCHE GESCHICHTE ÖSTERREICHS

ZWI (ERNST) ROSENBAUM, GEB. 1927 IN WIEN, LEBTE 1997 IN RISCHON LEZION, ISRAEL; KEINE WEITEREN INFORMATIONEN.

Was oder wer hat Sie veranlaßt, die Erinnerungen zu schreiben?

Ich hab mich selbst beschlossen meine Erinnerungen aufzuschreiben, um meinen Kindern und Enkeln zu wissen geben, was meiner Familie und den Juden in der Holocaust passiert ist.

Rishon-Lezion, 11. VI. 97

Sehr geehrter Dr. A. Lichtblau!

Ich bestetige von den 22. V. d. J. mit Dank das Bekomen Ihres liebes Schreiben. Wenn es Ihnen wirklich möglich ist, sehnden Sie mir drei Foto von mein Lebensgeschichte, das in hebräischer Sprache bei Ihnen ist. Diese Schreiben fangte ich an, als ich sechs Jahre alt war und in die erste Volksschulklasse gegangen bin. [...] So schreibe ich, wie ich noch

baden gegangen (bin) schon nach dem Anschluß im Dianabad, dass an dem Eintritt geschrieben war „für Hunde und Juden ist der Eintritt streng verboten“. Wie man meinen seligen Vater, der im Österreichemilitär im ersten Weltkrieg gedient hat und durch dem Invalide geblieben ist, und (man ihn) trotzdem nach Dachau verschleppt hat. Also beschreibe ich auch, dass man ihm seinen Zeitungsstand am Stubenring Eck Ecke Landstrasse Hauptstr. am zweiten Tag nach dem Anschluß weggenommen hatte.

Also lieber Dr. A. Lichtblau, wenn Sie interessiert sind und wenn etwas bitte Geduld haben, bin ich einverstanden meine Lebensgeschichte Ihnen in Deutschersprache zu schreiben. Ich bete Ihnen lieber Dr. A. Lichtblau, wenn es Ihnen möglich ist, mir die Fehler in mein Schreiben ausbessern. Ausserdem freue ich (mich) und bin zufrieden, dass ich Ihnen gefunden habe und dass ich Ihnen meine Lebensgeschichte schreiben kann und dass ich hoffe, dass es später veröffentlicht werden wird. Und dass es in Salzburg eine Universität (gibt), war (für) mich ein neues. [...]

Wenn Sie noch einmal hier in Israel (sind), sind Sie bei uns m. größter Freude eingeladen.

Herzliche Grüße verbleibe ich

Zwi Rosenbaum

MOSHE ATIDI (WALTER SINGER, 1911 INNSBRUCK – 1997 TEL AVIV), 1937
SCHACHMEISTER VON TIROL, IM JULI 1938 FLUCHT ÜBER JUGOSLAWIEN UND
SALONIKI NACH PALÄSTINA/EREZ ISRAEL, POSTBEAMTER.

Tel-Aviv, 7./6. 92

Sehr geehrter Dr. Lichtblau!

Wunschgemäß beantworte ich die mir gestellten Fragen Ihres Briefes v. 31.3.92

1) Meine Eltern lebten seit 1910 in Ibk (Innsbruck) [...] Meine Mutter war sanft und gutherzig, mein Vater war ebenfalls gutherzig, aber manchmal impulsiv und jähzornig. [...] Meine Mutter hatte jüdische und auch kristliche Bekannte, manchmal trafen sie sich zum Kartenspiel. Selten ging ich mit ihr ins Theater u. Kino.

Wir hatten ein katholisches Kindermädchen. Meine Mutter legte Wert auf schöne Aussprache, gute Tischsitten und Erlernen von französisch und italienisch. Ich durfte öfter unbeaufsichtigt in den Briefmarken- und Schachklub gehen.

Ich hoffe, Ihnen die von Ihnen gestellten Fragen nach bestem Wissen beantwortet zu haben.

Können Sie mir mitteilen, wann die Historikerin, event. auch Sie selbst nach Israel kommen.

Mit herzlichen Grüßen verbleibe

Ihr Moshe Atidi

HENRY EATON, GEB. 1924 ALS HEINZ EISINGER VERMUTLICH IN WIEN, KÄMPFTE IN DER BRITISH ARMY IN LAGOS (NIGERIA); KEINE WEITEREN INFORMATIONEN.

Leeds, 15. Juni 1998

Sehr geehrter Dr. Lichtblau!

[...] Ich habe leider keine „geschriebenen Erinnerungen“ und auch ist mein geschriebenes Deutsch nicht mehr grammatisch korrekt.

Jetzt habe ich eine Frage für Sie: Hier in Leeds haben wir einen Fußball Club „Leeds United“. Vor einigen Monaten (Feb. 1998) wurde ein Wiener (ex Rapid) Fußball Spieler Martin Hiden zu Leeds United transferiert. Ich schrieb ihm einige Zeilen, um ihm „Good Luck“ mit Leeds United zu wünschen (aber leider bekam ich keine Antwort).

Vor dem Krieg (circa 1935) war ein berühmter Torwart in Wien, der Rudi Hiden hieß (von jüdischer Abstammung??) Würden Sie vielleicht wissen, ob diese zwei Hiden verwandt sind?

Ich verbleibe mit freundlichen Grüßen

Ihr Henry Eaton

HANNS W. LANGE, SOHN VON IRMA LANGE, GEB. MISKOLCZKY (1891 WIEN – 1986 PURLEY, SURREY GB)

18.03.1996

Sehr geehrter Herr Dr. Lichtblau!

Vielen Dank für Ihren Brief vom 13.03.96, welcher die 2 Fotografien meiner Grosseltern enthielt, welche aber (nach meiner Meinung) Kopien waren, obgleich ausgezeichnete.

Da das Verwandtschaftsverhältnis dieser Familie ein verzwicktes war – z. B. mein Grossvater heiratete die Tochter seiner Halbschwester und seine älteste Tochter heiratete den Sohn seiner Schwester – so werde ich diesem Brief eine Kopie eines selbstangefertigten Stammbaumes beilegen.

Mit freundlichen Grüßen

Hanns W. Lange

CHANAH BAUER (1919 POLEN – 2004 DAVERAT, ISRAEL), AB 1928 IN INNSBRUCK, IM MÄRZ 1939 MIT DER JUGEND-ALIJAH NACH PALÄSTINA/EREZ ISRAEL, 1946 MITBEGRÜNDERIN DES KIBBUTZ DAVERAT.

Daverat, 2./5./92

Geehrter Dr. Lichtblau!

Ihr Brief und Ihre Arbeit hat mich im Krankenhaus erreicht, ich habe eine Operation hinter mir, auf beiden Füßen; bin schon wieder zu Haus und versuche, mit einer Gehhilfe auf den Fersen mich fortzubewegen, aber obwohl ich nicht mit den Füßen schreibe, so fällt es mir schwer zu schreiben, aber ich möchte mich bedanken. Die Arbeit ist sehr interessant, aber so was ist ja nur Leuten zugänglich, die sich damit beschäftigen, das Volk, der kleine Mann, liest so was nicht, und weiß es nicht. Ich weiß es von unserem letzten Aufenthalt in Tirol und im Burgenland, wo die Verwandten (die nichtjüdischen) meines Mannes leben; wir haben dort mit vielen Leuten gesprochen, sie sind so wie vorher, versteckt oder nicht, aber antisemitisch! Es liegt in ihrem Blut, niemand kann das aus dem Volk ausrotten! –

Ich bedanke mich nochmals und wünsche Ihnen vielen guten Erfolg auf Ihrem weiteren Lebensweg!

Ihre Chanah Bauer

Ich bedanke mich nochmals für diese unendlich wertvollen Quellenschätze und wünsche Dir vielen guten Erfolg auf Deinem weiteren Lebensweg!

Deine Martha

IM GARTEN DER ERINNERUNG

ALBERT LICHTBLAU ZUM 65. GEBURTSTAG

„Die Erinnerung ist wie ein Hund, der sich hinlegt, wo er will.“

Cees Nooteboom, *Rituale*

Der 15. Juni 1997 war ein warmer, sonniger Frühsommertag. Ich höre noch das Zwitschern der Vögel im Garten meiner Eltern in der Carl-Reichert-Gasse draußen in Wien-Hernals. Dieser ruhige Garten mit seinen hohen alten Tannen und den träumenden Trauerweiden, der einen Bungalow aus den 1960er-Jahren schützend umgab, war für mich ein Zufluchtsort seit Kindertagen. Die Platane, die nun den Garten beherrschte, war bei meiner Geburt noch ganz klein gewesen ...

An jenem 15. Juni führte hier Albert Lichtblau im Rahmen des Projekts *Survivors of the Shoah* der *Visual History Foundation* ein Interview mit meinem Vater Erich Lessing. Ich sehe sie noch beisammensitzen im Schatten der Veranda, auf dem Tisch die gefüllten Gläser und ein Krug, mit dem Blick hinunter über das friedliche Grün. Was für ein Gegensatz zu dem Thema ihres Gespräches, dachte ich mir. Aber vielleicht brauchte es für meinen Vater genau diesen geschützten Rahmen, um sich zu öffnen.

„ALLES HAT SEINE STUNDE. FÜR JEDES GESCHEHEN UNTER DEM HIMMEL GIBT ES EINE BESTIMMTE ZEIT“, HEISST ES IM BUCH KOHELET.¹

Albert Lichtblau, dieser „Godfather of Oral History“, war mir schon vorher ein Begriff gewesen, doch richtig kennengelernt habe ich ihn erst hier, im vertrauten Garten.

Ich selbst hatte knappe zwei Jahre zuvor meine Arbeit als Generalsekretärin des *Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus* begonnen. Die Erfahrungen der Überlebenden mit all ihren Traumatisierungen und den Mechanismen von Verdrängen und Erinnern waren Teil meiner täglichen Arbeit. Diese Schicksale und ihre

1 Koh 3,1.

Folgen waren mir nicht fremd. Doch hier ging es um meine eigene Familie. Mein Vater, der Fotograf. Mein Vater, der Holocaust-Überlebende. Der 1939 als 16-Jähriger allein nach Palästina ging, Mutter und Großmutter und sein ganzes bisheriges Leben in Wien zurückließ, „to start all over again“. Er sollte die beiden nicht wiedersehen, ebenso wie viele weitere Verwandte, die im Holocaust ermordet wurden. Als er nach dem Krieg zurückkam nach Wien, war die Welt seiner Kindheit verschwunden, aufgelöst in Rauch. Er musste sich neu erfinden.

Wie viele Kinder der zweiten Generation bin auch ich aufgewachsen in einem tiefen Schweigen über die Vergangenheit. Gerhard Botz hat einmal sehr treffend von einem „Schweigekartell“ zwischen Eltern und Kindern gesprochen;² ein solcher Pakt des Schweigens existierte nicht nur in den Familien der Täterinnen und Täter, es gab ihn auch in den Familien der Opfer: auf der einen Seite die Eltern, die ihre Erinnerungslast nicht den Kindern aufbürden wollten, – auf der anderen Seite wir Kinder, die die Eltern nicht bedrängen wollten und die vielleicht auch Angst vor den Antworten hatten, die da kommen könnten. Es war ein fragiles Gleichgewicht des Unausgesprochenen und Unausprechlichen. Der Preis für uns Kinder war ein Nichtwissen um die Wurzeln der eigenen Identität.

„... EINE ZEIT ZUM ZERREISSEN / UND EINE ZEIT ZUM ZUSAMMENNÄHEN,
EINE ZEIT ZUM SCHWEIGEN UND EINE ZEIT ZUM REDEN ...“³

In diesem Interview fand mein Vater zum Reden. Albert Lichtblau stellte ihm Fragen, die wir in der Familie nie gestellt hatten – und auf die wir wohl auch keine Antworten erhalten hätten, zumindest keine so ausführlichen. Er fragte mit viel Empathie, mit großem Einfühlungsvermögen und zugleich mit einer zähen Beharrlichkeit. So fragen zu können ist eine Kunst und ein Talent. Seine Fragen waren der goldene Schlüssel, der die Pforte zum Garten der Erinnerung öffnete. Ich habe mir das Transkript dieses Interviews wieder hervorgeholt. Das Lesen fiel mir nicht leicht – die Erinnerung wiegt manchmal schwer. Mehr als zweieinhalb Stunden dauerte dieses Gespräch, in dem mein Vater sich auf eine Reise zurück in seine Geschichte – und unsere Familiengeschichte – begab. Im Transkript ist jedes Räuspern festgehalten, jedes Lachen, die Hintergrundgeräusche – es ist eine Zeitkonserve, die unmittelbar zurückversetzt und mich als Lesende mitnimmt.

2 Vgl. Gerhard Botz, Nazi, Opportunist, „Bandenbekämpfer“, Kriegsoffer. Dokumentarische Evidenz und Erinnerungssplitter zu meinem Vater, in: Gerhard Botz (Hg.), Schweigen und Reden einer Generation: Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus, Wien 2005, 135–159.

3 Koh 3,7.

Wie in Dantes *Divina Commedia* steige ich Zeile für Zeile, Seite für Seite, hinunter in diese versunkene Welt meiner Familie. Albert Lichtblau wäre in diesem Szenario dann wohl Vergil, der Jenseitsführer ...

Durch dieses Interview habe ich einiges über meinen Vater erfahren, was mir sonst verborgen geblieben wäre. Und ich habe auch manches verstanden, was Überlebende bewegt, die zu uns in den *Nationalfonds* kommen.

An einer Stelle formuliert mein Vater einen Gedanken, der mir viel sagt über sein Selbstverständnis als Überlebender, der nicht Opfer seines eigenen Schicksals sein will, sondern sich vielmehr als handelndes, selbstbestimmtes Individuum begreift:

„Ich glaube nicht, dass man sein ganzes Leben lang nur mit einem Trauma leben kann, denn dann lebt man nämlich nicht. [...] Und ich glaube auch, man sollte auch verschiedene Dinge lassen, und nicht sein ganzes Leben lang mit sich herumtragen, das bringt nichts. [...] In jedem Leben taucht alles immer wieder auf, in jedem Leben taucht die Jugend wieder auf oder das Mittelalter oder die ersten Frauen, die großen Lieben, die Kinder, alles taucht immer wieder auf und alles soll auch immer wieder auftauchen. Aber es muss doch, ich will nicht sagen relativiert werden, aber es muss eingeordnet werden in ein Leben. Es darf nicht ein Leben bestimmen.“

Im ganzen Gespräch erzählt mein Vater überraschend sachlich und in fast leichtem Ton, manchmal witzig; da sind viele interessante Anekdoten, kleine Schlaglichter auf historische Begebenheiten. Wenn es um Emotionen geht, drückt er sich meist sehr zurückhaltend aus, er spricht von einem „angenehmen Familienleben“ vor dem Krieg; für starke Gefühle scheint wenig Platz. Von der Sinnhaftigkeit des Erzählens scheint er nicht überzeugt, da fallen oft relativierende Bemerkungen wie: „Das ist für heute ganz, ganz schwer nachzuvollziehen“, „Das ist nicht mitteilbar“, „Wie überhaupt diese Zeit ganz schwer darstellbar ist oder erzählbar ist“ oder: „aber das Erzählen ist eigentlich nicht das Richtige. Es gibt kein Medium; das, was man nicht selber erlebt hat, ist fast nicht mitteilbar oder nicht nachvollziehbar in der Mitteilung“. Am Ende bleibt der Eindruck, als wäre es für meinen Vater gar nicht vorstellbar gewesen, dass man seine Geschichte und seine Gefühle wirklich verstehen könnte. Als wären jene Jahre eine Realität jenseits der Worte gewesen. Eine ähnliche Haltung habe ich bei vielen Überlebenden wiedergetroffen: Sie erklärt für mich ein wenig, warum Überlebende oft nicht über das Verlorene, Geraubte sprechen wollen, warum sie mit aller Kraft versuchen, im Hier und Jetzt zu sein. Dieses Beiseiteschieben der Vergangenheit, die man in ihre Schranken weist, ist zugleich Ausdruck eines starken Lebenswillens, der viele Überlebende auszeichnet. Die Erinnerung ist ein zweischneidiges Schwert – sie kann heilen, doch sie kann auch quälen und vernichten.

Albert Lichtblau ist ein langjähriger enger Weggefährte des *Nationalfonds* geworden – unsere Wege haben sich im Laufe der Jahre immer wieder gekreuzt: Viele Anliegen verbinden uns, wenn es um Erinnerung, ihre Bewahrung und Weitergabe geht, um das Bauen von Brücken zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – und nicht zuletzt um den Menschen als den zentralen Bezugspunkt von Geschichte. Wir alle, die wir ein nicht unwesentliches Stück unseres Lebens der Aufarbeitung von Nationalsozialismus und Holocaust verschrieben haben, tragen ein Stück dazu bei, wie diese so prägenden Jahre künftig einmal erinnert und verstanden werden.

„MAN ERBLICKT NUR, WAS MAN SCHON WEISS UND VERSTEHT“⁴

Darum müssen die nachfolgenden Generationen zuerst von der Vergangenheit wissen und die Mechanismen verstehen, um die Gefahren von Rassismus, Antisemitismus und Ausgrenzung in der Gegenwart sehen zu können. Ein zentrales Element von Albert Lichtblaus Arbeit war immer das Unterrichten. Wie zu den Überlebenden vermag er auch zu den Studierenden eine besondere persönliche Beziehung aufzubauen, er agiert cool und auf Augenhöhe und mit einem wachen Sinn nicht nur fürs Gestern, sondern auch fürs Heute und Morgen. So hat er beim Web-Portal *UniTV* der Universität Salzburg maßgeblich an der Entwicklung einer Plattform zur Präsentation von Videofilmen von Lehrenden und Studierenden mitgewirkt. Er versteht es, der Erinnerungskultur eine neue, zeitgemäße Sprache zu geben, die von vielen Menschen verstanden wird. Auch die Themen, die ihn bewegen, transzendieren die Schwelle zwischen dem Damals und dem Jetzt – es geht um Antisemitismus, Genozidforschung, Migration und Minderheiten. Diese engagierte Arbeit der Erinnerung, für die er brennt und die er doch mit so viel Ruhe und Konsequenz betreibt, bildet ein Gegengewicht zu einem um sich greifenden Vergessen. Es braucht dieses Gegengewicht, um die Balance zu halten in einer schwankenden Gegenwart. In der Zusammenarbeit kann ich immer wieder erleben, wie vielseitig und offen Albert Lichtblau durch die Welt geht – keiner, der sich in den Elfenbeinturm zurückzieht, sondern ganz im Gegenteil einer, der es versteht, die Menschen zu erreichen und zu überzeugen. Einen solch freien Geist würde man sich öfter wünschen ... Ob das nun bei den Lebensgeschichten ist, die der *Nationalfonds* in einer Buchreihe herausgibt, oder bei der Neugestaltung der österreichischen Ausstellung in der Gedenkstätte in Auschwitz oder bei Albert Lichtblaus vielfältigen Projekten, die wir begleiten durften – immer ist die Zusammenarbeit getragen von einem ehrlichen, pragmatischen und unpräntiösen

4 Johann Wolfgang von Goethe an Friedrich von Müller, 24.4.1819, zit. nach: Goethe, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, Bd. 13, Zürich/Stuttgart 1948 ff, 142.

Zugang und einer Basis großen wechselseitigen Respekts und gegenseitiger Unterstützung.

Bei allem, was Albert Lichtblau anfängt, ist er immer bereit, über den Tellerrand der Wissenschaft hinauszuschauen und andere, neue Wege zu gehen – wie etwa bei dem Dokumentarfilm *Der wohlwollende Diktator*, ein Porträt des Zeitzeugen Norbert Abeles, bei dem er Regie geführt hat. Norbert Abeles lebt seit Jahrzehnten in Malawi, und der Film zeigt ebenfalls deutlich, dass Albert Lichtblaus Interesse an den Menschen sich nicht nur auf deren Vergangenheit richtet. Er spürt allgemein den Einzelwesen und ihren Verstrickungen in Gesellschaft und Politik nach, von Salzburg bis Malawi – ein scharfer und kritischer Beobachter, dem es dabei immer gelingt, einen ‚Draht zu den Menschen‘ zu finden.

Die starke Affinität zu Afrika und zu denen, die am Rande der Gesellschaften stehen, zeigte sich auch in seinem Beitrag zu unserem Band *Exil in Afrika*, in dem der *Nationalfonds* Lebensgeschichten von österreichischen Opfern des Nationalsozialismus versammelt hat.⁵

Erinnerung ist der rote Faden, der sich durch Albert Lichtblaus Leben zieht. Er hat im Laufe der Jahre viele Fäden verknüpft, war ein eifriger und produktiver Weber. Seine Arbeiten haben das Gespinnst österreichischer Geschichte um viele unterschiedlichste ‚Lebensfäden‘ bereichert. Manche Nuance, manches feine Changieren in diesem Gewebe ist ihm zu danken.

„... AUS DER ERINNERUNG IN DIE GEGENWART ZU TRETEN“⁶

Mein Vater Erich Lessing ist im vergangenen Jahr gestorben, fast auf den Tag genau zwei Jahre nach meiner Mutter. Das Haus meiner Eltern steht nicht mehr, es wurde abgerissen. Was vom Garten meiner Erinnerung geblieben ist, findet sich verdichtet in dem Interview wieder, das Albert Lichtblau an jenem Frühsommertag vor fast 22 Jahren geführt hat. Für mich ist es ein wertvoller Schatz. Es ist mehr, als viele andere Menschen von ihrer Vergangenheit bewahren konnten. Albert Lichtblau hat Kindern wie mir die Pforte zur Geschichte ihrer Familie geöffnet.

5 Vgl. Renate S. Meissner (Hg.), *Erinnerungen. Lebensgeschichten von Opfern des Nationalsozialismus*, Bd. 3: *Exil in Afrika*, Wien 2013.

6 Aus der Dankesrede von Martin Buber anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels im Jahr 1953 in der Paulskirche, https://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/sixcms/media.php/1290/1953_buber.pdf, (14.12.2018).

EPILOG

Auch wir selbst werden, mit jedem Jahr unseres Lebens, mehr und mehr Teil dieses Gespinstes, das wir Geschichte nennen. Doch wenn man Albert Lichtblau begegnet, dann wirkt es so, als könne die Zeit ihm nichts anhaben – die Beschäftigung mit der Erinnerung ist ihm nicht nur Quell der Freude, sondern offenbar auch ein Jungbrunnen. Möge das noch lange so bleiben – auf 120!

Eva Blimlinger/Ela Hornung-Ichikawa/Margit Sturm

... DIE BARFUSSHISTORIKER*INNEN UND ORAL HISTORIANS ... ODER DICHTUNG UND WAHRHEIT

EIN FIKTIVES INTERVIEW

Interviewerin 1 (I1)/Interviewer 2 (I2): Vielen Dank, dass Sie sich Zeit genommen haben und für ein Interview zur Verfügung stehen. Wir schreiben eine Seminararbeit zu den Anfängen der Methode der *Oral History* in Österreich, und Sie wurden uns von unserem Professor, Albert Lichtblau, als Zeitzeuginnen genannt.

Ela Hornung-Ichikawa (EH): Jetzt sind wir schon Zeitzeuginnen, peinlich! So alt sind wir ja noch gar nicht ...

I1: Wir würden das Interview gerne mit dem Handy aufnehmen, stimmen Sie dem zu?

Margit Sturm (MS): Ja, aber es wäre schon gut, wenn Sie da auch ein Formular hätten, wo wir unterschreiben könnten, dass wir Ihnen die Rechte einräumen. Hat Ihnen das der Lili, äh, Professor Lichtblau nicht beigebracht?

Eva Blimlinger (EB): Ja, Sie können aufnehmen, aber bevor Sie was verwenden in der Seminararbeit, wollen wir das Transkript lesen und geben es erst dann frei, wir werden ja sehen, ob wir das machen, kommt drauf an, was wir da jetzt erzählen.

I1/I2: Nein, Formular haben wir nicht, aber gerne bekommen Sie die Stellen, die wir verwenden wollen. Also wir nehmen jetzt auf ...

EH: Sie müssen prüfen, ob es auch wirklich aufnimmt, haben Sie keine Kopfhörer? Das sollten Sie machen, weil, wenn dann nichts drauf ist ... Das ist uns auch schon manchmal passiert ...

MS: Jetzt lass die mal machen ...

I1/I2: Also wir wollen Sie zunächst fragen, ob Sie sich erinnern, wann Sie Professor Lichtblau das erste Mal getroffen haben?

EB: Ist das jetzt ein biografisches offenes Interview oder soll das eher in Richtung Expert*inneninterview gehen, nur weil Sie zuerst Zeitzeuginnen gesagt haben und jetzt nach einem Datum fragen ...

EH: Jetzt hör' doch mal auf und mach da nicht auf obergescheit, warte mal ab ...

EB: Gut, ich habe mir eh schon vorher überlegt, wann ich ihn das erste Mal getroffen habe, aber ich kann mich ehrlicherweise nicht erinnern. Ich glaub das war – könnt's euch noch erinnern, damals dieser Workshop oder Tagung, ich weiß nimmer, was das war, im IWK,¹ in der Berggasse, wie es darum gegangen ist, wie man die Kassetten von den Interviews archiviert. Das war damals mit dem Peter Dusek vom ORF-Archiv, und ich glaube Reinhard Sieder war auch dabei und eben Albert Lichtblau und Michel John und einige andere sogenannte *Oral Historians*. Das muss so Mitte/Ende der 1980er-Jahre gewesen sein, aber wie gesagt, keine Ahnung, ob das wirklich so war ...

EH: Ja, das ist erschütternd, wie lange das her ist. Wir sind wirklich schon Oldies, also auch ich erinnere mich, dass ich Albert im Kontext der ganzen *Oral-History*-Seminare in den 1980er-Jahren das erste Mal getroffen habe. Er gehörte ja damals zur Avantgarde der *Oral Historians* in Bezug auf diese noch junge und viel diskutierte und in den Sozialwissenschaften umstrittene Methode. Könnt's euch erinnern, da gab es ja einen Qual- und eine Quantkurs, für die, die mehr mit qualitativen Methoden geforscht haben, und für die Quantifizierer, da gab es ja viele Debatten. Reinhard Sieder hat damals erstmals in Österreich Veranstaltungen im Kontext der Uni zu Theorie und Praxis der *Oral History* abgehalten, wo wir auch Probeinterviews gemacht haben, und da sind wir mit Albert erstmals in Kontakt gekommen. Albert und Michael John waren ja irgendwie – so ist es mir zumindest vorgekommen – schon erfahrener. Sie haben damals schon viel geforscht zu Lebensgeschichten von ‚Unterschichten‘, glaub' ich, die hatten da ja ein Projekt zu *Schmelztiegel Wien* gehabt, wo sie Interviews zur Multikulti-Stadt Wien, mit Tschechen, Jüdinnen und Juden, zur Migration nach Wien etc. durchgeführt haben. Es gab ja keine schriftlichen Quellen zu diesem Thema, auf die sie hätten zurückgreifen können. Sie haben dann ein Buch dazu publiziert, das war *Legende!*² Die Idee zum Buch entstand

1 *Institut für Wissenschaft und Kunst.*

2 Albert Lichtblau und Michael John wurde 1992 für den *Schmelztiegel Wien* der große Wissenschaftspreis der *Akademie der Wissenschaften* zuerkannt. Michael John/Albert Lichtblau, *Schmelz-*

wohl Mitte der 1980er-Jahre, glaub' ich, zu einer Ausstellung, soweit ich mich erinnere, zur Zweiten Türkenbelagerung. Es ging um Bildungsfragen: Wie sollten Migrantenkinder in der Schule von der Türkenbelagerung erzählt bekommen? Daraus entstand das Buch zur kulturellen Migration um 1900. Die Debatte zu den Migrationsgeschichten ist heute ja aktueller denn je, mit den jüngsten Diskussionen zu Flüchtlingen. Ich muss jetzt öfters daran denken. Er ist ja mit dem John oft zusammengesteckt, die waren ja so ein Paar ...

Dann etwas später hat Albert, erinnere ich mich, zu Migration von Jüdinnen und Juden in den USA geforscht, die im Nationalsozialismus aus Österreich in die USA, nach New York emigrieren mussten ... Viele lebensgeschichtliche Interviews hat er am *Leo Baeck Institute* und am *Österreichischen Kulturinstitut* in New York gemeinsam mit Helga Embacher durchgeführt. Da haben wir uns auch ein paar Mal getroffen und sind dann weggegangen, das war sehr nett und lustig. Einmal sind wir von einer Konferenz in der Nähe von New York mit einem gemieteten Auto gemeinsam nach New York gefahren, da waren wir in der Gegend, wo viele Mormonen gelebt haben. Das war alles sehr spannend ...

EB: Und die *Oral-History*-Konferenzen waren doch für uns alle ein Highlight. Es war inhaltlich aufregend und interessant, aber die Konferenzen waren ja auch einfach lustig.

EH: Und vor allem gab es natürlich intensiven Kontakt zu Albert rund um die *Oral-History*-Konferenzen, es gab ja die internationalen und die nationalen. So wurde zum Beispiel die *International Oral History Association* 1996 auf einer *International-Oral-History*-Konferenz gegründet, daran kann ich mich noch erinnern. Damals hat man ja noch ein bissi Geld als Reisezuschuss bekommen, wenn man wo referiert hat. Und Albert war ja dann auch im Planungs-Komitee.

EB: Unsere erste *Oral-History*-Tagung war ja die in Essen 1990, aber ich weiß nicht, ob der Albert da dabei war, kann mich zumindest nicht erinnern, aber ich glaube schon. Also, gut kann ich mich an die *Oral-History*-Tagung in Siena und Lucca erinnern, das war, glaube ich, 1992. Wir waren ja da immer so eine Partie, die zu den *Oral-History*-Konferenzen gefahren ist, immer so zehn, zwölf Leute. Das war echt Spaß, muss ich sagen, das war ja dort immer so eine Community, Niethammer & Co. und dann Alessandro Portelli, Luisa Passerini, die Leydesdorff, der Botz war ja auch im *committee* und ... jetzt fällt mir nicht ein, wie hat er geheißt, ah ja, der Grele.

tiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten. Aufsätze, Quellen, Kommentare. 2. Aufl., Wien/Köln/Weimar 1993.

EH: Ja, das war das erste Mal in Essen, dass wir gemeinsam auf diese *Oral-History*-Konferenzen gefahren sind. Da war auch der Gerhard Botz, ich bin sicher, der Albert auch und die Helga Embacher. Wir haben uns damals ja auch noch gefürchtet zu referieren, ich zumindestens, und ich erinnere mich noch an den besonders lustigen Abschlussabend in einer alten Bergbauzeche, wo alle die Profs, die bewunderten, Stichwort Paul Thompson, der legendäre *Social Historian* von der Uni Essex, getanzt haben, das war echt witzig ... Damals sind mir die sehr alt vorgekommen und heute ...

EB: Ich glaube, in Essen haben Margit und ich über den Karl Klein und das 20. Jahrhundert referiert, da haben wir echt lange dran rumgearbeitet.

EH: Ja, und dann New York, da hatte Ronald Grele, der dort an der Uni war, eingeladen. Für den habe ich ja ziemlich geschwärmt, da war Alessandro Portelli, die Selma Leydesdorff ... Niethammer, Alexander von Plato ...

MS: Ich kann mich noch sehr gut an die Konferenz in Göteborg, besonders an den letzten Abend erinnern. Da haben wir beim Abschlussfest diese riesigen Platten mit kalten Schalentieren, Hummer, Langusten usw. mit Mayonnaise bekommen. Da hat sich dann gezeigt, wer von uns woher stammt. Die mehr oder weniger gutbürgerlich Sozialisierten unter uns hatten kein Problem, das *seafood* fachgerecht zu zerlegen und zu essen. Albert, Helga und ich aber hatten Probleme damit. Da stellt sich heraus, dass wir alle drei Eisenbahner-Kinder waren. Für uns waren die diversen Schalentiere damals kaum zu knacken, und irgendwie war es auch nicht so, dass wir das unbedingt essen wollten und so toll fanden wie die anderen. Albert jedenfalls war ziemlich verzweifelt, weil er das gar nicht mochte und sich dann mit Weißbrot und Mayo den Magen vollgestopft hat. Aber die besondere Sozialisation als Eisenbahner-Kind – zum Beispiel das frühe Ausnützen der Freiheit des Freifahrtscheins – hat uns von da an irgendwie verbunden.

EH: Ja, da waren ja auch Helga Embacher, Irene Bandhauer-Schöffmann und Sabine Schweitzer mit von der Partie. Es waren interessante Vorträge, aber das *social life* ringsherum war ebenso wichtig: in den Pausen miteinander Neuigkeiten austauschen, von den neuesten Forschungsprojekten erzählen, miteinander plauschen, dadurch, dass Albert in Salzburg war, haben wir uns ja vor allem so getroffen. So kam man auch international miteinander mehr in Kontakt. Ich hab damals Timothy Ashplant aus England und die Andrea Peto aus Ungarn von der CEU kennengelernt.³ Ich erinnere mich auch noch, dass Albert in Wien zur *Visual History* referiert hat, das war ja sein besonderes Steckenpferd,

3 Central European University.

da war er ja ein Vorreiter, die audiovisuelle Geschichte. Da hatten wir auch interessante Diskussionen über die Vor- und Nachteile von Video-Interviews.

Und Albert hat dann bei der *Shoah Foundation* sehr professionelle Interviews mit traumatisierten *survivors*, jüdischen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, sogenannte Pre-Interviews gemacht, da war ich sehr beeindruckt, was er davon alles erzählt hat, und auch ein wenig neidisch. Er arbeitete damals nicht nur wie wir auf nationaler Ebene, sondern auch in internationalen Forschungsprojekten, da hab ich viel von ihm beim Zuhören gelernt.

Und Albert war immer sehr unterstützend, immer fördernd, wenn man Fragen hatte, er half bei Einreichungen zu Lehraufträgen an der Salzburger Universität, und wir hatten gemeinsam einen Seminartag zur Auswertung von Interviews mit der Methode der Objektiven Hermeneutik für seine Studentinnen und Studenten im Rahmen des *Ludwig Boltzmann Instituts für Kriegsfolgenforschung* in Wien, das war sehr interessant. Wir haben uns mal beim Trzeźniewski getroffen, und er hat dann gleich Fotos gemacht wegen der Migrationsgeschichte, die da ja dahintersteht. Das fand ich toll. Wichtig war auch, das fällt mir noch ein, dass er die Digitalisierung und Langzeitarchivierung von Interviews an der Österreichischen Mediathek initiiert hat, da gibt es ja jetzt eine Sammlung von, glaub' ich, 1.000 Interviews unter seinem Namen. Da hat er mich angesprochen, und Irene und ich haben auch Interviews aus unserem ‚Trümmerfrauen‘-Projekt dort untergebracht.

II/I2: Und wie war das dann weiter, hat es weitere Kontakte oder Zusammenarbeit gegeben?

EB: Ich habe dann mit Albert noch in den 2000er-Jahren beruflich zu tun gehabt, weil er hat ja auch für die Historikerkommission gearbeitet in dem Vergleichsprojekt Oberösterreich, Salzburg und Burgenland, Arisierungen und Rückstellungen; aber das hat dann nichts mehr mit *Oral History* zu tun gehabt. Und seither sehen wir uns ab und an, wenn es eine Buchpräsentation gibt oder irgendwelche Ergebnisse von Forschungen präsentiert werden. Es ist, wenn man so will, ein loser Kontakt aus diesen Zeiten geblieben, was mich freut, weil ich habe ja dann ab Mitte der 1990er-Jahre eigentlich nicht mehr im Bereich der *Oral History* gearbeitet. Nie vergessen werde ich 9/11. Da war eine Tagung des *Leo Baeck Instituts* in Cambridge, und ich war *commentator* für ein Panel von Helga und Albert. Und dann mitten in der Tagung – mit vielen Kolleginnen und Kollegen aus den USA und Israel – war 9/11, es war wirklich furchtbar. Manche wussten nicht, ob ihren Familien was passiert war. Es war unklar, ob die Tagung abgebrochen werden sollte oder weitergemacht werden sollte. Also, gibt es von Ihrer Seite noch Fragen?

I1: Also von meiner Seite nicht.

I2: Von meiner auch nicht.

EB: Dann habe ich noch eine: Mit welcher Methode werten Sie denn die Interviews aus?

I1/I2: Wir sind da am Überlegen, haben uns aber noch nicht entschieden.

EH: Und wo werden die Interviews dann archiviert, wer hat dann da Zugang?

MS: Jetzt lasst doch die Kolleginnen in Ruhe, die werden schon wissen, was sie tun.

I1/I2: Herzlichen Dank für das Interview! Wir schicken Ihnen dann die Stellen, die wir verwenden, und Sie können dann ja immer noch entscheiden, ob Sie mit vollem Namen oder anonymisiert zitiert werden möchten.

EB/EH/MS (sprechen durcheinander und lachen): Ihnen viel Glück bei der Arbeit! Schön, dass es solche Projekte gibt!

ALBERT LICHTBLAU – AUDIOVISUAL HISTORY PIONEER

In 1999 I met Albert Lichtblau in the unlikely city of Fairbanks, Alaska. We were both presenting papers at the *American Oral History Association's* annual conference and a mutual friend and colleague suggested we meet. What we had in common was Steven Spielberg's *Shoah Foundation*. Albert was conducting interviews in Austria, Simon Wiesenthal's five-day interview among them. I was employed by the *Foundation* in Los Angeles to review English language interviews and evaluate the work of interviewers. It was interesting to me that Albert was not Jewish and yet was drawn to this work, unusual as the great majority of interviewers were Jews and many, like myself, were children of survivors.

I no longer remember if Albert attended my presentation, or I his. But I do remember the long walk we took in a public park in Fairbanks where we got to know one another. He spoke gently accented English in a soft voice, was attractive in a rumpled sort of way, in mismatched and wrinkled clothing. He seemed kind, smart, incongruously polite (to an American) and I liked him immediately. We did in fact find much in common; I was drawing the *Foundation* into the alien world of *oral history*; where the vagaries of memory and multiple versions of events were expected and accepted as subjects for study and analysis.¹ Albert, an historian and educator of contemporary European history, already a seasoned *oral historian*, subscribed to the radical idea that history was not a single master narrative. Except for contemporary historians, the vast majority of historians are scholars and researchers of the past. For them *oral history* sources are not an option. Primary sources are precious, rarified objects – documents found in archives or at archaeological sites, examined in white gloves. Historians questioned the reliability of *oral history* interviews as primary sources, but *oral historians*, among others in the postmodern age, questioned archival documents in the same way.² For the first time, voices of ordi-

- 1 At the time, the *Shoah Foundation* was subject to incessant criticism by most Holocaust historians. They rejected survivor accounts as legitimate primary sources, inaccurate, and unreliable.
- 2 Was a newspaper story from the 18th century, or a 19th century memoir, or 16th century letter any more acceptable or important as a primary source than a survivor testimony given in the present? Moreover, why and with what accuracy were public records kept; whose letters were

nary people were recorded and archived *en masse* and History began to take a different course.³ I believe the young Albert Lichtblau, historian of the twentieth century, shared a worldview with post-modern historians, setting the stage for his work as an audiovisual historian.

Albert was an atypical historian in the late 1990s, having embraced *oral history*, becoming its advocate and promoter. In addition he was an advocate of what the *Shoah Foundation* called ‘*visual history*’, and what Albert refers to as ‘*audiovisual history*’. *Oral history* interviews were traditionally conducted on audiotape. Most interviewers believed that the camera was more intrusive than the tape recorder, creating distance between narrator and interviewer, quashing intimacy and engendering self-consciousness. Albert believes, as do I, that *audiovisual history* – videotaped interviews – do not detract from the interview, but rather, enhance it. He has written eloquently on this subject, discussing the importance of ‘place’ and the value of facial expression and body language – while speaking and in silence.⁴ A camera can capture so much more than a tape recorder. Anyone who has conducted an audiovisual interview knows that as interviewees go deeply into their narratives, the camera is no more distracting than the tape recorder.

Over the years, Albert and I reconnected at *oral history* conferences in cities throughout the U.S. and Europe. We did attend each other’s presentations and we found the time to share a meal, take a walk, discuss our work and eventually, our lives. I took a position in New York at *Columbia University* in 2001 just as Albert was coming to the City regularly, working on audiovisual history projects, films, and exhibitions with colleagues. He established a working relationship with the *Leo Baeck Institute*. He also came to document the lives and festivities of the *Burgenlaenders*, an Austrian émigré group in New York dedicated to preserving its Austrian culture. He often brought students with him, something he did throughout his career. From what I saw and was able to construe, Albert Lichtblau’s students were very important to him, and he to them. He loved bringing them to the audiovisual history fold, becoming a mentor and a friend to many.

Albert began coming to dinner when he was in town, befriending my husband, a filmmaker, not an academic but with overlapping cinematic interests – and we discovered that he is a film buff! My affection and respect for him has grown over the years as I have gotten to know him and his work better and better. It is close to two decades since we took that walk in Fairbanks. I see him now as a trailblazer and big thinker. He is an edu-

chosen for archival keeping, why and with what bias?

- 3 In 2001 Albert Lichtblau was instrumental in bringing access to the entire *USC Shoah Foundation* digital archive (52,000 testimonies in 32 languages) to Salzburg University.
- 4 Vgl. Albert Lichtblau, *Opening Up Memory Space. The Challenges of Audiovisual History*, in: Donald A. Ritchie (Hg.), *The Oxford Handbook of Oral History*, Oxford/New York 2011, 277–284; <https://www.ioha.org/wp-content/uploads/2016/06/94-358-1-PB.pdf> (17.11.2018) among others.

cator, historian, scholar, interviewer, writer and audiovisual filmmaker ... He brings theoretical, ethical and archival concerns to his work as an audiovisual historian. I congratulate Albert Lichtblau on his life's groundbreaking work in the field of audiovisual history and wish him well as he continues on in this next phase of life ...

My best wishes.
Jessica Wiederhorn

TRANSATLANTISCHE NETZWERKE

White Plains, New York, am 4. April 2018

An einem zaghaften Vorfrühlingstag begrüßen mich zwei ungewöhnliche alte Damen, Dr. Gerda Lederer und Renée Wiener, beide ursprünglich aus Wien, mit denen mich – auch dank Albert Lichtblau – seit vielen Jahren eine ganz besondere Freundschaft verbindet. Wir sprechen von der alten Heimat Österreich, wohin ich, die eine Generation Jüngere, erst kürzlich, nach 30 spannenden Arbeitsjahren in New York, zurückgekehrt bin. Ich erzähle von der geplanten Festschrift für Albert und wir überlegen, wie wir uns vielleicht beteiligen könnten. Wir erinnern uns daran, dass Alberts Name bereits bei unserer allerersten zufälligen Begegnung vor bald 25 Jahren am Rande eines Holocaust-Vortrages gefallen ist. Vielleicht waren wir drei auch deshalb von Anfang an gleich so vertraut miteinander. Wir sprechen über das Buch, das Albert über Renées heroische Rolle in der französischen Résistance herausgegeben hat, und wie schön es wäre, wenn der Text auch auf Englisch erscheinen würde, damit es auch ihre Enkel verstehen. Renées und meine Augen glitzern dankbar, als ich ihr berichten kann, dass die Ausstellung *Die Gerechten* gerade wieder in einer österreichischen Stadt gezeigt wird. Renée Wiener und mein Vater, Erich Thanner, kommen darin vor.

Ich erinnere Gerda, die früher Politische Psychologie unterrichtet hat, wie sie vor Jahren zusammen mit Albert damals völlig neuartige, transatlantische Internet-Universitätskurse zwischen *New School University* und der Universität Salzburg entwickelt hat¹ und wir uns um deren Finanzierung bemüht haben. Gerda und Albert waren ein wunderbares, einfühlsames Team.

Wir sprechen über Alberts brückenbildende Arbeit mit Holocaust-Überlebenden und deren Familien und was durch Alberts Initiative im Rahmen der *Austrian Heritage Collection* im *Leo Baeck Institute* mit Hilfe von Gedenkdiener*innen und Studierenden seit Jahren bewegt und ermöglicht wird. Auch das monumentale Interview mit Simon Wiesenthal, das Albert für die *Shoah Foundation* geführt hat, soll nicht unerwähnt bleiben.

1 *The New School for Social Research*, New York.

Albert hat wissenschaftlich, aber auch ganz persönlich in der Aufarbeitung der Folgen des Nationalsozialismus viel bewegt. Er hat Türen des Gesprächs auch mit Nachkommen von Opfern der Shoah dauerhaft geöffnet.

Ich erinnere mich an Alberts jährliche Besuche mit seinen Studierenden in New York und seine interessanten Präsentationen bei Jahrestagungen der *Oral History Association*. Besonders bleibt mir ein Ausflug mit Albert, Michael John und Anita Hecht (Interviewerin für die *Shoah Foundation* aus Wisconsin) von Portland, Oregon, an die Pazifikküste in froher Erinnerung.

Gerda und Renée lieben Schokolade. Wenn Albert zu Besuch kommt, bringt er immer frische Mozartkugeln aus Salzburg mit. Auch das habe ich von ihm gelernt.

Gerda und Renée bitten mich, in ihrem Namen Albert zu seinem wichtigen Geburtstag von Herzen zu gratulieren und in ihrer beider Namen zu schreiben. (An jenem zaghaften Frühlingstag 2018 ahnen wir noch nicht, dass unsere liebe Renée uns nur wenige Wochen später für immer verlassen würde.) Umso mehr ist es mir jetzt eine Ehre und Freude, mich im Namen von Gerda Lederer, von Renée Wiener, aber auch im Namen unserer *Oral-History*-Kolleginnen in den USA, Anita Hecht, Nancy Fisher, Zepporah Glass, Sara Ghitis und Jessica Wiederhorn, den vielen Gratulant*innen anzuschließen.

Danke, Albert, für die wichtige wissenschaftliche Arbeit, die Du auf beiden Seiten des Atlantiks geleistet hast – und hoffentlich in abgewandelter Form auch noch lange weiter leisten wirst. *Oral Historians* in den USA und in Europa werden weiter von Dir und Deinen vielfältigen Projekten lernen.

Lieber Albert: Danke für Dein Brückenbauen, Deine Menschlichkeit, Deine Freundschaft!

Happy Birthday, lieber Albert! Ad multos annos!

Elisabeth Pozzi-Thanner

auch im Namen von Gerda Lederer, Renée Wiener (Wien 1924 – New York 2018), Anita Hecht, Nancy Fisher, Zepporah Glass, Sara Ghitis und Jessica Wiederhorn

Irmgard Bibermann/Horst Schreiber

EIN BLICK AUF UNSERE BEGEGNUNGEN

A chtsam

L iebenswürdig

B ärenstark

E infallsreich

R ücksichtsvoll

T apfer

L oyal

I ntelligent

C harismatisch

H ilfsbereit

T iefsinnig

B ehutsam

L eistungsfähig

A ufmerksam

U msichtig

Albert Lichtblau haben wir in der Zusammenarbeit als ausgleichend, freundlich und kollegial wahrgenommen, auch in schwierigen Phasen eines Projekts, interessiert an neuen didaktischen Ansätzen, offen für Impulse aus anderen Disziplinen.

Vor allem aber haben wir ihn als einen erlebt, der für seine Sache brennt, der Geschichten von Menschen birgt, bewahrt und vermittelt; der zu schätzen weiß, was erzählte, geteilte Erinnerungen bei Zuhörenden bewirken: dass sie eben anders als *kalte* Statistiken und Fakten die Auswirkungen der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik auf das Leben der Betroffenen begreifbar machen.

In den Begegnungen mit Schülerinnen und Schülern war Albert stets wertschätzend. Er begegnete ihnen auf Augenhöhe, verwehrt sich dagegen, dass sie sogleich mit Arbeitsaufgaben in von uns erwünschte Bahnen gelenkt wurden. Er hat sich für ergebnisoffene Lernprozesse ausgesprochen, damit sie sich auf die Erzählungen der Zeitzeug*innen einlassen und sich in ein eigenes Verhältnis zu ihnen setzen konnten.

Albert Lichtblau trägt keinen akademischen Habitus vor sich her, Verdunkelungssprache ist seine Sache nicht. Er schreibt, um möglichst vielen Menschen seine wissenschaftlichen Erkenntnisse näherzubringen: schnörkellos, geradlinig, engagiert.

Albert durchschreitet geistige Räume mit Neugier, verliert sich nicht in Routine, fördert, statt zu konkurrieren. Er versteht es zuzuhören, ohne dabei instrumentalisierend als Netzwerker unterwegs zu sein. Auch wenn ihm seine mannigfaltigen Projekte und herausfordernden Betätigungsfelder in Phasen höchster Anstrengung Stunden erquickenden Schlafes rauben und dann dunkle Schatten seine Augen trüben, erscheint er in seinen Vorträgen und Referaten nach kurzer Zeit frisch, ja geradezu jugendlich. Weil er mit Verve und Leidenschaft etwas mitzuteilen hat, das diejenigen, die aufmerksam lauschen, bereichert. So bleibt Albert jung, jung in seinem Denken. Er klärt auf, ohne abgeklärt zu sein, zeigt Gefühle, lässt Irritationen zu. Wir mögen sein Lachen – es ist dem Leben zugewandt. So wie er.

KEIN SALONAUFLÄRER: ALBERT LICHTBLAU UND DIE WEHRMACHTSAUSSTELLUNG IN SALZBURG

DIE WEHRMACHTSAUSSTELLUNG

Unsere enge, intensive und freundschaftliche Zusammenarbeit mit Albert Lichtblau liegt nun rund 20 Jahre zurück: Es war die Zeit rund um die sogenannte *Wehrmachtsausstellung* (*Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*), die ab dem 6. März 1998 sechs Wochen lang in der Stadt Salzburg gezeigt wurde. Die Kooperation reichte von den Vorbereitungsarbeiten zur Ausstellungsorganisation über die Ausstellungszeit selbst inklusive Begleitprogramm bis hin zur Herausgabe eines Buches, das die Ereignisse dokumentierte und analysierte.¹ Insgesamt waren das immerhin mehr als zwei Jahre.

Die vom *Hamburger Institut für Sozialforschung* organisierte und gestaltete Ausstellung bedeutete einen Bruch mit einem in weiten Teilen der deutschen und österreichischen Gesellschaft verankerten Geschichtsbild. Sie stellte die Sichtweise von der „sauberen Wehrmacht“, deren Angehörige nur ihre soldatische Pflicht erfüllt hätten, massiv in Frage. Auf dem Stand der internationalen Forschung aufbauend, machte sie einer breiten Öffentlichkeit bekannt, dass die Wehrmacht als Gesamtorganisation am NS-Vernichtungskrieg auf dem Balkan und in der Sowjetunion aktiv beteiligt war. Sie konzentrierte sich dabei exemplarisch auf drei Fallstudien: den Partisanenkrieg in Serbien, den Weg der 6. Armee nach Stalingrad und die dreijährige Besetzung Weißrusslands. Wissenschaftlich waren Walter Manoschek, Bernd Boll, Hans Safrian und Hannes Heer für diese erste *Wehrmachtsausstellung*, der 2001 eine überarbeitete zweite folgte, verantwortlich.² Vor Salzburg war die am 5. März 1995 in Hamburg eröffnete Ausstellung bereits in vielen deutschen und auch einigen österreichischen Städten zu sehen gewesen. Sie

1 Vgl. Helga Embacher/Albert Lichtblau/Günther Sandner (Hg.), *Umkämpfte Erinnerung. Die Wehrmachtsausstellung in Salzburg*, Salzburg/Wien 1999.

2 Vgl. Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Ausstellungskatalog*, Hamburg 1996. Dass. (Hg.), *Eine Ausstellung und ihre Folgen. Zur Rezeption der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“*, Hamburg 1999. Hannes Heer/Klaus Naumann (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*, Hamburg 1995.

sorgte – mit zunehmender Intensität – für politische und gesellschaftliche Kontroversen. Überall gab es heftige, emotionale Diskussionen, auch Aufruhr und Demonstrationen. Im nahen München hatten noch im Februar 1997 tausende Neonazis gegen die Ausstellung protestiert.

Was hatten wir, die beiden Autor*innen des Beitrags, damit zu tun? Wir arbeiteten damals in der *WissenschaftsAgentur* Salzburg, einer an der Universität Salzburg angesiedelten Organisation. In Gesprächen mit den Ausstellungsorganisator*innen und mit politischen Stellen sondierte Günther Sandner im Herbst 1996 die Möglichkeiten, die Ausstellung nach Salzburg zu holen. Im eigentlichen Vorbereitungs-jahr der Ausstellung, dem Jahr 1997, absolvierte er seinen Zivildienst. In der Agentur übernahm nun Adelheid Schreilechner das Projekt. Wir arbeiteten aber weiterhin zusammen. Diese Zusammenarbeit umfasste neben der Vereinsgründung, dem Beantragen von Subventionen und dem Auftreiben privater Spenden, der Suche nach einem Ausstellungsort (die Wahl fiel schließlich auf das ehemalige Stadtkino am Anton-Neumayr-Platz) auch die Organisation der Eröffnungsveranstaltung und eines wissenschaftlichen Begleitprogramms, die Pressearbeit und vieles andere mehr.

Im Jahr 1996 gab es auch auf politischer Ebene Bemühungen seitens der SPÖ und der grünen *Bürgerliste*, die *Wehrmachtsausstellung* nach Salzburg zu holen. Doch es war rasch klar, dass die regierende Landespartei, die ÖVP, entschieden gegen Salzburg als Ausstellungsort war. Landeshauptmann Franz Schausberger – immerhin ein ausgebildeter Historiker – publizierte bereits Anfang Dezember 1996 im ÖVP-Parteiblatt *Salzburger Volkszeitung* eine Polemik gegen die Ausstellung, die eine Kontroverse mit dem an der Universität Salzburg lehrenden Zeithistoriker Gerhard Botz in den *Salzburger Nachrichten* zur Folge hatte. Dieser verteidigte das Ausstellungsprojekt – und Schausberger replizierte wieder. Unter anderem führte er gegen die in der Ausstellung dokumentierten und von Botz erwähnten Verbrechen der Wehrmacht in der Partisanenbekämpfung die Erzählungen seines Vaters ins Treffen und berief sich dabei auf *Oral History*. Die ÖVP hatte sich also frühzeitig geschichtspolitisch positioniert. Das Land Salzburg als potenzieller Veranstalter schied somit aus. Doch mit einer Anschubfinanzierung des sozialdemokratischen Kulturlandesrates Othmar Raus und der Unterstützung der grünen *Bürgerliste* wurde von der *WissenschaftsAgentur* schließlich die Gründung eines Vereins in die Wege geleitet, der als offizieller Veranstalter in Erscheinung treten sollte. Der Verein hieß *Erinnern – Verein zur Durchführung der Wehrmachtsausstellung*.

Für alle, die sich von nun an in diesem Verein engagierten, bedeutete das, plötzlich in der Öffentlichkeit zu stehen und damit angreifbar zu werden. Es gab öffentliche Veranstaltungen und Aktionen über (oder besser: gegen) die *Wehrmachtsausstellung*, die wir hier nur beispielhaft erwähnen:

- eine vom Landtagspräsidenten und Universitätsprofessor Helmut Schreiner (ÖVP)

organisierte Veranstaltung mit dem *Österreichischen Kameradschaftsbund* (ÖKB) am Juridicum der Universität Salzburg, bei der wir als Organisator*innen mitten unter mit Bussen aus dem ganzen Salzburger Land gebrachten Mitgliedern des Kameradschaftsbundes und rechtsextremer Burschenschaften saßen,

- eine im Europark veranstaltete Diskussion, glücklicherweise fachkundig moderiert von dem historisch überaus versierten ORF-Journalisten Bernhard Schausberger, bei der den Veranstalter*innen aus dem Publikum angekündigt wurde, dass man sie mit nassen Fetzen aus dem Land jagen werde,
- eine im alten Rathaus unter dem Ehrenschutz des ÖVP-Bürgermeisters organisierte Ausstellung des Malers Walther Gross über Kriegsgefangenschaft in Russland. Gross war Mitglied der ,1. SS-Panzer-Division (Leibstandarte SS Adolf Hitler)‘ gewesen. Veranstaltet wurde die „Gegenausstellung“ von dem von Politikern der ÖVP und FPÖ sowie auch einzelnen Historikern unterstützten *Arbeitskreis für Kultur und objektive Geschichtsforschung*,
- zahllose anonyme und auch nichtanonyme Verunglimpfungen (im Gästebuch der Ausstellung wurden wir u.a. als „rote Dreckschweine“ bezeichnet),
- Schmähartikel in der *Kameradschaft aktiv* und in der *Salzburger Kronen Zeitung* sowie Briefzusendungen, deren Handhabe wir mit der Staatspolizei besprechen mussten (es war die Zeit des Briefbombenterrors), etc.

Aber es gab auch sehr viel Zustimmung, sehr viel Ermutigendes und Motivierendes: von den Besucherinnen und Besuchern der *Wehrmachtsausstellung*, von Opfern des NS-Terrors, aber auch von ehemaligen Angehörigen der Wehrmacht, die sich als Zeitzeugen zur Verfügung stellten, von kritischen Medien, der Politik und der Zivilgesellschaft, die durch Privatspenden die Durchführung des Projektes schließlich ermöglichte. Und es gab auch eine großartige Zusammenarbeit des Ausstellungsteams.

ERINNERN –

VEREIN ZUR DURCHFÜHRUNG DER WEHRMACHTSAUSSTELLUNG

Für uns galt es am Beginn der Organisation, geeignete Vorstandsmitglieder für den zu gründenden Verein zu finden. Es schien uns selbstverständlich, dass die Professoren der einschlägigen Fächer an der Universität (es waren damals ausschließlich Männer), also der Neueren Geschichte, der Zeitgeschichte oder auch der Politikwissenschaft, den Vereinsvorstand bilden sollten und dass einer von ihnen auch den Vorsitz übernehmen würde. Wir waren überzeugt, dass diese auch dazu bereit sein würden. Doch es kam anders: Wir fragten an – und einer nach dem anderen sagte ab, aus scheinbar ganz unterschiedlichen Gründen. Ein Geschichtspräsident fühlte sich organisatorisch dafür nicht ausrei-



Albert Lichtblau, Stadtkinosaal Salzburg, März 1998 (*Wehrmachtsausstellung*).

chend befähigt, andere machten unzweideutig politische Rücksichtnahmen geltend. Einige folgten unserer Einladung zur konstituierenden Vereinssitzung dann aber doch. Nach Vorlage der Vereinsstatuten, die wie üblich auch gewisse finanzielle Haftungen des Vorstands beinhalteten, kam es zu weiteren Rückzügen: „Ihr habt leicht reden, aber ich, ich habe ein Haus!“, hieß es etwa.

Und hier kommt nun endlich Albert ins Spiel: Albert Lichtblau und Helga Embacher, damals beide lediglich mit Teilzeitstellen im Mittelbau der Universitätshierarchie tätig, stellten sich als Historiker*innen für den Vorsitz und seine Stellvertretung zu Verfügung. Ihre Namen sollten es in der Folge auch sein, die mit der Ausstellung in Verbindung gebracht wurden. Wir wollen nun, in die Beobachterperspektive wechselnd, ein Charakterbild Alberts entwerfen, das wir aus dieser Zeit in Erinnerung haben.

DER PERSÖNLICH ENGAGIERTE

Albert zeigte damals eine bemerkenswerte Bereitschaft, sich persönlich zu involvieren. Seine spontane und für ihn offenbar selbstverständliche Zusage, den Vorstandsvorsitz zu übernehmen, war bereits ein deutliches Signal: Albert Lichtblau steht als Person hinter dem Anliegen, die Verbrechen der NS-Zeit zu einem gesellschaftlichen Thema zu machen. Nicht nur im Seminarraum der Universität, nicht nur in Publikationen für Fachpublikum oder auf Tagungen, sondern auch im öffentlichen Diskurs. Wie sehr er dazu bereit war, zeigte er bei der feierlichen Eröffnung der Ausstellung in der Aula der Universität Salzburg, als er in seiner Rede mit den ca. 700 anwesenden Gästen eine sehr persönliche Erinnerung an seinen Vater teilte. Die Beschäftigung mit den Verbrechen der Wehrmacht in einer Täter*innengesellschaft ist keine abstrakte oder entfernte Geschichte, sie hat etwas mit jedem Einzelnen von uns und mit unseren Familien zu tun. In seinem Beitrag für das Buch zur Ausstellung in Salzburg (*Mördervater – Vatermörder? Die Kinder der Wehrmachtssoldaten und die Debatte über NS-Verbrechen*), das er gemeinsam mit Helga Embacher und Günther Sandner herausgegeben hatte, führte er diese persönliche Auseinandersetzung mit der Kriegsbiografie seines Vaters noch weiter aus.

Albert hielt bei seiner Eröffnungsrede ein winziges Schwarz-Weiß-Foto in die Höhe und kommentierte die hilflosen Blicke aus dem Publikum, das nichts erkennen konnte, mit den Worten: „Ich habe hier ein Foto, ich weiß, Sie können es nicht sehen.“ Das Foto war freilich alles andere als lustig. Es zeigte ein Massengrab und war ein Bild, das er im Besitz seines Vaters gefunden hatte. Es konnte offensichtlich auch nicht geklärt werden, wie es dorthin gekommen war. In der Retrospektive müssen wir sagen: Er war der Einzige von uns, der sich nicht nur politisch, sondern eben auch persönlich intensiv auf dieses Kapitel der Geschichte einließ.

DER FOKUSSIERTE ZEITHISTORIKER

Albert Lichtblau hat sich über Jahrzehnte intensiv mit den Opfern des NS-Regimes beschäftigt. Seine auf Video festgehaltenen Interviews mit Überlebenden der Shoah dienen Forschungszwecken ebenso wie dem Einsatz im universitären und schulischen Unterricht. Dass er dadurch Erfahrungen und Lebensgeschichten ans Tageslicht brachte, den Opfern mit ihren erschütternden Erlebnissen eine öffentliche Resonanz verschafft hat, ist nicht nur historisch relevant, sondern auch menschlich bedeutsam. Mit seiner Arbeit erlangte er wie Helga Embacher in internationalen Historiker*innenkreisen große Anerkennung und Reputation, die bei der Organisation der Begleitveranstaltungen enorm hilfreich war. International renommierte NS-Historiker wie etwa Manfred Messerschmidt,

Wolfram Wette, Omer Bartov oder Christian Streit nahmen die Einladung nach Salzburg an und ermöglichten dort einen fundierten und anregenden Diskurs. Dass Albert sich vor allem auf Inhaltliches konzentrierte, führte allerdings zu einer gewissen Ausblendung des Umfeldes, in dem er sich bewegte. So wurde er in einer Pressekonferenz auf problematische Äußerungen des damaligen FPÖ-Landesrats Robert Thaller angesprochen, auf die er nur mit Achselzucken reagierte. Den kenne er gar nicht, meinte er lapidar, was eine Journalistin der Tageszeitung *Die Presse* zumindest bemerkenswert fand. Und als der damalige Rektor der Universität Adolf Haslinger, der dem Organisationsteam immerhin die Aula für die Eröffnungsfeier unentgeltlich zur Verfügung stellte, nach der Eröffnung zu ihm kam und ihm zur Veranstaltung gratulierte, fragte Albert etwas irritiert, wer dies denn sei. Auch seinen Rektor erkannte der Universitätshistoriker damals nicht.

DER ROTE-SOCKEN-TRÄGER

Zur Ausstellungseröffnung erschien Albert mit einem Anzug und in roten Socken. Als er auf dem Podium saß und leger die Beine übereinanderschlug, leuchteten diese Socken bis in die hintersten Reihen der Großen Aula der Universität. Bis heute weiß niemand, ob es sich um ein mutiges, ein modisches oder eher um ein eindeutig politisches Statement handelte. Schließlich war die Startfinanzierung ja von der SPÖ gekommen. Und wenige Jahre zuvor hatte die CDU im Bundestagswahlkampf des Nachbarlandes noch plakatiert: „Auf in die Zukunft ... aber nicht auf roten Socken!“ Wahrscheinlich war es aber viel einfacher. Diese Socken gefielen ihm schlichtweg. Wer sich fortan wunderte, dass er diese Socken dann nahezu täglich trug, war nicht mit Alberts Gewohnheiten vertraut. Er kaufte damals alles, was ihm gefiel, in großen Mengen.

DER BEGEISTERTE FRÜHAUFSTEHER

Das Organisationsteam bestand aus Albert Lichtblau, Helga Embacher, Günther Sandner, Michael Mooslechner (nach seinem krankheitsbedingten Ausscheiden: Wolfgang Wörter), Günther Marchner und Adelheid Schreilechner, in der Endphase war auch die für die Auswahl und inhaltliche Betreuung der Ausstellungsbegleiter*innen zuständige Susanne Rolinek dabei. Um diese vielbeschäftigten Personen vor dem unverrückbaren täglichen Dienstantritt Sandners versammeln zu können, wurde ein wöchentlicher Jour fixe, jeden Dienstag um 7:00 Uhr früh im Café Tomaselli, eingerichtet. Wie alle anderen, so war auch Albert zu dieser morgendlichen Stunde immer pünktlich zur Stelle, einsatzbereit und engagiert. Zumindest fast immer.

DER ABWESENDE AKTIVIST

Denn schon damals war Albert viel unterwegs, und er hatte in der Vorbereitungszeit auch eine Gastprofessur in Chicago. Er war unser Vorsitzender, bei zahlreichen wichtigen Veranstaltungen und Presseterminen mussten wir ihn aber entbehren. Das Zeitmanagement wurde somit auch für andere herausfordernd. Helga Embacher nahm viele Termine als seine Stellvertreterin wahr, und für so manche*n wurde sie zur ersten Ansprechpartnerin. Als dann ein Salzburger Professor der Politikwissenschaft im kleinen Gesprächskreis Albert Lichtblau wegen seiner Nichtpräsenz bei einer der Veranstaltungen etwas verächtlich als „Salonaufklärer“ bezeichnete, erzählten wir das Albert sofort. Uns steht noch das Bild vor Augen, wie er uns kichernd die Geschichte gleich zwei Mal erzählen ließ und sich den Begriff sorgfältig auf einem Zettel notierte.

Die Ausstellung wurde übrigens zu einem Riesenerfolg. Sie erhielt, was die Anzahl der Besucher*innen betrifft, den größten Zuspruch unter den österreichischen Ausstellungsorten. 20.000 Menschen hatten sich Eintrittskarten gekauft, immer wieder bildeten sich Warteschlangen vor dem Eingang. Aus dem unerwartet hohen Erlös konnten wir nicht nur unsere Unkosten bestreiten, sondern darüber hinaus noch zeitgeschichtliche Projekte fördern. Etwas zynisch, zugegeben, bedankten wir uns damals öffentlich bei der Landes-ÖVP und der *Neuen Kronen Zeitung* für ihre mediale Unterstützung, ohne die wir diese breite Aufmerksamkeit niemals erzielt hätten. Vor allem aber war die *Wehrmachtsausstellung* in Salzburg der Erfolg einer großartigen Teamarbeit, an der Albert Lichtblau einen wichtigen Anteil hatte.

MIT ALBERT IST GUT ARBEITEN UND AUCH GUT REISEN

Mitte der 1990er-Jahre trafen wir uns zum ersten Mal – im Gründerzeit-Stiegenhaus im damaligen *Haus der Gesellschaftswissenschaften* am Rudolfskai 42, Salzburg. Albert arbeitete in einem Büro am *Institut für Geschichte* im ersten Stock, ich einen Stock höher im *Studio für Audiovision*, das wir seit dem Umzug im Jahr 1989 für die praxisorientierte Lehre am damaligen *Institut für Kommunikationswissenschaft* eingerichtet hatten. Es bestand anfangs aus einem kleinen Videostudio sowie einem analogen Sprechertonstudio.

Albert sprach mich damals an und fragte mich, ob wir vielleicht einmal etwas gemeinsam machen könnten. Sein Interesse an den Möglichkeiten des AV-Studios überraschte mich. Nach dem Berliner Medienhistoriker Siegfried Zielinski – dieser war Anfang der 1990er-Jahre als Gastprofessor Gründer des Studienschwerpunktes *Audiovision* – und dem Filmemacher Gerhard Lechenauer schien das Interesse an dauerhaften Kooperationen seitens der Kollegenschaft aus dem eigenen Fach etwas abgeflaut. Die praxisbezogene Lehre der Kommunikationswissenschaft war in den 1990er-Jahren, neben der *Audiovision*, stark von der PR unter Benno Signitzer sowie der Journalistik unter Hans-Heinz Fabris geprägt. Ein wichtiges Projekt der Lehre der mittleren 1990er-Jahre war die Gründung des ersten österreichischen Uni-Radios, eine Kooperation des *Instituts für Kommunikationswissenschaft* mit dem *ORF-Salzburg*. In der *Audiovision* orientierten wir uns, nach einer ‚künstlerischen‘ Phase unter Zielinski, mittlerweile stärker an Ansätzen alternativer Medienproduktion und journalistischen Praktiken.

Die Ambitionen von Albert Lichtblau, ‚Geschichte‘ und ‚Video‘ zu verbinden, und die daraus von uns entwickelte Idee, geschichtswissenschaftliche Methoden mit filmischer Gestaltung und Produktion zu kombinieren, passte also ganz gut zu meinen inhaltlichen Schwerpunkten. In den Jahren nach 1995/96 begannen wir praktische und theoretische Grundlagen unserer zukünftigen Arbeiten zu entwickeln. Unsere Lehrveranstaltungen nutzen wir als Entwicklungslabor für diese Idee. Modelle und Anregungen entlehnen wir bis heute insbesondere aus Theorie- und Praxisfeldern der *Oral History*, des Dokumentarfilms, des Ethnografischen Films, des Fernsehdokumentarismus sowie des Fernseh- und Videojournalismus.

Über den Rahmen der Lehrveranstaltungen hinaus loteten wir die Umsetzungsmöglichkeiten unserer ambitionierten Ideen und Vorstellungen in kleineren und mittelgroßen Projekten aus und entwickelten neue, interdisziplinäre Konzepte.

DER LETZTE TAG – DIE ERSTE GEMEINSAME PRODUKTION

Den gemeinsamen Projektauftritt bildete ein dokumentarischer Kurzfilm mit dem Titel *Der letzte Tag*.¹ Zeithistoriker*innen der Universität Salzburg hatten sich im Verein *Erinnern* an der Organisation der *Wehrmachtsausstellung* in Salzburg beteiligt und diese in den ehemaligen Stadtkino-Saal gebracht.² Die Fotoausstellung zu den Wehrmachtsverbrechen wurde von konservativen und rechtsnationalen Kreisen massiv bekämpft. Manche Gegner ließen sich zum Einsatz von Drohungen und sogar physischer Gewalt hinreißen. Publizistisch sorgte insbesondere die *Kronen Zeitung* für eine breite öffentliche Unterstützung der Ausstellungsgegner. Dennoch: Die Ausstellung im ehemaligen Stadtkino wurde in der Folge zum ‚*umkämpften Ort der Erinnerung*‘.³ Mit unserem Film sammelten wir die Stimmen und Erfahrungen des vorwiegend studentischen Ausstellungspersonals ein. Ihre Aufgabe war die Begleitung durch die Ausstellung; sie waren Ansprechpartner*innen für Fragen und Auskünfte. Somit hatten sie den engsten Kontakt zu den Ausstellungsbesucher*innen, waren also unmittelbar konfrontiert mit deren Reaktionen, besonderem Interesse und Zuspruch, aber auch mit Kritik und sogar Anfeindung. Interviews mit diesen *guides* bildeten den Kern unserer Filmidee. Diese zeichneten wir während der laufenden Ausstellung, vorwiegend im Stehen, auf. Das führte zu einem spontanen, authentisch wirkenden Grundton. Das filmische Konzept sah vor, alle Videoaufnahmen an einem Tag zu realisieren.

Eine zweite Gruppe der Filmbausteine bestand aus Texten, die wir mit dem Schriftgenerator des Schnittprogramms erzeugten. Die Texte wurden über Aufnahmen von unverputztem, rohem Mauerwerk, die sich in Zeitlupe über den Bildschirm bewegten, elektronisch eingestanz. Diese Textbausteine verwiesen auf die konflikthaftern Debatten, die die *Wehrmachtsausstellung* in Salzburg begleiteten. Sie boten den Zuseher*innen Orientierung über die Situation und das Geschehen. Das dritte Gestaltungselement bildeten

1 Filmschaffende, *Der letzte Tag*, Video, Salzburg 1998, 30'.

2 Vgl. Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*. Ausstellungskatalog, Hamburg 1996.

3 Vgl. Helga Embacher/Albert Lichtblau/Günther Sandner (Hg.), *Umkämpfte Erinnerung. Die Wehrmachtsausstellung in Salzburg*, Salzburg/Wien 1999; <http://www.imschatten.org/09.html> (10.1.2018).

Audioaufnahmen, in denen die Gegner*innen im Rahmen einer Diskussionsveranstaltung mit emotionalen Redebeiträgen zu Wort kamen; darunter auch der frisch gekürte, damalige Landeshauptmann und Historiker Franz Schausberger. Diese Audioaufnahmen wurden gekoppelt mit Zeitlupenbildern von stark beschädigtem Mauerwerk – u.a. mit Löchern, die von Einschüssen hätten stammen können.

Weiters begleiteten Kamerafahrten das Publikum durch die Ausstellung. Der Kamerablick glitt dabei entlang roh bearbeiteten Stahlwänden, die als Träger für die affichierten Fotografien und Begleittexte der *Wehrmachtsausstellung* dienten und zudem den Raum des ehemaligen Kinosaals strukturierten. Dieser Gruppe ebenfalls zurechenbar waren Aufnahmen, in denen sich Ausstellungsbesucher*innen Bildmaterialien ansahen. Viele dieser Einstellungen bestanden aus Querfahrten. Manche waren musikalisch unterlegt, andere gaben die atmosphärische Geräuschkulisse der Ausstellung wieder. Die inhaltliche Funktion dieser Aufnahmen bestand darin, sowohl die räumliche Situation als auch das soziale Geschehen einzufangen. Die Kamerabewegung quer zum Geschehen verlieh den Aufnahmen einen traumartigen, mitunter poetischen Charakter.

Bleiben noch Anfang und Ende des Videos *Der letzte Tag*. Eingeleitet wurde dieses von einer Autofahrt zum Ausstellungsort, unterlegt mit Musik des Wiener Jazzers Uzzi Förster. Das Ende des Films bildete ein Phasengruppenbild aller Personen, die am letzten Tag der *Wehrmachtsausstellung*, dem 13. April 1998, im Salzburger Stadtkinosaal anwesend waren. Das Lied *O-Lui* von Xaõ Seffcheque krönt das Stimmungsbild. *Der letzte Tag* war eine vollständige *Do-it-yourself*-Produktion von Albert Lichtblau und mir.

WER IST MICHAEL GIELEN?

Mit der Produktion des dokumentarischen Porträts *Wer ist Michael Gielen?* – eine Arbeit zum deutsch-österreichischen Dirigenten Michael Andreas Gielen in den Jahren 2000/2001 – ging eine erste Phase gemeinsam produzierter Filmprojekte zu Ende.⁴

Michael Gielen wohnte zur Zeit der Recherche- und Dreharbeiten mit seiner Frau Helga und Sohn Lucas am Hauptwohnsitz bei Mondsee in Oberösterreich. Er bereitete sich auf die Aufführung von Mozarts *Idomeneo* bei den Salzburger Festspielen vor. Beide Aspekte bildeten eine wichtige Voraussetzung für die Produktion unseres Films. In *Wer ist Michael Gielen?* setzten wir den Titel als Ausgangspunkt einer Spurensuche, die immer wieder mit neuen Verfahren ansetzt, um Michael Gielens Arbeit als Dirigent und damit

4 Albert Lichtblau/Alois Pluschkowitz/Chiel van der Kruit, *Wer ist Michael Gielen?* Dokumentarfilm, Salzburg 2001, 40'.

einhergehend Aspekte seiner Biografie auszuleuchten, ohne eine letztgültige Antwort zu erwarten. Was uns von Beginn an überraschte, war das vorbehaltlose Vertrauen, das Michael Gielen unserem Vorhaben entgegenbrachte. Ebenso positiv in Erinnerung ist die Bereitschaft von Michael und Helga Gielen bei der Realisierung unserer Ideen mitzuwirken. Als sehr hilfreich erwies sich zudem die große Sammlung vorwiegend privat produzierter Foto- und Filmmaterialien, die uns die beiden zur Verfügung stellten. Darunter befanden sich unter anderem Super-8-Aufnahmen, die Helga Gielen am Rande der Dreharbeiten zum Film *Moses und Aron* von Danièle Huillet und Jean-Marie Straub gemacht hatte. Huillet und Straub hatten für den Film aus dem Jahre 1972, als dessen Vorlage und Drehbuch Arnold Schönbergs Oper *Moses und Aron* diente, Michael Gielen als Dirigent engagiert. Gedreht wurde der Film in Avezano, in den italienischen Abruzzen.

Auf einen weiteren biografischen Arbeitszusammenhang verweist eine großformatige Fotografie. Sie zeigt ein im Schrecken erstarrtes und von grellem Scheinwerferlicht geblendetes Publikum. Es entstammt der Oper *Die Soldaten* von Bernd Alois Zimmermann, einer Oper, die als eines der „aufwändigsten und komplexesten Einzelwerke“ der Operngeschichte gilt.⁵ Michael Gielen dirigierte die Uraufführung vom 15. Februar 1965 in der Inszenierung von Hans Neugebauer.

Neben den genannten Beispielen konnten wir in unserem Dokumentarfilm viele weitere Fotos und Filme einsetzen, die unter anderem Einblicke in die private Familiengeschichte der Gielens ermöglichen. Die Struktur von *Wer ist Michael Gielen?* ist gekennzeichnet durch vielfältige filmische Ansätze der Annäherung an Michael Gielens Schaffen und Biografie. So finden sich darin etwa eine lange Eingangspassage montiert aus privaten Filmaufnahmen einer Autoreise nach Davos, konzertante Musik komponiert von Michael Gielen und schriftliche Eckdaten zur Biografie. Ein biografisch angelegtes Interview in gesetzter Form bildet eine Art thematische ‚Wirbelsäule‘, die im weiteren filmischen Ablauf für eine gewisse Grundordnung unter den verschiedenen filmischen Bausteinen sorgt. Die szenische Auseinandersetzung mit den oben erwähnten Erinnerungsmedien verbindet audiovisuelle Einblicke in die Lebensgeschichte mit der damaligen filmischen Gegenwart. Ein In-situ-Gespräch über Erinnerungen an die nationalsozialistische Schreckensherrschaft und persönliche Betroffenheit verweisen auf alte Verwundungen in den Familiengeschichten.

Die besonderen analytischen Fähigkeiten des Dirigenten Michael Gielen lassen sich in der Auseinandersetzung mit der Partitur von *Idomeneo* erkennen. Ein Ausschnitt aus der Generalprobe zeigt Michael Gielen schließlich beim Dirigieren. Die Stärken von *Wer ist Michael Gielen?* liegen in der ernsthaften Auseinandersetzung mit Michael Gielens

5 Volker Hagedorn, Oper „Die Soldaten“. Mitten durch die Eingeweide, in: *Die Zeit*, 26.9.2013, <https://www.zeit.de/2013/40/oper-die-soldaten-bernd-alois-zimmermann> (12.3.2019).

Arbeit als Dirigent und im spielerisch-kreativen Umgang mit den privat vorproduzierten Fotos und Filmmaterialien. Schwächen sind vor allem in der handwerklich-technischen Umsetzung und durch die Tendenz zur formalen Beliebigkeit erkennbar. Diese stehen unter anderem in Zusammenhang mit einer Low-Budget-Produktionsweise, aus der erhebliche Differenzen zwischen Anspruch und Wirklichkeit resultierten. Der Film *Wer ist Michael Gielen?* ist dennoch erfolgreich, wenn auch auf unerwarteter Ebene. Aus dem Projekt entwickelte sich eine langandauernde freundschaftliche Beziehung zu Michael Gielen, seiner Frau Helga Gielen, sowie ihren beiden erwachsenen Kindern Claudia und Lucas, die Albert und ich in Form von jährlichen Besuchen pflegen.

TEAMTEACHING – GEMEINSAME PRAXISORIENTIERTE UND TRANSDISZIPLINÄRE LEHRE

Im Wintersemester 1995/96 boten wir erstmals gemeinsame Lehrveranstaltungen an. Zu diesem Zweck koppelten wir ein Konversatorium von Albert Lichtblau (Geschichte) mit einer Übung von mir (Kommunikationswissenschaft) und siedelten diese Kurse in den ersten Studienabschnitten des jeweiligen Studiums an. Die beiden Kurse wurden idealerweise jeweils zur Hälfte von Studierenden der Kommunikationswissenschaft und der Geschichte besucht. Inhaltlich wurden dadurch Bausteine aus Lehrangeboten zu *Oral History* (Lichtblau) mit Lehrinhalten zur Produktion und Gestaltung von Beiträgen aus dem Videojournalismus (Pluschkowitz) kombiniert. Von Beginn an war klar, dass wir sowohl forschungs- als auch praxisorientiert arbeiten wollten. Ziel war die Vermittlung und Einübung von Basisqualifikationen zur Konzeption und Realisation von lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews, die in ‚gesetzten‘ Situationen videografisch dokumentiert werden sollten. Darüber hinaus interessierten wir uns für die Gestaltung und Produktion von Kurzfilmen aus den Interviewmaterialien. Diese Ambitionen bedeuteten aber auch, dass Albert und ich den Kursteil des jeweils anderen besuchen mussten, um die jeweiligen Inhalte konzeptuell sinnvoll verbinden zu können.

Mit der Zeit hoben wir die feste Trennung zwischen den beiden Kursteilen auf und entwickelten ein gemeinsames Programm. Wesentliche Bestandteile davon vermittelten wir im *Teamteaching*. Alberts Lehre war und ist stark forschungsgeleitet. Wo immer es möglich war, verwies er auf seinen Erfahrungsschatz in Zusammenhang mit seinen Projekten, die oft auch international verankert waren. Als sehr wichtig in unserem Zusammenhang erwies sich seine Mitarbeit als Interviewer am Steven-Spielberg-Projekt des *USC Shoah Foundation Institute for Visual History and Education*, in dessen Rahmen Albert mehrere Interviews, darunter auch jenes mit Simon Wiesenthal, durchführte. Insbesondere in den Randzonen, Details und scheinbaren Kleinigkeiten der Führung von

biografischen und leitfadengestützten Interviews zeigt sich Alberts großer Erfahrungsschatz und sein handlungsbezogenes Expertenwissen. Ich erinnere mich an seine Ausführungen zu vertrauensbildenden Maßnahmen im Zuge der Umgestaltung von Wohnzimmern für Videoaufnahmen, seine Hinweise auf Möglichkeiten der scheinbar ‚harmlosen‘ Provokation von allzu sicheren Erzähler*innen und an seine Erläuterungen zur Vorbereitung, schriftlichen Aufbereitung oder zum Einsatz von Leitfäden.

DAS ‚GESETZTE‘ VIDEO-INTERVIEW ALS BASISMETHODE

Ausgangspunkt all unserer Arbeiten ist ein ‚gesetztes‘, also detailliert konzipiertes, geplantes und durchgeführtes *Video-History*-Interview. Die Zahl an unterschiedlichen Interviewtypen im filmischen Kontext ist tatsächlich beträchtlich. Allein Thorolf Lipp unterscheidet im Projekt *Interview im Dokumentarfilm* zwischen 13 verschiedenen Typen aus Perspektive der Medienanthropologie.⁶ Die Vorbereitung und Durchführung von *Video-History*-Interviews wird von wissenschaftlichen Überlegungen zu bestimmten Interviewformen (biografisches Interview oder leitfadengestütztes Interview) abgeleitet. Bezogen auf die technisch-handwerkliche Umsetzung und die audiovisuelle Gestaltung wird für die Produktion des Interview-Dokuments bestmögliches Qualitätsniveau angestrebt. Die Herstellung von Bedingungen für ein gesetztes *Video-History*-Interview ‚am Ort der Erzählung‘ (*on location*) ist mit einem erheblichen organisatorischen und zeitlichen Aufwand verbunden. Vorbereitende Recherchen und Absprachen, Termingestaltung zwischen Regie, dreiköpfigem Aufnahmeteam und dem/der Protagonist*in, der Transport der Ausrüstung zum Ort der Aufnahme, das Zurichten des Aufnahmeraumes, die Positionierung und Inbetriebnahme des Kameraequipments, die Einrichtung des Tonequipments und Mikrofonierung von Interviewer*in und Gesprächspartner*in, das Setzen und Einrichten der Scheinwerfer – womöglich mit Hilfe eines Licht-Doubles –, die Durchführung von Aufnahmeproben, all diese Aufgaben brauchen gerade bei Studierenden mit wenig Erfahrung Zeit. Jene Person, die das Interview durchführt, hat dabei die Aufgabe, die interviewte Person während dieser Zeit des Aufbaus und der Inbetriebnahme des Equipments zu beschäftigen: sie entweder über die anstehenden rechtlichen Verträge zu informieren (Datenschutzrecht, Freigaben nach dem Urheberschutz-Recht) oder etwa die Tätigkeiten der Teammitglieder zu erläutern. Für das folgende Interview ist es wenig sinnvoll, die zu interviewende Person ohne Betreuung warten zu lassen.

6 Thorolf Lipp, *Interview im Dokumentarfilm*. Zum Erzählen bringen. Zum Zuhörern verführen, <http://www.interview-im-dokumentarfilm.de/> (1.11.2018).

GESTALTETE KURZPORTRÄTS

Zusätzlich zur Produktion von lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews regten wir unsere Studierenden zu kreativ-filmischen Auseinandersetzungen mit den interviewten Personen an. Meist ging es darum, kurze Filmporträts mit einer Dauer von drei bis sieben Minuten zu gestalten. Neben Interviewauszügen sollten dafür zusätzliche audiovisuelle Materialien (Situationsbeobachtungen, In-situ-Aussagen, Objekte, Fotos und Urkunden aus dem Privatfundus etc.) produziert werden. Zur Orientierung diente den Studierenden dafür sehr häufig das Repräsentationsmodell des O-Ton-Films.⁷

Unter O-Tönen werden Aussagen von interviewten Personen verstanden. Diese werden in *Atmos* (Aufnahmen von Umweltgeräuschen des Drehortes) und *R-Töne* (Redaktions-Töne) unterschieden. Die tragenden Säulen dieses Modells sind akustische Original-Aussagen der porträtierten Person. Diese werden aufgrund dramaturgischer und inhaltlich-logischer Überlegungen selektiert und in Off-/On-Kombinationen mit zusätzlichen visuellen und akustischen Materialien verwoben. Da außer diesen O-Tönen keine sprachlichen Instanzen zur Entfaltung der inhaltlichen Argumentation zur Verfügung stehen – etwa für Erklärungen, Überleitungen und Hintergründe –, können in O-Ton-Filmen Eindrücke der Sprunghaftigkeit und Brüchigkeit entstehen und in der Folge zu Zweifeln an der Zuverlässigkeit der filmischen Darstellung führen. Kommt im Rahmen eines O-Ton-Porträts ausschließlich der*die Porträtierte zu Wort, so entscheidet sein*ihr kommunikatives und performatives Potenzial ganz wesentlich über das Gelingen des Porträts.

Nach Gregor Heussen besteht die kreative Herausforderung von O-Ton-Filmen darin, aus Interviewaufnahmen und dokumentarischen Aufnahmen ohne steuernden und ausgleichenden Text ein überzeugendes Ganzes zu machen.⁸

Nach unseren Erfahrungen besteht die große Schwierigkeit für Studierende darin, die Erzählungen aus dem biografischen *Video-History-Interview* als Ausgangspunkt für das O-Ton-Filmporträt zu nutzen, sich jedoch in der Folge von diesem Ausgangspunkt zu lösen und mit dem Filmporträt eine eigenständige Arbeit mit eigenständiger Formgebung anzustreben.

7 Vgl. Gregor A. Heussen, *Dokumentarische Filmformen. Erzählen – Berichten – Kommentieren. Werkzeug für dokumentarisches journalistisches Fernsehen*, Darmstadt 2005, 31 f.

8 Vgl. ebd., 32.

VIDEO-HISTORY-REISEN

Nachdem wir zwischen 1997 und 2003 mehrere Lehrveranstaltungszyklen mit verschiedenen Themenschwerpunkten (u.a. Kriegserinnerungen, Verbrechen der Wehrmacht, Das Fremde und das Eigene) abgehalten hatten, beschlossen wir, gemeinsam mit Studierenden auf Reisen zu gehen. Unter dem Motto ‚Stadtporträts‘ besuchten wir zwischen 2004 und 2006 New York, Berlin und Ljubljana. Wir waren jeweils zehn Tage mit 20 Studierenden unterwegs. Die Reisen waren aufgrund des Kontaktnetzwerkes, das Albert Lichtblau im Rahmen seiner Forschungsarbeiten in den genannten Städten aufgebaut hatte, möglich. Um diese Reisen machen zu können, stellten wir unsere Lehrveranstaltungs-Architektur um. Die beiden Kurse im Wintersemester dienten der Reisevorbereitung. Zudem wurden erste Vorbereitungsarbeiten der studentischen Projekte durchgeführt. Das heißt, es wurden mögliche Partner*innen für Kurzfilmproduktionen im Voraus bestimmt, Basisrecherchen realisiert sowie Kontakte und Ideen über mögliche Projekte ausgetauscht. Die beiden Kurse im Sommersemester dienten der Realisierung der Filmprojekte. Die Aufnahmearbeiten dazu mussten innerhalb von zehn Tagen verwirklicht werden. Nach Ende der Exkursion wurde die Materialsammlung im AV-Studio zu kurzen Produktionen verarbeitet.

Die Reise nach New York unternahmen wir im Mai 2004. Ich erinnere mich an Unmengen von Equipment, die wir mit uns schleppten. Zwar hatten wir Ende der 1990er-/Anfang der 2000er-Jahre unsere analoge Produktion auf digitale Formate (Sony DVCAM) umgestellt und dadurch erhebliche Erleichterungen und Vereinfachungen erzielt, dennoch wurde aus der Reise auch eine Materialschlacht: Wir hatten fünf vollständige Aufnahmeequipments dabei, jedes davon bestehend aus Kamera, Dreibeinstativ, Handlicht, Standlichtkoffer, Audiomischpult, Hand- und Ansteckmikrofonen, Kopfhörer, Netzkabel, Videokabel, Audiokabel, diversen Akkus und Kontrollmonitor. Ich erinnere mich noch an die Situation, als wir am Flughafen in New York mit all unserem Gepäck vor den *Homeland-Security*-Beamten standen. Wir befürchteten eine elendslange Kontrollprozedur, die 9/11-Anschläge auf die Twin Towers des WTC waren kaum drei Jahre vergangen! Die Zollbeamten sahen uns und vor allem die Unmengen an Material an – und kapitulierten. Wir reisten tatsächlich in die USA ein, ohne dass unser Gepäck kontrolliert worden wäre. Dank Alberts Kontakten wohnten wir in einem großzügigen Hotel ziemlich zentral in Manhattan. Unseren Studierenden boten wir mit täglichen Sprechstunden und Angeboten von Besuchen verschiedener universitärer und kultureller Einrichtungen eine lockere Struktur. Diese ließ einerseits viel Platz für die filmische Projektarbeit und Freiräume für persönliche Erfahrungen, beinhaltete andererseits jedoch auch Angebote für Projektentwicklung und Projektbegleitung. Die von uns verfolgte Produktionsstrategie lehnte sich an Überlegungen des *Guerrilla Filmmaking* an. Darunter verstehen wir

nicht die Missachtung von Autoritäten und Gepflogenheiten, sondern eher smarte Strategien, um den organisatorischen und finanziellen Aufwand für Filmproduktionen möglichst gering zu halten.

Im Nachhinein betrachtet war die New-York-Exkursion ein großes Abenteuer. Sowohl die Dreharbeiten als auch ergänzende Stadterkundungen wurden von den Teilnehmer*innen in Gesprächen sehr positiv bewertet. Als persönliche Highlights nahm ich die Besuche verschiedener Kulturstätten wahr: das CBGB's, jener Musikladen New Yorks, der als Keimzelle des Punks galt (1973–2006), der Bowery Poetry Club (BPC) in Manhattans East Village, gegründet 2002 von Bob Holman (Artistic Director), oder die Lenox Lounge, eine Art-déco-Jazzclub an der Lenox Avenue in Harlem, gegründet 1939 und wichtiger Treffpunkt afroamerikanischer Kulturschaffender bis in die 1960er-Jahre (Billie Holiday, Miles Davis, Malcolm X). Die Lounge wurde 1999 renoviert, war mehrfach Location für Spielfilmdreharbeiten und verfügte 2004 über eine tolle Bar und den grandiosen *Zebra Room* mit Jazz im Stundentakt. Das Castle Harbour Casino in der Bronx war zentraler Treffpunkt der Burgenländer in New York. Wir hatten am 23. Mai 2004 die Chance, die Stiftungsfeier der Burgenländer mitzuerleben, in der auch die ‚Miss Bruderschaft der Burgenländer 2004‘, Jaclyn Ann Tarnok, gekürt wurde. Albert erfuhr in einem Interview mit ihr etwas über den persönlichen Stellenwert dieser Ehrung. Nebenbei machten wir Besuche in Kellertheatern, erkundeten den Union Square und waren am Ground Zero. Diese Stadt ermöglichte eine wahre Achterbahnfahrt an Eindrücken und Erlebnissen, und die Filme, die unsere Studierenden von diesem Aufenthalt mitnahmen, lassen etwas von dieser kulturellen Stimmung, Energie und Vielfalt von New York City erahnen:

Bilderfalle NY zeigt Stadtspaziergänge von Bernhard Braunstein, Martin Hasenöhl und Michael Maislinger.⁹ Meist werden diese Streifzüge über verzerrte Reflexionen einer giftgrünen Gartenkugel, die vor der Optik einer Sony DSR-PD150 fixiert wurde, dargestellt. Die Kamera/Gartenkugel-Konstruktion wird mit einem Einbeinstativ durch New York City getragen und dabei entstehende Begegnungen für Gespräche genutzt, deren Fragmente wie zufällige und rätselhaft sprechende Fundstücke über die experimentelle Doku verstreut sind.

By Vera Laner kombiniert Wahrnehmungsbilder,¹⁰ aufgezeichnet von Vera Laner auf den Straßen eines Areals abseits des reichen Zentrums von New York City. Gezeigt werden Mauern voller Graffiti, das Geschehen auf Gehsteigen, eine Beobachtungskamera, Müllhaufen, ein Stacheldrahtzaun, Gitter und ein Hinterhof mit spielenden Kindern.

9 Bernhard Braunstein/Martin Hasenöhl/Michael Maislinger, *Bilderfalle NY*, Video, New York/Salzburg 2004, 28'.

10 Vera Laner, *By Vera Laner*, Video, New York/Salzburg 2004, 2'50.

Beobachtungen voller Widersprüche, dennoch kündigt die Atmosphäre weder von Tristesse noch von Gewalt. Im Gegenteil, lachende und spielende Kinder vermitteln die Idee glücklicher Nischen.

People in Motion von Valerie Gabl, Manuela Gatt, Judith Pumberger und Reinhart Öhlinger porträtiert die Fotografin, Filmemacherin und Videokünstlerin Anja Hitzenbichler,¹¹ die in New York City und Wien lebt, im Rahmen eines klassischen O-Ton-Porträts. Dieses Porträt zeigt die Protagonistin beim Fotografieren von Tänzer*innen, bei Erledigungen in der Stadt, bei der Besprechung von Fotos und eine Stadt voller Menschen. Die Protagonistin spricht über ihre Tanzfotografie und ihre Ambitionen, ihr Tätigkeitsfeld auf andere Genres und Medien auszuweiten. Weiters entstanden in dieser Exkursion Porträts des Bowery Poetry Club sowie der Künstlergruppe *tats cru*.¹²

Seit Beginn unserer Arbeiten sind inzwischen mehr als 20 Jahre vergangen. Albert Lichtblaus Engagement in historischer und videografisch begleiteter Feldforschung ist ungebrochen. In seinen Filmprojekten kooperiert er inzwischen auch mit ehemaligen Studierenden aus dem Studienschwerpunkt *Audiovision* der Kommunikationswissenschaft.¹³ Unsere videobasierten Lehrveranstaltungsprojekte bilden nach wie vor den Dreh- und Angelpunkt unserer Zusammenarbeit. Die Vernetzung mit verschiedenen Einrichtungen und Empowerment-Initiativen geht einher mit der Professionalisierung unserer Projektabwicklung. Aktuell kooperieren wir mit dem *Migrationsarchiv der Stadt Salzburg* und der *Homosexuellen Initiative Salzburg*. Von großem Wert für unsere gemeinsame Arbeit ist Alberts Interesse an engagierter, professioneller Forschungsarbeit im Feld. In der Kooperation mit Albert Lichtblau habe ich sehr viel über mich selbst gelernt und einen guten Freund gefunden.

11 Valerie Gabl/Manuela Gatt/Judith Pumberger/Reinhart Öhlinger, *People in Motion*, Video, New York/Salzburg, 2004, 8'10.

12 Anton Prlic/Judith Pumberger/Sandra Travnitzky, *Bowery Poetry Club*, Video, New York/Salzburg 2004, 9'30; Eva Stift/Heidi Vogl/Wolfgang Kirchmayr, *tats cru*, Video, New York/Salzburg 2004, 12'.

13 Vgl. Bernhard Braunstein/Martin Hasenöhr/Albert Lichtblau, *The Benevolent Dictator*, Dokumentarfilm, Salzburg 2016, 30'.

DIE AUSSERORDENTLICHE INTERVIEWKUNST DES A.L.

Kürzlich brachte mich eine Anfrage von *erinnern.at* dazu, Interviews mit Gabriele E. Margules zu sichten, einer der beiden Töchter des 1938 in Salzburg amtierenden Rabbiners Dr. David Samuel Margules. Ich fand folgende Interviewsequenz:

„You know, the refugees – before they came to England, they learned a little English. So they were told that a man is a lord and a woman is a lady. This is the story: The refugee-couple gets on the bus. Downstairs there is only room for her. So he goes upstairs. You know the doubledecker-buses in London? So the conductor comes to her and asks for the cash: ‚The Lord above us will pay.‘“

Helga Embacher und Albert Lichtblau, der nach dem Witz gefragt hatte, führten das Interview 2002 für ein Video zur Ausstellung *Juden in Salzburg*.¹

Das war das erste Mal, dass ich mit Albert zusammengearbeitet habe. Darum, und um viele andere außerordentliche Situationen, die ich mit ihm erlebt habe, geht es in diesem Essay. Das Internet lehrt mich, dass diese Form ein kurzer Text (franz. Kostprobe) mit konkreter Fragestellung ist, gegliedert in Einleitung, Hauptteil und Schluss. Was ist es also, das die Interviewkunst des A.L. außerordentlich macht? Ich habe die Ehre und das Vergnügen, Albert seit mittlerweile über 20 Jahren beim Interviewen (als Interviewter, Belehrt, Lehrender und Kameramensch) zu erleben. Erfahrungen daraus werden in diesen Text fließen. Dabei sollen seine Fähigkeiten als Lehrender und Interviewer beschrieben werden. Erklärend dazu ist anzumerken, dass ich das Handwerk des *Video-History-Interviews* in Albert Lichtblaus Lehrveranstaltungen (gemeinsam mit Alois Pluschkowitz oder Chiel van der Kruit) erlernt habe. Später konnte ich zusammen mit dem Interviewausnahmetalent gemeinsame Lehrveranstaltungen abhalten. Und dann waren eben noch die Projekte, bei denen ich wiederholt für ihn als Kameramann agierte.



1 Vgl. Interview mit Gabriele E. Margules, geführt v. Helga Embacher u. Albert Lichtblau, *Hitler never came to tea*, Salzburg 2002, <https://uni-salzburg.at/geschichte/Tea> (16.11.2018). Der Film wurde 2002 in der Ausstellung *Juden in Salzburg* im *Städtischen Museum Carolino Augusteum* (SMCA) gezeigt.

Alles begann mit der Lehrveranstaltung *Video History – Krieg* im Jahr 1997. Das war eine flankierende Lehrveranstaltung zur Ausstellung *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*. Wir sollten Interviews mit Zeitzeug*innen zu ihrem (sic) Kriegsende führen. Das kann nicht genug betont werden. Es ging also nicht ums Hörensagen, sondern darum, was jede*r selbst erlebt hatte. Das war das Wesentliche, das ich aus der Lehrveranstaltung mitgenommen habe. In Zeiten der ‚alternativen Fakten‘ und ‚Fake-News‘ ein unschätzbares Wissen – zu unterscheiden, ob etwas selbst- oder fremd-erlebt wurde. Ebenso bedeutsam ist, dass den Interviewten das Gefühl gegeben wird, dass das, was sie zu sagen haben, wichtig ist. Für die übrigen handwerklichen Regeln der *Oral History* ist hier kein Platz, weil dieser Band ja kein Methodenleitfaden werden soll. Daher folgen nun einige Beobachtungen zur Rolle Albert Lichtblaus in der gemeinsam mit Alois Pluschkowitz abgehaltenen Lehrveranstaltungs-Serie *Video History*, in die ich als Tutor eingebunden war. Die aus meiner Sicht größte Herausforderung dieser Reihe war die Exkursion nach New York im Jahr 2004 – mit fünf Kamerateams! Diese sollten in einem komplett fremden Umfeld jeweils eine Dokumentation zu einem eigenen Thema gestalten. Durch Alberts Kontakte und die große Erfahrung bei der Vorbereitung von Interviews gelang dies letztlich auch. Für beide Lehrveranstaltungsleiter war es jedoch problematisch, dass New York sehr stark mit Klischees behaftet ist. New York kennt man schließlich aus Kino und Fernsehen. Die Studierenden sollten aber ihre eigene Geschichte und die dazu passenden Bilder finden. Und sie sollten sich auch nicht von Stereotypen wie ‚Underdogs aus Bronx und Harlem‘ leiten lassen. Eine dieser Vorannahmen ließ ein Projekt scheitern. Eine andere Gruppe ging davon aus, dass eine Hip-Hop-Schule in der Bronx nur als ‚Sozialprojekt‘ gedacht war und die Schüler*innen alle Underdogs waren, vielleicht gar Drogen nahmen und überhaupt nonkonform sein würden. Dies hätte einen Film ergeben, der die Klischees der Österreicher*innen in New York widerspiegelte, aber nichts mit den Schüler*innen zu tun gehabt hätte. Diese entsprachen nicht einem der mitgebrachten Klischees, nein, sie wollten alle Karriere machen und haben Antworten geliefert, mit denen das Filmteam nicht zufrieden war. Das Thema wurde folglich eingestampft.²



2005 führte uns die *Video-History*-Exkursion nach Berlin. Wir waren am 60. Jahrestag der Kapitulation Nazi-Deutschlands am Dach des Reichstagsgebäudes, wo ein Veteran der Roten Armee vergeblich versuchte, die Sowjetfahne zu hissen. Leider war Albert nicht mit am Dach, weil wir sonst wenigstens ein Foto davon hätten, denn mit der Fotokamera ist er schnell wie der Blitz. Die in der Lehrveranstaltung entstandenen Beiträge wurden zum *Jugendmedienfestival Berlin 2007* eingeladen und unter dem Motto „Berlin im Blick der anderen – Österreich“ gezeigt. Die Titel der Filme unterstreichen die Bandbreite dieser Lehrveranstaltung. *Mensch Puppchen Berlin* handelte von einer Ärztin, die

² Die Videos sind unter <https://uni-salzburg.at/geschichte/NewYork> (16.11.2018) zu finden.

in das Chansonfach wechselte. *Tränen der Freiheit* erzählte die Geschichte eines DDR-Regimekritikers, der im ehemaligen Stasi-Gefängnis Hohenschönhausen einsitzen musste. Im Streifen *Türkiyemspor* ging es um den gleichnamigen Berliner Fußballclub und last but not least stellte ein Film die Frage *Stolz, Deutsch zu sein?* Die Reise mit den Kamerateams zurück nach Salzburg bescherte mir noch das Hochgefühl, dass wir in Salzburg wirklich etwas sehr Cooles zustande gebracht haben. Ein Berliner fragte mich, wie wir darauf kommen, in Salzburg an der Uni Filme zu drehen. Er hielt es nicht für denkbar, dass die unbekannte Universität Salzburg solche Lehrveranstaltungen anbot und damit Erfolg hatte. Exkursionen waren das Salz in der ohnehin schon ‚sehr dicken Suppe‘ der Lehrveranstaltungen. Eine der schrägsten Reisen mit Albert Lichtblau führte uns freilich nicht als Exkursion in ferne Gefilde, sondern vom Salzburger Mirabellplatz, via Schloss Leopoldskron, den Park von Hellbrunn und das Stift Nonnberg über St. Gilgen bis zur Kirche Mondsee. Wer hat es schon erraten? Ja, wir haben für die Ringvorlesung *Sound of Music* eine Original-SoM-Rundfahrt gemacht und dabei Gäste und den *guide* interviewt.³ Als uns um 11 Uhr vormittags erklärt wurde, dass wir jetzt beim Busfahrer Bier kaufen könnten, weil das in Österreich so üblich sei, wurde Albert und mir klar, dass das vermittelte Österreichbild nicht 100-prozentig authentisch sein könne. Ausschnitte aus diesem Video verwendete Albert auch in seiner Antrittsvorlesung zur S-99-Professur.⁴

Wenn Albert Lichtblau für etwas steht, dann sind es die vielen Interviews mit Opfern der Shoah. Zwei dieser Interviews, mit Lucia Heilmann und Esther Schuldmann, werde ich nie vergessen, weil sie mir mehr als alle anderen nahegegangen sind. Das Interview mit Lucia Heilmann offenbarte mir einen Perspektivenwechsel, den man vor allem aus der Literatur kennt, der aber nie so lebendig erzählt wurde wie in diesem Interview. Die Überlebende der Shoah wurde von Reinhold Duschka, einem *Gerechten unter den Völkern*, bis zur Befreiung zunächst in seiner Werkstatt in Wien und nach deren Zerstörung im Bombenkrieg in seinem Sommerhaus versteckt. Sie nahm daher die sowjetischen Soldaten anders wahr als die meisten Wienerinnen und Wiener.

„Am 13. April sind die Russen gekommen. Meine Mutter ist in Polen geboren und hat also Polnisch sprechen können. Und [sie] ist also hinaus gelaufen zu den russischen Soldaten und mit Händen und [in] polnischer Sprache hat sie denen erklärt, wer wir sind. Endlich befreit von dieser Herrschaft, endlich frei, endlich konnten wir wieder frei atmen, wir konnten gehen, wohin wir wollten. Es war ein ungeheures Erlebnis, diese ersten Soldaten, die uns befreit haben.“⁵

3 Vgl. <https://uni-salzburg.at/geschichte/SoM> (16.11.2018).

4 Die Antrittsvorlesungen sind zu finden unter <https://uni-salzburg.at/geschichte/Antritt> (16.11.2018).

5 Vgl. <https://uni-salzburg.at/geschichte/Gerechte> (16.11.2018).





Die zweite Interviewsituation mit Albert, die Begegnung mit Esther Schuldmann, ist mir wohl deshalb so nahegegangen, weil ein Teil ihrer Geschichte mit der Ausstellung *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944* verbunden war und damit auch mit einer Situation elf Jahre davor, in der ich von Albert interviewt wurde. Er war wesentlich daran beteiligt, dass diese Ausstellung ihren Weg nach Salzburg fand. Darin wurde auch der Kladovo-Transport thematisiert, eine Odyssee von etwa 1.200 jüdischen Flüchtlingen, die 1939 im Donauhafen Kladovo endete. Von diesen Flüchtlingen überlebten lediglich 150, die Mehrheit wurde 1942 ermordet.⁶ Esther Schuldmann war eine der Überlebenden.⁷ Ich kannte also die tragische Geschichte des Kladovo-Transportes aus meiner Arbeit bei der *Wehrmachtsausstellung* 1998 – und dann treffe ich 2009 bei einem Interview zusammen mit Albert Esther Schuldmann, eine Überlebende dieses Transportes. Vor mir saß plötzlich eine Person, deren tragische Geschichte mir bereits elf Jahre zuvor bewusst geworden war. Bei dem Interview 2009 mit Frau Schuldmann in Bet Schemesch, Israel, kam mir der Gedanke, dass gewisse Dinge gar nicht ‚so weit weg wären‘, wie man glauben möchte. Und genau diesen Gedanken hatte ich – und damit schloss sich für mich der Kreis zur *Wehrmachtsausstellung* gleich noch einmal – 1998. In einem Film, den Albert Lichtblau und Alois Pluschkowitz damals über den letzten Tag dieser Ausstellung in Salzburg drehten,⁸ interviewte mich Albert zu meiner Rolle als Ausstellungsbegleiter. Auf die Frage, welches Foto mir sehr nahegegangen sei, antwortete ich sinngemäß: ein Passfoto aus einer Reihe von Ermordeten aus Kragujevac. In einer meiner Führungen durch die Ausstellung zeigte eine Schülerin auf eines der Passfotos und erklärte uns, dass das vermutlich ihr Großonkel gewesen sei.⁹ Auch damals schoss es mir durch den Kopf, dass viele Dinge ‚gar nicht so weit weg‘ wären. Ich erinnere mich noch, wie das Interview 2009 mit Esther Schuldmann mit jenem 1998, in dem ich befragt worden bin, in gewisser Art zu verschmelzen begann.

Dass die Menschen vom Interviewer als solche wertgeschätzt werden, ihnen mit besonderer Empathie begegnet wird, ist eines der ganz, ganz wichtigen Gefühle, durch die sich Alberts Interviewstil auszeichnet. Das ist bei Interviews mit Opfergruppen noch einfach.

-
- 6 Ich wurde mit dieser Geschichte zuerst im Ausstellungskatalog zur *Wehrmachtsausstellung* konfrontiert. Sie war damals für mich jedenfalls ein Schlüssel zum Verständnis der Ausstellung, weil sie die Verbindungen zwischen Judenverfolgung und Wehrmacht aufgezeigt hat. Vgl. Walter Manoschek, *Serbien. Partisanenkrieg 1941*, in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*. Ausstellungskatalog, Hamburg 1996, 20–61, 42.
 - 7 Vgl. Interview mit Esther Schuldman, geführt v. Albert Lichtblau, <http://www.neue-heimat-israel.at/home/esther-schuldman> (16.11.2018).
 - 8 Albert Lichtblau/Alois Pluschkowitz, *Der letzte Tag. Wehrmachtsausstellung in Salzburg*, Videodokumentation, Salzburg 1998, 30’.
 - 9 Vgl. Manoschek, *Serbien*, 39–41.

Bei dem ersten Film, den ich zusammen mit Kollegen gemacht habe, ging es um ‚Hitlerjungen‘, die in den letzten Tagen des Krieges die amerikanische Armee hätten aufhalten sollen – wohl vor allem Opfer, weniger Täter*innen. Beim nächsten Filmprojekt probierten Barbara Brank, Robert Schwarzbauer und ich einen anderen Zugang. Wir hatten als Ausstellungsbegleiter*innen in der schon mehrfach erwähnten *Wehrmachtsausstellung* ehemalige Angehörige der deutschen Wehrmacht kennengelernt. Mich interessierten vor allem Männer, die bei Einsätzen gegen Partisanen gekämpft hatten und wohl vor allem als Täter und weniger als ‚Opfer‘ zu bezeichnen waren, obwohl jede*r, der in einen Krieg zieht – ob freiwillig oder gezwungen – neben seiner oder ihrer Täter*innenrolle auch Opfer sein kann, wenn auch nur Opfer der eigenen Ideologie oder Dummheit. Ich war immer der Ansicht, dass Täter*innen, die demzufolge ebenso Opfer sein konnten, gefragt werden sollen, was die Opfer zu Opfern und sie zu Täter*innen gemacht habe. Wir nannten den Film *Handlungsspielraum*, und ich schrieb dann auch meine Diplomarbeit zu dieser Personengruppe und kann mich noch sehr gut erinnern, wie Albert damals mit sich rang, mich als Diplomanden mit diesem Thema zu nehmen. Es waren eben nur bedingt ‚Opfer‘ – danke dafür.

15 Jahre später hatte ich erneut Opfer und Täter*innen vor meiner Kamera. Während es nach der Shoah an den Orten des Grauens de facto keine Opfer-Täter*innen-Kontakte mehr gab, gestaltete sich der Alltag in Ruanda nach dem Genozid von 1994 anders. Die Realität erzwang ein Mit- oder zumindest Nebeneinander. Beim *Healing-and-Rebuilding-our-Communities*-Programm sollten sich Opfer und Täter*innen versöhnen.¹⁰ Albert ermöglichte es Teilnehmenden einer Exkursion, an so einem Treffen teilzunehmen. Daraus entstand einer der wichtigsten Teile der Dokumentation *kwibuka – gedenke* von Josefine Golla und mir.¹¹

Ich habe versucht, anhand einiger selbst erlebter Beispiele das Besondere an Albert Lichtblau hervorzuheben. Am Ende dieses Beitrags komme ich nun wieder zurück zur Schilderung der Interviewsituation mit Gabriele E. Margules. In Wahrheit stellte sich das nicht so glatt dar, wie anfangs geschildert. Ursprünglich bat ich sie um einen Witz, weil ich noch Nahaufnahmen von den Händen der Interviewpartnerin als Schnittbilder benötigte. Frau Margules hat mich aber nicht verstanden, war wohl auch nicht auf eine solche Bitte gefasst. Albert wiederholte das Ansuchen. Er ist darauf eingegangen, obwohl das überhaupt nicht ausgemacht war. Das war die eigentliche Leistung. Und erst jetzt, als ich die Aufnahmen nach 16 Jahren wiedersah, wurde mir klar, warum das mit den Witzen nie funktionierte, wenn Albert Lichtblau nicht dabei war. Er schafft eine Gesprächsatmosphäre, in der Vertrauen herrscht. Und er liebt Menschen, auch wenn er manchmal



10 Vgl. <https://uni-salzburg.at/geschichte/HROC> (16.11.2018).

11 Trailer zum Film vgl. <https://uni-salzburg.at/geschichte/rothauer> (16.11.2018).

provokante Fragen stellt. Genau das ist es, was Albert Lichtblaus Interviewkunst außerordentlich macht.¹² Zu guter Letzt wurde mir auch klar, dass die Anfrage von *erinnern.at* kein Zufall war, sondern wohl auch mit dieser Festschrift für Albert Lichtblau im Zusammenhang stand. Der Kreis schließt sich.

12 Vgl. <https://uni-salzburg.at/geschichte/Interview> (16.11.2018).

Above all, it offers exciting insights into many lives.

DER INTERVIEWER

Zuallererst also, so schreibt Albert Lichtblau, gewährt die Arbeit mit audiovisuellen Medien hochinteressante Einblicke in viele Lebenswege. Erst in zweiter Linie bedeutet sie lebenslanges Lernen über Geschichte und die Bedeutung der Erinnerung, über Erfahrungen, Gefühle oder Resilienz.¹ Dies sei diesem Beitrag vorangestellt, weil es wesentlich ist: Das Interesse an Menschen und ihren Erfahrungen, die Neugier auf die Geschichten, die Menschen über sich und ihre Leben erzählen können, sind unabdingbare Voraussetzung für eine*n gute*n Interviewer*in. Und dieser Text ist einem guten Interviewer gewidmet: Albert Lichtblau.

„Mein Name ist Albert Lichtblau. Buchstabiere. Albert. A wie Anton, L wie Ludwig, B wie Berta, E wie Emil, R wie Richard, T wie Theodor. Lichtblau. L wie Ludwig, I wie Ida, C wie Caesar, H wie Heinrich, T wie Theodor, B wie Berta, L wie Ludwig, A wie Anton, U wie Ulrich. Heute ist der 24. April 1997, und ich führe ein Interview durch mit Frau Sophie Haber. Das Interview findet in Mödling, in Niederösterreich, in Österreich, statt. / Darf ich Sie um Ihren Namen bitten? / Und wie war Ihr Geburtsname? / Haben Sie je andere Namen gehabt? / Haben Sie je Spitznamen gehabt? / Und wann sind Sie geboren? / Und wo sind Sie geboren? Und in welchem Land? / Gut. Ich würde Sie sehr gerne jetzt zu Ihrer Familie fragen. Und würde gerne so weit zurückgehen, so weit das halt möglich ist. Wissen Sie was von Ihrer väterlichen Familie? Also Großeltern. Wissen Sie, was die waren? Oder haben Sie sie gekannt? / Und von [...] dieser großen Familie, die 16 Kinder, sind die alle nach Krakau gegangen oder? / Hmhm [...] Und die Familie Ihrer Mutter. Haben Sie da mehr Kontakte gehabt? Oder haben Sie die Großeltern gekannt? / Wissen Sie, was die Großeltern mütterlicherseits waren?

1 Vgl. Albert Lichtblau, Moving from Oral to Audiovisual History. Notes on Praxis, in: Werner Dreier/Angelika Laumer/Moritz Wein (Hg.), Interactions. Explorations of Good Practice in Educational Work with Video Testimonies of Victims of National Socialism, Berlin 2018, 52–62, 62.

Von Beruf? / Nun, ich möchte nur noch mal nachfragen. Mir ist das jetzt nicht ganz klar geworden. Die Großeltern haben welchen Beruf gehabt? / In Krakau? / Wissen Sie, wie sich Ihre Eltern kennengelernt haben? / Wenn ich zurückgehe, da möchte ich nochmal fragen. Ihre Großeltern, die mütterlichen Großeltern, was waren das für Menschen? Also, wie würden Sie die beschreiben? / Sie haben erzählt, Ihr Vater war Schlosser, also Handwerker. / Was hat der gearbeitet in Krakau? / Das war ein Geschäft oder auch [...] eine Schlosserei? / Hmm. [...] ohne Erzeugung oder sonst was. Nur Verkauf. / Wo war das in Krakau? Wo haben Sie gewohnt?²

Der Interviewer fragt, fragt nach, hört zu. Doch Albert Lichtblau beginnt dieses Interview mit Sophie Haber nicht nach eigenem Ermessen, sondern er orientiert sich an den *Interviewer Guidelines* der *USC Shoah Foundation*, für deren Sammlung er dieses Interview gemacht hat: „Interviews begin with the following introductory questions: – What is your name (and spelling)? – What was your name at birth (and spelling)? – Did you have any nicknames as a child?“ Als Albert Lichtblau 1997 das Interview mit Sophie Haber führte, war er bereits ein erfahrener Interviewer und Oral Historian, anders als viele der 2.300 Interviewer*innen in 24 Ländern,³ die die *Shoah Foundation* anfangs in einem eintägigen, später dann in einem 20-stündigen Training ausbildete.⁴ Allein 1997 wurden 14.052 Interviews aufgenommen, zwischen 1994 und 1998 insgesamt mehr als 50.000.⁵ Doch über die Interviewer*innen erfahren wir auf der Website des *USC Shoah Foundation Institute* kaum etwas. So kann man die Sammlung nicht nach den Interviewer*innen durchsuchen, somit auch nicht daraufhin, wie viele und welche Interviews Albert Lichtblau machte. Von ihm selbst wissen wir, dass er die Interviews mit Richard Glazar über dessen Erfahrungen in Treblinka und mit Simon Wiesenthal als besonders herausfordernd empfand und sich vorbereitend besonders gründlich einlas.⁶ Albert Lichtblau war sehr daran interessiert, an dem von Steven Spielberg initiierten Projekt der *Shoah Foundation* mitzuwirken, das es in einem solchen Umfang bis dahin nicht gegeben hatte. Er habe, so Lichtblau in einem von Katja Krause geführten Interview, dabei

2 Interview mit Sophie Haber, geführt v. Albert Lichtblau, *USC Shoah Foundation Institute*.

3 Vgl. <http://sfi.usc.edu/vha/collecting> (15.8.2018).

4 Vgl. Jan Taubitz, *Holocaust Oral History und das lange Ende der Zeitzeugenschaft*, Göttingen 2016, 115; die Ausbildung dauerte 25 Stunden nach den *Videographer-Guidelines* der *Shoah Foundation* vgl. <http://sfi.usc.edu/vha/collecting> (15.8.2018). Das *Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies* bildet die Interviewenden in einem sechswöchigen Programm aus, vgl. Stephen Naron, *Archives, Ethics and Influence. How the Fortunoff Video Archive's Methodology Shapes its Collection's Content*, in: Dreier/Laumer/Wein, *Interactions*, 41–51, 46.

5 Taubitz, *Holocaust*, 193.

6 Vgl. Interview mit Albert Lichtblau, geführt v. Katja Krause, Berlin, 31.8.2012, <http://www.zwangsarbeit-archiv.de/projekt/experteninterviews/lichtblau/index.html> (15.8.2018).

viel gelernt, sowohl organisatorisch wie auch methodisch, etwa über die Vorteile eines im Vergleich zu seinem bisherigen Arbeiten viel stärker formalisierten Ablaufs und über die Bedeutung eines vorbereitenden Telefongesprächs („pre-interview“).⁷ Manche Anregungen erschienen ihm aber sehr „amerikanisch“, etwa die dezidierte Aufforderung, Taschentücher und ein Glas Wasser für die Interviewten bereitzustellen.

Bei der Ausarbeitung des Interview-Leitfadens konnte das *Shoah Foundation Institute* auf die Erfahrungen des *Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies* zurückgreifen.⁸ Dennoch unterscheiden sich die Interviews gerade im Hinblick auf die Rolle des Interviewers. Das *Fortunoff Archive*, heute Teil der Bibliothek der Universität Yale, begann 1979 als, wie es der gegenwärtige Direktor Stephen Naron beschreibt, „grassroots effort of volunteers“ in New Haven, Connecticut.⁹ Es war ein Unterfangen von Überlebenden für Überlebende. So stammte etwa Dori Laub, einer der Mitbegründer*innen und Interviewer*innen, aus Czernowitz und überlebte als Kind die Verfolgungen. Laub beschreibt die Rolle des Interviewers als die eines stillen Zuhörers, als leere Leinwand, auf der die traumatisierenden Erlebnisse aufgetragen werden. Die Beziehung zwischen Interviewtem und Interviewendem nannte er „einen Vertrag zwischen zwei Menschen, von denen einer sich auf die Erzählung ihres Traumas einlässt [...] Implizit sagt der Zuhörer zu der Person, die Zeugnis ablegt: ‚Ich werde bei Dir sein, die ganze Zeit, so gut ich kann‘.“¹⁰

Die Interviewenden des *Fortunoff Archive* verstanden sich als stille Zuhörende, die eben auch nicht im Bild zu sehen waren. Bei den Interviews der *Shoah Foundation* platzierten sich die Interviewenden – wie auch Albert Lichtblau – zu Beginn neben die zu interviewende Person.¹¹ Ähnlich wie das *Fortunoff Archive* empfahl das *United States Holocaust Memorial Museum* (USHMM) in Washington seinen Interviewenden durch „stille Empathie“ anstatt „andauernder Fragen“ den Erzählfluss nicht zu unterbrechen, damit dann anschließend kompakte, ununterbrochene Sequenzen für die Ausstellung geschnitten werden konnten. Doch funktionierte das nicht wie gewünscht, denn die Interviewten vermissten die Fragen, und das USHMM ging schließlich denselben Weg wie das *Shoah Foundation Institute* und entwickelte einen Fragenkatalog zur Unterstützung der Interviewenden.¹² Das *Fortunoff Archive* und das USHMM filmten die Interviews in Studios, die *Shoah Foundation* hingegen in der häuslichen Umgebung der Interviewten. Die Privatwohnungen brachten für das Filmsetting eigene Herausforderungen

7 Vgl. ebd.

8 Vgl. Taubitz, Holocaust, 113.

9 Naron, Archives, 46.

10 Taubitz, Holocaust, 93.

11 Vgl. Noah Shenker, *Reframing Holocaust Testimony*, Bloomington 2015, 157.

12 Vgl. Taubitz, Holocaust, 132 f.

mit sich, auf die man mit einem Leitfaden für das Kamerateam reagierte. Familienmitglieder etwa konnten erst gegen Ende des Interviews ‚auftreten‘. An der Haus-/Wohnungstür wurde ein „Bitte nicht stören“-Schild angebracht. Die Kamera sollte zunächst die Wohnumgebung miterfassen und dann auf die/den Interviewte*n zufahren, sodass der Oberkörper sichtbar war, dann ruhig bleiben. Damit wurde neben der Mimik auch die Gestik der Interviewten erfasst, jedoch nicht die Interviewenden. Sie saßen neben der Kamera, damit die Interviewten nicht direkt in die Kamera blickten. Am Ende wurden vorhandene Dokumente, Fotos und auch Objekte aufgenommen, die die Interviewten aus dem Off kommentieren konnten.

„Ja, jetzt sind Sie bis [...], ich glaube, bis 1930 waren Sie in Krakau, also bis zu Ihrem achten Lebensjahr. Haben Sie Erinnerungen an die Zeit in Krakau? / Woran erinnern [...] Sie sich? / War das eine schöne Kindheit, die Sie gehabt haben dort? / Ich möchte noch [...] ein bisschen bei Krakau bleiben. Waren Ihre Eltern polnischsprachig [...] / Und warum sind Ihre Eltern nach Wien gegangen? [...] Haben Sie das als Kind gespürt? In Krakau noch? / [...] Haben Sie das damals positiv erlebt, [...] die Übersiedlung? / Und wo haben Sie gewohnt in Wien? / Aus einem Bezirk doch mit einem relativ hohen jüdischen Bevölkerungsanteil, oder? / [...] Wie sind Sie von den Kindern eigentlich akzeptiert worden? Sie haben ja gesagt, Sie waren das einzige jüdische Kind, habe ich das richtig verstanden? / Und die Kinder, wie haben die reagiert auf Sie? Sind Sie akzeptiert worden? / Ist das öfter passiert? / Im Vergleich zu Krakau, war das anders in Wien? [...] Sie haben gesagt, Sie sind ja doch in eine gemischte Schule gegangen, [...] sind auch akzeptiert worden, wenn ich's richtig verstehe. / Das war in Krakau jetzt. / Und haben Sie in Wien nichtjüdische Freunde oder Freundinnen gehabt? / Also doch eher jüdische? / Ja, ein Arbeiterverein. / Das ist Band zwei des Interviews mit Frau Sophie Haber. Frau Haber, ich würde Sie ersuchen, dass Sie mir Ihre Eltern charakterisieren. Was waren das für Menschen? Wie würden Sie sie beschreiben? / Ich würde gerne etwas dazu fragen, inwiefern Ihre Familie jüdisch war, im Sinne von religiös. [...] / Waren Sie im Sinne von Religion gottesgläubig? Sind Sie so aufgewachsen? / Können Sie sich an den Religionsunterricht erinnern? War der gut? / In welche Synagoge sind Sie gegangen? Wissen Sie das noch? / Wie war das eigentlich? Sie sind ja aus Polen gekommen. Galten Sie als so genannte Polische, wie man das in Wien oft gesagt hat? / Polnische Sau? / Von wem? / Und auch innerhalb [...] der jüdischen [...] / Aber Sie waren nur einmal schlagkräftig. [...] / Zweimal. Ja. <beide lachen> / [...] Auch innerhalb der jüdischen Gemeinde, gab's ja Spannungen zwischen den so genannten angesessenen Wiener Juden und den Zugewanderten. Haben Sie das auch so empfunden? / Sie haben erzählt, Sie sind in Hashomer Hatzair gegangen. Wie sind Sie dort reingekommen? / Und was haben Sie gemacht? [...] / Weil Sie ein Mädchen waren, oder? / Wie ernst haben Sie das genommen? Haben Sie gedacht, Sie wandern aus [...] nach Palästina? / Und Sie waren im Shomer [Hashomer Hatzair], als eigentlich in Österreich der so

genannte Austrofaschismus war. [...] Hat Sie das politisch nicht in ein großes Spannungsfeld gebracht? / Aber Sie sind in dem Shomer [Hashomer Hatzair] geblieben? / Und wo haben Sie die Schneiderlehre eigentlich gemacht? / Also ein großes Schuhgeschäft. / Haben Sie eigentlich vor 38 [1938] Anzeichen gespürt, es wird schlechter? Oder es wird gefährlich?¹³

Der Interviewer agiert durch sein Fragen und Nachfragen, er kommentiert nicht und schon gar nicht bewertet er. Er interessiert sich für die Erfahrungen der Interviewten und für ihre Familie. Es ist aber keine therapeutische Situation, in der ein Mensch in ein Trauma und wieder hinaus begleitet wird. Das Setting wird durch das Interview-Team bestimmt und schon allein das Auge der Kamera formatiert die Situation. Der nach jeweils 30 Minuten notwendige Bandwechsel unterbricht. Es entsteht ein ganz eigener, doch recht bestimmter diskursiver Raum, in dem die Erinnerungen der Interviewten geweckt werden, jedoch bleibt es ihr überlassen, was sie in dieser spezifischen Situation erzählt und wie sie es erzählt. Wäre sie ihrem Erzählstrom ausgeliefert oder in Erzählpflichten gefangen, oder verschöbe sich der Rahmen so vom Heute ins Damals, dass sie in den vergangenen Schrecken verloren zu gehen drohte, dann stellten sich für den Interviewer andere, psychologische und auch ethische Fragen.¹⁴ Wo müsste er zu ihrem Schutz wie intervenieren, wie ihr wieder heraushelfen?

Die Fragen von Albert Lichtblau erwecken den Anschein eines entspannten, angenehmen Interviews: „beide lachen“. Das muss nicht immer so sein, denn *Oral History* als „kollaborative Geschichtsschreibung“ von Interviewenden und Interviewten kann auch anders laufen.¹⁵ Albert Lichtblau erinnert sich an Interviews, die ihn extrem überforderten – etwa als der Direktor der tschechischen Schule in Wien unvermittelt und unvorbereitet von seinen KZ-Erfahrungen zu sprechen begann.¹⁶ Im gesamten Setting eines Interviews sind mehrere Konfliktpotenziale angelegt: nicht nur zwischen Interviewendem und Interviewten, auch zwischen Interviewendem und Kamerateam, dann mit der beauftragenden Institution, in der Archivierungspraxis und schließlich die möglichen Nutzungen der Interviews betreffend. Es gibt erkältete Interviewende, die aus dem Off schniefen und husten, es gibt Angehörige, die hineinreden, Kameraleute, die eine Wurstsemmel essen. Noah Shenker beschreibt mehrere Situationen, in denen die Interviewenden die Interviewten stören, etwa indem sie den Fluss der Erinnerung und der Erzählung unterbrechen, um sachliche Details zu klären. Shenker geht es dabei immer um die Frage,

13 Interview Sophie Haber.

14 Vgl. Christian Fleck, Michael Pollaks soziologischer Blick, in: Michael Pollak, *Die Grenzen des Sagbaren. Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzugenerichte und als Identitätsarbeit*. 2. Aufl., Wien 2016, 179–194, 186 f.

15 Taubitz, *Holocaust*, 208

16 Vgl. Interview Albert Lichtblau.

inwieweit neben der „gewöhnlichen Erinnerung“ auch die „tiefe Erinnerung“ zugänglich wird. Er folgt darin Lawrence Langer, der intellektuelle bzw. gewöhnliche Erinnerung von einer Erinnerung der Sinne unterscheidet, die er „tiefe Erinnerung“ nennt und der eine die Erzählenden überwältigende Kraft innewohnt, die sie direkt zurück in die Vergangenheit führt und jede Bemühung nach kohärenter und strukturierter Erzählung unterläuft.¹⁷ Versuche der Interviewer*innen, diesen „Fluss der Emotionen“ (*flow of emotions*) bzw. assoziativen Fluss von Erinnerungen durch Fragen in eine Struktur zu lenken oder eine zeitliche Kohärenz herzustellen, stören diese „tiefe Erinnerung“. Auch meint Shenker, dass wir in einem Zeitzeugenbericht selbst Zeug*innen eines „re-enactments“ bzw. einer Überführung von Erinnerung in einen Sprechakt werden.¹⁸ Die Ausbildung von Interviewer*innen und die Richtlinien der *Shoah Foundation* versteht Shenker eher als hinderlich, da sie auf Kohärenz und Klärung der Fakten abzielen – während er durchaus schätzt, dass der nachträglichen Reflexion der Erfahrungen wie auch der Nachkriegsgeschichte allgemein mehr Raum gegeben wird.¹⁹

Albert Lichtblau meint, dass sich seine Fragetechnik über die Jahre verändert habe. Anfangs habe er mehr interveniert und sei öfter ins Wort gefallen. Doch beim Film müsse man ruhig sein, dürfe nichts sagen und nicht lachen:

„Du bist gefordert, mit dem, was du nonverbal machen kannst, zu kommunizieren, mit den Augen, mit Mimik, auch mit dem Körper. Zu interagieren, damit du signalisierst, ich bin bei der Geschichte, oder da irritiert mich etwas an der Geschichte. Du kannst relativ viel machen, ohne dass du etwas sagst, oder lächeln. Das war schon sehr spannend, dass ich die Ressource Körper für mich viel stärker kennen lernen musste.“²⁰

Eine bedeutende Frage für alle an derartigen Interviews Beteiligten ist, wie man es aushalten kann, solch schwere Lebensgeschichten zu hören. Den Schmerz müsse man zulassen und aushalten, doch Albert Lichtblaus Erfahrung nach gehe es in den Interviews nicht nur um die Beschädigungen, die Menschen erlitten haben, sondern auch um die Stärke und Hoffnung, die sie gewannen: „Das ist eine wichtige Ressource, mit der wir leben können, sonst würden wir es nicht aushalten.“²¹

„Wenn ich das richtig verstehe, waren Sie so mit der Arbeit beschäftigt, vor 38 [1938] oder bis 38 [1938], dass sie wahrscheinlich gar keine Zeit gehabt haben, über Politik nachzuden-

17 Vgl. Shenker, *Reframing*, 23 f; vgl. im Index: „common versus deep memory“.

18 Vgl. ebd., 171 f.

19 Vgl. ebd., 159 f, 168.

20 Interview Albert Lichtblau.

21 Ebd.

ken. [...] / Hmhm. [...] Und wie haben Sie den Tag dieses, oder die Tage des ‚Anschlusses‘ erlebt, als die deutschen Truppen einmarschiert sind? / Und Sie haben gearbeitet? / Und wie ist es weiter gegangen in dieser ersten Zeit bei Ihnen? / Das ist Band 3 des Interviews mit Frau Sophie Haber. Sie haben zuletzt erzählt, dass Ihre Brüder und Ihr Vater verhaftet worden sind. Haben Sie damals große Angst gehabt? / Ich würde gern noch a bisserl zu Wien fragen. [...] Ihr Vater hat ein Geschäft gehabt. [...] Hat er das damals noch betrieben oder [...]? / Und haben Sie daran gedacht, sofort auszuwandern? War das am Anfang oder? / Können Sie das genauer [...] erzählen, [...] wie das funktioniert hat? / Und wie sind Sie weggekommen? Wie? Ja [...] / Können Sie’s erzählen? / Haben Sie mit Ihren Eltern dann im Krieg noch Kontakt gehabt? / Das ist Band vier des Interviews mit Frau Sophie Haber. Wie ist es Ihnen in der Schweiz gegangen, nachdem Ihr Status legalisiert worden ist, wenn ich’s richtig verstehe? Sie haben einen Flüchtlingsstatus gehabt? / In St. Gallen? [...] War das in St. Gallen? / War es bei Ihnen auch Liebe auf den ersten Blick? / Der war mit ihm im Lager, gemeinsam? / Wie haben Sie eigentlich den Kontakt mit den Schweizern, mit den Leuten in St. Gallen empfunden? Hat’s da Kontakte gegeben? / Ja, Sie haben 1944 Ihren Sohn [...] zur Welt gebracht. Das war doch eine Zeit, wo eigentlich alles zusammengebrochen ist. War das für Sie eine bewusste Entscheidung, in dieser Zeit ein Kind zu bekommen? / Es ist [...] passiert. Und wie haben Sie das empfunden, damals? In dieser Zeit? / Inwiefern [...] ein Schock? [...] / Wie haben Sie das Kriegsende eigentlich erlebt? Haben Sie das noch in Erinnerung? / Warum wollten Sie nach Wien? Oder warum sind Sie nach Wien, mit Ihrem Mann und Ihrem kleinen Sohn? / Wo ist Ihr Sohn gewesen?“²²

Die letzte Frage kann hochriskant sein, wenn der Interviewer nicht schon aus den Vorbereitungen weiß, dass er damit keine Lebenskatastrophe anspricht. Ich denke hier an Interviews mit zwei Shoah-Überlebenden, über die Noah Shenker ausführlich schreibt. Selma und Chaim E. waren am Aufstand in Sobibor beteiligt, konnten fliehen und überlebten im Untergrund. Beide wurden mehrfach interviewt. Sie berichteten von Sobibor, dem Aufstand und der Flucht, doch zu einer ganz wesentlichen Geschichte kamen sie in den Interviews nie wirklich. Erst als bei den abschließenden Aufnahmen von Fotos und Dokumenten ein Foto aus Odessa auftauchte, von wo sie mit dem Schiff über Frankreich nach Holland zurückgebracht wurden, wurde klar: Die beiden hatten einen Sohn, Emiel, der auf dem Schiff starb und auf See bestattet wurde.²³

Die Interviewenden wissen nicht und können auch gar nicht wissen, wo die verborgenen, oft traumatischen Geschichten wie Minen liegen und wie sie ausgelöst werden

22 Interview Sophie Haber.

23 Selma u. Chaim E., interviewt für das *Fortunoff Archive*, das USHMM und die *Shoah Foundation*, vgl. Shenker, *Reframing*, Register und Interview-Verzeichnis.

können. Es sind oft nur kleine, harmlos scheinende Hinweise, wenige Worte, die sensible und kompetente Interviewende zur passenden Frage oder auch zur passenden Zurückhaltung, zum Öffnen eines Raums des Vertrauens und der Sicherheit führen können.²⁴ Daraus erwachsen für uns neue Fragen, z.B. jene nach der Verantwortung, die für die Interviewenden, die Interview-Archive und die Nutzer*innen von Interviews erwächst. Gerade ein gut laufendes Interview, in dem es gelingt, einen Raum der Sicherheit und des Vertrauens zu schaffen, in dem sich die*der Interviewte öffnet und erzählt, was sie*er sonst nicht erzählen würde – an diesem „guten“ Interview, in dem „tiefe Erinnerung“ berührt wird, stellt sich die Frage nach der Verantwortung in voller Schärfe. Der Interviewende kann die Interviewten derart in ein Gespräch verwickeln, dass der „Erzählstrom“ zum „Erzählzwang“ wird, aus dem sich die Erzählenden nicht mehr selbst befreien können. Christian Fleck, der auf diese Frage aufmerksam macht, betont die Bedeutung der „agency“ des Erzählenden – die Handlungsmacht über die Erzählung liegt beim Erzählenden.²⁵ Als Konsequenz daraus wäre zu fordern, dass Interviewende dies stärken und sicherstellen, gerade dann, wenn die Interviewten Kamera und Mikrofon zu vergessenen scheinen. Ein recht taugliches, wenn auch unabsichtliches Instrument dafür scheinen mir die Bandwechsel (gewesen) zu sein. Alle 30 Minuten wurde für alle Beteiligten deutlich, dass es sich um ein Videointerview handelte, das eine Institution in Auftrag gegeben und auch finanziert hatte, um es anschließend öffentlich zugänglich zu machen.

Das *Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies* stellt die Interviews in unbearbeiteter Form bereit, allerdings mit gravierenden Einschränkungen. Sie sind anonymisiert. Anfangs konnten sie ausschließlich in der Bibliothek der Universität Yale nach Anmeldung eingesehen werden, mittlerweile sind sie auch über Partnerinstitutionen zugänglich – in Österreich über das *Vienna Wiesenthal Institute for Holocaust Studies* (VWI).²⁶ Die archivierende und meist zugleich beauftragende Institution – und darauf macht Stephen Naron, der Direktor des *Fortunoff Archive*, aufmerksam – hat nicht nur großen Einfluss auf die Interviews, sondern auch auf die Erschließung der Filmdokumente. Das *Fortunoff Archive* legt besonderen Wert auf Vertrauen und einen damit möglichen „freien Fluss der Erinnerung“ und betont das „ownership“ der Interviewten. Es sieht sich folgerichtig besonders in der Verantwortung.²⁷ So werden Transkripte abgelehnt, weil sich Interessierte auf die Interviews einlassen sollen und damit auf den ganzen Menschen, auf Stimme, Mimik und Gestik.²⁸ Das deutsche, mittlerweile nach hefti-

24 Albert Lichtblau schreibt von „sensitivity for listening and awareness of hidden messages“, vgl. Lichtblau, *Moving*, 54.

25 Vgl. Fleck, Pollak, 186 f.

26 Vgl. <https://web.library.yale.edu/testimonies/visit/partner-sites> (22.11.2018); Naron, *Archives*.

27 Vgl. ebd., 47.

28 Vgl. ebd., 48.

gen Konflikten inhaltlich völlig umgebaute Projekt „Zeugen der Shoah“, das ursprünglich auf Interviews der *Shoah Foundation* aufbaute, bezog eine konträre Position. Auf einer aufwändigen Website liefen die Transkripte parallel zum Interview-Bild und eine Volltextsuche war möglich: Hier konnte sekundengenau auf eine Stelle gesprungen werden, ohne sich mit dem Interview als solchem zu beschäftigen.²⁹ Sowohl das *Fortunoff Archive* wie auch die *Shoah Foundation* verständigen nach Möglichkeit die Interviewten, wenn ihre Interviews öffentlich verwendet werden sollen, und geben ihnen damit eine Einspruchsmöglichkeit.

Wenn heute derartige Interviews zunehmend im Internet abrufbar werden, dann stellt sich die Frage nach der Verantwortung noch auf andere Weise. Als die Interviews geführt wurden, konnte niemand absehen, dass es technisch möglich sein würde, sie weltweit öffentlich über das Internet zu zeigen. Alle relevanten Institutionen diskutieren die damit verbundene Verantwortung und sich daraus ergebende Fragen intensiv, so auch *erinnern.at* beim Aufbau einer Internet-Plattform für Video-Interviews mit Zeitzeug*innen des Holocaust: Welche Interviews mit welchen Erfahrungen dürfen wir verwenden? Wo müssen wir eingreifen? Welchen Kontext müssen wir schaffen?

„Warum sind Sie eigentlich nach Österreich gegangen? / In welcher Richtung? / Sozialdemokratisch oder [...] kommunistisch? Kommunistisch? / Und wie war Ihr Eindruck jetzt, wie Sie in Wien waren? Also abgesehen von diesen Geschichten, die Sie schon erzählt haben. Welchen Eindruck haben Sie von den Österreichern gewonnen oder von der Lage? / Das ist Band fünf des Interviews mit Frau Sophie Haber. Sie haben zuletzt erzählt, dass Sie in der Kommunistischen Partei sehr aktiv waren. [...] Wann sind Sie eigentlich ausgetreten? / In den 70er- [1970er-] Jahren. / Hatten Sie Funktionen? / Das heißt, Ihr Leben war am Anfang zumindest bis doch, bis [...] zu den 70er- [1970er-] Jahren sehr stark von einer politischen Tätigkeit geprägt. / Und wie. [...]. Haben Sie gearbeitet auch in der Zeit oder [...]? Sie waren ja Mutter, also [...] / Erzählen Sie, sagen Sie's. / Beim Zurückkommen sind Sie auch in das Haus gegangen, wo Sie früher gelebt haben? / Wie war die Begegnung mit dem Ariseur? Haben Sie den noch getroffen? / Wie hat sich das eigentlich weiterentwickelt? Sie haben erzählt, Sie sind nach Österreich gekommen, haben dann für die Partei gearbeitet, also mit Leuten, mit denen Sie sich identifizieren konnten und auch geborgen gefühlt haben, [...] wahrscheinlich. Hat sich das dann verändert? Ich meine, haben Sie dann gemerkt, Sie sind isoliert zum Beispiel, in diesem Land? / Ist für Sie Österreich Heimat? / Ich würde Sie gerne was fragen. Ich weiß, dass Sie ja sehr dankbar gegenüber Paul Grüninger sind, der Sie ja [...] gerettet hat. Ich weiß, dass Sie sehr viel machen. Können Sie mir vielleicht kurz erzählen, wie Sie sich engagiert haben oder was Sie jetzt in diesem Fall [...] gemacht haben? / Also der

²⁹ Vgl. <http://www.zeugendershoah.de/projekt/index.html> (15.8.2018).

Journalist, der den Fall aufgerollt hat. / Also es ist soeben eine Schule nach ihm, nach Grüninger, benannt worden in Wien, ja. / Die Tochter vom Grüninger. / Nein, mir geht's jetzt nur darum, was Sie gemacht haben. Ja. / Um die Rehabilitierung. Ja. / Ich würde gern langsam zu einem Abschluss vom Interview kommen. Sie sind ja jetzt sehr engagiert gewesen in diesem Fall, aber ist es eigentlich auch eine Zeit, an die Sie so oft denken? An die Zeit der Vertreibung oder? Ist das etwas, was für Sie präsent ist? / Der in Palästina. / [...] Gibt es noch eine zusätzliche Mitteilung oder Mahnung oder irgendein sozusagen, einen Schluss aus Ihrem Leben, den Sie gerne Ihren Kindern oder Enkelkindern geben möchten oder anderen Menschen? / Danke für das Interview.³⁰

Damit kam das Interview, das Albert Lichtblau mit Sophie Haber geführt hatte, zum Ende. Ein Ende, das Albert Lichtblau bestimmt und herbeigeführt hatte – wobei er sich mit seiner letzten Frage nach einer abschließenden Botschaft wieder an den Interview-Leitfaden des *Shoah Foundation Institute* hielt. Doch wann ist ein Interview zu Ende? Wenn die Interviewten finden, es sei alles gesagt oder sie seien zu erschöpft, um weiterzusprechen? Wenn eine vorher bestimmte Zeit um ist oder es einfach schon zu spät geworden ist? Wenn dem Kamerteam die Speichermedien ausgehen? Oft ist am Ende des Interviews noch längst nicht alles gesagt und manches kommt den Interviewten erst beispielsweise in der darauffolgenden Nacht wieder in den Sinn. Daher werden lebensgeschichtliche Interviews manchmal in mehr als einem Besuch aufgezeichnet.

Videografierte Interviews mit Zeitzeug*innen des Nationalsozialismus und insbesondere mit während des Nationalsozialismus verfolgten Menschen sind heute selbstverständliche Elemente verschiedener geschichtskultureller Umgebungen. Die Video-Interviews finden sich in Museen und Ausstellungen ebenso wie auf Lernwebsites oder in Dokumentarfilmen. Sie stehen noch mehr als Briefe und Tagebücher für die Perspektive der Verfolgten und bilden so ein Gegengewicht zur Masse der von den Verfolgern hinterlassenen Dokumente. Die Verfolger selbst sind derart nicht präsent. Zwar gibt es Filme, die Interviews mit Täter*innen beinhalten – denken wir nur an Claude Lanzmanns *Shoah* oder insbesondere an die umfängliche Dokumentation des Majdanek-Verfahrens *Der Prozess* von Eberhard Fechner –, doch Video-Interviews mit Täter*innen werden kaum öffentlich präsentiert. Hier stellt sich die Frage der Kontextualisierung in nochmals verschärfter Form und auch die Frage, was denn zu sehen und zu hören ist und wozu dies gezeigt wird.

Die überwiegende Mehrzahl der Interviews mit Zeitzeug*innen des Nationalsozialismus ist so gefilmt, dass die Interviewenden bestenfalls zu Beginn kurz zu sehen sind. Meist kommen ihre Fragen aus dem Off. Werden diese Video-Interviews dann für Bil-

30 Interview Sophie Haber.

dungszwecke oder in Ausstellungen bzw. Museen verwendet, dann werden selbst diese Fragen meist herausgeschnitten und es bleibt die vermeintlich „reine“ Erinnerung der Zeitzeug*innen übrig. Dass noch viele andere, wie die beauftragenden Institutionen, das Kamerateam und insbesondere die Interviewenden, maßgeblich an der Generierung der Quelle beteiligt waren, verschwindet oder bleibt unsichtbar. Wie wichtig gerade das Verhalten und die narrativen sowie methodischen Parameter der Interviewenden sind,³¹ möchte dieser Beitrag zeigen. Ich habe dazu aus dem Transkript des Interviews von Albert Lichtblau mit Sophie Haber alle Antworten der Zeitzeugin herausgeschnitten. Das Überraschende daran ist, dass wir die Geschichte von Sophie Haber auch aus den Fragen von Albert Lichtblau recht gut rekonstruieren können.

31 Vgl. Shenker, Reframing, 176.

Dieter Steinert/Helga Embacher

„UNSER ALBERT“: INTERNATIONALIST UND MAÎTRE DE PLAISIR

ALBERT LICHTBLAU UND DIE INTERNATIONALEN TAGUNGEN
CHILDREN AND WAR: PAST AND PRESENT, 2010 BIS 2016

Über 140 Teilnehmer*innen aus allen Teilen der Welt trafen sich vom 30. September bis zum 2. Oktober 2010 zur ersten internationalen, multidisziplinären Konferenz *Children and War: Past and Present* in Salzburg, um über ihre Forschungsergebnisse zu diskutieren. Zu diesem Zeitpunkt lagen bereits zwei Jahre Arbeit hinter den Organisator*innen. Begonnen hatte alles an einem sonnigen Frühlingstag in einem Garten in Tettenhall, einem Vorort von Wolverhampton an der Grenze zu Staffordshire und Shropshire in England. Eingefleischte ‚Berufs-West-Midlander‘ nennen diesen Teil der Welt ‚Centre of Civilization‘; aber davon abgesehen war das eigentlich Bemerkenswerte an diesem Tag erstens der Sonnenschein in einer von Regen verwöhnten Region sowie zweitens die von einigen Tassen Tee (so die offizielle Version) beflügelte Diskussion zwischen Helga und Dieter über die Idee einer gemeinsamen Konferenz zum besagten Thema.

Thematisch war schnell Einigkeit erzielt. Über die Frage des Konferenzortes entspann sich jedoch eine etwas längere Diskussion, da Helga – des Salzburger Schnürlregens sowie der Heerscharen von ‚Piefkes‘ in ‚Haute-Couture-Tartracht‘ (so zumindest die etwas verzerrte Erinnerung von Dieter) überdrüssig und wohl auch durch die Sonne über Tettenhall geblendet – sich für Wolverhampton aussprach, während sich Dieter nach österreichischen Mehlspeisen (insbesondere Mohnbeugel und Topfenstrudel) sehnte. Logistische Argumente und eine weitere Tasse Tee überzeugten schließlich: Salzburg besaß einen eigenen Flughafen, während Wolverhampton auf Birmingham angewiesen und die Gefahr nicht von der Hand zu weisen war, dass einige Teilnehmer*innen möglicherweise nicht nach Birmingham *UK*, sondern nach Birmingham *Alabama* buchen würden.

Akademische Mitorganisator*innen waren rasch gefunden. Aus Wolverhampton kamen zunächst Darek Galasinski, später John Buckley, hinzu. In Salzburg war es nicht schwer, Albert, dem Internationalität immer am Herzen lag, für eine Zusammenarbeit

zu gewinnen. Auch Grazia Prontera und Wolfgang Aschauer zeigten sich sofort zur Mitarbeit bereit, was uns zu einem interessanten, interdisziplinären Team machte. Ferner muss unbedingt Nadine Ernsting erwähnt werden, die sich immer freundlich und mit einem unerschöpflichen Engagement um alle organisatorischen Fragen, von der Unterbringung bis zur Überweisung der Konferenzgebühren mit Kreditkarten (was der Univerwaltung zu Beginn noch recht neu war und die dortigen Beamt*innen eher irritierte), kümmerte. Sie verkörperte vor allem aber auch Herz und Seele der Konferenz (von Mutterfunktionen für jüngere Teilnehmer*innen einmal abgesehen, die sie sich gelegentlich mit Mama Grazia teilte; Letztere holte einen jungen Teilnehmer sogar persönlich in der Jugendherberge aus dem Bett, da wir uns ob seines Nichterscheinens zu seinem Vortrag schon Sorgen gemacht hatten).

Die Vorbereitungen fanden zunächst in Salzburg statt, wobei das Besprechungsgetränk von Tee zu Kaffee wechselte. Mehlspeisen und Mozartkugeln (die echten, nicht die Massenware) gab es reichlich, zum einen, weil Nadine die Ansicht vertrat, dass auswärtige Teilnehmer nach einem Frühstück im Hotel sogleich wieder eine Stärkung benötigten (wobei sich die Tische soweit durchbogen, dass sie jedem Purimfest Ehre gemacht hätten), zum anderen, weil der gute Albert, der ja eigentlich als Inbegriff von Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit bekannt ist, doch hin und wieder etwas zu spät kam (bzw. sein Seminar als Parallelveranstaltung zur Konferenzbesprechung abgehalten hatte) und die übrigen Teilnehmer*innen dann mit zusätzlichen Mehlspeisen und Mozartkugeln zu beschwichtigen suchte. Später, als einige Besprechungen im Gebäude des *Austrian Cultural Forum* in London stattfanden, entdeckte Albert seine Liebe zum Stadtteil Southall und zur pakistanischen Küche, obgleich der berühmte indische Pub am Bahnhof, in dem man auch mit Rupien bezahlen konnte, mittlerweile einem schicken Restaurant hatte weichen müssen und das legendäre Bollywood-Kino in ein nicht so schickes Einkaufszentrum verschandelt worden war. Aber das ist eine andere Geschichte.

Bei den Abendveranstaltungen zur ersten Konferenz 2010 war Albert in der Rolle des Moderators sichtlich in seinem Element. Er plauderte elegant mit Politiker*innen und führte fachkundig in die unterschiedlichsten Musikdarbietungen ein. Beim ersten Empfang, der im Kuenburgsaal der Neuen Residenz stattfand, moderierte er souverän einen Trompeter vom *Mozarteum* und einen Kinderchor, dem Nadines Sohn angehörte, sowie Astrid Rössler, damals Landtagsabgeordnete der Salzburger Grünen, die mit ihren Worten tiefen Eindruck hinterließ.

Für die zweite Konferenz 2013 konnte Albert erneut als *Maitre de Plaisir* gewonnen werden. Der Empfang fand an einem wunderschönen Juliabend auf der Dachterrasse des Uniparks Nonntal statt, die atemberaubende Blicke auf die umliegenden Berge erlaubte. Zwei Flüchtlingskinder spielten auf einem Keyboard (das Wolfgang noch in letzter Minu-

te besorgen konnte) frisch eingelernte Lieder und ein ‚Flachgauer Dreigesang‘ eroberte mit *I hob di so gern, Edelweiß* und bunten Dirndlkleidern die Herzen der internationalen Gäste. Astrid Rössler erwies uns erneut die Ehre, mittlerweile als Landeshauptmann-Stellvertreterin.

Bei der dritten Konferenz, 2016, war Albert als Moderator besonders gefordert, da der Wettergott nicht mehr mitspielte. Es regnete und war ungemütlich kalt, die Dachterrasse konnten wir als Veranstaltungsort für den Empfang vergessen. Im Foyer des Uniparks, wohin wir ausweichen mussten, war das Quartett, das klassische Musik spielte, durch den starken Wind kaum zu hören. Albert kam, wie bei den Konferenzen davor, aber nicht nur die Moderatorenrolle am ersten Abend zu: Zur Freude vieler bot er nach dem offiziellen Programm Stadtführungen an, die von Mal zu Mal größeren Zulauf zu verzeichnen hatten.

Kommen wir jetzt aber zur inhaltlichen Ausrichtung der Veranstaltungen. Die erste Konferenz wurde eingeleitet von Nick Stargardt (Oxford), der über die „Subjectivity of Children in the Second World War“ reflektierte und damit den Ton setzte zur multidisziplinären Annäherung an schwierige Themen, die in den nächsten drei Tagen in 39 Panels diskutiert wurden. Wie von den Organisator*innen erhofft, befanden sich unter den Vortragenden nicht nur Historiker*innen oder Sozialwissenschaftler*innen, sondern auch zahlreiche Vertreter*innen von NGOs, die über die Erfahrungen ihrer Arbeit und somit von den Problemen vor Ort berichteten. Oftmals existierte keine klare Trennlinie zwischen den Gruppen, hatten doch etliche Akademiker*innen selbst jahrelang für NGOs und NGO-Mitarbeiter*innen im akademischen Bereich gearbeitet.

Von den Organisator*innen unbemerkt, verbreiteten sich positive Nachrichten über Art und Inhalt der ersten Salzburger Konferenz in rasantem Tempo bis zur UNO nach New York. Nur wenige Wochen nach der Konferenz traf eine E-Mail ein, in der ein Mitarbeiter von Radhika Coomaraswamy, *Special Representative of the Secretary-General for Children and Armed Conflict*, das Interesse der Vereinten Nationen an der Konferenz ausdrückte und ein Telefongespräch anregte. In den folgenden Monaten entwickelte sich ein reger Gedankenaustausch über gemeinsame künftige Konferenzen sowie ein zu bildendes *Academic Advisory Committee*. Im August 2011 reisten Wolfgang und Dieter nach New York, um mit Coomaraswamy und einigen ihrer Mitarbeiter*innen die Details einer künftigen Zusammenarbeit zu vereinbaren. Ein Jahr später wurde Radhika Coomaraswamy jedoch in ihrem Amt abgelöst und manches konnte leider nicht mehr realisiert werden. Noch im Jänner 2012 hatte sie uns allerdings die weitere Unterstützung ihres Büros für die nächste Salzburger Konferenz verbindlich zugesagt:

„This initiative is of great relevance to my mandate and work as Special Representative to protect and advocate on behalf of children affected by armed conflict. [...] We must work

closely together to develop new ideas and approaches to enhance the protection of children during armed conflict.“¹

Teil der Vereinbarung war es zudem, dass die Abteilung „Children and Armed Conflict“ bei NGOs für die bereits geplante Konferenz 2013 – die mit Rücksicht auf die UN-Vollversammlung von September auf Juli vorverlegt wurde – werben würde. Der Erfolg war beachtlich und unter den Teilnehmer*innen der zweiten Konferenz fanden sich wesentlich mehr NGO-Vertreter*innen als bei der Konferenz davor. Die in 39 Panels zusammengeführten Sprecher*innen konzentrierten sich somit in einem höheren Maße auf Gegenwartsprobleme als 2010. Die angesprochenen Themen prägten gerade 2013 die internationale Politik so stark, dass die neue *Special Representative of the Secretary-General for Children and Armed Conflict*, Leila Zerrougui, die geplante persönliche Eröffnung der Konferenz in letzter Minute zugunsten einer Reise in die Krisengebiete des Nahen Ostens absagen musste. Dort hatten bereits Hunderttausende Flüchtlinge Syrien verlassen, unter ihnen sehr viele Kinder. Anstelle der erhofften persönlichen Rede grüßte Leila Zerrougui die Anwesenden in einer längeren Videobotschaft. Bruce Leimsidor, *Università Ca' Foscari*, Venedig, polarisierte mit seiner *keynote address* zum Thema „Unaccompanied Minors and Generalized Violence: Problems in International Protection“ die Teilnehmer*innen, was allerdings zu interessanten Diskussionen führte und der Konferenz einen anregenden Start bereitete.

Die Zusammenarbeit mit Leila Zerrougui und ihrem Büro wurde über die folgenden Jahre aufrechterhalten. Als sich die Pläne für eine dritte Konferenz konkretisierten, kommentierte Leila dies mit den Worten: „Great news and another opportunity to strengthen our collaboration and highlight the plight of children affected by conflict. Thank you for your support and hopefully this time I will be able to join you.“² Nur einen Tag später bestätigte sie ihren Wunsch, 2016 nach Salzburg kommen zu wollen, fügte jedoch vorsorglich hinzu: „If I cannot make it myself my office will be represented.“³

Letztlich kam es, wie befürchtet: Wieder verhinderten internationale Krisen und Verpflichtungen eine persönliche Teilnahme, so dass Sharon Riggie, *Chief of Office for the UN Secretary-General's Special Representative for Children and Armed Conflict*, die Begrüßungsrede hielt, während Gloria Atiba Davies, *Head of the Gender and Children Unit in the Office of the Prosecutor, International Criminal Court* in Den Haag, die *keynote address* übernahm. Insbesondere Gloria Atiba Davies, deren Abteilung sich vorrangig mit Ver-

1 Radhika Coomaraswamy, Under-Secretary-General, Special Representative of the Secretary-General for Children and Armed Conflict, an Dieter Steinert, 6.1.2012.

2 Leila Zerrougui an Dieter Steinert, 20.5.2015.

3 Leila Zerrougui an Dieter Steinert, 21.5.2015.

brechen gegen Frauen und Kinder befasst und die selbst an der zumeist schwer zu ertragenden Befragung von Zeug*innen beteiligt war, hinterließ einen starken Eindruck.

Gemessen an den Vortragenden war die Konferenz des Jahres 2016 die größte in der Geschichte der „Children and War“-Serie: 45 Panels füllten die Räume der Universität Salzburg. Etliche davon beschäftigten sich mit den Problemen von Kindern im Nahen Osten, und manche Kolleg*innen aus Israel, den besetzten Gebieten und Palästina hatten sich in Salzburg zum Dialog verabredet. Es war beeindruckend, wie vorsichtig Israel*innen und Palästinenser*innen miteinander umgingen. Für uns war es berührend, dass wir ihnen ein Forum für eine offene Diskussion bieten konnten, was im eigenen Land aufgrund des seit Jahrzehnten andauernden und auf beiden Seiten höchst emotionalisierten Konflikts wesentlich schwieriger zu sein scheint.

Kommen wir nun zum Ende. Dem „Winning Team“ (Zitat Wolfgang) fällt es offensichtlich nicht leicht, sich voneinander zu trennen. Im November 2018 wurde bereits ein Arbeitstreffen zur Vorbereitung einer vierten Konferenz abgehalten. Dieses Mal, zum großen Bedauern aller, ohne Nadine, die ihren Arbeitsplatz am *Fachbereich Geschichte* für eine wesentlich besser bezahlte Stelle beim *Salzburger Triathlonverband* aufgegeben hatte. Mittlerweile ist für November 2019 eine weitere, allerdings wesentlich kleiner dimensionierte Konferenz geplant, und zwar zum Thema „Vergangenheit und Gegenwart von Flucht“. Wie bereits bei den Vorbereitungstreffen zu *Children and War: Past and Present* hat Albert von sich aus das Protokoll übernommen und derartig schnell verfasst, dass wir es noch vor Ende der Sitzung erhalten haben: „Schneller als die Sitzung“, lautete der Betreff im E-Mail.

Albert hat an der Entwicklung der Konferenz zu einem internationalen Forum großen Anteil gehabt und mit seinem enormen Wissen und seiner freundlichen und ruhigen Art unsere Diskussionen und Bemühungen enorm bereichert. Eigentlich hätte es keiner zusätzlichen Mozartkugeln und Mehlspeisen bedurft. Wir (insbesondere Dieter) haben sie aber dennoch genossen. Danke, Albert!

I THINK THIS IS THE BEGINNING OF A BEAUTIFUL FRIENDSHIP

ALBERT LICHTBLAU, *ORAL HISTORY* UND DIE
ÖSTERREICHISCHE MEDIATHEK

In den 1990er-Jahren organisierte Albert Lichtblau in Salzburg einen Workshop, der der *Oral History* in allen ihren Dimensionen gewidmet war – von der Präsentation von Projekten über methodische Fragen bis hin zum Themenkomplex der Archivierung von Interviews. Einer der Teilnehmenden an dieser Veranstaltung war Rainer Hubert, der damalige Leiter der Österreichischen Mediathek in Wien. Im Gespräch entwickelten Lichtblau und Hubert eine Idee, die ein Desiderat in der österreichischen *Oral History* beheben sollte: Der eine würde Finanzmittel lukrieren und den Kolleg*innen die Übergabe ihrer Interviews an die Österreichische Mediathek nahelegen, der andere die fachgerechte Archivierung des Audio- und Videomaterials übernehmen. Dass sich Rainer Hubert namens der Mediathek in diesem Ansinnen als Projektpartner anbot, ist im Nachhinein betrachtet als Glücksfall für beide Seiten zu werten und war keinesfalls selbstverständlich. Als die dem *Bundesministerium für Unterricht* nachgeordnete Dienststelle 1960 als Österreichische Phonotheke gegründet wurde, war sie in den Räumlichkeiten der Musiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek in der Albertina untergebracht.¹ Dieser räumlichen Nähe entsprach auch eine ideelle: Aufgabe der Phonotheke war es, die ‚klingenden‘ und ‚tönenden‘ Kulturprodukte Österreichs zu sammeln. Dass eine Langspielplatte der Deutschen Grammophon mit Aufnahmen von Klavierkonzerten von Wolfgang Amadeus Mozart und Joseph Haydn die Inventarnummer 1 trug, ist wohl kaum verwunderlich. In den ersten Jahrzehnten bestand die Tätigkeit der Phonotheke, die 2001 in Österreichische Mediathek umbenannt wurde, primär in der Sammlung, Katalogisie-

1 1970 ging die Zuständigkeit an das *Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung* über, ab 1994 ressortierte die Phonotheke erneut im Unterrichtsministerium. Infolge der Ausgliederung und Zusammenlegung von Bundeseinrichtungen wurde die Phonotheke bzw. Mediathek 2001 schließlich dem *Technischen Museum Wien* als Abteilung eingegliedert.

rung und Bereitstellung von (klassischer) österreichischer Musik einerseits und der Eigenaufnahme von wissenschaftlichen Vorträgen, literarischen Lesungen und politischen Veranstaltungen andererseits.² Eckehard Bamberger, der damalige Leiter des Archivs, beschrieb die frühen Ziele der Institution folgendermaßen:

„Die Österreichische Phonotheek produziert, sammelt und archiviert Tonaufnahmen zur Dokumentation des politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Zeitgeschehens in Österreich, deren historischer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Wert die Erhaltung und Nutzbarmachung für die Öffentlichkeit rechtfertigt.“³

An diesen grundlegenden Säulen des Archivs hat sich bis heute wenig geändert. Die Mediathek nennt als „unsere wichtigsten Aufgaben“ das „Sammeln“, „Herstellen“ und „Bewahren“. Als vierte Kategorie tritt aber nunmehr in verstärktem Maße das „Zugänglich-Machen“ hinzu, das sowohl die Vor-Ort- als auch die Online-Nutzung sowie die thematische Aufbereitung der audiovisuellen Quellen in Onlineausstellungen umfasst.⁴ Interviews waren zwar bereits in der Frühphase der Phonotheek/Mediathek in den Beständen vorhanden, es handelte sich dabei aber vor allem um Gespräche mit Prominenten, kirchlichen Würdenträgern, Politiker*innen oder Künstler*innen.⁵ Das, was die Zeitgeschichtsforschung als *Oral History* bezeichnet, fehlte in den Speicherregalen des Hauses. Die Erfahrungsdimensionen des Nationalsozialismus, insbesondere jene der rassistisch motivierten Entrechtung und Verfolgung, waren bis nach der Jahrtausendwende im Sammlungsbestand der Österreichischen Mediathek nur rudimentär abgebildet.

2 Zur Geschichte der Österreichischen Phonotheek/Mediathek vgl. Eckehard Bamberger, 25 Jahre Tondokumentation, in: ders. (Red.), Die Österreichische Phonotheek. 25 Jahre Tondokumentation 1960 bis 1985, Wien 1985, 11–81; Robert Pfundner, Der Weg zur Gründung. Versuch einer Rekonstruktion, in: Gabriele Zuna-Kratky (Hg.), Echo unserer Zeit. Zum fünfzigjährigen Bestand der Österreichischen Mediathek 1960–2010, Göttingen 2010, 17–32; ders., Von der Phonotheek zur Mediathek. Fünfzig Jahre Österreichs Archiv für audiovisuelle Medien, in: ebd., 33–68.

3 Bamberger, Tondokumentation, 51.

4 Aufgaben, <https://www.mediathek.at/ueber-uns/aufgaben/> (30.11.2018); zur virtuellen Präsenz der Österreichischen Mediathek vgl. Gabriele Fröschl, Von den Herausforderungen, Wissenschaft und Kultur zu virtualisieren – Der Online-Auftritt der Österreichischen Mediathek. Eine Bestandsaufnahme, in: Christina Waraschitz/Gabriele Fröschl/Thomas Ballhausen (Hg.), Authentisch im Netz: Perspektiven auf Verantwortungen und Herausforderungen zukünftiger Archivarbeit, Wien 2016, 83–90.

5 Insbesondere ist hier die umfangreiche Sammlung an Gesprächen, die der Journalist und Schauspieler Erich Schenk zwischen 1967 und 1995 im Auftrag der Österreichischen Phonotheek geführt hat, zu nennen. Vgl. Sammlung Interviews v. Erich Schenk (Eigenaufnahmen der Österreichischen Mediathek), [https://www.mediathek.at/oesterreich-am-wort/sammlungen/sammlung/col/28/cd/show/sc/Collection/gc/29/?page\[4\]=1](https://www.mediathek.at/oesterreich-am-wort/sammlungen/sammlung/col/28/cd/show/sc/Collection/gc/29/?page[4]=1) (30.11.2018).

SAMMLUNG LICHTBLAU – INTERVIEWS MIT OPFERN DES NATIONALSOZIALISMUS IN ÖSTERREICH

„Während sich in den USA eigene Oral History Departments – das bekannteste wurde Ende der 40er Jahre an der New Yorker Columbia University gegründet – an den Universitäten um die Durchführung und Archivierung von Interviews kümmern, fehlt eine derartige Anlaufstelle in Österreich, die es den mit mündlicher Geschichte arbeitenden Historiker/innen erlauben würde, ihre Interviews einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.“⁶

Diese Zustandsbeschreibung setzte Albert Lichtblau an den Beginn eines Projektantrages, den er im Herbst 2002 an mehrere Fördereinrichtungen in Österreich versandte. Er verwies darauf, dass in den zurückliegenden zwei Jahrzehnten eine große Zahl an Gesprächen mit Opfern der NS-Verfolgung geführt und aufgenommen wurde. „Aus diesen Interviews zitieren die Kolleginnen und Kollegen zwar beständig, doch als historische Quellen sind sie der Öffentlichkeit nicht zugänglich, da die Interviews im Privatbesitz verblieben sind.“⁷ Durch die Initiative sollte nunmehr also ein erstes ‚offenes‘, überregionales *Oral-History-Archiv* an der Österreichischen Mediathek entstehen. Da es zum einen um die Sammlung, Archivierung und Zugänglichmachung bereits bestehender Interviews ging und zum anderen der Fokus klar auf den aufgezeichneten Erfahrungen der Opfer der NS-Verfolgung lag, sah sich das eingereichte Projekt von Beginn an nicht als Konkurrenz, sondern als Ergänzung zu bestehenden Interviewsammlungen wie etwa dem *Oral-History-Archiv* des *Instituts für Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte* an der Universität Graz oder zur Sammlung *Erzählte Geschichte* des *Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes*.⁸ Dass das Sammlungsprojekt von vielen Angesprochenen als Möglichkeit gesehen wurde, eine Lücke in der Archivierung wissenschaftlichen Materials zu schließen, verdeutlicht einerseits die Bereitschaft namhafter Förder-

6 Projektantrag „Archivierung der Oral History Interviews mit Opfern des Nationalsozialismus aus Österreich“, vorgelegt dem Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Abt. V/11 (Politische Bildung), Freyung 1, eingereicht von a.o. Univ.-Prof. Dr. Albert Lichtblau, Universität Salzburg, Inst. f. Geschichte, September 2002 (Projektantrag im Besitz des Verfassers).

7 Ebd.

8 Zu den beiden Archiven vgl. OHA-WISOG – Oral-History-Archiv des Instituts für Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte, <https://wirtschaftsgeschichte.uni-graz.at/de/forschen/oral-history-archiv/> (30.11.2018); Michael Egger, Das Oral-History-Archiv Graz, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 23/2 (2010), 317 f; Christine Schindler, Erzählte Geschichte, in: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (Hg.), *Bewahren – Erforschen – Vermitteln. Das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands*, Wien 2008, 81–90.

geber, die Unternehmung finanziell zu unterstützen; neben dem damaligen *Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur* waren dies der *Nationalfonds der Republik Österreich*, der *Zukunftsfonds der Republik Österreich* und die *Claims Conference on Jewish Material Claims Against Germany* in New York. Andererseits waren die Rückmeldungen von *Oral Historians*, die das Angebot der Übernahme und Langzeitarchivierung ihres Materials annahmen, sehr euphorisch, konnten sie doch mit dieser Kooperation sichergehen, dass ihre zeithistorisch ungemein wertvollen Aufnahmen dauerhaft archiviert würden und sie selbst nicht für den kosten- und zeitintensiven physischen Erhalt des fragilen Medienmaterials Sorge tragen mussten.

Zwischen 2002 und 2008 gelang es, mehr als 620 Interviews auf rund 1.200 Tonträgern – vornehmlich Tonbandkassetten, wenige CDs und MiniDiscs – mit einer Aufnahmedauer von insgesamt rund 1.500 Stunden zu übernehmen, eine Kopie für die*den Übergeber*in zu erstellen und die Gespräche an die Österreichische Mediathek zur Langzeitarchivierung weiterzuleiten. Die Interviews waren in Österreich, den USA und Israel in deutscher oder englischer Sprache geführt worden.⁹ Im Rückblick auf das Prozedere des Projekts wird deutlich, wie grundlegend sich unsere Welt durch die Digitalisierung verändert hat: Sämtliche Tonbänder, die Eingang in das Sammlungsprojekt fanden, wurden von Albert Lichtblau, Elisabeth Polndorfer, der damaligen Sekretärin am *Institut für Geschichte* bzw. *Fachbereich Geschichte* der Universität Salzburg, oder mir als Projektmitarbeiter in Salzburg mittels eines Doppelkassetendecks kopiert und anschließend ident beschriftet. Ein Exemplar der Kassette ging schließlich nach Wien, wo es in der Mediathek inventarisiert wurde. Erst einige Jahre nach dem offiziellen Ende des Projekts digitalisierte die Mediathek auf eigene Kosten den Gesamtbestand. Sämtliche Aufnahmen stehen nunmehr an den Terminals der Mediathek zur Nutzung bereit. Jene Interviews, bei denen sowohl die Rechte der Interviewer*innen als auch der Interviewten vorliegen, wurden von der Mediathek in voller Länge online gestellt.¹⁰

Dass jedes einzelne Gespräch der Sammlung Lichtblau im Zuge der Inventarisierung in der Österreichischen Mediathek unter Denkmalschutz steht, stellt eine bedeutende nachträgliche Würdigung jener Menschen dar, die sich – zumeist im hohen Alter – bereit erklärt haben, ihre Erinnerungen an eine für sie schmerzvolle und erniedrigende Zeit

9 Vgl. Endbericht an den *Zukunftsfonds der Republik Österreich*, „Archivierung von Oral History Interviews mit Opfern des Nationalsozialismus aus Österreich“, Projektnummer: P06-0075, vorgelegt von Ao. Univ.-Prof. Dr. Albert Lichtblau u. Mag. Johannes Hofinger, Zentrum für Jüdische Kulturgeschichte & Fachbereich Geschichte der Universität Salzburg, Jänner 2009 (Endbericht im Besitz des Verfassers).

10 Vgl. Sammlung Lichtblau – Interviews mit Opfern des Nationalsozialismus in Österreich, [https://www.mediathek.at/oesterreich-am-wort/sammlungen/sammlung/col/27/cd/show/sc/Collection/gc/27/?page\[4\]=10](https://www.mediathek.at/oesterreich-am-wort/sammlungen/sammlung/col/27/cd/show/sc/Collection/gc/27/?page[4]=10) (30.11.2018).

mit Forscher*innen und nicht zuletzt mit der Öffentlichkeit zu teilen. Gerade aus diesem Grund ist es sehr erfreulich, dass die *Sammlung Lichtblau* im Herbst 2018 in das nationale Dokumentenerbe *Memory of the World/Gedächtnis der Menschheit* der UNESCO aufgenommen wurde.¹¹

MENSCHENLEBEN – LEBENSGESCHICHTLICHE INTERVIEWS IN ÖSTERREICH

Die Großzügigkeit einer Privatperson ermöglichte es der Österreichischen Mediathek, im Jahr 2008 ein *Oral-History*-Projekt unter der Leitung des Historikers Gerhard Jagst zu starten, das im deutschsprachigen Raum ohne Vergleich ist. War und ist es bislang gang und gäbe, dass Interviews zu einer von Forschenden formulierten Themenstellung oder zu einer von der Projektleitung bzw. dem Fördergeber vorgegebenen Fragestellung geführt werden, so stellt das österreichweite *Oral-History*-Projekt *MenschenLeben* einen neuen Typus in der heimischen Interviewlandschaft dar. Primäres Ziel von *MenschenLeben* ist es, einen umfangreichen Stock an mehrstündigen lebensgeschichtlichen Interviews aufzubauen, durch den möglichst umfassend die sozialen, kulturellen, politischen, wirtschaftlichen und religiösen Dimensionen des Lebens in Österreich im 20. und 21. Jahrhundert festgehalten und für die interessierte Öffentlichkeit und die wissenschaftliche Forschung zur Verfügung gestellt werden.¹² Die Auswahl der Interviewpartner*innen folgt dabei keinem fixen Schema, sondern ist Resultat der Vorschläge der Interviewer*innen, der Schwerpunktsetzung durch die Projektleitung und der Bereitschaft von Interessierten, ihre Lebensgeschichten langzeitarchiviert zu wissen. Das Projekt ist bemüht, mittels dreier Bürostandorte in Wien (Mitarbeiter*innen: Tina Plasil-Laschober, Isabelle Engels, Michael Maier, Daniel Jarman), Graz (Angelika Rust, Daniel Pregartner) und Salzburg (Johannes Hofinger, Barbara Huber) Menschen im gesamten Bundesgebiet zu erreichen. Da sämtliche Interviews in der Österreichischen Mediathek zusammenlaufen, ist es der Projektleitung möglich, eine überproportionale Repräsentativität, beispielsweise in Bezug auf Geschlecht, Beruf oder Wohnort, weitestgehend zu vermeiden. Lediglich im Hinblick auf das Alter der Interviewten präferiert die Projektleitung die Befragung von Menschen, die bereits das Pensionsalter erreicht

11 Vgl. *Oral-History*-Interviews mit Opfern des Nationalsozialismus aus Österreich – Sammlung Albert Lichtblau, <https://www.unesco.at/kommunikation/dokumentenerbe/memory-of-austria/verzeichnis/detail/article/oral-history-interviews-mit-opfern-des-nationalsozialismus-aus-oessterreich-sammlung-albert-lichtbla/> (30.11.2018).

12 Vgl. *MenschenLeben – Eine Sammlung lebensgeschichtlicher Erzählungen*, <https://www.mediathek.at/menschenleben/projekt-menschenleben/> (30.1.2019).

haben.¹³ Ein wissenschaftlicher Beirat, bestehend aus Helga Amesberger (Wien), Andrea Strutz (Graz) und Albert Lichtblau (Salzburg), wurde zu Beginn des Projektes zur Mitarbeit und kritischen Begleitung eingeladen. Die Einbindung der drei erfahrenen *Oral Historians* stellt in mehrfacher Hinsicht eine wichtige Unterstützung des Projektes vor Ort dar. Die Vermittlung von Interviewer*innen ebenso wie von Interviewpartner*innen, Vorträge im Rahmen der Schulungen von Interviewer*innen, Feedback zu den Auftreten von *MenschenLeben* und die bürokratisch-administrative Unterstützung mit Kooperationspartner*innen vor Ort sind nur einige der Gebiete, auf denen sich die Mitglieder des Beirats in die Projektdurchführung einbringen.

In den zurückliegenden Jahren gelang es *MenschenLeben*, mehr als 1.600 lebensgeschichtliche Interviews – den weitaus größten Teil als Audioaufnahme, einige wenige als Video – in ganz Österreich durchzuführen. Mehr als 4.200 aufgenommene Stunden machen *MenschenLeben* somit zum größten österreichischen *Oral-History*-Projekt. Da – wie oben ausgeführt – primäres Ziel des Unterfangens die Durchführung, Langzeitarchivierung und Zugänglichmachung der Interviews in den Räumen der Mediathek bzw. via Internet ist, beschränkte sich bislang die Nutzung und Auswertung auf ein geringes Maß. Einzelne Interviews fanden in wissenschaftlichen Texten Verwendung,¹⁴ waren in Ausschnitten in Radiosendungen zu hören¹⁵ oder wurden für Onlineausstellungen der Österreichischen Mediathek herangezogen.¹⁶ Anlässlich des 100-Jahr-Jubiläums der

-
- 13 Zum Projekt vgl. Anton Hubauer/Johannes Kapeller, Die wissenschaftlichen Projekte der Mediathek, in: Zuna-Kratky, Echo, 149–165, 160–162; Johannes Hofinger, Mikrogeschichte und Oral History. Das Projekt MenschenLeben – Erzählebenen lebensgeschichtlicher Interviews und Fragen der Auswertung in der Sekundäranalyse, in: Ewald Hiebl/Ernst Langthaler (Hg.), Im Kleinen das Große suchen. Mikrogeschichte in Theorie und Praxis. Hanns Haas zum 70. Geburtstag, Innsbruck/Wien/Bozen 2012, 266–280.
- 14 Vgl. Nina Stöbich, Erinnerungen und Reflexionen ehemaliger österreichischer BDM-Mitglieder, unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Salzburg 2017; Thomas Steingruber, 75 Jahre efko. Von der Bezirksabgabestelle zum österreichischen Marktführer, Norderstedt 2016; Johannes Hofinger, Nationalsozialismus in Salzburg. Opfer – Täter – Gegner. 2. Aufl., Innsbruck/Wien/Bozen 2018.
- 15 Vgl. Forschungsobjekt Ich. Erfahrungswissenschaft Oral History, Radiokolleg, ORF/Ö1, Gestaltung (G.) Ute Maurnböck-Mosser, Ausstrahlung (A.) 18.9.–21.9.2017; Frauenstimmen, Leporello, ebd., G. Isabelle Engels, A. 8.3.2016; Wo warst du am 15.5.1955, Salzburger Nachtstudio, ebd., G. Martin Haidinger, A. 20.5.2015; Zwei Mütter, Hörbild, ebd., G. Isabelle Engels, A. 31.1.2015, WH 24.9.2015; Lebensgeschichten. Über das biografische Erzählen, Radiokolleg, Teil II, ebd., G. Hans Groiss, A. 11.1.–14.1.2010.
- 16 Vgl. Baujahr 1967, Ausstellung von ORF/Ö1, online seit April 2017, Auswahl u. Gestaltung (AuG) Isabelle Engels/Tina Plasil-Laschober in Kooperation mit Ö1/Abteilung Wissenschaft, <http://oe1.orf.at/artikel/463206> (30.11.2018); Staatsvertrag, aktualisierte u. ergänzte Ausstellung der Österreichischen Mediathek, online seit Mai 2015, AuG Robert Pfundner/Peter Ploteny, www.staatsvertrag.at bzw. www.mediathek.at/staatsvertrag (30.11.2018); Der audiovisuelle Atlas,

Republik Österreich ging die von *MenschenLeben* initiierte und von Eva Hallama im Rahmen des Mediathek-Großprojekts *Gedenkjahr 2018* kuratierte Ausstellung *100 Jahre – 100 Töne* online.¹⁷ Diese 100 Ausschnitte aus unterschiedlichen *MenschenLeben*-Interviews bieten einen Einblick in die Vielfalt der Erzählungen, die im Projekt bislang gesammelt wurden und der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen.

SAMMLUNG NATIONALFONDS/ZUKUNFTSFONDS – INTERVIEWS MIT VERFOLGTEN DES NS-REGIMES

Aus *MenschenLeben* heraus wurde 2012 die Idee geboren, weitere Interviewsammlungen an die Österreichische Mediathek zu bringen. Dabei ging es primär um all jene Projekte, die seit Bestehen des *Nationalfonds der Republik Österreich* und des *Zukunftsfonds der Republik Österreich* von diesen beiden Förderinstitutionen finanziell unterstützt wurden und in denen audiovisuelles Material – vornehmlich Interviews – produziert wurde. Zwischen 2014 und 2018 konnten aus insgesamt 34 geförderten Projekten annähernd 3.000 Stunden Audio- und Videoaufnahmen akquiriert und in das Archiv der Mediathek übernommen werden.¹⁸ Im Zuge des Aufbaus der *Sammlung Nationalfonds/Zukunftsfonds – Interviews mit Verfolgten des NS-Regimes* wurde auch die *Sammlung Lichtblau* Teil dieses neuen Großbestandes.¹⁹ Sämtliche Medien können an den PC-Terminals der

Ausstellung der Österreichischen Mediathek, online seit Februar 2015, AuG Georg Traska/Eva Hallama (Wien), Andreas Schmoller (Salzburg), <https://www.mediathek.at/audiovisueller-atlas/> (30.11.2018); Frauenstimmen, Ausstellung der Österreichischen Mediathek, online seit März 2015, Auswahl Tina Plasil-Laschober/Isabelle Engels, <https://www.mediathek.at/frauenstimmen/> (30.11.2018); Gedenkjahr 2018, Ausstellung der Österreichischen Mediathek, online seit März 2018, AuG Gabriele Fröschl/Johannes Kapeller, <https://www.mediathek.at/gedenkjahr-2018/> (30.11.2018).

- 17 100 Jahre – 100 Töne, <https://www.mediathek.at/gedenkjahr-2018/100-jahre-100-toene/1918-1927/> (30.11.2018).
- 18 Vgl. Sammlung und Langzeitarchivierung von Oral und Video History Interviews mit Opfern des Nationalsozialismus. P15-1991: 1. Projektabschnitt 04/2015–11/2017; P16-2647: 2. Projektabschnitt 09/2017–03/2018. Ein Projekt von MenschenLeben und der Österreichischen Mediathek im Technischen Museum Wien. Endbericht an den Zukunftsfonds der Republik Österreich. Projektleitung MenschenLeben: Univ.-Prof. Dr. Gerhard Jagschitz; Projektleitung Österreichische Mediathek: Mag. Dr. Gabriele Fröschl; Projektkoordination: Mag. Johannes Hofinger; Projektmitarbeiterin: Mag. Eva Hallama (5/2015–02/2016); Mag. Dr. Christina Linsboth (03/2016–11/2016); Mag. Melanie Dejnega (09/2017–03/2018), Juni 2018 (Endbericht im Besitz der Österreichischen Mediathek).
- 19 Vgl. Sammlung Nationalfonds/Zukunftsfonds – Interviews mit Verfolgten des NS-Regimes, <https://www.mediathek.at/forschen-und-lernen/abgeschlossene-projekte/sammlung-nationalfonds-zukunftsfonds/> (26.2.2019).

Österreichischen Mediathek genutzt werden, zusätzlich sind die urheberrechtlich geklärten Aufnahmen über das Portal *Österreich am Wort* (www.oesterreich-am-wort.at) online verfügbar und mit den Schlagworten „Nationalfonds“ bzw. „Zukunftsfonds“ zu finden.

FAZIT: DIE ÖSTERREICHISCHE MEDIATHEK ALS ÖSTERREICHISCHES ‚ORAL-HISTORY-ZENTRALARCHIV‘?

Tausende von Stunden mit Interviews haben in den vergangenen eineinhalb Jahrzehnten ihren Weg in die Österreichische Mediathek, die seit 2011 von Gabriele Fröschl geleitet wird, gefunden. Von Dezember 2016 bis April 2019 lief am Haus ein vom *Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank* gefördertes Projekt mit dem Titel *Interviews als multimediale Quelle. Wissenschaftliches Arbeiten mit Interviews*. Ziel des Projektes war es, „audiovisuelle Interviews als Quellentypus für die österreichische Zeitgeschichtsforschung besser zugänglich zu machen“. Die Projektverantwortlichen erkannten das Dilemma präzise und formulierten dementsprechende arbeitspraktische Schlussfolgerungen:

„Diese Quellen sind in der Regel kein homogener Bestand, oft unzureichend erfasst und in ihrem Erhalt gefährdet. Eine wissenschaftliche Bestandsanalyse der in Österreich vorhandenen Interviews zur Zeitgeschichte soll zum Aufbau einer Internetplattform zu ihrer Benützung führen. Dies umfasst die (Metadaten-)Erfassung des Interviewbestandes der Österreichischen Mediathek, die Recherche nach Beständen in anderen Archiven und bei Privaten, die Sicherung/bessere Zugänglichkeit von Interviews (Digitalisierung, digitale Langzeitarchivierung), die Entwicklung eines methodischen Grundgerüsts für weiterführende wissenschaftliche Forschung (u.a. Typisierung des vorhandenen Interviewbestandes), die Entwicklung von Online-Lerntools zum Umgang mit diesem Quellentypus und die Einbeziehung der interessierten Öffentlichkeit in die Forschung (Crowdsourcing, Kommentarfunktion).“²⁰

Mit einem großen Bestand an bereits vorhandenen Interviews, darunter insbesondere jene oben beschriebenen Sammlungen, setzte die Mediathek mit dem Projekt *Interviews als multimediale Quelle* einen entscheidenden Schritt hin zur Positionierung des Hauses als zentrales Archiv für *Oral* und *Video History* in Österreich und als Plattform für wissenschaftliche Forschungsvorhaben in diesem Bereich. Nicht nur aufgrund ihres gesetzlichen Auftrags, sondern insbesondere aufgrund der technischen Möglichkeiten ist die Österreichische Mediathek dafür prädestiniert, garantiert doch die kontinuierliche Betreu-

20 Interviews als multimediale Quelle. Wissenschaftliches Arbeiten mit Interviews, <https://www.mediathek.at/forschen-und-lernen/aktuelle-projekte/interviews-als-quelle/> (30.11.2018).

ung des digitalen Materials – die „zyklische Migration“ – die verlustfreie Langzeitarchivierung von audiovisuellen Quellen.²¹

In dieses Konzept reiht sich auch die Ausrichtung des Treffens des *Netzwerks Oral History* ein, das seit 2014 besteht und im Frühjahr 2019 auf Initiative von Melanie Dejnega erstmals in Österreich stattfand. Neben Vorträgen von Wissenschaftler*innen und Vertreter*innen der Österreichischen Mediathek trafen sich die Interessierten zu einem Round Table zum Thema „Forschungsethische Herausforderungen in der Praxis“, an dem auch Albert Lichtblau als Diskutant teilnahm.²² Dass keine universitäre Einrichtung, sondern die Österreichische Mediathek bzw. das *Technische Museum Wien* die Veranstaltung beherbergte, verdeutlicht, dass die Mediathek weit über ihre Zielsetzungen der Anfangsjahre hinausgewachsen ist. Sie ist einer der zentralen Player in der österreichischen *Oral-History*-Landschaft im Bereich der Archivierung von Interviews. Und dies ist auch ein Resultat der „wunderbaren Freundschaft“ mit Albert Lichtblau.

PS: Sollte sich die eine oder der andere von diesem Artikel angesprochen fühlen und ihre/seine Interviews in der Österreichischen Mediathek langzeitarchiviert wissen wollen, um damit zum Aufbau des zentralen österreichischen *Oral-History*-Archivs beizutragen, lohnt sich auf alle Fälle die unverbindliche Kontaktaufnahme: mediathek@mediathek.at.

21 Vgl. Hermann Lewetz, Langzeitarchivierung „ohne“ System, in: Zuna-Kratky, Echo, 107–119.

22 Vgl. Treffen des Netzwerk Oral History in Wien, 14.–15.2.2019 Wien, <https://www.hsozkult.de/event/id/termine-38602> (30.11.2018).

BAHNHÖFE UND DIE WEGE DAZWISCHEN

Dezember 2013, Bahnhofsrestaurant Salzburg Hauptbahnhof: Auf Vorschlag von Barbara trifft Hannes einen ihm nur flüchtig bekannten Professor für Zeitgeschichte – Albert Lichtblau. Es geht um eine Bewerbung. Die Republik Österreich hatte die Neugestaltung der österreichischen Ausstellung in der *Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau* ausgeschrieben. Ein sich gerade formierendes Team suchte einen wissenschaftlichen Leiter. Wir waren dabei, ein Konzept zu entwickeln, von dem wir wussten, dass es zu groß und aufwändig, zu ungewöhnlich und vielleicht zu großenwahnsinnig war, um verwirklicht zu werden. Im Glauben, diesen Wettbewerb nicht für uns entscheiden zu können, wollten wir trotzdem teilnehmen. Das Ausstellungskonzept sollte zumindest diskutiert werden. Die Frage an Albert war, ob er mit uns diese vermeintliche Sackgasse beschreiten würde.

Albert sagte das chancenlose Projekt zu – das Team, nun bestehend aus Birgit Johler, Albert Lichtblau, Christiane Rothländer, Barbara Staudinger und Hannes Sulzenbacher, war komplett. Unsere Vision bestand aus einer geteilten Ausstellung; ein Teil hätte am Wiener Heldenplatz, der andere in der *Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau* realisiert werden sollen. Verbunden werden sollten die Ausstellungsteile durch eine Live-Verbindung, die den jeweils anderen Part der Ausstellung an den zweiten Ausstellungsort übertragen hätte. Der in der Ausschreibung geforderte Bereich zur Geschichte Österreichs sollte demnach im Ausstellungsteil am Wiener Heldenplatz erzählt werden, jener, der sich mit Österreicherinnen und Österreichern als Opfer und als Täter*innen in Auschwitz beschäftigte, in der Gedenkstätte in Polen. Verbunden werden sollten die beiden Ausstellungen durch Bildwände, die den gesamten abwesenden Ausstellungsteil samt seiner Besucher*innen an dem jeweils anderen Ort abbilden sollten. Die Geschichtserzählung des Nationalsozialismus in Österreich wäre somit in Österreich verblieben und nur virtuell in Auschwitz sichtbar gewesen, so wie Österreich und alles, was hier geschah, in der Realität des Vernichtungslagers nur Erinnerung und Chimäre war. Umgekehrt wäre die Geschichte der österreichischen Täter*innen und Opfer in Auschwitz nur dort mit realen Objekten erzählt worden und vice versa nach Wien übertragen worden. Das Konzept sollte verdeutlichen, dass Österreich und Auschwitz gleichzeitig nah und entfernt waren, dass die Geschichten, die in Auschwitz erzählt wurden, in Österreich begonnen hatten.

Tatsächlich konnten wir mit diesem Konzept nicht am Wettbewerb teilnehmen, der

nur eine Ausstellung im Block 17 der Gedenkstätte vorsah. Wir mussten das Konzept umschreiben, an die Ausschreibung adaptieren. Letztendlich wurde der Ausstellungsteil, der für Österreich konzipiert war, in die Ausstellung in der Gedenkstätte integriert. Damit blieb die Grundidee des Konzepts, die gleichzeitige Nähe und Ferne zwischen Österreich und Auschwitz zu zeigen, die beiden Orte miteinander zu verbinden, ohne die Erzählung zu einer zusammenzufügen, ein wenig erhalten. Das Konzept, mit dem wir schließlich wider aller Erwartungen die Ausschreibung im April 2014 für uns entscheiden konnten, trug den Titel *Entfernung. Österreich und Auschwitz*.

Unser Team bestand aus ganz unterschiedlichen Menschen und Wissenschaftler*innen, mit unterschiedlichen Zugängen und Expertisen. Vor allem aber auch mit unterschiedlichen Perspektiven auf das Thema, auf die Gedenkstätte und die Erinnerungskultur. Und mit einem schwierigen und belastenden Vorhaben, das uns in den darauffolgenden Jahren auf den verschiedensten Ebenen fordern würde. Retrospektiv, das haben wir in den Teamsitzungen oft wiederholt, mussten wir uns eingestehen, dass wir anfangs nicht gewusst hatten, worauf wir uns einlassen würden.

Als wissenschaftlicher Leiter hatte Albert vorderhand die Rolle eines Forschers, der das kuratorische Grundkonzept wissenschaftlich begleiten sollte. Wer Albert kennt, weiß, dass ihm das zu wenig ist. Und das war gut so, denn er hat nicht nur immer wieder auf genaue Formulierungen gedrungen und uns damit herausgefordert, sondern er hat in unsere gemeinsame Arbeit am Konzept und an der Ausstellung viele und zum Teil für uns andere neue Perspektiven eingebracht.

Albert ist ein erfahrener Gedenkstättenbesucher, wir anderen waren es nicht. Er, der Genozidforscher, wusste, was es heißt, an die furchtbarsten Orte der Welt zu fahren, er wusste, was das mit einem macht, und – was wir unterschätzten – er wusste um die psychische Belastung, die damit einhergeht. Wir blicken auf viele Fahrten nach Auschwitz zurück, wo wir uns gegenseitig gestützt oder auch aufgefangen haben, wir anderen, die wir uns die Belastung kaum eingestehen wollten, und Albert, der wusste, was das bedeutete (und es auch formulieren konnte). Und wir haben begriffen, dass dies normal ist, an einem Ort, der abnormaler nicht sein kann.

Albert ist ein Bildersammler, und nicht nur das. Immer wieder hat er uns auf die fotografische Dimension von Auschwitz aufmerksam gemacht, was es bedeutet, dort Bilder zu machen, mit sich zu nehmen und zu verbreiten, und wie sich Menschen, die dort fotografieren, verhalten. Er selbst hatte immer eine Kamera dabei, oft jene fotografierend, die fotografierten, immer sensibel beobachtend und selbstreflexiv: Er war sich seiner Rolle eines Dokumentaristen der Tourist*innen bewusst. Selfies in Auschwitz ist eines der Themen, die ihn beschäftigen und die er während unseren Aufenthalten recherchierte; mittlerweile sind Selfiesticks für Besucher*innen der Gedenkstätte verboten.

In jeder Gruppe gibt es einen Menschen, der bei Bedarf die Gruppenfotos und -selfies

macht, in unserem Team nahm selbstverständlich Albert diese Rolle ein: Fotos beim Arbeiten und auf polnischen Bahnhöfen, bei Sitzungen in Wien und in Oświęcim. Diese Fotos zeigen Alberts Blick, der zwischen Innen und Außen wechselt, als Mitglied des Teams und als dessen Beobachter, Selbstvergewisserung und Selbstbefragung inklusive. Das klingt jetzt pathetisch, aber es war und ist vor allem spannend, oft auch lustig und neu. Das Team, das sich als ‚wir‘ formiert hatte, hatte noch nicht darüber nachgedacht, wie es sich in der Gedenkstätte verhalten sollte. Wir saßen bald am Verhandlungstisch mit den Mitarbeiter*innen des *Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau*, wie die Gedenkstätte offiziell heißt, mit Blick aufs Krematorium, und fragten uns: „Was machen wir da – und wie kann ich überhaupt hier rausgehen, Pause machen, erleichtert von den Verhandlungen am Krematorium und den weinenden Tourist*innen vorbeigehen?“ Wir hatten viele dieser grotesk anmutenden Situationen – und so oft war uns Albert einen Schritt voraus, hatte das schon erlebt, hatte etwas zu sagen, wenn wir stumm waren. Eine Gruppe wie unsere braucht eine Stütze, wenn die Belastung des Ortes oder das Entsetzen über dessen Geschichte überhandnehmen, sie braucht auch Konfliktlöser durch offenes Ansprechen von Problemen – auch innerhalb des Teams. Albert kann das, der erfahrende Unilehrer, der Interviewer, der Fotograf. Er hat noch Geduld, wenn alle nur mehr mit den Augen rollen, er ist noch widerständig, wenn andere mürbe sind. Und gemeinsam haben wir gelernt, wie wichtig Witz und Albernheit als Ventil sind – oft haben wir uns gefragt, was unsere Tischnachbar*innen so denken, wenn sie uns bei einer Besprechung im Wiener Café Korb belauschten.

Immer ging es um Auschwitz, aber in Auschwitz liegt die ganze Welt, also ging es auch um die Welt, um die Menschen und um die Sprache.

Im Dezember 2013 hatte Hannes Albert im Salzburger Bahnhofsrestaurant getroffen, weil wir für unser Ausstellungsprojekt einen Spezialisten für *Oral History*, für lebensgeschichtliche Interviews und für Zeitgeschichte suchten. Würden wir heute noch einmal einen Albert Lichtblau suchen, würden wir ihn noch viel mehr wegen seines Sinns für randständige Themen, wegen seines Verständnisses von Gerechtigkeit, wegen seines Widerstands, seines Witzes und seiner zutiefst unpräzisen Art suchen. Oder kurz: Wir würden ihn als Freund suchen.

MITEINANDER GEREIST

EXKURSIONEN MIT ALBERT LICHTBLAU VON A BIS Z

Albert Lichtblau hat viele Identitäten. Jene des Wissenschaftlers, des Interviewers und des Lehrenden stehen in dieser Festschrift zweifellos im Mittelpunkt. Eines war uns bei der Vorbereitung für diesen Band bereits zu Beginn klar: Wenn wir schon ‚Außerordentliches‘ würdigen, dann muss eine ‚außerordentliche‘ Facette in Albert Lichtblaus Universitätslaufbahn unbedingt Raum bekommen: die ‚Lichtblau-Exkursionen‘, die mehrere Studierendengenerationen nachhaltig geprägt haben! Standen die Exkursionen anfangs vorwiegend im Zeichen des Forschungsschwerpunkts von Jüdischer Geschichte und Exil, bewegten sie sich im Lauf der Zeit immer stärker Richtung Afrika, wo Fragen nach kolonialer Vergangenheit und der Auseinandersetzung mit Bürgerkrieg und Genozid im Zentrum standen.

Wir haben Teilnehmer*innen und Mitorganisator*innen möglichst vieler und unterschiedlicher Exkursionen gebeten, Erinnerungen für einen gemeinsamen Blick auf fast 30 Jahre ‚Lichtblau-Exkursionen‘ beizusteuern. Das Ergebnis ist das folgende ‚Exkursionsalphabet‘, das – gereiht von A bis Z, aber sonst sehr zufällig und kaleidoskopisch – Geschichten, Anekdoten und Eindrücke versammelt. So unterschiedlich die Erinnerungen von New York bis Südafrika und von 1990 bis 2018 ausfallen, eines ist allen gemein: Fad war es nie, und die auf diesen Reisen gewonnenen Einblicke und Erfahrungen möchte wohl keine*r missen!¹

ALBERT IN AFRIKA (SÜDAFRIKA 2009, ÄTHIOPIEN 2011, RUANDA 2014, NAMIBIA 2017)

Albert kannte Afrika von mehreren Reisen, bevor wir 2009 unsere erste gemeinsame Exkursion nach Südafrika organisierten. Bei solchen Projekten ist man verantwortlich für ein bestimmtes Afrikabild von rund 30 Personen. Dieses Bild sollte sich, kurz ausgedrückt, unterscheiden von den gängigen (negativen) Klischees. Es ging, neben anderen Dingen, um Verstehen. Der Reise nach Südafrika folgte eine Reihe von weiteren Exkursionen, und wir lernten dabei immer besser, mit dieser besonderen Verantwortung umzugehen.

1 Das ‚Exkursionsalphabet‘ wurde von Birgit Kirchmayr zusammengestellt, ein großer Dank geht an alle, die daran mitgewirkt haben! Die Namen der Autor*innen finden sich jeweils am Ende der Beiträge.

An einem Dienstagnachmittag in Ruanda (April 2014) stand der Besuch von Gihembe auf dem Plan, einem Flüchtlingslager. Die Fahrt sollte nicht länger als eineinhalb Stunden dauern, aber leider blieb unser Bus bereits wenige Minuten nach der Abfahrt liegen. Routiniert begann der Fahrer den Motor zu untersuchen, um mit der gleichen Routine das erste Nachfragen mit der landesüblichen Antwort in solchen Fällen zu quittieren: „five minutes“. Damit war offiziell eine Verzögerung auf unbestimmte Zeit angekündigt, falls der Motor überhaupt je wieder zu laufen beginnen sollte. Albert und ich stiegen aus und stellten uns an eine Mauer in den Schatten. Langsam kamen auch die ersten Studierenden aus dem Bus, die nicht mehr an die mantraartigen Wiederholung von „five minutes“ glaubten, in die mittlerweile auch Albert und ich eingestimmt hatten. Der Fahrer war inzwischen für fünf Minuten weggegangen, um Werkzeug zu holen.

Der Besuch in Gihembe war ein lang vorbereiteter, wichtiger Programmpunkt der Exkursion und wurde nun durch eine Verzögerung gefährdet. Aus Sicherheitsgründen würde es notwendig sein, das Lager spätestens um 17 Uhr zu verlassen. Realistisch betrachtet gab es aber keine Alternative zum zuersichtlichen Warten. Und genau diese Zuversicht versuchten wir auszustrahlen, indem wir die „fünf Minuten“ so lange wiederholten, bis die Fragen verebten. Unausgesprochen war damit klar: Ein Abstecher über die Straße in einen der kleinen Gastgärten war möglich, genauso wie der kurze Einkaufsbummel ums Eck – alle mussten nur irgendwie das Geschehen rund um den Bus im Auge behalten, für den Moment, an dem die Prophezeiung sich erfüllen würde. Es war ein entspanntes Warten ohne Gemurre, getragen von einem deutlich zur Schau gestellten Glauben an den Menschen – unseren Fahrer –, den Albert großartig ausstrahlen kann. Alle wussten sich irgendwie zu beschäftigen, aßen, tranken, spazierten durch die Gegend, lachten und genossen die eineinhalb Stunden, als plötzlich der Motor wieder lief. Keine fünf Minuten später saßen alle im Bus, und wir brausten nach Gihembe.

Die späteren Protokolle zu diesem Programmpunkt spiegelten die Dramatik und Hoffnung im Lager wider, der Buszwischenfall wurde mit keinem Satz erwähnt. Zumindest für diesen einen Tag haben alle ein spezielles Afrikabild verstanden: Zeit hat hier eine andere Bedeutung – besonders, da es oft wenig gibt, um Situationen zu beeinflussen. Die „five minutes“ wurden aber zu einer allgemein verständlichen Maßeinheit während der Exkursion.

Thomas Spielbüchler

BURGENLANDERS IN THE BRONX (NEW YORK 1996)

Die *Brüderschaft der Burgenländer* lädt zur Maifeier im Castle Harbour Casino der Bronx. So schräg wie das klingt, ist es auch. Das Casino ist ein Mehrzweckraum, und an diesem Abend halt irgendwie Burgenland. Draußen tiefe Bronx, drinnen das tiefe Österreich der 1950er-Jahre, seltsam fehlfarbig und unwirklich wie ein alter Film. Aber mit Geruch und Textur und Misstönen und Traurigkeit, die vielleicht nur wir Besucher*innen empfinden. Über dem Ausgang hängt ein altes blasses Werbeplakat für *Bad Gastein 1959*. Gemeinsamer Einzug mit Präsentiermarsch und rhythmischem Klatschen – die Band trägt Lederhosen und spielt die amerikanische Hymne, die österreichische Hymne und danach das Lied vom guten Kameraden. Es wird warm im Saal. Hüte mit Gamsbärten liegen auf dem Tisch, Jacken mit Kriegsorden hängen über der Stuhllehne.

Dann gemeinsames Absingen von Liedern (*Und jetzt gang i ans Peters Brünnele ...*). Bis zu diesem Abend hatten wir es im Rahmen der Exkursion nur mit Leuten zu tun, die vertrieben wurden und deren Österreichbild vielleicht deshalb das einer enttäuschten Liebe ist. Romantisch und sehnsüchtig und zutiefst verletzt. Die ‚Burgenlanders‘ hat keiner vertrieben, außer vielleicht die Armut und der Stillstand und die Hoffnung auf ein besseres Leben. Wir lernen: Freiwillige Emigration macht blauäugige Patriot*innen.

Es wird getanzt. Die frisch gekürte ‚Miss Bruderschaft‘ trägt ein schwarzes Prom-Queen-Kleid und ein Strassdiadem. Sie war noch nie im Burgenland und ist ihren Großeltern zuliebe hier. Sie spricht drei Wörter Deutsch: „Schad, Burgenlanders, Zickezacke“.

Vor der Pause (*Frau Meier, Frau Meier, hat keine Unterhosen an ...*) der *Donauwalzer*. Bier wird serviert. Danach kocht die Stimmung, alle singen mit („Zicke-zacke-zicke-zacke-hoi-hoihoi!“). Die Lotteriepreise werden aufgerufen. Fast – aber nur fast – hätte ich gewonnen. Es wären Mozartkugeln gewesen. „Schad“, sagt die Miss Bruderschaft. Nebenan feiert eine Latino-Familie den *Cinco de Mayo*. Da wie dort Blasmusik. Hier Walzer, dort Samba. Hier Cola-Schnaps, dort Cola-Tequila. Über allem weht die amerikanische Flagge.

Daniela Ellmauer

COFFEE & DONUT (NEW YORK 1994)

Wenn wir ganz knapp zusammenfassen müssten, was die New-York-Exkursion 1994 ausmachte, dann wohl: wunderbare und prägende Begegnungen fürs Leben! Eine Woche New York, Thema „Exil als Lebensform“, unzählige Programmpunkte. Von unserem YMCA aus starteten wir zu Begegnungen mit Menschen, die Österreich 1938 vertrieben

hat und die wir als Enkel*innengeneration daher in unserem Land nicht kennenlernen konnten. Wir trafen sie nun in der New Yorker Kleinen Konditorei bei Schnitzel und Apfelstrudel (die Hakoah-Sportler*innen), bei Leo und Gabi Glückselig (Oskar-Maria-Graf-Stammtisch), wir trafen sie als Professorinnen an der *City University of New York* (Gertrude Schneider), als Künstlerinnen in ihrer Werkstatt (Käthe Berl), als Schriftsteller*innen in Greenwich Village (Stella Hershan) und im noblen Restaurant Elaine's (Frederic Morton). Wir begegneten Österreich-nostalgischen Menschen und solchen, die nie zurückkehrten, immer aber waren sie uns jungen Österreicher*innen gegenüber offen und stellten sich all unseren Fragen. Wir lernten sehr viel durch diese Begegnungen.

Und warum Coffee & Donut? Auch untereinander gab es Begegnungen, und wir lernten uns besser kennen. Ein Foto, geschossen auf einem Flohmarkt in der Canal Street mit zwei Sonnenblumenhüten (und dem Schriftzug *Coffee & Donut* im Hintergrund) wurde zu einem wichtigen Bilddokument der Freundschaft der beiden Autorinnen dieses Beitrags!

Martina Gugglberger, Birgit Kirchmayr



Coffee & Donut, New York 1994.

DIE BUKOWINA (1993)

Wir, das *Institut für Gesellschaftspolitik* und das *Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* der Johannes Kepler Universität, fuhren 1993 nach Czernowitz/Cernivci und Lemberg/Lviv. Die Grenzen waren neu gezogen worden, die Städte lagen nicht mehr in der Bukowina, auch nicht in Rumänien oder der Sowjetunion, sondern im neu errichteten Staat Ukraine. Organisiert hatte die Busreise Hansjörg Seckauer, Joe Weidenholzer war dabei mit seinen guten Kontakten, und Albert konnte sich mit einigen Salzburger Student*innen anhängen. Wir waren in Kontakt mit Zeitzeug*innen, Josef Burg, Rosa Zuckermann oder Lydia Harnik; es wurden auch einige Videos gedreht, als Vorarbeit zu dem, was Albert wirklich gerade sehr zu interessieren begann – *Video History*. Unvergesslich, wie wenig professionell wir damals waren, jedenfalls wurde die bezaubernde, sehr liebe Frau Harnik mit ihren 90 Jahren von mir, 1,85 m groß und 130 Kilo schwer, am Bild total verdeckt. Albert und seine Studis haben damals rastlos interviewt, und abenteuerlich war es auch: Mehrfach stoppten Männer in ‚Räuberzivil‘ (Lederjacke, Armbinde, Maschinenpistole) unseren Bus. Der Fahrer warf ihnen ein oder zwei Stangen Marlboro zu und weiter ging’s.

Michael John

EXKURSION NUMMER EINS? (BUDAPEST 1992)

Eigentlich war ich der Ansicht, die Exkursion nach Budapest, die im November 1992 im Rahmen der Lehrveranstaltung *Geschichte der Juden in Österreich I* stattfand, wäre Alberts erste Exkursion gewesen. Im Zuge der Erstellung des ‚Exkursionsalphabets‘ (ein Forschungsprojekt par excellence!) durfte ich erfahren, dass die Nummer-eins-Exkursion schon 1990 nach Berlin stattgefunden hatte – vergleiche dazu Michael Johns Beitrag zum Buchstaben N!

Bei der somit nur vermeintlichen Premieren-Exkursion nach Budapest erinnere ich mich als Zeitzeugin streiflichtartig an verschiedene Episoden (Vorsicht, *seven sins of memory*): 1) dass wir auf der Fahrt von Salzburg nach Budapest bereits beim Umsteigen in Wien eine der Teilnehmer*innen verloren haben (Jutta!), die dann aber beim Abendessen im Koscher-Restaurant in Budapest plötzlich wieder auftauchte, 2) dass wir in einem Laden auf Alberts Empfehlung einen zwölf Jahre gelagerten Sliwowitz kauften, alle der Reihe nach, bis die verwunderte Verkäuferin den gesamten Bestand aufgebraucht hatte, 3) dass wir zur spätabendlichen Vergnügung im Hotel (es hieß Erzsebet, das weiß ich noch ganz sicher!) historisches *Activity* spielten. Begriffe wie „Schmalkaldischer

Bund“ (kam natürlich von Dani Ellmayer!) und Ähnliches mussten zeichnerisch dargestellt und erkannt werden. Vom offiziellen Exkursionsprogramm erinnere ich mich schändlicherweise an fast gar nichts. Das könnte jetzt als defizitärer Befund empfunden werden, aber das Gegenteil ist der Fall. Die Vorlesung *Geschichte der Juden in Österreich I* und die dazugehörige Exkursion prägten mein weiteres Geschichtsstudium mehr als vieles andere! Schon in Budapest haben einige kecke Teilnehmer*innen Fortsetzungspläne des Projekts ‚Exkursion‘ geschmiedet: Prag hätte doch auch eine reiche jüdische Vergangenheit und New York wäre überhaupt ein besonders lohnenswertes Ziel! Ernst genommen haben wir das damals nicht, im Gegensatz zu Albert, denn die nächste Exkursion (nach einem kleinen Intermezzo nach Hohenems in Vorarlberg) führte tatsächlich nach New York.

Birgit Kirchmayr

FÄHRT ALBERT AUCH NACH SEINER ‚EMERITIERUNG‘ AUF EXKURSION? (2019 FF)

Ja, da sind wir sicher!

GIHEMBE – BESUCH EINES FLÜCHTLINGSCAMPS (RUANDA 2014)

Das ruandische Flüchtlingscamp Gihembe ist für Besucher*innen eine mentale Herausforderung. Zugleich war der im Rahmen der Exkursion stattfindende Besuch in diesem Camp für uns Exkursionsteilnehmer*innen eine prägende und faszinierende Erfahrung. Der Schwall begeisterter Kinder, die aufgeregt unserem Reisebus hinterherliefen oder versuchten, sich noch irgendwie an einer unserer Hände festzuhalten, bildete dabei den markanten Gegensatz zur Tristesse und Perspektivenlosigkeit, die sonst im Lager vorzuherrschen schien. Rund 15.000 Menschen sind in diesem Flüchtlingscamp untergebracht, wobei es der Begriff ‚eingesperrt‘ besser trifft, denn eine faktische Möglichkeit, das Lager zu verlassen, gibt es kaum. Fehlende (Aus-)Bildung, das Grassieren von eigentlich heilbaren Krankheiten und unzureichende Hygiene prägen das Leben der kongolesischen Flüchtlinge vor Ort seit 20 Jahren. So bedrückend der Eindruck war, so wichtig war er gleichzeitig. Gerade in der aktuellen politischen Situation und der Debatte um Flucht und ‚Hilfe vor Ort‘ hilft es, selbst gesehen, gehört und gerochen zu haben, wie die Lage ‚vor Ort‘ ist.

Lukas Kastner

HELGA UND ALBERT AUF MILITÄRPARADE (BULGARIEN 2018)

Sofia 2018: Exkursion mit 20 Studierenden, unterstützt von Alexandra Preitschopf, derzeit OeAD-Lektorin an der Universität Sofia. Sie war es auch, die uns von der Militärparade, die alljährlich am Georgstag (dem Gedenktag des heiligen Georg, eines frühchristlichen Märtyrers) im Stadtzentrum abgehalten wird, erzählt und Albert dafür total begeistert hat. Die Exkursion richtete sich danach aus: Der Besuch der Parade bildete den krönenden Abschluss, wobei bei den Studierenden im Gegensatz zu Albert etwas weniger Enthusiasmus dafür aufkommen wollte. Als es so weit war, brachen wir pünktlich vom Hotel Moskva auf. In der U-Bahn trafen wir bereits auf viele begeisterte Menschen, oft Familien mit kleinen Kindern, herausgeputzt, Fahnen schwenkend und äußerst gut gelaunt. Im Zentrum war es mittlerweile schon schwer, einen Platz mit guter Aussicht auf das Spektakel zu finden. Die Studierenden waren bald nicht mehr zu sehen, und Albert, Alexandra und ich fanden einen Platz, wo wir uns mehr schlecht als recht einen Eindruck von diesem Schauspiel machen konnten: Panzer rollten durch die Straßen, begleitet von zahlreichen Musikkapellen und Männern in skurril wirkenden historischen Uniformen, dazu viele Reden, die wir nicht verstehen konnten. Dann plötzlich: drei Flieger (laut Alexandra besitzt die Armee keine weiteren), die knapp über unsere Köpfe hinweg flogen und einen derartigen Knall erzeugten, dass uns die Ohren schmerzten und wir das Gefühl hatten, unser Trommelfell würde in der nächsten Sekunde platzen. Kinder begannen zu weinen, die Eltern freuten sich und applaudierten. Und Albert? Er kann seiner Sammlung von skurrilen Situationen, von denen ich auch einige andere mit ihm erleben durfte, eine weitere hinzufügen.

Helga Embacher



Albert Lichtblau mit Milo, der in den 1970er-Jahren in Plovdiv gelebt und viele Gerüchte in die Welt gesetzt haben soll.

I SRAEL UND DER UNLÖSBARE NAHOSTKONFLIKT (ISRAEL 2012)

Die Reise nach Israel 2012 war nicht meine erste, auch nicht meine letzte, jedoch unter der Leitung von Albert Lichtblau jene, auf der mir die schwierige Koexistenz von Israelis und Araber*innen in besonderer Weise unter die Haut gegangen ist. Bei einer Begegnung an der *Birzeit University* in Ramallah trafen Salzburger Studierende Studenten der einzigen palästinensischen Universität, um über den Status der Palästinenser*innen im Staate Israel zu diskutieren. Unsere Gastgeber klagten über die Beschränkung ihrer Reisefreiheit durch die israelische Regierung. Die Westbank sei ein einziges großes Gefängnis. Mit zunehmendem Druck wurden wir umworben, uns für die Befreiung Palästinas und die Gründung eines unabhängigen Palästinenserstaates auszusprechen. Unser österreichischer Standpunkt war jedoch die Berufung auf die Neutralität und die daraus resultierende Vermittlungsrolle. Dieses Statement führte zum Vorwurf, die Mitschuld am Holocaust würde uns zu sehr zwingen, uns auf die Seite Israels zu stellen. Ein Salzburger Kollege neben mir fragte, wie man eigentlich zur Zweistaatenlösung stehe und wie eine Gebietsaufteilung aussehen könne. Dabei forderte er seinen arabischen Sitznachbarn auf, er möge ihm auf einer Karte zeigen, welche Gebiete zu Palästina gehören sollten. Ohne Zögern wischte dieser mit seinem Arm über die gesamte Landkarte. Das war unmissverständlich. – Wir verließen das Universitätsgelände mit gemischten Gefühlen. Den Recherchetag nutzte ein Team, um weitere Meinungen einzuholen. Im Gewühl des Tel Aviver Marathons wurden junge Israelinnen befragt, die gerade ihren Militärdienst absolviert hatten. Ihrer Ansicht nach solle der Status quo bleiben. Ein Palästinenserstaat würde sich negativ auf Israel auswirken. Eine aus London eingewanderte Familie zeigte Verständnis für die Probleme der Palästinenser*innen. Das rassistische Denken der Leute müsse aber bekämpft werden. Araber, die in Tel Aviv leben, meinten zur Zweistaatenlösung, dass mehr Gebiete schön wären, aber unrealistisch. Da ihnen jeglicher Optimismus fehle, einen eigenen Staat zu bekommen, bliebe aus ihrer Sicht nur Krieg.

Angelika Schlackl

J AZZ SAFARI (SÜDAFRIKA 2009)

Cape Town Jazz Safari – der Titel war nicht unbedingt Programm jenes Abends im April 2009 irgendwo rund um Kapstadt. Besonders in Südafrika weckt der Begriff ‚Safari‘ ja gewisse Erwartungen, aber wer mit Albert unterwegs ist, lernt bald, solchen Erwartungen zu misstrauen. Der Empfang im Haus von Hilton Schilder war irgendwie zerteilt: der Meister selbst, eine der Größen des Cape Jazz mit internationalem Renom-

mee, war quietschvergnügt, als wir zu viert mit unserem *guide* eintrafen, seine Frau schien eher genervt über den Einfall. Das Konzept der *Jazz Safari* sah vor, dass man – um einen vergleichsweise hohen Betrag – in einer kleinen Gruppe einen Jazzmusiker zuhause besucht, bekocht wird und danach noch zwei nette Stunden bei ihm verbringt. Während Hilton Schilder also seinen Charme sprühen und sein musikalisches Genie auf allerlei Instrumenten im Wohnzimmer aufblitzen ließ, stand seine Frau in der Küche, bemüht höflich, aber erkennbar grantig über die aus ihrer Sicht ungebetenen Gäste. Den meisten hätte eine solche Stimmung wohl etwas auf den Magen geschlagen, nicht aber Albert, der durch seine lange Erfahrung mit lebensgeschichtlichen Interviews solche Situationen elegant ignorieren kann. Der Abend wurde also ein echter Kracher. Mr. Schilder hatte auch einen Kumpel eingeladen, der einen traditionellen Bogen der San als eine Art überdimensionierte Maultrommel verwendete. Der coole Sound der beiden zauberte auch seiner Frau noch so manches Lächeln ins Gesicht. Und wann, wenn nicht auf einer *Jazz Safari* mit Albert, erlebt man im Wohnzimmer eines Cape-Jazz-Stars eine Jamsession mit einer einhändig bedienten Kinder-Melodica, zu der mit der anderen Hand auf dem Klavier der Bass gespielt wird, während dazu jemand einen Bogen zwischen den Zähnen hält, um mit der gezupften Seite irre Töne über den Rest zu legen.

Thomas Spielbüchler

KOLONIALE VERGANGENHEIT UND AUFARBEITUNG (RUANDA 2014 UND NAMIBIA 2017)

Bei einer Exkursion nach Afrika ist für Studierende der Geschichtswissenschaften eine Beschäftigung mit der Kolonialzeit und deren Auswirkungen und Bedeutung für das kollektive Gedächtnis unerlässlich. Dabei zeigen die Beispiele Namibia und Ruanda, wie unterschiedlich mit kolonialer Vergangenheit umgegangen wird. Neben Unterschieden wurden aber während der Exkursionen in diese beiden afrikanischen Staaten auch Gemeinsamkeiten sichtbar, wie z.B. dass die Aufarbeitung und der Blick auf die Vergangenheit jeweils durch die aktuelle politische Situation geprägt sind. So stellen sich sowohl die ruandische RPF (*Rwandan Patriotic Front*) als auch die namibische SWAPO (*South West African People's Organisation*) als heroische Kämpfer gegen Kolonialismus bzw. die von ihm hinterlassene Situation dar, ohne ihre eigene Rolle bei Menschenrechtsverletzungen aufzuarbeiten. Während jedoch in Ruanda die koloniale deutsche und belgische Vergangenheit zugunsten eines neuen ruandischen Nationalgefühls verdrängt werden soll, ist die koloniale Vergangenheit in Namibia noch wesentlich präsenter. Maßgeblich dafür ist, dass es sich bei Namibia um eine ehemalige Siedlerkolonie handelt, in der immer

noch eine Minderheit an Deutschstämmigen und weißen Südafrikaner*innen lebt. Ein Abschluss mit der kolonialen Vergangenheit ist zudem nur schwer möglich, da innerhalb der Bevölkerung verschiedene Gruppen unterschiedlich betroffen waren. So wird das Leid der Hereros während der deutschen Kolonialherrschaft von der von Ovambos dominierten Regierung kaum beachtet. Auch in Ruanda wird die Kolonialzeit von Hutu und Tutsi unterschiedlich erinnert. Die Veranschaulichung dessen im Zuge der Exkursionen warf somit die Frage auf, inwiefern aus Europa bekannte Vorstellungen eines nationalen Bezugsrahmens für ein kollektives Gedächtnis in Afrika sinnvoll anwendbar sind.

Lukas Kastner

LICHT(BLAU)-GESCHWINDIGKEIT (NEW YORK 1994 UND 1996)

= international anerkanntes Maß der Fortbewegung bei Exkursionen: 1 Block/min (ca. 6,6 km/h). Kann lebensgefährlich sein, wenn man zugleich nach oben zu den Wolkenkratzern New Yorks schaut und Straßen überquert. Typischer Kollateralschaden: Nasenbluten, weil gegen Laternenmast gelaufen ...

Daniela Ellmauer



Albert Lichtblau, New York 1994.

MUSEUMSBESUCH IN SWAKOPMUND (NAMIBIA 2017)

Grundsätzlich kennt jede Historikerin und jeder Historiker die Problematik einer allzu nationalen und einseitigen Ausrichtung von Museen. Nationalistische oder autoritäre Regierungen schaffen es immer wieder, dass Museumsbesuche Stirnrunzeln hervorrufen, sei es nun in Ruanda, Polen, Namibia oder an anderen Orten. Trotz Vorwarnung der Exkursionsleiter, sich beim Besuch des Museums in Swakopmund auf keine Diskussion einzulassen, blieben die Studierenden der Namibia-Exkursion zunächst doch gutgläubig. Denn was sollte es bei einem Museumsbesuch noch ‚Schlimmeres‘ als eine einseitige Darstellung der behandelten Ereignisse geben? Wenn man dann aber von einer (‚weißen‘) Kuratorin hört, wie gut es war, dass die Europäer nach Afrika kamen, da sie den Afrikanern die Zivilisation gebracht haben und diese ansonsten heute noch in Strohhütten leben würden, dann hat man die Antwort auf die Frage, was es noch Absurderes bei einem Museumsbesuch geben könnte.

Michael Ellmauer

NUMMER EINS (BERLIN 1990)

Meiner Ansicht nach führte die erste Exkursion Alberts nach Berlin-West, wenn man das so sagen darf – natürlich darf man, weil sich die DDR noch nicht aufgelöst hatte. Im Mai war es, wenn ich mich nicht irre. Ich war als ‚Beiwagerl‘ dabei, als zweite Betreuungsperson, mit waren auch die Jutta und der Gene, Eugene Sensenig, der heute in Beirut lebt und uns damals auf ostdeutschem Boden mit Informationen über Dean Reed, den ‚Roten Elvis‘, versorgte. Wir fuhren mit dem Zug; mit war auch ein Student, der eine Ratte – das war damals ‚in‘ – sein Eigen nannte. Albert, der alte Fuchs, hatte herausgefunden, dass mit dem Fall der Mauer, das (West-)Berlin-Programm der Bundesrepublik Deutschland, das Exkursionen ausländischer Student*innen in die geteilte Stadt organisierte, in Auflösung begriffen war. Ursprünglich war es für Länder außerhalb Europas gedacht, Österreich war jedenfalls nicht darunter. 1990 war offenbar noch Geld aus dem Programm vorhanden, es gab zu wenig Bewerbungen, und man erweiterte die Möglichkeiten für ein Ansuchen. So kamen wir als relativ kleine Gruppe aus Österreich in den Genuss einer durchfinanzierten und -geplanten Exkursion. Wir wohnten in einem guten Hotel *off* Ku’damm, wir hatten eine eigene Betreuerin vom DAAD, die das Organisatorische erledigte: Jüdischer Friedhof, Alexanderplatz, Prenzlauer Berg, Führungen, Dinner beim Dekan der TU Berlin, Rosenstraße et cetera. Super, das Ganze. Und wir gerieten zudem in den sogenannten ‚Döner-Krieg‘: Es war die Zeit des harten Konkurrenzkampfes der

Döner- und Imbissbuden, die Grenze zum billigen Osten war offen, es gab immer wieder neue Anbieter. Jedenfalls waren gleich um die Ecke beim Hotel drei Dönerbuden, die billigste bot Kebab und Cola um 1 DM an. Das freute die Studis (und uns auch).

Michael John



Das Exkursionsduo
Lichtblau und John bei
einer Exkursionsnach-
besprechung 1994.

OŚWIĘCIM (AUSCHWITZ-BIRKENAU 2017)

Die Exkursion nach Auschwitz-Birkenau war und ist anders. Obwohl es einige erheiternde oder unbeschwerte Anekdoten hierzu geben würde, scheint es nicht sonderlich angebracht, diese im Verhältnis zur Geschichte des Ortes an dieser Stelle zu erzählen. Stattdessen soll hier ein kurzes Plädoyer gehalten werden, warum Exkursionen, speziell aber diese, so wichtig sind: Es können noch so viele Bücher gelesen, Filme oder Bilder gesehen und Interviews gehört werden – der Ort des Geschehens bleibt ein Bild der eigenen Fantasie und Vorstellung. Gerade ein Ort wie Auschwitz-Birkenau ist weder ‚greifbar‘ noch erfassbar, sondern existiert als etwas Entferntes und Vages. Erst vor Ort, im ehemaligen Lager, kann ein echter Bezug zum Gelesenen, Gehörten und Gesehenen hergestellt werden. Direkt absurd erschien der Moment, als das Stammlager ‚plötzlich da war‘. Eine normale Straße mit Wohnungen und Bäumen – und aus dem Nichts steht auf einmal ‚Auschwitz I‘ vor einem. Nicht alleinstehend oder abgegrenzt, sondern ins Ortsbild eingegliedert. Die eigene Vorstellung (von Auschwitz-Birkenau) ist anders als die tatsächliche Erfahrung vor Ort. Ein Besuch geschichtsträchtiger Orte ist deshalb unumgänglich.

Michael Ellmauer

PARK HOTEL MOSKVA (BULGARIEN 2018)

Sofia, 26. Februar 2018: Aus Wien landet die Maschine der Austrian Airlines, an Bord die Passagiere Albert Lichtblau und Helga Embacher auf ‚Bulgarien-Exkursionsvorbesuch-Expedition‘. Kurz darauf bahnt man sich inmitten des Schneetreibens eines russisch anmutenden Winters über nicht freigeschaufelte Gehsteige den Weg zur Unterkunft mit dem klingenden Namen Park Hotel Moskva. Als wären Name und Wetter zu einer korrespondierenden Einheit verschmolzen, wartet der einstige Prunkklotz für hohe Parteikader mit direktem Blick auf die russische Botschaft (versteht sich von selbst) eisig windumweht auf seine Gäste. In ganz Sofia eignet sich wohl kein Hotel besser als Stützpunkt einer Exkursion in die bulgarische Zeitgeschichte. Um einen Hauch ‚von einst‘ zu spüren und sich das zigarrenrauchumschwadete Ambiente von elitären KP-Zusammenkünften vor dem inneren Auge zu imaginieren, genügt im Park Hotel bereits ein Budget von nicht einmal 40 Euro pro Nacht. Für jene, die sich – so wie Albert Lichtblau – ganz und gar in den damaligen Kader-Schick einfühlen möchten, empfiehlt es sich, eine gesamte Suite (mehrere Schlafzimmer zur Auswahl!) zu buchen.

Zwei Monate später, 28. April 2018: Die unschlagbare Mischung aus verblasstem sozialistischem Geist, Reminiszenzen an Moskau und Neo-Kapitalismus nimmt nun auch die studentischen Exkursionaut*innen bei dezidiert sommerlicherem Wetter (und zeitgerecht ausgefallener Klimaanlage) in Empfang. Und Schicht um Schicht entpuppt Sofia – mit dem ihm eigenen phlegmatischen Charme balkanischer Gelassenheit – in den folgenden Tagen weitere seiner geschichtsträchtigen Relikte vor 52 staunenden Historiker*innen-Augen: Fin-de-siècle-Architektur mit k. u. k.-Bezug (sogar auf so manchem Kanaldeckel zu finden), denkmalerische Dankesbekundungen an die russischen ‚Doppel-Befreier‘, osmanische Moscheen und Bäder (heute weitgehend transformiert in orthodoxe Kirchen und ‚atemberaubende‘ Museen), antike Mosaik und zeitgenössische, mitunter irritierende ‚Malereien‘ an Plattenbauwänden. In jeder Hinsicht sind die Stadt und ihr famoses Park Hotel Moskva die (Zeit-)Reise wert.

Alexandra Preitschopf

QUANTENSPRUNG ODER EXKURSIONEN ALS ZÄSUREN IM GESCHICHTESTUDIUM (NEW YORK 1994 UND 1996)

In der Erinnerung an mein Geschichtestudium an der Universität Salzburg nehmen die beiden Exkursionen nach New York 1994 und 1996, organisiert und gestaltet von Helga Embacher und Albert Lichtblau, eindeutig den lebendigsten und eindrucklichsten

Teil ein. Bereits die Vorbereitungsseminare zu jüdischer Geschichte und Exil waren erfüllt von der Spannung, den Atlantik zu überqueren, um dort Zeitzeug*innen zu treffen. Die Begegnung mit Überlebenden der Shoah, die vielen Gespräche mit Exilant*innen, der Besuch der *Aufbau*-Redaktion, die Fahrt nach Woodstock zu Nina Lieberman und ihrem Mann, der Cocktail-Empfang bei Kurt Duldner in seinem Loft über dem Central Park, das beklemmende Singen der österreichischen Bundeshymne bei den Burgenländer*innen in der Bronx und der peinliche Moment, als wir Studierenden am 1. Mai bei Leo und Gabi Glückselig und den Mitgliedern des Oskar-Maria-Graf-Stammtisches mit unserer Unkenntnis des Liedtextes der *Internationalen* ‚glänzten‘ und Albert damit blamierten, all das waren und sind bleibende und prägende Momente.

Im Rückblick betrachtet waren beide New-York-Exkursionen und auch die Israel-Exkursion von Helga Embacher 1997 für mich ein Quantensprung hinsichtlich meines Verständnisses von Geschichte, meines Zugangs zu Zeitzeug*innen und zu *Oral History* als geschichtswissenschaftlicher Methode.

Martina Gugglberger



In der Redaktion des *Aufbau*, New York 1994.



Beim Oskar-Maria-Graf-Stammtisch bei Gaby Glückselig, New York 1996.

RECHERCHETAG (NAMIBIA 2017)

Kann eine Exkursion nach Afrika mehr sein als eine Safari zum Zwecke der Jagd nach ECTS-Punkten? Diese Frage kann man eindeutig mit ‚ja‘ beantworten, wenn Albert Lichtblau Regie führt. Seine Exkursionen brachten uns Förderung der Eigeninitiative und Leistungsmotivation, praktische Erfahrungen im Projektmanagement und Ansporn zur eigenen Auseinandersetzung mit Zeitgeschichte. Zentrales Highlight unserer Exkur-

sion nach Namibia im Jahr 2017 war dabei der Recherchetag, den Albert Lichtblau folgendermaßen beauftragte: „Überlegt bitte, was ihr am Recherchetag machen wollt – sucht euch jemanden, mit dem oder mit der ihr zusammenarbeiten wollt. Wir werden schauen, dass auch Studierende aus Windhoek euch begleiten. Wir haben zwar Vorschläge, aber es wäre besser, wenn die Vorschläge von euch kommen und ihr (wie im Journalismus) einer Geschichte nachgeht, die euch interessiert.“ So lernten wir projektmäßig vorzugehen, Kontakte auf weite Distanz herzustellen, bei Schwierigkeiten nicht aufzugeben und mit unseren afrikanischen Partnerinstitutionen verbindliche Termine zu vereinbaren. Die Übung gelang – nicht zuletzt dank der Begleitung des Exkursionsleiters. Der Recherchenachmittag brachte Erkenntnisse weit über Lehrbuchwissen hinaus, und Albert Lichtblau sorgte dafür, dass dieses Wissen nicht Exklusivgut der Kleingruppe blieb: Jede Gruppe musste einen mündlichen Kurzbericht geben und eine schriftliche Arbeit abliefern. So wurde der Recherchetag zum Musterbeispiel fortschrittlicher Lehr- und Lernmethodik, angesiedelt zwischen journalistischer Investigation und *Oral History*. Spannend, praktisch orientiert, auf Eigeninitiative setzend und fast unmerklich straff geführt – das waren generell Merkmale der Lehrveranstaltungen von Albert Lichtblau. Lichtblau als professioneller Personalentwickler, wie schön, dass wir das ‚Personal‘ sein konnten!

Karl Reiter

SCHIEBENREINIGUNG ZWECKS DURCHBLICK (NAMIBIA 2017)

Durchblick. Wenn man wissenschaftlich arbeitet, ist es einer der wichtigsten Aspekte, sich zu Beginn einen Überblick über die Thematik zu verschaffen – sei es durch das Lesen der Literatur zum Forschungsgegenstand, das Erstellen von *mind maps* und Fragensammlungen oder eben auch durch das Putzen von Fensterscheiben. Ja, richtig, das Putzen von Fensterscheiben. Während wir in der Vorbereitung auf unsere Exkursion nach Namibia theoretisch an verschiedenen Aspekten des Landes wie etwa den Bevölkerungsgruppen und deren Geschichte arbeiteten, ging es in Namibia schließlich um das Praktische. Wir machten Stadtführungen, testeten unsere journalistischen Fähigkeiten am Recherchetag und besuchten Museen sowie Ausstellungen. Dabei standen Beobachtung und kritische Diskussionen auf der Tagesordnung, wobei eine klare Sicht unverzichtbar war. Albert Lichtblau führte uns dies auch im wahrsten Sinne des Wortes vor Augen: Ein kurzer Regenguss hatte die verstaubten Fensterscheiben unseres Busses nachhaltig verschmiert. Nachdem während eines Stopps an einer Tankstelle weder Tankwarte noch Studierende sich initiativ zeigten, griff der Exkursionsleiter selbst zum Fenster-

abzieher und reinigte die Fensterscheiben des Busses mit einem Lächeln auf den Lippen. Praktischer Anschauungsunterricht sozusagen ...

Anna Katharina Wiesinger



Exkursionsleiter beim Scheibenwischen,
Namibia 2017.

TRAUST DI EH' NIT (NAMIBIA 2017)

Mutproben in Verbindung mit der afrikanischen Küche lassen sich leicht arrangieren. Als ich mit Albert zur Vorbereitung einer Exkursion in Namibia war, entdeckten wir in dem Restaurant, in dem das Willkommens-Dinner der Exkursion stattfinden sollte, Mopane-Raupen auf der Speisekarte. Als Spezialität in Namibia wird dieser Leckerbissen, aus dem nach der Verpuppung ein Nachtfalter aus der Familie der Pfauenspinner entsteht, auf verschiedenste Art zubereitet. Für Albert war sofort klar: Das Ding muss Teil des Essens sein, mit dem traditionellerweise alle Exkursionsteilnehmerinnen und -teilnehmer im Zielland begrüßt werden. Die gemeinsamen Essen am ersten Abend, nachdem alle individuell angereist sind, stellen den offiziellen Exkursionsauftakt dar. Als die Teller mit den gebratenen Raupen, denen man optisch noch genau ansah, was sie waren, aufgetragen wurden, griff eine gewisse Unsicherheit um sich. Traust di eh' nit – alle trauten sich. Dem Thema Exotik beim Essen war damit gleich am ersten Tag die Spitze genommen. Und ganz ehrlich: Nachschlag ... naja ...

Thomas Spielbüchler

UNAM (NAMIBIA 2017)

Am 3. April 2017 besuchten wir im Rahmen der Namibia-Exkursion die UNAM (*University of Namibia*). Wir hatten dort ein Zusammentreffen mit Doktorin Martha Akawa zu dem Thema der Rolle von Frauen in der afrikanischen Politik sowie zu Fragen von Feminismus und Emanzipation. Einige Aussagen haben mich sehr beeindruckt, wie beispielsweise dass die Frauen im ‚Westen‘ nur für eine Sache kämpfen müssten bzw. dass diese neben genderbezogener Diskriminierung nicht auch noch mit Rassismus und Kolonialismus konfrontiert seien. Gegen Mittag teilten wir uns in Gruppen auf, um gemeinsam mit den Student*innen der UNAM einen Recherchetag zu absolvieren. Wir haben sehr schnell einen Draht zueinander gefunden und Freundschaften geschlossen, die bis heute andauern.

Lejla Hodzic

VIERRADANTRIEB (NAMIBIA 2017)

Die Planung einer Exkursion in unbekannte Staaten macht zumeist eine Reise vorab notwendig, um organisatorische Rahmenbedingungen abzuklären. Im Februar 2017 waren wir deswegen in Namibia und mieteten uns einen Pick-up mit Allradantrieb. Auf den allermeisten Pisten in Namibia, wo Asphaltstraßen die Ausnahme sind, reicht der Zweiradantrieb vollkommen, aber man fühlt sich irgendwie sicherer, auf gewisse Reserven zurückgreifen zu können, falls notwendig. Im Norden Namibias, im Etosha-Nationalpark, erwischten uns einige Regentage, die die wunderschöne rote afrikanische Erde in ‚Gatsch‘ verwandelten – und Alberts freundliches Lächeln in einen entschlossenen Blick, als er mit dem Allradantrieb durch den Gatsch pflügte, der unseren weißen Pick-up rasch in eine Dreckbeule verwandelte. Vielleicht war diese Tarnung à la Albert das Geheimnis unseres Erfolges auf der Suche nach Elefant & Co., die uns eigentlich in den Park geführt hatte.

Thomas Spielbüchler

WOODSTOCK – ZUM KAFFEE BEI DEN LIEBERMANS (NEW YORK 1996)

Im Wintersemester 1995 bearbeitete eine Gruppe Studierender in einem Seminar *Oral-History-Interviews*, die Helga Embacher und Albert Lichtblau mit Jüdinnen und Juden, die in der NS-Zeit aus Salzburg vertrieben worden waren, gemacht hatten. ‚Meine‘ Lebensgeschichte war eine ganz besondere: Es handelte sich um das autobiografische Manuskript von Nina Lieberman, der 1921 geborenen Tochter von David Margules, dem Salzburger Rabbiner, der 1938 zuerst in Dachau inhaftiert und dann mit seiner Familie vertrieben worden war. Die New-York-Exkursion ein paar Monate später sah einen freien halben Tag vor, mit der Alternativmöglichkeit eines Ausflugs nach Woodstock – um dort Nina Lieberman und ihren Mann in ihrem Haus zu besuchen. Selbstverständlich ließ ich mir die einmalige Gelegenheit nicht entgehen, die Autorin des von mir bearbeiteten Textes kennenzulernen. Mit zwei Mietautos – eines von Albert und das andere von Dani Ellmauer chauffiert – fuhren wir in die legendäre Hippie-Metropole zum Kaffee bei den Liebermans. Auch Ninas jüngere Schwester Gabriele war gekommen, um den Besuch aus Österreich zu empfangen. Es war ein unvergesslicher Nachmittag und ‚Woodstock‘ hat für mich seither eine neue Bedeutung!

Martina Gugglberger

X-SMALL-BUS (ÄTHIOPIEN 2011)

Zu den größeren Herausforderungen rund um die Planung einer Exkursion in Afrika gehören unspektakuläre Dinge, denen man in Europa keine größere Beachtung schenken würde: z.B. das Auftreiben eines Busses, der groß genug ist, um eine 30-köpfige Gruppe über meist schlechte Straßen stundenlang von A nach B zu transportieren. In Addis Abeba mieteten wir dazu in einem Reisebüro einen Bus, der uns bei der ersten Besichtigung durchaus groß genug vorkam: 28 Sitzplätze. O.k., wir waren insgesamt 32, aber man könnte ja ein bisschen zusammenrücken und auf den ungemütlicheren Plätzen rotieren, um die Fahrten durch Äthiopien für alle erträglich zu machen. Außerdem hätte das nächstgrößere Modell, ein 50-Sitzer, sehr viel mehr gekostet, und man hätte damit nicht so leicht die befestigten Straßen verlassen können, was aber durchaus notwendig werden sollte. Es würde schon gehen ... Spätestens ab dem Zeitpunkt, als 32 Personen mit ihren Tagesrucksäcken und Taschen sich in den Bus quetschten, wurde klar, dass es zwar gehen musste, aber keineswegs optimal war. Die Flexibilität der Mitreisenden erleichterte die Sache aber ungemein: Es verkürzte die Aus- und Einsteigephase deutlich, wenn einige sich beherzt aus den Fenstern schwangen. Und unserem Fahrer war es auf so mancher Schotterpiste auch lieber, mit einem kleineren Bus unterwegs zu sein. Überraschenderweise gab es aber selbst nach mehreren Tagen keine Meuterei aufgrund der sehr beengten Situation – auch nicht, als Albert, der wegen drohender Reisekrankheit immer vorne saß, trocken bemerkte, er hätte keine Platzprobleme. Das wiederum bewies die X-large-Akzeptanz seiner Person bei allen Exkursionsteilnehmerinnen und -teilnehmern.

Thomas Spielbüchler

YEAH YEAH – EXKURSIONEN UND REGGAE NIGHTS (ÄTHIOPIEN 2011)

Addis Abeba, 16. April 2011. Wir – Studierende aus Salzburg und Innsbruck – waren im Auftrag unserer Exkursionsleiter Albert Lichtblau und Thomas Spielbüchler den ganzen Tag in der brütenden äthiopischen Hitze unterwegs gewesen, um mit Studierenden der Universität Addis Abeba Recherchen zu selbst gewählten Themen durchzuführen. Die Interaktionen mit Studierenden aus den Exkursionsländern im Rahmen kleiner Arbeitsgruppen waren stets ein Kernstück der Reisen mit Albert und Tom. Dadurch gelang es den beiden Exkursionsleitern, uns einen wesentlichen differenzierteren Einblick in das jeweilige Land zu verschaffen, als es lediglich durch Vorträge und Besichtigungen möglich gewesen wäre. Doch was machten die beiden ‚Profis‘ eigentlich, während



Exkursionsleiter beim Rastafari-Konzert, Addis Abeba 2011.

wir mit unseren äthiopischen Kollegen (in Äthiopien waren es tatsächlich ausschließlich Kollegen) beschäftigt waren? Nun, in erster Linie machten sie sich wohl Sorgen, ob alle ‚Studis‘ wieder heil von ihren Recherchetätigkeiten zurückkehrten. Die Erleichterung ob der sicher wieder im Hotel versammelten Reisenden hielt aber angesichts des Nachtlebens von Addis Abeba vermutlich nicht lange an. Schließlich war es der berühmte letzte Abend der Exkursion. Also verfielen die armen Exkursionsleiter wieder in Sorge um ihre im nächtlichen Afrika verschwundenen Studierenden. So dachten wir zumindest, besuchten eine kleine gemütliche Bar in einem halben Luftfracht-Container (ja – so etwas geht) und beschlossen, wegen akuter Müdigkeit relativ bald ins Hotel zurückzukehren. Auf dem Heimweg vernahmen wir jedoch laute Reggae-Klänge. Die kühle Nachtluft brachte uns wieder zur Vernunft, und wir folgten natürlich dem magischen Ruf der Musik. Schlafengehen ist schließlich etwas für in die Jahre gekommenen Exkursionsleiter, aber nichts für Studis. Also nichts wie rein in das Rastafari-Livekonzert. Denn hier war Stimmung angesagt! Aber – siehe da – wer war uns eine Nasenlänge voraus und schon mit-tendrinne? Natürlich die ‚besorgte‘ Exkursionsleitung. Albert Lichtblau tanzte auf der Tanzfläche zur wirklich guten Livemusik, und Tom Spielbüchler überwachte das Geschehen von der Bar aus. Also feierten wir noch bis in die Morgenstunden gemeinsam das Ende der äußerst gelungenen Äthiopien-Exkursion.

Albert! Du hast gemeinsam mit Tom die Afrika-Exkursionen stets zu einem Erlebnis der besonderen Art gemacht. Eure Mischung aus Arbeit, Zeit zum Verarbeiten und Raum für individuelles Erleben war stets die richtige. Lernen hat so nicht nur Freude bereitet, sondern hat auch einen langanhaltenden Effekt, der über akademische Wissensvermitt-

lung weit hinausgeht. Dafür möchte ich mich im Namen der Studierenden der Exkursionen nach Äthiopien, Ruanda und Namibia herzlich bedanken!

Christian Hergolitsch

ZUFALL (NEW YORK 1996)

Die Welt ist ein Dorf: 30 Salzburger*innen in New York – hier, um zu sehen, wie Emigration ‚geht‘. Und einer jener unplanbaren Zufälle, die Exkursionen zu so wunderbaren Abenteuern machen: Wir lesen im *Aufbau*, dass der Salzburger *Fotohof* gerade eine Ausstellung über Exilfotografie in New York eröffnet. So stehen wir dann uneingeladen bei der Vernissage in der Leica Gallery. Alle tragen schwarze Rollkragenpullover, nur wir nicht. Die Serie heißt *Donau*, die Fotografin Inge Morath. Es gibt Liptauer-Brötchen und Wein in Pappbechern. Der weißhaarige schlechtgelaunte Mann, der mir aus Versehen seinen Wein über den Ärmel schüttet, ist Arthur (!) Miller (!) – Pulitzerpreisträger, Ex-Ehemann von Marilyn Monroe, Jetzt-Ehemann der Exil-Österreicherin Inge Morath. Das sind die Dinge, an die man sich später erinnert. Vielleicht nicht an das Wissen, an die Fakten, an die Vorträge – aber an Arthur Miller, der einem (exquisit) fluchend mit einer Papierserviette den weißweingetränkten Ärmel trocken tupft ...

Daniela Ellmauer

Forschungsfelder:
Zu den Arbeitsgebieten von Albert Lichtblau

JEWISH STUDIES

Gerhard Langer

BEWAHREN – VERGESSEN – ERINNERN

VON DER AUFGABE EINER ERINNERUNGSKULTUR
AM BEISPIEL DER RABBINISCHEN TRADITION

Es ist mir naturgemäß eine große Ehre, meinem verehrten Kollegen, Freund und langjährigen Weggefährten am *Zentrum für Jüdische Kulturgeschichte*, Albert Lichtblau, einen Beitrag zu seinem Geburtstag zu widmen. Albert Lichtblaus Expertise, seine umfassenden Studien in den Bereichen Erinnerungskultur, *Oral History* und Genozidforschung, paaren sich mit einer herausragenden Persönlichkeit, der im positivsten Sinne jegliche Allüre fehlt und die in so erfrischender Weise hemdsärmelig daherkommt, wie es für wahrhaft große Wissenschaftler, die Eitelkeit nicht nötig haben, vorbildlich ist. Über sechs Jahre haben wir gemeinsam am *Zentrum für Jüdische Kulturgeschichte* in Salzburg gearbeitet, kannten uns längst vorher, haben dieses Zentrum mit einer Reihe von Kolleginnen und Kollegen aufgebaut. Im folgenden Beitrag möchte ich ein Thema aufgreifen, das Albert Lichtblau seit Langem beschäftigt, Erinnerung. An wenigen Beispielen versuche ich, ein paar Impulse dazu aus meinem Fach zu geben, der Judaistik mit Schwerpunkt auf rabbinische Literatur. Ich beginne mit einer Erzählung:

Es war einmal ein reicher, frommer, aber kinderloser Mann. Auch im fortgeschrittenen Alter hörte er nicht auf, um einen Sohn bei Gott zu bitten. Nach vielen Gebeten wurde er schließlich erhört und bekam tatsächlich den ersehnten Sohn. Er erzog ihn im Sinne der Tradition und trug ihn auf seinen Schultern zum Lehrhaus. Er gab dem Lehrer den Rat, seinem Sohn das biblische Buch *Genesis* nahezubringen, jenes Werk, das von der Ehre Gottes handelt, des Schöpfers der Welt und Erhalters aller Völker. Als der Sohn größer wurde und sich bereits allein auf den Schulweg machte, fiel er Räubern in die Hände, die ihn in ein fremdes Königtum brachten, das Buch *Genesis* in Händen. Als der Knabe sich bereits einige Jahre als Sklave am Königshof aufhielt, erkrankte der König des Reiches. Er wünschte, dass man ihm ein Buch aus der Bibliothek bringe. Die Wahl fiel durch Zufall auf *Genesis*. Da aber keiner am Hof dieses Buch zu lesen und auszulegen vermochte, holte man den Jungen, der schließlich vom König reich belohnt wurde und wieder nach Hause zurückkehren durfte. Diese Geschichte, hier kurz nacherzählt, wird in einem mittel-

terlichen *Midrasch*, einer gelehrten jüdischen Auslegung zu einem biblischen Text, in diesem Fall zu den *Zehn Geboten* (*Asseret ha-dibrot*),¹ überliefert. Eine seiner Botschaften ist, dass der, der lernt, das Gelernte erinnert und es auszulegen vermag, am Ende belohnt wird. Mehr noch: An dieser Stelle wird das Buch *Genesis* besonders hervorgehoben, das in der Lernabfolge traditionell nicht am Anfang steht. Vielmehr soll man mit dem Buch *Levitikus* zu lernen beginnen, einem Text, der von der Heiligkeit Gottes, des Kults, des Menschen, von Reinheit und Unreinheit, von Schuld und Sühne handelt, ein Buch, in dem vor allem Israel als heiliges Volk ganz in die Nähe Gottes gerückt wird und sich gerade nicht mit anderen Völkern mischen oder ihre Gebräuche übernehmen soll. Anders das Buch *Genesis*, das schon von Beginn an verdeutlicht, dass alle Menschen vor Gott gleich sind, dass die Völker ihre eigene Geschichte haben, dass Israel seinerseits segensreich für die ganze Welt wirkt. Somit propagiert dieser *Midrasch* auch die Verbindung zu den Völkern, das Leben mit ihnen, den regen Austausch über die Quellen der Kultur.

Ein anderer *Midrasch* aus etwa derselben Zeit erzählt eine weitaus traurigere Geschichte. *Elle ezkera* spielt zur Zeit der römischen Herrschaft und nach der Niederschlagung des Aufstandes von 132–135 n. Chr. (Bar Kochba).² Der römische Kaiser beschließt, das Gesetz des Mose gemeinsam mit Weisen und Ältesten zu lesen, beginnend mit dem Buch *Genesis*. Als er die Bibelstelle Ex 21,16 erreicht, wo es heißt: „Wer einen Menschen raubt, gleichgültig, ob er ihn verkauft hat oder ob man ihn noch in seiner Gewalt vorfindet, wird mit dem Tod bestraft“, erinnert er sich an die Geschichte von Josef, den seine Brüder verkaufen und der schließlich am pharaonischen Hof landet. Diesen Text hat der Kaiser bereits in der *Genesis* gelesen. Er lässt daraufhin den Palast mit Schuhen füllen, um an das Bibelwort Am 2,6 zu erinnern („So spricht der HERR: Wegen der drei Verbrechen, die Israel beging, wegen der vier nehme ich es nicht zurück: Weil sie den Unschuldigen für Geld verkaufen und den Armen für ein Paar Sandalen“), und die zehn bekanntesten jüdischen Gelehrten holen. Er fragt sie, welche Strafe einen Menschen ereilen soll, der einen anderen stiehlt und verkauft, und bekommt die entsprechende Antwort, dass ein solcher Mensch des Todes schuldig sei. Der Kaiser entscheidet darauf, dass die Gelehrten sterben sollen. Sie werden für den Verkauf Josefs durch seine Brüder als entfernte Verwandte in einer Art Generationenhaftung verantwortlich gemacht und hingerichtet. In diesem Fall erweist es sich als fatal, dass der König, man denke an einen Nachfahren des im ersten *Midrasch* genannten Herrschers, Kenntnis des Buches *Genesis* hatte. Hätte

1 Vgl. Anat Shapira (Hg.), *Midrash Aseret ha-Dibrot* (A Midrash on the Ten Commandments). Text, Sources and Interpretation, Jerusalem 2005.

2 *Elle ezkera*, auch *Aseret haruge malchut* („Die zehn Märtyrer“) genannt. Er handelt von den zehn Märtyrern der rabbinischen Frühzeit, darunter Rabbi Aqiva und Chanina ben Teradjon. Vgl. Gottfried Reeg (Hg.), *Die Geschichte von den Zehn Märtyrern*. Synoptische Edition mit Übersetzung und Einleitung, Tübingen 1985.

man die jüdische Tradition vor dem fremden Gebieter fernhalten sollen? Erzählungen wie diese stellen nur einen winzigen Teil dessen dar, womit sich Judaistik und Jüdische Studien beschäftigen, und gleichwohl steckt in ihnen ein Mikrokosmos jüdischer Kultur und Geschichte.

Beide Erzählungen eint eine gemeinsame Grundlage. Judentum basiert auf der Weitergabe von Lehre, auf dem Stoff der Überlieferung, aus der hebräischen Bibel. Sie ist gültig bleibende Lebensweisung. Über viele Generationen weitergegeben und in ihrer Auslegung aktualisiert, bildet sie einen zentralen Lernstoff, der noch durch eine Fülle von weiteren Stoffen ergänzt wird. Die Bibel ist freilich mehr als nur Text, sie ist theologische Urkunde ebenso wie Basis juristischer Entscheidungen, Darlegung jüdischer Geschichte, die sich in ihren Grundzügen wiederholt, Lebensweisheit und -orientierung. An die Welt vermittelt, bringt sie im ersten Fall Segen, im zweiten den Tod. Darin spiegelt sich das zentrale Dilemma einer Kultur wie der jüdischen, die über weite Strecken ihrer Existenz Teil eines größeren, eines umfassenderen Kulturraumes war, eines paganen, christlichen oder muslimischen, säkular(istisch)en, kommunistischen usw. oder einer Gemengelage verschiedener unterschiedlicher Einflüsse. Paradigmatisch steht das Judentum für eine Minderheit, die gleichzeitig akkulturierender Teil eines größeren Kontextes ist und sich selbst zu beschreiben, zu definieren, zu strukturieren bestrebt bleibt. Sollte man sich öffnen, die eigenen Ideen teilen, einen Beitrag zur Weltkultur leisten und selber einer sein oder aber, wie es der zweite *Midrasch* suggeriert, die Überlieferung als ausschließliches Gut für Israel eifersüchtig hüten und den Kontakt mit den „Anderen“ weitgehend meiden? Die Antwort bleibt offen, und die Zonen dazwischen sind vielfältig und bunt.

Denn das Judentum bewahrt seine Identität gerade dadurch, dass es diese immer neu zu definieren versucht, in Abgrenzung und gleichzeitiger Akkulturation. Es ist heute weitgehend bekannt, dass aus dem Judentum die zentralen Impulse für das Christentum und den Islam stammen, weniger aber, dass umgekehrt zu allen Zeiten das Judentum sich von den jeweiligen großen Kulturen, natürlich vom Christentum und dem Islam, aber ebenso von der persischen Kultur und – nicht zuletzt in den Bereichen der Erzählungen – darüber hinaus gehenden Kulturräumen maßgeblich beeinflussen ließ. Recht, Philosophie, aber auch Theologie und Ethik waren Teil eines umfassenden kulturellen Einflussbereiches, dem sich das Judentum nicht entzog, sondern an dem es im Gegenteil aktiv mitwirkte, von dem es vieles übernahm, wobei es eigenständige Akzente setzte. Umso mehr wurde immer wieder die Frage aufgeworfen, wie weit der Austausch, die Einbindung in die jeweilige Kultur, gehen sollte und durfte, ohne in Gefahr zu geraten, wie es etwa im chinesischen Judentum geschah, einfach in der umgebenden Welt aufzugehen oder umgekehrt, keinerlei Möglichkeit zu bekommen, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen und für den eigenen Glauben verfolgt zu werden.

Judaistik oder Jüdische Studien als Fächer einer Universität, als Teil einer kulturwissenschaftlich orientierten Forschung und Ausbildung untersuchen dieses Phänomen in einem umfassenden und verschiedene Disziplinen umspannenden Zusammenhang und sind grundsätzlich für alle offen. Im Unterschied zu einer theologischen Lehranstalt oder einer Jeschiwa, also einer religiösen Akademie, blicken sie auf ihren Gegenstand mit der Verpflichtung auf eine ideologiefreie und religiös offene Außensicht, ohne dies als ‚wertfrei‘ oder ‚objektiv‘ misszuverstehen. Kein Fach ist frei von Überzeugungen und grundlegenden Übereinkünften, wie etwa der Ablehnung jeglicher Form des Antijudaismus oder des Antisemitismus, auch im Hinblick auf einen modernen Antizionismus. Gleichzeitig sichern sich Judaistik und Jüdische Studien durch Methodenvielfalt und beständigen Austausch am internationalen Wissenschaftsdiskurs eine Distanz zu vorschneller Vereinnahmung und eine Neutralität gegenüber verschiedenen Gruppierungen in- und außerhalb des jüdischen Spektrums. Sie untersuchen die kulturellen, gesellschaftlichen, historischen Kontexte des Judentums über die Jahrhunderte, sie sind gebunden an eine Kenntnis verschiedener Sprachen, vor allem des Hebräischen, aber überdies des Griechischen, Aramäischen, Jiddischen, Judenspanischen etc. Sie sind quellenorientiert, wobei der Begriff der Quelle hier sehr weit gefasst ist und materielle wie schriftliche, mündliche und filmische Zeugnisse umfasst.

Einer breiten Öffentlichkeit ist es bewusst, dass die jüdische Tradition sich als eine Kultur der Erinnerung versteht. So wurde vor allem durch Yosef H. Yerushalmis gleichnamiges Buch der hebräische Begriff „Zachor“ („Erinnere dich“) zu einem häufig zitierten Synonym für die Bedeutung des Gedenkens und Erinnerns.³ Das Judentum als Erinnerungskultur par excellence zu umschreiben, mag eine Verkürzung des viel umfassenderen Gewebes jüdischer kultureller Identität sein, trifft aber zweifelsfrei einen bedeutenden Teil. Judaistik und Jüdische Studien reihen sich in die Disziplinen ein, die das Erinnern als kollektive Notwendigkeit einmahnen, darunter nicht zuletzt die Zeitgeschichte. Es gilt, die gesellschaftlichen ‚Wunden‘ aufzudecken und sie dadurch zu heilen zu versuchen, dass man sie in schonungsloser Therapie behandelt und aufarbeitet. Dabei muss man – gemeinsam mit Soziologie, Geschichte und Psychologie etc. – in die tieferen Schichten dringen, in die gesellschaftlichen Zusammenhänge, die dazu beigetragen haben, dass diese Wunden, um im Bild zu bleiben, geschlagen wurden. Sie gehen aber noch einen Schritt weiter, indem sie die religiös-kulturellen Quellen befragen, die über viele Jahrhunderte jüdische Erinnerung transportiert haben, um durch sie zu lernen, sie auszuwerten, sie einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zuallererst braucht es demnach in allen Bereichen intensive Quellenstudien. Dankenswerterweise ist es in den

3 Vgl. Yosef Hayim Yerushalmi, *Zachor: Erinnere Dich! Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis*, Berlin 1988.

letzten Jahrzehnten ruhig geworden um eine lakrimose Geschichtsschreibung, in der Jüdinnen und Juden ausschließlich als Opfer einer jahrhundertlangen (diasporischen) Unterdrückungs- und Verfolgungserfahrung präsentiert wurden. Ohne dass das Pendel ins Gegenteil umschlagen darf – man muss vor einer Verherrlichung der ‚hybriden‘ Diasporaerfahrung dringend warnen –, lassen sich die Wolken einer negativen Erinnerung durch die sonnigen Perspektiven einer selbstbewusst eigenständigen und gleichzeitig ungemein vernetzten Kultur beschreiben.

In den Anfängen war etwa die Wiener Judaistik, an der ich jetzt tätig bin, immerhin in der Nachkriegsgeschichte im deutschen Sprachraum in einer Vorreiterrolle, getragen von dem Bemühen, durch Wissen um das und Lernen aus dem Judentum vorhandene Vorurteile abzubauen, nach dem Schrecken der Shoah vor allem ein nichtjüdisches Publikum – christlich geprägt – zu sensibilisieren. Hand in Hand mit Initiativen des jüdisch-christlichen Dialogs war die Judaistik Teil eines Informationsprozesses nach der Shoah, der zweifellos auch zu einem Wandel innerhalb der Kirchen beitrug, der sich u.a. im katholischen Dokument des *Zweiten Vatikanischen Konzils* von 1965 mit dem Titel *Nostra aetate* dokumentierte, in dem das Judentum in positiven Farben gezeichnet wurde. Wie zufällig fiel die 50-jährige Erinnerung an dieses Dokument in das Jahr der 650-Jahrfeier der Universität Wien, 2015. Die Judaistik beschäftigte sich stark mit den Quellen des Judentums in der Antike, die maßgeblich jüdische Identität prägten und bis heute unverzichtbarer Lehr- und Lernstoff einer ernstzunehmenden Auseinandersetzung mit ihr sind. Sie waren zudem für ein christliches Publikum aufgrund ihrer Nähe zu den Ereignissen um Jesus von besonderem Interesse. Dazu kamen die mittelalterlichen Quellen, die antike Texte zum einen kommentierten und fortschrieben, aber gleichzeitig neue Herausforderungen, wie die philosophische Durchdringung, die kontroverielle Auseinandersetzung mit dem Christentum und Islam, annahmen und zu einer neuen Blüte (in arabischer und hebräischer Sprache) führten. Hier entstanden auch die großen Werke der Grammatik, religionsgesetzliche Sammlungen, Kommentare, Predigten, Mystik (Kabbala) und zum ersten Mal Werke in den großen Sprachen der Diaspora, dem Jiddischen und Spaniolischen. Durch sie wurde die Tradition breiter zugänglich. Der Buchdruck schuf ungeahnte Verbreitungsmöglichkeiten, und es entstanden immer wieder Auseinandersetzungen mit der Frage, wie und auf welcher Basis es sich als Jüdin oder Jude in nichtjüdischer Umwelt leben ließ.

Der christlich-jüdische Dialog ist zwar heute keineswegs unbedeutend geworden, dennoch zeichnet sich ein Wandel in der Schwerpunktsetzung ab. Die Jüdischen Studien als interdisziplinär ausgerichtete, oft interfakultär strukturierte Initiativen, die im deutschen Sprachraum ab den 1980er-Jahren boomten, konzentrierten das Interesse stärker auf das Judentum als zeitgenössisches Phänomen bzw. auf die Neuzeit und setzten in Bezug auf die Erinnerungskultur nicht zuletzt mit Instrumenten der *Oral History* neue

Akzente. Dies ging einher mit einer Kritik an der Judaistik als einer philologischen Disziplin, deren Schwerpunkte im Erwerb der (hebräischen) Sprache und in der Kenntnis des antiken und mittelalterlichen Judentums lägen, wobei die Periode ab der Aufklärung vernachlässigt würde.

Eine moderne Judaistik kann weniger denn je auf die hebräische Sprache verzichten, ist sie doch neben dem Englischen die inzwischen bedeutendste Wissenschaftssprache in diesem Bereich. Zudem erschließen sich die Quellen nur durch eine Kenntnis des raffinierten Sprachspiels, einer stark mit den Feinheiten der Sprache agierenden Hermeneutik. Gleichwohl haben die Jüdischen Studien mit ihrer Schwerpunktsetzung auf die Moderne wichtige Lücken geschlossen, neue Felder eröffnet, faszinierende Einsichten ermöglicht. Auf der anderen Seite erkennt man heute auch in den Jüdischen Studien sehr genau, dass eine Betrachtung des Judentums losgelöst von einer vertieften Kenntnis der Traditionsbezüge unbefriedigend bleibt und daher der Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen aus der Judaistik notwendig ist.

Heute erscheint die Unterscheidung von Jüdischen Studien und Judaistik überholt.⁴ Vielmehr erschließt die Judaistik – als ein Teil der Jüdischen Studien in einem umfassenden Sinn verstanden – die weiten Felder des Judentums in ihren sprachlichen, religiös-kulturellen und literarischen Tiefen, während Sozial- und Politikwissenschaften, die historischen Wissenschaften, die Philosophie, die Musik-, Kunst- und Medienwissenschaften und natürlich die modernen Philologien das Ihre dazu beitragen, Phänomene des Jüdischen umfassend verstehbar und begreifbar zu machen.

Die Judaistik kann dazu beitragen, die Erinnerung an die Elemente aufzubewahren, die im Zuge der Moderne scheinbar verloren gegangen sind. Gleichwohl zeigt sie, dass sie in den meisten Fällen in gebrochener und säkularisierter Form erhalten wurden oder aber in neuem Gewande weiterleben. Damit erweist sie sich beispielsweise als wichtige Brücke zu den modernen Philologien, indem sie literarische Dokumente von oder über Jüdinnen und Juden analysieren hilft. Die deutschsprachige und prospektiv vor allem die jiddischsprachige Literatur stellen dabei einen gewissen Schwerpunkt dar, ebenso aber der Film als Medium von Jüdinnen und Juden und/oder über Jüdinnen und Juden mit seiner ganz spezifischen Ästhetik, ‚Sprache‘ und Form. Eine moderne Erinnerungskultur bedeutet demnach auch, die Tiefendimension oraler, filmischer oder literarischer Dokumente zu erforschen und hinter dem gesprochenen Wort und dem geschriebenen Text jene Bezüge aufzudecken, die dem oberflächlichen Blick verborgen bleiben.

Hier ist ein Wort zur jüdischen Geschichtsschreibung zu sagen. Man kann sie einerseits mit Namen wie Flavius Josephus, mit Historikern wie Azaria dei Rossi, Heinrich Graetz oder Simon Dubnow, mit Kreuzzugschroniken und Memorbüchern verbinden,

4 Vgl. Günter Stemberger, Einführung in die Judaistik, München 2002.

an die großen Sammlungen von *Oral History* erinnern (Claude Lanzmanns *Shoah* oder Steven Spielbergs *USC Shoah Foundation*), man sollte aber darüber hinaus – gerade aus jüdischer Sicht – einen anderen Blick auf die Geschichte erwähnen, der über viele Jahrhunderte jüdische Geschichtsauffassung prägte. Der bedeutende Judaist Jacob Neusner formulierte einmal, dass „Israel nach einem beständigen Muster lebt, das weder Vergangenheit, Gegenwart noch Zukunft kennt“.⁵ Auch wenn diese Aussage in ihrer Radikalität für die jüdische Tradition ein wenig überzogen scheint, so drückt sich in ihr eine wichtige Weisheit aus. Alle Geschichte ist eine Kette von Wiederholungen, von wiedererkennbaren Elementen und Grundmustern. Jedes kleine Teilchen davon hat Bezug zum Gesamten, weshalb nichts in der Geschichte ohne Folgen bleibt. Im Grunde gilt, was der Theologe Zwickel für die biblische Geschichtsschreibung zusammenfasst, überdies für die spätere jüdische Traditionsliteratur:

„Unser Verständnis von Geschichtsschreibung ist relativ modern. Will man heute den Geschichtsablauf graphisch darstellen, bildet man ihn als Strahl ab. Die Vergangenheit liegt links auf dem Strahl, die Zukunft rechts, die Gegenwart ist ein flüchtiger Punkt. Ein alter Semit hätte ein anderes Bild für die Darstellung der Geschichte gewählt: einen Kreis. Viele wesentliche Dinge kehren immer wieder. [...] Das führt auch zu einem anderen Verständnis von Texten, die Geschichte beschreiben. Sie werden nicht als mögliche exakte Wiedergabe eines vergangenen Zeitabschnitts verstanden, sondern als ein Ereignis, das sich in ähnlicher Weise mehrfach wiederholen kann und deshalb aufgeschrieben wird. Die Vergangenheit hat immer wieder eine Relevanz für die aktuelle Gegenwart, und deshalb wird sie berichtet. Geschichte ist – um die hier exaktere englische Ausdrucksweise aufzunehmen – nicht *history*, sondern *story*.“⁶

Bestimmte schicksalsträchtige Vorgänge oder Verhaltensweisen wiederholen sich von Zeit zu Zeit. So wird der große Fasttag *Tischa be-Av*, der 9. Av (Juli-August), als Datum verstanden, an dem eine Reihe von Unglücksfällen passierte, die mit der Exodusgeschichte beginnen, die Zerstörungen des ersten und des herodianischen Tempels umfassen und in der Zerstörung Jerusalems nach dem Bar-Kochba-Aufstand enden.⁷ Mit dem Tag werden bis heute tragische Ereignisse in Verbindung gebracht, so der Gipfelpunkt der Vertreibung der Juden aus Spanien am 31. Juli 1492, die Deportation der Juden aus Warschau nach Treblinka 1942 oder die Bombardierung eines Gemeindezentrums in Argentinien 1994.⁸

5 Jacob Neusner, *The Halakhah. Historical and Religious Perspectives*, Leiden u.a. 2002, 141.

6 Wolfgang Zwickel, *Das Heilige Land. Geschichte und Archäologie*, München 2009, 15 f.

7 So z.B. in der *Mischna Taanit* 4.6 u.ö.

8 Vgl. https://www.chabad.org/library/article_cdo/aid/946703/jewish/What-Happened-on-the-Ninth-of-Av.htm (20.2.2019).

Biblische Ereignisse sind Grundpfeiler immer wiederkehrender Erfahrung, im positiven wie im negativen Sinn, und nicht selten werden historische Ereignisse zum Ausgangspunkt für grundlegende ethisch-moralische Lehrtexte: Die mehrfach in der rabbinischen Tradition (u.a. im babylonischen Talmud Gittin 55b–56a) erzählte Version von der Tempelzerstörung des Jahres 70 berichtet z.B. von einem Gastmahl, bei dem irrtümlich statt eines Mannes namens Qamtza der Feind des Gastgebers eingeladen worden war, der Bar Qamtza hieß. Dieser irrtümlich Eingeladene wird trotz seines mehrfach geäußerten Angebotes, Kosten des Gastmahls zu übernehmen, hinausgeworfen. Infolge dieses Fehlverhaltens des Gastgebers rächt er sich, denunziert die Juden beim Kaiser, und das Unglück nimmt seinen Lauf. Geschichte ist nie frei von Moral, im Gegenteil, sie spiegelt das Verhalten der Menschen wider, ist die direkte Folge des richtigen oder falschen Handelns, ist Konsequenz und gleichzeitig nicht eindimensional. Auch wenn Israel durch sein Fehlverhalten historische Schläge einstecken muss, werden die Vollstrecker nicht verteidigt, nicht zu willenslosen Werkzeugen eines alles bestimmenden Gottes. Sie bleiben aktiv Handelnde, tragen ihre Schuld, werden zur Rechenschaft gezogen. Und selbst Gott muss sich – beispielsweise von Rachel – wegen seines Vorgehens gegen Israel Kritik gefallen lassen. Der *Midrasch Klagelieder Rabba* (Peticha 24) berichtet, wie angesichts der Zerstörung des Tempels und der Exilierung Israels Gott selbst vom Entsetzen gepackt ist, weil er Israel nicht schützte und den Feinden überließ. Sein Weinen und Wehklagen ist Ausdruck seiner inneren Wandlung, der Erkenntnis, in seinem Strafgericht zu weit gegangen zu sein. Vom Mitleid Gottes ist die Rede, als Rachel zu ihm geht und die Verbannung ihrer Kinder anklagt. Gott lässt auf den Einspruch Rachels sein Mitleid aufleuchten und verspricht Rettung.

Gute und böse Figuren der Bibel sind bleibende Erinnerungsträger und erlauben beständig aktualisierende Neufüllungen. Esau-Edom wird mit Rom und dem Christentum identifiziert, Jakob selbstredend mit Israel. Die Geschichte der Ester – eine Rettung aus tiefster Bedrohung in der Diaspora – wird immer neu adaptiert und findet Ausdruck in Purimspielen.

Wie ein ewiger Kreislauf ineinander verwobener Ursachen und Wirkungen ist Geschichte von der alten Zeit bis heute verzahnt. Dies lässt sich am eben genannten biblischen Esterbuch, das in der Tradition ausgiebig ausgestaltet wurde, gut demonstrieren. Der vom Stamm Benjamin kommende König Saul hatte einst Agag, den König der Amalekiter (1 Sam 15) verschont, von dem schließlich Haman abstammt, der Israel nach dem Esterbuch mit dem Genozid bedroht. Der Judäer David wiederum verschonte den ebenfalls aus Benjamin stammenden Schimi ben Gera (2 Sam 16), der ihn verflucht hatte. Deshalb kann als dessen Nachfahre Mordechai erstehen, der Onkel der Ester, welcher maßgeblichen Anteil an der Rettung der Juden vor dem Verbrecher Haman hat. Haman selbst stammt also von Amalek ab, dem Enkel Esaus. Amalek ist für das Judentum Sinn-

bild der Erinnerung und des Vergessens gleichzeitig. So heißt es in der Bibel, in Dtn 25,17–19:

„Denk daran, was Amalek dir unterwegs angetan hat, als ihr aus Ägypten zogt: wie er unterwegs auf dich stieß und, als du müde und matt warst, ohne jede Gottesfurcht alle erschöpften Nachzügler von hinten niedermachte. Wenn der HERR, dein Gott, dir von allen deinen Feinden ringsum Ruhe verschafft hat in dem Land, das der HERR, dein Gott, dir als Erbesitz gibt, damit du es in Besitz nimmst, dann lösche die Erinnerung an Amalek unter dem Himmel aus! Du sollst nicht vergessen.“

Die Grundfeindschaft wird in einer Grundsituation lokalisiert, dem Auszug aus Ägypten. Die Verfolgung der unschuldigen Nachzügler, der Überfall auf die Schwächsten, ist Sinnbild des falschen Verhaltens. Amalek wurde so über die Jahrhunderte zur Identifikationsfigur für das grundlegend Böse, den skrupellosen Angreifer, den Vernichter. Immer neu wird Amalek aufgeladen, identifiziert oder aber ins Symbolhafte verklärt oder verallgemeinert, wie dies mein Basler Kollege Alfred Bodenheimer in jüngerer Zeit mehrfach in Vorträgen vor Augen geführt hat. Am Ende der Tage erst, in Verbindung mit dem Kommen des Messias, wird Amalek gänzlich besiegt. Das besagt nichts anderes, als dass Israel mit dem Bösen leben muss. Saul hatte die Gelegenheit vertan, Amalek und damit die Bedrohung ein für alle Mal zu vernichten. Als geschichtliches Phänomen hat Amalek überlebt.

Jede Generation ist daher aufgefordert, die Erinnerung auszulöschen und gleichzeitig nicht zu vergessen. Dies kennzeichnet die in der Antike bekannte *abolitio nominis*, bei uns besser bekannt unter dem Begriff der *damnatio memoriae* („Verdammung des Andenkens“). Dabei wurde der Name der Person, deren Erinnerung ausgelöscht werden sollte, ausradiert, herausgemeißelt. Wie Charles Hedrick überzeugend darstellte, sollte dieser Akt jedoch keineswegs dazu dienen, die Person vergessen zu machen, sondern gerade durch die Auslöschung und Verfluchung des Namens wurde das Gedächtnis bewusst wachgehalten.⁹

Die oft verwendete alte hebräische Formel „*jimach schmo (we zikhro)*“, die so viel besagt wie „möge sein Name (und sein Gedächtnis) ausgelöscht werden“, wurde und wird häufig angehängt, wenn Verbrecher benannt werden. Auch hier ist die *damnatio memoriae* in der doppelten Bedeutung gegenwärtig. In der Auslöschung liegt Verachtung, Verurteilung, aber gleichzeitig auch eine beständige Mahnung.

So bedeutet das Nichtvergessen nichts anderes als Erinnerung an Amaleks Verbrechen, das Löschen der Erinnerung aber das Austilgen seiner ‚Verehrung‘ genauso wie

⁹ Charles W. Hedrick Jr., *History and Silence. Purge and Rehabilitation of Memory in Late Antiquity*, Austin 2000.

seiner möglichen unangebrachten Überhöhung, Verteufelung oder Dämonisierung. Da man auf das ‚Phänomen‘ Amalek immer vorbereitet sein muss, darf es nicht aus den strategischen Überlegungen verschwinden, wohl aber aus den Herzen. Das Verbrechen bleibt für alle Generationen gegenwärtig, der Verbrecher bleibt erkennbar, auch wenn er keine Erwähnung verdient.

Die jüdische Tradition bietet noch eine weitergehende Lösung der scheinbaren Aporie von Erinnern und Austilgen an. Der babylonische Talmud (Gittin 57b und Sanhedrin 96b) berichtet davon, dass die Enkel Hamans, also des Nachfahren Amaleks aus dem Esterbuch, in Bnei Brak Tora unterrichten würden. Indem Amaleks Nachfahren jüdische Gelehrte wurden, verschwand der alte Amalek, verwandelte sich in eine andere, neue, zukunftsfrüchtige Persönlichkeit als Teil Israels. Auf diese Weise wurde es möglich, dass die Nachkommen der Täter*innen die Erinnerung an die Verbrechen und das Austilgen der Erinnerung an Amalek einmahnen konnten. Der radikale Bruch mit einer Vorgeschichte und der Eintritt in eine neue Identität sind jederzeit möglich, sofern sie aus ehrlicher Überzeugung geschehen.

Die Aufgabe einer Erinnerungskultur ist klar umrissen. Sie bewahrt das Gedächtnis im positiven Sinn wie die Erinnerung an die verschiedenen negativen Ereignisse, Haltungen und Ideologien. Sie plädiert dabei aber auch für ein Vergessen im Sinne einer bewussten und gezielten ‚Entzauberung‘ der Faszination des Negativen.

Ich möchte an dieser Stelle noch ein weiteres Beispiel anführen. In einer längeren Erzählung im palästinischen Talmud wird die Geschichte der Gibeoniten aufgegriffen, die nach dem biblischen Buch *Josua* durch eine List erreichen, dass sie von den Israeliten bei der Landnahme verschont werden. Sie geben sich als Fremde aus, obwohl sie Bewohner des Landes sind, und werden in Israel integriert. Jahrhunderte später versucht Saul die Gibeoniten zu töten. Daraufhin lässt Gott eine Hungersnot im Land ausbrechen, aus der erst David das Volk befreien kann, indem er den Gibeoniten Rache für die Taten Sauls gestattet und ihnen sieben Männer aus der Verwandtschaft Sauls ausliefert. Diese sehr komplexe Geschichte wird von den Rabbinen in *Qidduschin* 4,1,65b-c aufgegriffen und zu einer Lehrerzählung umgewandelt. In ihr möchte David die Gibeoniten davon abhalten, von der Rache Gebrauch zu machen.

„David schickte (nach ihnen) und sagte zu ihnen: ‚Was ist (zwischen) euch und dem Hause Saul?‘ Sie sagten zu ihm: ‚Weil er sieben Männer von uns getötet hat: zwei Holzhauer, zwei Wasserträger und (jeweils) einen (Synagogen-)Aufseher, einen Schreiber und einen (Synagogen-)Diener.‘ Er sagte zu ihnen: ‚Was wollt ihr nun?‘ Sie sagten zu ihm: ‚Es sollen uns sieben Männer von seinen Nachkommen gegeben werden, und wir wollen sie (zum Tode) aussetzen vor dem HERRN zu Gibea von Saul, den Auserwählten des HERRN‘ (2 Sam 21,6). Er sagte zu ihnen: ‚Was für einen Nutzen habt ihr, wenn sie getötet werden? Nehmet euch

(stattdessen) Silber und Gold.⁴ Sie sagten: ‚Es ist uns nicht gelegen an Silber [und Gold] bei Saul und seinem Hause‘ (2 Sam 21,4). Er sagte: Vielleicht schämt sich die Hälfte vor der anderen Hälfte, so nehme ein jeder (einzeln) von ihnen und man besänftige sich vor sich selbst. Und er sagte (erneut) zu ihm (d.h. dem Einzelnen): Was für einen Nutzen hast du, wenn sie getötet werden?! Nimm dir (stattdessen) Gold und Silber. Aber (der Betreffende) sagte: ‚Es ist uns nicht gelegen an Silber [und Gold] bei Saul und seinem Hause‘ (2 Sam 21,4). ‚Es ist mir nicht (daran) gelegen steht (wörtlich) geschrieben.‘

In jenen Stunden sagte David: Drei gute (Charakter-)Gaben gab der Heilige, gepriesen sei Er, Israel: sie sind barmherzig, schamhaft und voller guter Taten. Sie sind barmherzig. Woher (ist dies zu belegen)? (Es steht geschrieben:) ‚Und er (= Gott) wird dir Barmherzigkeit geben‘ (Dtn 13,8). Sie sind schamhaft. Woher (ist dies zu belegen)? (Es steht geschrieben:) ‚[Und Mose sagte zum Volk: Fürchtet euch nicht! Denn Gott ist gekommen, um euch zu prüfen], und damit die Furcht vor ihm auf euren Gesichtern sei, [auf dass ihr nicht sündigt]‘ (Ex 20,20). Dies ist ein Zeichen für den Schamhaften, dass er nicht sündigt. Und bei jedem, der keine Scham des Gesichtes hat, ist es sicher, dass seine Väter nicht am Berg Sinai gestanden haben. Sie sind voll guter Taten. Woher (ist dies zu belegen)? (Es steht geschrieben:) ‚Der HERR, dein Gott, wird dir den Bund und die Wohlthat bewahren‘ (Dtn 7,12). Aber jene (guten Gaben) war(en) bei ihnen (= den Gibeoniten) nicht (zu finden), nicht eine (!) von ihnen; sofort trat (David) auf und hielt sie (vom Altar) fern, denn es steht geschrieben: ‚Und die Gibeoniten waren nicht von den Kindern Israels (2 Sam 21,2). Auch Esra hielt sie (vom Altar) fern [...]. Und auch zukünftig wird der Heilige, gepriesen sei Er, sie (vom Altar) fernhalten.‘¹⁰

Davids Einsatz für sein Volk wird hier besonders betont. Der Text enthält eine Reihe von spannenden und zukunftsweisenden Bezügen zur Identität Israels und zur Frage des Umgangs mit Geschichte. Die Gibeoniten werden als Proselyten markiert, deren Konversion zu Israel aber mit großen Mängeln versehen ist. So lehnen die Rabbinen die von den Gibeoniten eingeforderte Blutrache bzw. Sippenhaftung ab. Das Angebot von Gold und Silber durch David entspricht der rabbinischen Auffassung in Bezug auf die Talion, wonach zugefügter Schaden durch Finanzleistung kompensiert werden muss (z.B. der Wert eines Auges für das Auge etc.). In der Erzählung werden Grundlagen für die Zugehörigkeit zu Israel ausgearbeitet. Demnach bedarf es bestimmter charakterlicher Eigenschaften wie Barmherzigkeit, Bescheidenheit, Zurückhaltung und des Tuns guter Taten, die den Gibeoniten fehlen, weshalb sie nicht zum inneren Kreis des Judentums gehören können. Es geht demnach um Abgrenzung in einem komplexen Sinn, ohne dass hier religiöse Elemente oder Glaubensfragen behandelt würden. Die Zugehörigkeit ergibt sich

10 Übersetzung mit leichten Änderungen nach: Heinz-Peter Tilly (Übers.), Qiddushin = Antrauung (Übersetzung des Talmud Yerushalmi 3.7), Tübingen 1995.

ausschließlich aus dem richtigen oder falschen Verhalten und hat ihre Wurzeln in der Geschichte. Während die Gibeoniten aufgrund ihres Verhaltens als Konvertiten versagen, werden andere zu bedeutenden Hoffnungsträgern. Dazu gehört die Konvertitin Rut, die Urgroßmutter Davids, ebenso wie Rachav, jene Prostituierte, die nach Jos 2 den israelitischen Kundschaftern in Jericho vor den Verfolgern Unterschlupf gewährt. Nach dem Talmud Megilla 14b heiratet sie niemand Geringeren als Josua, den wichtigsten Mann der Epoche. Aus der Ehe stammt in weiterer Folge schließlich Hulda, eine der bedeutendsten Prophetinnen, aber auch der Prophet Jeremia und eine Reihe von Priestern ab. Gedächtnisstiftende Personen der Bibel werden konsequent mit Figuren und Namen identifiziert, die in biblischen Texten vorkommen, jedoch keine weitere Beachtung mehr finden. Aber da die Bibel nach rabbinischer Ansicht ein vollkommener Text ist, muss jeder Name gedeutet werden. So kommt es, dass z.B. Miriam, die Schwester von Mose und Aaron, gleich eine Fülle von Namen bekommt. So deutet man die etwas sperrigen und mit vielen Namen versehenen Texte aus dem Chronikbuch auf bedeutende Persönlichkeiten wie sie. Wenn es etwa in 1 Chr 2,18 f heißt: „Kaleb, der Sohn Hezrons, zeugte mit seiner Frau Azuva und der Jeriot ... Als Azuva starb, heiratete Kaleb Efrata, die ihm den Hur gebar“, so identifiziert man Azuva und Efrata im talmudischen Traktat Sota 12a mit Miriam. Sie hieß Azuva – auf Hebr. *Verlassene* –, weil sie nach dem Numeribuch Mose kritisierte und dafür von Gott mit Aussatz bestraft wurde und gemieden wurde. Nach ihrer Genesung jedoch wurde sie von Kaleb geheiratet und gebar ihm als gewissermaßen ‚Neugeborene‘ einen Sohn. Ihr Name ist dann Efrata, was *Fruchtbare* bedeutet. In 1 Chr 4,5–7 heißt es: „Aschhur, der Vater Tekoas, hatte zwei Frauen, Hela und Naara. [...] Die Söhne der Chela waren: Zeret, Zohar und Etnan.“ Die Rabbinen interpretieren in Sota 12a:

„Aschhur ist Kaleb: und warum wurde er Aschhur genannt? Weil sein Gesicht sich verdunkelte durch das viele Fasten. ‚Der Vater‘ – weil er wie ein Vater für sie (Miriam) wurde. ‚Tekoa‘ – weil er sein Herz an den Vater im Himmel heftete (*taka*). ‚Hatte zwei Frauen‘ – das bedeutet, dass Miriam wie zwei Frauen wurde. ‚Chela und Na‘ara‘ – sie war sowohl Chela als auch Na‘ara, denn zuerst war sie Chela (hebr. *krank*) und zum Schluss wurde sie Na‘ara (hebr. *junges Mädchen*). ‚Die Söhne der Chela waren: Zeret, Zohar und Etnan.‘ ‚Zeret‘ – (Miriam wird so genannt,) weil sie zur Rivalin (hebr. *zara*) ihrer Zeitgenossinnen wurde (durch ihre Erscheinung). ‚Zohar‘ – weil ihr Gesicht (strahlend) wie der Mittag wurde (hebr. *zohorajim*). ‚Etnan‘ – weil jeder, der sie sah, seiner Frau ein Geschenk (hebr. *etnan*) machte.“

Es geht an dieser Stelle nicht einfach nur um ein intellektuelles Spiel mit Namen, sondern um eine zutiefst bedeutsame Interpretation der religiösen, sozialen und kulturellen Bedeutung von Figuren aus der biblischen Geschichte. Miriam hat nach rabbinischer Ansicht

schon als Kind durch ihren eminenten Einsatz und ihr rebellisches Auftreten gegenüber ihren Eltern dafür gesorgt, dass diese nicht aufgehört haben, Kinder zu zeugen. Nur so konnte Mose entstehen. Dieser Einsatz wird ihr im Alter gelohnt. Sie wird auf wunderbare Weise wieder jung und fruchtbar. Mögen solche Erzählungen märchenhaft erscheinen und in ihrer literarischen Kunstfertigkeit als grandiose Fingerübung der Rabbinen daherkommen, so steckt in ihnen ein wichtiges Element der Erinnerungskultur. Man erinnert sich an bedeutende Persönlichkeiten, an herausragende kulturstiftende, existenzsichernde *role models*. Diese können sich durch besondere Gelehrsamkeit, Klugheit, aber auch durch ihr soziales und ethisches Handeln auszeichnen. Dabei ist letztlich unerheblich, was sie vor ihren wichtigen und für die Existenz Israels bedeutsamen Taten waren. Ob unschuldiges Kind wie Miriam oder Prostituierte wie Rachav – entscheidend ist das Verhalten.

Gedächtnis und Erinnerung beziehen sich nicht nur auf dunkle Epochen und Perioden der Bedrohung, sondern ebenso auf die unzähligen positiven Erfahrungen, Ereignisse und Errungenschaften. Gedächtniskultur erinnert an die vielen kleinen und großen Schritte in der Geschichte und damit natürlich an die Menschen, denen wir sie zu verdanken haben. Auch dazu hat die jüdische Tradition vieles zu sagen, redet vom Neuen unter beständiger Wertschätzung der Überlieferung, verlangt Innovation und Bewahrung der Erinnerung, greift immer wieder auf die bewährten Vorbilder zurück, um Neues zu umschreiben. In einem berühmten Talmudabschnitt (Menachot 29b) lauscht Mose nach seinem Tod im himmlischen Lehrhaus der Auslegung des Rabbi Aqiva, eines wichtigen Gelehrten des 2. Jahrhunderts. Für Mose ist dies neu, obwohl Aqiva nichts anderes tun will, als die Botschaft des Mose wiederzugeben. Selbst wenn also nach dem biblischen Wort des Kohelet eigentlich „nichts Neues unter der Sonne“ existiert, so ist doch jede Generation aufgefordert, Neues hervorzubringen, vielleicht gerade indem sie das Vorhandene neu deutet und auf innovative Weise zur Geltung bringt.

So steht zudem alle Wissenschaft auf der Basis vorhandener Gelehrsamkeit. Nicht alles kann und muss bewahrt werden, selbst dazu hat die jüdische Tradition ihre Erkenntnisse beizutragen. Vieles ging verloren, wurde vergessen, manches scheint nicht mehr zeitgemäß und ist es auch nicht. Der eine oder andere Zugang kann sogar verworfen werden, abgelehnt oder aber, obwohl nicht mehr den aktuellen Gegebenheiten entsprechend, immerhin als für eine frühere Zeit gültig gewürdigt werden. Auch das ist Erinnerungskultur. Als der Jerusalemer Tempel bestand, drehte sich alles um ihn, um den Kult, die Opfer. Nachdem er zerstört worden war, gelang es erstaunlich gut, den Verlust wettzumachen, indem neue zentrale Identifikationsmodelle entstanden, vor allem die Beschäftigung mit der durch die Gelehrten vermittelten Lehre der Tora. Der Tempel blieb im kollektiven Gedächtnis gegenwärtig, die Erinnerung an ihn ersetzte das reale Opfer, und neue Orte der Liturgie und des Gebets wie die Synagoge wurden neben dem Lehrhaus

zu Zentren der Gemeinschaft und der Weitergabe und Entwicklung jüdischer Tradition. Feste und Feiern entwickelten sich in beständiger Adaption in Auseinandersetzung mit Christentum und Islam. Manchmal genügt es nicht, Altes zu adaptieren, dann braucht es neue Feiern und Feste, neue Erinnerungszeichen und -wege. Das bezeugen etwa das nachbiblische Fest Chanukka oder der Jom ha-Schoah (im Gedenken an die Opfer der Shoah und den Widerstand).

In jedem Fall braucht es Orte der Bildung, in denen jede Generation ihre Chance erhält, zu lernen, Wissen zu erwerben. Denn ohne sie ist Erinnerung unmöglich, versiegt der Strom der Überlieferung und kann Neues nicht wachsen. Wer nicht zu fragen weiß und die Neugierde verliert, wird ebenfalls nicht am Strom der Überlieferung teilhaben, wie es die Erzählung um die Nachfolge des Mose im babylonischen Talmud Temura 15b–16a deutlich ausdrückt:

„Rabbi Jehuda sagte im Namen Ravs: Als Mose in den Garten Eden einging, sagte er zu Josua: Befrage mich über alles, was dir zweifelhaft erscheint. Er antwortete ihm: Mein Meister! Habe ich dich je auch nur eine Stunde verlassen und bin an einen anderen Ort gegangen? Steht nicht im Hinblick auf mich in der Tora: ‚Aber sein Diener Josua, der Sohn Nuns, wich nicht vom Zelt‘ (Ex 33,11). Sofort verließ Mose seine Kraft und er (Josua) vergaß 300 Hala-chot und 700 Zweifel kamen ihm. Darauf standen alle Israeliten auf, um ihn zu töten. Der Heilige, gepriesen sei Er, sagte zu ihm (Josua): Es ist unmöglich zu dir zu sprechen. Geh und beschäftige sie mit Krieg, wie es heißt: ‚Nachdem Mose, der Knecht des HERRN, gestorben war, sagte der HERR zu Josua, dem Sohn Nuns, dem Diener des Mose: Mein Knecht Mose ist gestorben. Mach dich also auf den Weg und zieh über den Jordan hier mit diesem ganzen Volk in das Land, das ich ihnen, den Israeliten, geben werde!‘ (Jos 1,1–2).“

Die jüdische Tradition hat Bildung als eines der höchsten Ziele menschlicher Entwicklung starkgemacht. Bildung dient dabei der Heranbildung einer umfassend von ihr durchdrungenen Gesamtpersönlichkeit, die nicht nur Fachwissen besitzt, sondern ethisch zu handeln versteht. Im obigen Beispiel ist Wissen der Kriegsführung bei Weitem überlegen, was natürlich ebenso etwas aussagt über die rabbinische Sichtweise auf bewaffneten Widerstand und Militarismus. Aber Wissen ist nicht neutrales erlerntes Handwerkszeug zur Berufsausübung, sondern umfassender Menschen bildender Lebensmittelpunkt. Wissen macht den Menschen sensibel für das Richtige und Gute, wenngleich es ihn nicht davon abhält, das Böse zu wollen, ihm aber die ‚Waffe‘ in die Hand gibt, diesen in ihm liegenden Teil zu besiegen. Die Frage, inwieweit durch Aufklärung und Wissensvermittlung Menschen beeinflusst werden (können) – auch in ihrer Einstellung etwa gegenüber dem Judentum –, ist schwierig zu beantworten. Die Judaistik hat den Anspruch vor allem in ihren Anfängen mit Sicherheit erhoben und sich als eine Institution verstanden, die

durch Bildung Einstellungen prägen will. Ich meine, dass sich kulturwissenschaftlich agierende Judaistik und Jüdische Studien heute ebenfalls nicht auf einen neutralen Punkt der Beschreibung und Analyse von Phänomenen zurückziehen dürfen. Ihr eminent gesellschaftspolitischer und erzieherischer Anspruch bleibt bestehen, selbst wenn sich die Mittel und die Methoden, mit denen Lehre und Forschung sich präsentieren, wandeln und der Anspruch auf Menschenbildung subtiler wird. Die beständige Selbstreflexion ist notwendig und geschieht in dauerndem Austausch mit den Nachbardisziplinen. Als Anliegen, dem sich die Judaistik und die Jüdischen Studien in besonderer Weise verschreiben, bleibt der in der universitären Gelöbnisformel ausgedrückte Anspruch, „nach bestem Wissen und Gewissen zur Lösung der Probleme der menschlichen Gesellschaft beizutragen“.

DIE FRAGE NACH AUTHENTIZITÄT IN DEN JÜDISCHEN STUDIEN

Beim Aufräumen in der Bibliothek des *Zentrums für Jüdische Kulturgeschichte* der Uni Salzburg fand sich in einem Zeitschriftenordner ein gefaltetes A3-Blatt mit der Kopie eines Zeitungsartikels: „Eine Wissenschaft auf scheinheiligen Pfeilern. Über das Fach ‚Judaistik‘ in der Bundesrepublik/Von Professor Dr. Alphons Silbermann.“ Die dazugehörige Abbildung zeigt Martin Buber „während eines Vortrags im Freien Jüdischen Lehrhaus in Frankfurt“. (Das Fundstück war eigentlich eine künstlerische Inszenierung, denn das Blatt war an allen vier Ecken mit einer israelischen Briefmarke im Wert von zehn Agorot beklebt, auf der Theodor Herzl zu sehen war.) Der Artikel, am 28. Februar 1990 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschienen, gehört in die zu Beginn der 1990er-Jahre geführte wissenschaftspolitische Kontroverse zwischen zwei Auffassungen über das universitäre Studium des Judentums, der klassischen Judaistik und der im Entstehen begriffenen Jüdischen Studien. Wer war sein Verfasser? – Der Kölner Soziologe, Musikwissenschaftler, Jurist und Publizist Alphons Silbermann (1909–2000) wird als unkonventioneller, äußerst innovativer und sehr streitbarer Zeitgenosse beschrieben. Als Jude emigrierte er 1935 zuerst in die Niederlande, später nach Paris und schließlich nach Australien, wo er als erfolgreicher Unternehmer in der Gastronomie und im Hotelgewerbe tätig war. In den 1950er-Jahren kehrte Silbermann nach Köln zurück, wurde dort 1970 zum Professor für Massenkommunikation und Kunstsoziologie berufen und während seiner Wirkungszeit mit hohen öffentlichen und wissenschaftlichen Auszeichnungen bedacht. Darüber hinaus war er im Vorstand der Kölner jüdischen Gemeinde tätig und publizierte zum Thema Judentum und Antisemitismus.¹ Seine umfangreiche Bibliothek stiftete Alphons Silbermann noch kurz vor seinem Tod dem *Moses Mendelssohn Zentrum*

1 Alphons Silbermann, *Der ungeliebte Jude. Zur Soziologie des Antisemitismus*, Zürich 1981; ders., *Sind wir Antisemiten? Ausmaß und Wirkung eines sozialen Vorurteils in der Bundesrepublik Deutschland*, Köln 1982; ders., *Was ist jüdischer Geist? Zur Identität der Juden*, Zürich 1984; ders., *Zwischen Verdrängung und Verständigung. Identitätsprobleme der Juden in der Bundesrepublik Deutschland*, in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte (ZRGG)* 40/3 (1988), 212–220; Alphons Silbermann/Julius H. Schoeps (Hg.), *Antisemitismus nach dem Holocaust. Bestandsaufnahme und Erscheinungsformen in deutschsprachigen Ländern*, Köln 1986.

für *europäisch-jüdische Studien* an der Universität Potsdam.² Der in einem polemischen bis sarkastischen Ton gehaltene Text ist aus dem Unverständnis, eigentlich aus der Verletzung darüber geschrieben, dass sich die in der Bundesrepublik der 1960er-Jahre begründete universitäre Judaistik kaum für aktuelle oder historische jüdische Lebensrealitäten zu interessieren schien, sondern sich statt dessen auf das detailorientierte Studium spätantiker und mittelalterlicher hebräischer und aramäischer Texte zurückgezogen hätte – eine Sichtweise, mit der der Verfasser nicht allein stand.³ Das Unbehagen an dieser als einseitig empfundenen Wissenschaftspraxis führte dann auch in den 1990er-Jahren zur Etablierung des Modells der ‚Jüdischen Studien‘, das auf kulturwissenschaftlich-multidisziplinäre Zugänge setzte. Auch wenn sich beide Fachkonzepte inzwischen (in den allermeisten Fällen) nicht mehr grundsätzlich ablehnend gegenüberstehen, sondern aufeinander zu bewegt haben – die Fragen nach den Inhalten, Motiven und Zielen sowie nach der spezifischen Verantwortung der Forscherin/des Forschers in diesen Bereichen stehen immer wieder im Raum. Insofern nutze ich die Gelegenheit, mich von dem 28 Jahre alten Fundstück in die Reflexion ziehen zu lassen.⁴

KRITIK AN DER JUDAISTIK: REALITÄTSVERWEIGERUNG!

Silbermanns Artikel fasst in seinem letzten Satz die Kritik des Verfassers an einem aus seiner Sicht fehlorientierten akademischen Projekt sehr emotional zusammen:

„Judaistik in erster Linie auf Sprachunterricht zu reduzieren, die historische Komponente des Faches von der Gegenwartsgeschichte und ihren Aktualitäten fernzuhalten, aus christlich-theologischer Sicht sich dem Geist und dem Inhalt des Judentums zuzuwenden, kurzum notabene der Authentizität des jüdischen Denkens und des jüdischen Lebens zu entfleu-

2 Zur Biografie Silbermanns vgl. Joachim H. Knoll (Hg.), Alphon Silbermann. Professor und Bonvivant, Berlin 2015; Matthias Pasdzierny, Alphon Silbermann, in: Claudia Maurer Zenck/Peter Petersen/Sophie Fetthauer (Hg.), Lexikon verfolgter Musiker und Musikerinnen der NS-Zeit, Hamburg 2015, https://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00003680 (28.10.2018).

3 Vgl. Niko Oswald, Judentum als Gegenstand von Wissenschaft. Eine Kritik des Faches Judaistik in Deutschland, in: *Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart* 8 (1991), 45–71; Christoph Schulte, Über den Begriff einer Wissenschaft des Judentums. Die ursprüngliche Konzeption der Wissenschaft des Judentums und ihre Aktualität nach 175 Jahren, in: *Aschkenas* 7/2 (1997), 277–302.

4 Die genannte Kontroverse ist (im Sinne eines Ausblicks) sehr prägnant zusammengefasst in: Dirk Rupnow, *Judenforschung im Dritten Reich. Wissenschaft zwischen Politik, Propaganda und Ideologie*, Baden-Baden 2011, 414–418.

chen – das alles zu einem Strang zusammengezogen, läßt erkennen, wie lamentabel es um einen Wissenschaftszweig bestellt ist, der auf scheinheiligen Pfeilern ruht.“⁵

Warum fand Silbermann die Judaistik, oder besser: ihre Grundlagen, ihr Selbstverständnis, ‚scheinheilig‘ – und nicht nur z.B. ungenügend? Warum konnte er kaum etwas Positives darin sehen, dass seit den 1960er-Jahren nun erstmals in der Geschichte der deutschsprachigen Universitäten Lehrstühle und Institute eingerichtet worden waren, die das Judentum zum Forschungsgegenstand hatten? War das nicht der Beginn einer neuen Normalität, wie sie Generationen von Forschenden angestrebt hatten? Silbermanns Vorwurf bestand darin, dass dieses neu konstituierte geisteswissenschaftliche Fach Normalität nur vortäuschen und sich hinter einer ausschließlich in der Vergangenheit auffindbaren angeblich zeitlosen Theologie verschanzen würde, anstatt sich der historischen und aktuellen Realität mit ihren Brüchen und Verwerfungen – nicht zuletzt dem Holocaust – auszusetzen. Silbermann trägt eine höchst subtile Analyse vor: Von Nichtjuden bzw. christlichen Theologen sei ein Forschungsgegenstand ‚Judentum‘ – und noch mehr: ein ganz bestimmter Zugang zu diesem – konstruiert worden, der seinen Vertretern eine doppelte Möglichkeit böte: sich einerseits *nicht* mit dem Holocaust oder seiner Vorgeschichte, mit den Taten und Haltungen ihrer Eltern und Großeltern oder sogar mit den eigenen Vorbehalten gegenüber Jüdinnen und Juden auseinandersetzen zu müssen, andererseits aber den Eindruck zu erwecken, genau das zu tun:

„Judaistik-Abteilungen eingerichtet zu haben, dürfte genügen, vor allem, wenn die dort Lehrenden und Forschenden dahingehend getrimmt sind, dass sie sich von der ‚Judenfrage‘ dadurch distanzieren, daß sie entweder wie die Archäologen in längst vergangenen Zeiten wühlen und/oder das sprachwissenschaftliche Fach durch die ihnen zugewiesene Kompetenz besetzen. Wahrlich, dies erweist sich als ein grandioser Weg, um die akademische Disziplin zumindest nach außen hin von der Bürde subjektiver Stellung- und Einflußnahme zu entlasten.“⁶

Das Ideal der wissenschaftlichen Neutralität und Vorurteilsfreiheit ist Silbermann in diesem Zusammenhang zutiefst suspekt. Wenn es in der vom *Verband der Judaisten in der Bundesrepublik Deutschland* 1987 herausgegebenen Broschüre *Judaistik in Deutschland* heißt, dass die Judaistik das Judentum als „ein bestimmtes Menschenbild, eines unter vielen“, erforsche und „zur Erkenntnis anzubieten und eben so zu zeigen

5 Alphons Silbermann, Eine Wissenschaft auf scheinheiligen Pfeilern. Über das Fach „Judaistik“ in der Bundesrepublik, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 28.2.1990.

6 Ebd.

[hätte], daß es verschiedene Möglichkeiten des Weltverständnisses gibt“,⁷ antwortet er:

„Doch davon, von diesen ‚Möglichkeiten‘ wird, wie das Lehrangebot zeigt, nur insoweit Gebrauch gemacht, als das Judentum mit Hilfe von an alten Texten zu übendem Sprachunterricht auf ein Skelett reduziert wird.“⁸

Judentum ist für Silbermann nicht nur ein theoretisches, statisch gedachtes ‚Weltverständnis‘, das aus der Distanz immer weiter analysiert werden könnte; über jüdische Geschichte und jüdische Existenz als lebendige Realität zu sprechen ist für ihn gerade nach dem Holocaust von höchster Relevanz und weit mehr als eine wissenschaftliche Option unter anderen. Er erwartet von den in der Judaistik Forschenden einen engagierten und parteilichen Zugang zu ihrem Forschungsgegenstand.

IDEALES GEGENBILD: DIE WISSENSCHAFT DES JUDENTUMS

Als Gegenbild zur bundesdeutschen Judaistik verweist Silbermann auf die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts begründete *Wissenschaft des Judentums*.⁹ Dort sieht er Authentizität, wissenschaftliche Redlichkeit und politisches Engagement in geradezu idealer Weise miteinander verbunden. Es ist in der Tat ein bemerkenswertes wissenschaftsgeschichtliches Phänomen, dass zu Zeiten der noch unsicheren bürgerlichen Gleichstellung jüdische Wissenschaftler einen Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften initiieren wollten, indem sie die jüdische Geschichte und Literatur im weitesten Sinn aus einem ausschließlich religiösen Bezugsrahmen holten und mit wissenschaftlichen Methoden erforschten. Mit dieser Initiative war – wie Silbermann erwähnt (und wie in der Forschung allgemein geläufig) – ein doppeltes Anliegen verbunden: einerseits die Vermittlung des Judentums als eine von der Antike an relevante Kultur an die (nichtjüdische) gelehrte Welt und andererseits das selbstbewusste Verlassen einer rabbinisch-theologischen Weltsicht. Dies sollte aber gerade nicht das Aufgeben einer jüdischen Identität, eines jüdischen Selbstverständnisses zur Folge haben, und das ist es, was Silbermann fasziniert, wenn er mit den Worten von Ismar Schorsch die Wissenschaft des Judentums als „a new weapon forged in a two-front war – for emancipation and against Rabbinism,

7 Verband der Judaisten in der Bundesrepublik Deutschland e.V. (Hg.), *Judaistik in Deutschland*, Frankfurt a.M. 1987, 5.

8 Silbermann, *Wissenschaft*, 9.

9 Vgl. Christian Wiese, *Wissenschaft des Judentums*, in: Dan Diner (Hg.), *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*, Bd. 6, Stuttgart/Weimar 2015, 427–435.

but with limitless utility for future crises“ bezeichnet,¹⁰ ein Nutzen, der in der Bereitschaft zur rückhaltlosen kritischen Analyse besteht sowie in einem Ansatz, der die Aktualität nicht aus dem Studium der Vergangenheit ausnimmt. Das, und nicht zuletzt Empathie gegenüber dem jüdischen Schicksal des Verteufelt- und Verfolgtseins, gegenüber dem eigenen ‚Forschungsgegenstand‘ also, vermisst Silbermann in der Judaistik:

„Indes, eine in hohen geisteswissenschaftlichen Tönen sprechende Judaistik vermeidet es, Probleme dieser Art [der Emanzipation und der Auseinandersetzung mit dem Dogmatismus, S.P.] anzugehen. Käme sie doch hierdurch in das Gefälle einer Aktualität, die, über die Darstellung jüdischer Werte hinausgehend, zu einer Verteidigung dieser Werte gegenüber der Außenwelt führen könnte. Warum sollte sich denn auch die christliche Seele der meist mit einem Doktor der Theologie versehenen Judaistik-Lehrstuhlinhaber für die Werte oder gar die Verteidigung des Judentums einsetzen?“¹¹

Was meint der Verfasser mit „jüdischen Werten“, zu deren Verteidigung eine „christliche Seele“ (zumal mit theologischem Dokortitel) keine Veranlassung hätte? Indirekt spricht er damit, über die universalen humanistischen Werte des Judentums wie Mitmenschlichkeit, Individualität und Parteinahme für die Verfolgten hinaus, ein *commitment* an: Loyalität und Wertschätzung gegenüber der jüdischen Gemeinschaft – auch wenn der Verfasser nicht, wie ihm unterstellt werden sollte, sagt, dass ausschließlich (praktizierende) Jüdinnen und Juden Judaistik betreiben sollten.

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE DEBATTEN, WECHSELSEITIGE POLEMIK

Mit seiner pauschalen und offensiven Behauptung, dass Judaisten – die „mehr oder weniger verkappte Theologen“ seien¹² – sich in ihrem Fachentwurf der Begegnung mit der jüdischen Lebensrealität verweigern und damit den alten theologischen Antijudaismus fortführen würden, hatte Silbermann einen Nerv getroffen. Dass sein Beitrag nicht unbeantwortet bleiben konnte, war klar. Dennoch kam die Diskussion über wechselseitige tiefe Vorwürfe nicht hinaus und blieb innerhalb des Kreises der Beteiligten. Am 17. März 1990 veröffentlichte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* zwei Leserbriefe, die auf den Beitrag Silbermanns Bezug nahmen: Niko Oswald, Akademischer Rat am Berliner *Institut*

10 Ismar Schorsch, Breakthrough into the Past. The Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden, in: Leo Baeck Institute Yearbook 33 (1988), 3–28, 28.

11 Silbermann, Wissenschaft, 9.

12 Vgl. Peter Schäfer, Eine scheinheilige Attacke (Leserbrief), in: FAZ, 2.4.1990.

für *Judaistik*, stimmte Silbermann zu, bezeichnete die Situation der *Judaistik* als „verfahren“ und sprach von „massivem Druck“ und „Verleumdungen“, denen er aufgrund dieser Sichtweise ausgesetzt gewesen sei.¹³ Arnold Goldberg jedoch, damals Professor am *Seminar für Judaistik* in Frankfurt, wies Silbermanns Bemerkungen harsch zurück und sprach ohne Umschweife von einem „Attentat auf die Freiheit der Wissenschaft“. Er bezeichnete die von Silbermann vorgetragenen Ressentiments gegenüber Theologen in der *Judaistik* (insbesondere Silbermanns Vorwurf des unterschweligen Antijudaismus) als „infam“; Silbermann würde „jüdische Apologetik“ statt unabhängiger Wissenschaft fordern, in der Konsequenz dürften ausschließlich Juden *Judaistik* betreiben. Goldberg schreibt: „Juden wissen es doch am besten, was geschieht, wenn man der Wissenschaft solche sachfremden Zwänge auferlegt. Die Inquisition läßt grüßen“.¹⁴ Dies war insofern brisant, als Goldberg als Jude zum Katholizismus konvertiert war.¹⁵ In den Vorwurf bzw. die Unterstellung, Silbermann hätte sich für eine von jüdischen Forschenden betriebene *Judaistik* ausgesprochen, stimmte auch Peter Schäfer ein:

„In Wirklichkeit zielt die atemberaubende Argumentation Silbermanns auf etwas anderes. Hinter seinem Vorwurf der christlich-theologischen Voreingenommenheit der *Judaisten* steckt das altbekannte Klischee, daß nur Juden ‚der Authentizität des Judentums‘ gerecht werden können. Den deutschen *Judaisten*, die als Theologen disqualifiziert werden, wird der Wille und die Möglichkeit abgesprochen, das ‚wirkliche‘ Judentum zu erfassen und zu lehren – deswegen die Flucht in die ‚Geisteswissenschaft‘. Nun ist der Konflikt zwischen ethnischem und akademischem Paradigma nicht neu, weder in der *Judaistik* [...] noch in anderen Wissenschaften, die mit ethnisch bestimmten Religionen zu tun haben, er ist aber selten so kraus und voller Ressentiments vorgebracht worden.“¹⁶

Während also Silbermann seine Gegner als „Theologen“ beschimpfte, d.h. als solche, die ihren Dogmen Priorität vor der Realität geben würden, konterten diese sehr offensiv mit dem Vorwurf der ethnischen (!) Determinierung der Wissenschaft und beriefen sich auf deren Freiheit. Das Anliegen Silbermanns, die *Judaistik* bzw. die Universität möge sich auch für die Sichtbarkeit jüdischer Lebensrealitäten und Erfahrungsperspektiven verantwortlich fühlen, wurde jedenfalls damals nicht ohne herabsetzende Bemerkungen („altbekanntes Klischee“, „ethnisch bestimmte Religion“) abgewiesen.

13 Niko Oswald, Verfahrene Situation (Leserbrief), in: FAZ, 17.3.1990.

14 Arnold Goldberg, Ein unheiliges Attentat (Leserbrief), in: FAZ, 17.3.1990.

15 Vgl. Peter Schäfer, Arno Goldberg's Bible Translation, in: *Jewish Studies Quarterly* 14/2 (2007), 207–228, 207–209.

16 Schäfer, Scheinheilige Attacke.

JENSEITS DER NORMATIVITÄT WORTE FINDEN

Was war es, das diese Auseinandersetzung so eskalieren ließ? Dass die deutschsprachige Judaistik der Nachkriegszeit von jüdischer Seite auch als kulturelle Aneignung wahrgenommen werden konnte, leuchtet ein: Jüdische sakrale Texte waren nun von einer wie auch immer beschaffenen Identifikation mit ihrem Inhalt oder Symbolwert getrennt und ihre Erforschung in die Hände derer gelangt, die – klischeehaft gesprochen – jahrhundertlang Antijudaismus entwickelt und verbreitet hatten. Das Ungleichgewicht war offensichtlich: Für die jüdische Traditionsliteratur wurde die ‚Freiheit der Wissenschaft‘ in Anspruch genommen, während die christlichen theologischen Fakultäten ihre konfessionelle Prägung und Verankerung in keiner Weise zur Disposition stellten.

Die Frage nach einem nichtneutralen Forschungszugang ist in unseren Zusammenhängen nicht immer einfach zu beantworten. Manchmal wird ein solcher unreflektiert vorausgesetzt, wenn z.B. angenommen wird, Forschungseinrichtungen der Jüdischen Studien oder der Judaistik würden oder sollten qua Funktion bestimmte religiöse oder politische Anliegen unterstützen. Aber auch die Frage, in welchem Verhältnis ‚authentische‘ Äußerungen etwa im Bereich der religiösen Praxis zu deren kritischer Analyse stehen und wie beides zu unterscheiden ist, begegnet im wissenschaftlichen Alltag oder in der Lehre immer wieder einmal. In manchen theologischen oder auch religionswissenschaftlichen Forschungszusammenhängen wird die religiöse ‚Binnenperspektive‘ so hoch bewertet, dass es angebracht scheint, die Distanz dazu und die Kritik an ihrem normativen Anspruch wieder ins Bewusstsein zu rufen. Wir sind es, die hier die Fragen stellen, nicht die Tradition. Auf der anderen Seite ist das Besondere an einem Fach Judaistik (wie auch immer es genannt wird), dass es mit der im europäischen Denken tief verankerten existenziellen Problematisierung und Stigmatisierung von Jüdinnen und Juden zu tun hat. Sie wurden als schuldhaft nicht der Norm entsprechend ‚konstruiert‘, der christlichen Gesellschaft als Projektionsfläche zur Verfügung gestellt und somit immer wieder zur Zielscheibe von Gewalt. Der neutrale oder positive Kontakt mit Jüdinnen und Juden barg die Gefahr, zu ihnen gerechnet zu werden. Wissenschaftsgeschichtlich spiegelte sich dies lange Zeit in Schweigen über das Judentum – in der als selbstverständlich empfundenen nicht oder kaum vorhandenen Repräsentation und Einbindung jüdischer Geschichte und Kultur an den Universitäten bzw. allenfalls als Hilfswissenschaft der christlichen Theologen. Diese Szenarien, ihre historischen Hintergründe und ihre Tiefenstrukturen, erfordern in allen Bereichen unseres Faches ein hohes Maß an Reflexion. Hier sind Sensibilität und Mut zur genauen Beschreibung von Standorten und Interessenlagen der jeweiligen Akteurinnen und Akteure gefragt. Silbermanns emphatisch – im Sinne einer tiefen Sehnsucht – vorgetragener Wunsch nach „Verteidigung des Judentums“ könnte heute vielleicht eher als Ruf nach einem humanistischen Apriori, nach ganz konkreter

Mitmenschlichkeit gehört werden und müsste nicht als Provokation eines bestimmten akademischen Selbstverständnisses aufgefasst werden.

Von einem ‚authentischen Judentum‘ wird man heute kaum noch sprechen wollen, eher von der Vielfalt jüdischer Identitäten. Die lebendige, durchaus kritische und abgestufte Loyalität zur jüdischen Gemeinschaft, die für die Begründer der Wissenschaft des Judentums zu ihrer Lebensrealität gehörte, lässt sich nicht ohne Weiteres auf die Gegenwart übertragen, vor allem, weil individuelle Identitätsentwürfe in viel stärkerem Maß der gesellschaftlichen Realität entsprechen. Dennoch sollte der Kerngedanke in Silbermanns Text, die Empörung über eine akademische Distanz, die sich selbst in der Reflexion vor der Realität der Gewalt und der Auslöschung drückt, aufgegriffen werden. Es geht dabei nicht um vordergründige ‚Aktualität‘ oder gar darum, diese gegen ‚Philologie‘ bzw. Grundlagenforschung ins Feld zu führen. Unsere Verantwortung besteht vielmehr darin, in unseren Forschungsfeldern eine Sprache zur Beschreibung von Gewaltphänomenen und Marginalisierungsprozessen sowie den Widerstand dagegen zu finden und der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen. Mit vorgegebenen Loyalitäten und Forderungen nach Normativität und Authentizität ist das kaum machbar. Aber wer, wenn nicht wir, sollte den Mut haben, Normen, Konventionen und altgewohnte Kategorien in Frage zu stellen? Eine Geisteswissenschaft, die so vorgeht, ist in jedem Fall aktuell und ganz bewusst vom hohen Ross gestiegen bzw. aus dem Elfenbeinturm herausgetreten.

JÜDISCHE IDENTITÄTEN UND KONFLIKTE IM „SCHMELZTIEGEL WIEN“

PERSÖNLICHE VORBEMERKUNG

Im Mai 2015 hatten wir Albert Lichtblau als Experten in Wien zu Gast. Im Rahmen eines Werkstattgesprächs zu einem FWF-Projekt zum Thema *Jüdische Sportfunktionäre im Wien der Zwischenkriegszeit* machten wir den *Schmelztiegel Wien* zum Ausgangspunkt unserer Diskussionen.¹ Fragen von Populärkulturen unter dem Aspekt der Moderne und der Sport als Feld dieser Alltagskultur standen im Zentrum. Es wäre freilich nicht Albert Lichtblau gewesen, hätte es nicht im Anschluss auch noch einen informellen Part des Gespräches gegeben (der in einem umfangreichen Austausch von E-Mails seine Fortsetzung fand): Er endete in einer Erörterung der „Coolness“ von Alberts Foto auf der Salzburger Instituts-Homepage und in meiner Behauptung, ein solcher „cooler Bursch“ müsse sportlich aktiv gewesen sein und sicher auch geraucht haben.² In dieser Beziehung hat mich Albert allerdings enttäuscht, indem er sich als „begeisterter Mit- und Kaltraucher“ outete, der sich mit Michael John lediglich an unangezündeten Tschik delectiert habe. Jetzt aber zurück auf das Terrain ernsthafter Geschichte.

THEMATISCHE VORBEMERKUNG

Seit der Erstveröffentlichung des *Schmelztiegel Wien* vor fast 30 Jahren sind viele der darin entworfenen Thesen und Themen weiterentwickelt und weitergedacht worden. Durch neue Begrifflichkeiten, von der *Jewish Identity* und *Identification* über die *Performanz* bis zur *Jewish Difference*, wurde versucht, die Komplexität der Fremd- und Selbstrepräsentationen und ihres Zusammenspiels adäquat zu erfassen. In vielen Überblicks- und

- 1 Michael John/Albert Lichtblau, *Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten*. Aufsätze, Quellen, Kommentare, Wien/Köln/Weimar 1990, 434.
- 2 Meine diesbezüglichen Überlegungen sind inzwischen auch als Buch erschienen: Matthias Marschik/Rolf Sachsse, *Rauchende Sportler. Ein obszönes Sujet*, Wien 2017.

Einzelstudien sind Repräsentationen und Erlebniswelten von benachteiligten Gruppen, von minoritären Personen und bestimmten Ethnien analysiert worden.³

Am intensivsten erfolgte die Beschäftigung mit der heterogenen Gruppe der Jüdinnen und Juden, wobei in jüngster Zeit vermehrt die Populärkulturen der Zwischenkriegszeit in den Blick genommen wurden, in denen diese neue Betätigungsfelder vorfanden, sei es auf der populärkulturellen Ebene selbst (etwa in Theater und Cabaret, in Kaufhäusern oder Verlagen) oder in deren ‚Zulieferindustrien‘ (in den damals ‚neuen‘ Medien, vom Radio bis zur Bildillustrierten, aber ebenso auf dem Terrain von Grafik und Werbung). Einen nicht unwesentlichen Bereich jüdischer Selbstvergewisserung wie der Ausverhandlung von *Jewish Difference* bildete der moderne Sport, in Wien primär die populäre Massenkultur des Fußballs.

MÖGLICHKEITSRÄUME DES SPORTS IN DER WIENER POPULÄRKULTUR DER ZWISCHENKRIEGSZEIT⁴

Sowohl das Leistungs- und Konkurrenzprinzip des Sports als auch das antagonistische Prinzip des nationalen oder des ‚Vereinsfanatismus‘ scheinen prädestiniert dafür, Konflikte im Kontext eines emotionalisierten Sportgeschehens offen zum Ausdruck zu bringen. Tatsächlich sind für das Sportgeschehen im Wien der Zwischenkriegszeit zahlreiche antisemitische Aktivitäten und – nicht nur verbale – Übergriffe verbürgt.⁵ So bildete der Antisemitismus ein immer wiederkehrendes Element in Sportkontakten, und zwar keineswegs nur dann, wenn jüdische Vereine oder Athlet*innen beteiligt waren. Doch erweist sich dieses Thema als komplex und widersprüchlich, sowohl hinsichtlich individueller

3 Vgl. Moritz Csáky, *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa*, Wien/Köln/Weimar 2010; Deborah Holmes/Lisa Silverman (Hg.), *Interwar Vienna. Culture between Tradition and Modernity*, Rochester 2009; Klaus Hödl, *Wiener Juden – jüdische Wiener. Identität, Gedächtnis und Performanz im 19. Jahrhundert*, Innsbruck 2006; ders. (Hg.), *Nicht nur Bürger: Juden in der Populärkultur*, Innsbruck/Wien/Bozen 2013; ders., *Zwischen Wienerlied und Der Kleine Kohn. Juden in der Wiener populären Kultur um 1900*, Göttingen 2017; Lisa Silverman, *Becoming Austrians. Jews and Culture between the World Wars*, Oxford 2012; Frank Stern/Barbara Eichinger (Hg.), *Wien und die jüdische Erfahrung 1900–1938. Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus*, Wien/Köln/Weimar 2009.

4 Die folgenden Ausführungen orientieren sich an der inzwischen publizierten Studie zum genannten Projekt über „Jüdische Sportfunktionäre“: Bernhard Hachleitner/Matthias Marschik/Georg Spitaler (Hg.), *Sportfunktionäre und jüdische Differenz. Zwischen Anerkennung und Antisemitismus – Wien 1918 bis 1938*, Berlin 2018.

5 Michael John, *Aggressiver Antisemitismus im österreichischen Sport der Zwischenkriegszeit anhand ausgewählter Beispiele*, in: *Zeitgeschichte* 25/3 (1999), 203–223.

Erfahrungen als auch der Darstellungen in den Medien. So war, abgesehen von der deutschnationalen Presse, expliziter Antisemitismus wenig präsent oder konzentrierte sich – im Gegensatz zu ‚neutralen‘ Bild- und Textberichten – auf die Ebene der Karikatur.⁶ Vielmehr waren antijüdische Einstellungen gerade im Sport eingebettet in dichotome Zuschreibungen, vor allem entlang nationaler Differenz oder aber zwischen Wien und der ‚Provinz‘. Das zweite Kriterium bildete die Anhängerschaft für einen Verein oder die Sympathie für bestimmte Athlet*innen. Und innerhalb Wiens erwiesen sich Zuschreibungen an bestimmte Orte als entscheidende Faktoren,⁷ die oft zentraler waren als die Frage nach dem ‚Jüdischsein‘.⁸ Das bedeutet keineswegs das Verschwinden von *Jewish Difference*. Aber es ermöglichte den Akteur*innen, ihre Biografie in höherem Maß selbst zu gestalten. Wenn Lisa Silverman schreibt: „[W]hile Austria’s First republic may have provided a platform for Jews to shape mainstream culture, it had little room for the ‚Jewish‘ when it came to forming new conceptions of the ‚Austrian‘“;⁹ gilt das analog auch im (Wiener) Sport: Er bot für Juden (und mit Einschränkungen auch für Jüdinnen) diesen Raum in großem Ausmaß. Wenn also die *Arbeiter-Zeitung* im Herbst 1925 über die „völkerversöhnende Mission des Fußballsports“ formulierte: „zur jüdischen Hakoah geht der Christ, zum tschechischen Slovan der Hakenkreuzler und zum hakenkreuzlerischen Sportklub der Tschech“,¹⁰ dann hatte das neben Kapitalismuskritik auch einen populärkulturellen Kern. Hier wurde eine neue Lexik erprobt, in der das Wort ‚Jude‘ ein Distinktionsbegriff unter vielen war. Massensport wurde zum Möglichkeitsraum der alternativen Ausverhandlung jüdischer Identitäten. *Jewish Difference* war – im Sinne Steven Bellers – im Sport nicht das entscheidende Kriterium,¹¹ sondern intersektionell eng verbunden mit anderen Kriterien der Selbst- und Fremdzuschreibung, wie Raum, Klasse, Geschlecht oder Vereinszugehörigkeit.

Das betraf in unterschiedlichen Konstellationen das rote wie das schwarze und auch das austrofaschistische Wien, das betraf gleichermaßen Zionist*innen, Konvertit*innen und das assimilierte jüdische Bürgertum. Und dies ist ein entscheidender Punkt: Denn während im Zuge der kulturalistischen und konstruktivistischen Wende die Zuordnung

6 Matthias Marschik, *Depicting Hakoah. Images of a Zionist Sports Club in Interwar Vienna*, in: *Historical Social Research* 43/2 (2018), 129–147.

7 Lisa Silverman, *Leopoldstadt, Judenplatz, and Beyond. Rethinking Vienna’s Jewish Spaces*, in: *East Central Europe* 42/2–3 (2015), 249–267.

8 Sema Colpan/Matthias Marschik, *Vorstadt, Sport und jüdische Identitäten*, in: *Aschkenas* 27/1 (2017), 23–38; Sema Colpan/Bernhard Hachleitner/Matthias Marschik, *Jewish Difference in the Context of Class, Profession and Urban Topography. Studies of Jewish Sport Officials in Interwar Vienna*, in: *Austrian Studies* 24 (2016), 140–155.

9 Silverman, *Austrians*, 5.

10 *Arbeiter-Zeitung*, 25.9.1925.

11 Vgl. Steven Beller, *Wien und die Juden. 1867–1938*, Wien/Köln/Weimar 1993.

zu Kategorien zunehmend hinterfragt wurde, wurde just die Kategorie ‚Jude*Jüdin‘ zwar hinsichtlich ihrer Rahmung, aber kaum bezüglich ihrer internen Konfliktlinien in Frage gestellt.¹² Ich möchte mich daher im Folgenden auf diese Binnendifferenzierung konzentrieren.

INNERJÜDISCHE KONFLIKTLAGEN¹³

Von dezidiert antisemitischen Angriffen bis zu versteckten, nur aus dem Kontext verständlichen Anspielungen, von klaren Apostrophierungen des ‚Jüdischen‘ (und des*der ‚Juden*Jüdin‘) bis zu verklausulierten Anspielungen reichen die Darstellungen jüdischen Sports in diversen Medien. Gerade in der bürgerlichen Presse wurde aus unterschiedlichen jüdischen Gruppierungen und Personen eine qua Abstammung homogene Entität gemacht. Grosso modo findet sich jedoch zumeist eine Differenzierung in die *Hakoah* und andere zionistische, sich bewusst zum Judentum bekennende Vereine und Personen, in die *Amateure/Austria* als „Judenklub“ und in alle anderen Verbände, Vereine, Sportler*innen, Anhänger*innen oder Funktionär*innen,¹⁴ die nicht bzw. nicht primär als ‚jüdisch‘ apostrophiert wurden. Konflikte innerhalb oder zwischen diesen Gruppen wurden im Hinblick auf *Jewish Difference* in der Massen- und Sportpresse so gut wie nie problematisiert. Etliche Selbstzeugnisse belegen jedoch, dass solche Differenzen in bedeutendem Maß existierten, wenn etwa Friedrich Torberg behauptet, „daß es keine größere Rivalität, keine feindseligere Gegensätzlichkeit gab als die zwischen *Hakoah* und *Austria*“.¹⁵ Wie bedeutsam, aber auch wie diffizil unterschiedlich geartete ‚jüdische‘ Perspektiven im Hinblick auf politische, sportpolitische und gesellschaftliche Perspektiven und Standpunkte waren, lässt sich anhand der – bislang in der Forschung weitgehend vernachläss-

12 Vgl. die Überlegungen Klaus Hödls zur Differenzierung der Kategorie ‚Jude*Jüdin‘: Hödl, Wienerlied.

13 ‚Innerjüdisch‘ erweist sich im Kontext der diskursiven Konfliktaustragung als problematischer Begriff. Doch bildet er durchaus zeitgenössische Diskurse ab, wie sie einerseits aus der Außenperspektive, andererseits aber auch von den Zionist*innen geprägt und verwendet wurden. ‚Assimilierte‘ und ‚Konvertiten‘ werden sich in dieser Einordnung freilich nicht wiedergefunden haben.

14 Matthias Marschik, Von jüdischen Vereinen und „Judenclubs“. Organisiertes Sportleben um die Jahrhundertwende, in: Evelyn Adunka/Gerald Lamprecht/Georg Traska (Hg.), Jüdisches Vereinswesen in Österreich im 19. und 20. Jahrhundert, Innsbruck/Wien/Bozen 2011, 225–244, 236 f; vgl. auch: Bernhard Hachleitner u.a., Ein Fußballverein aus Wien. Der FK Austria im Nationalsozialismus 1938–1945, Wien/Köln/Weimar 2019.

15 Friedrich Torberg, in: *Austria Memphis* (Hg.): 60 Jahre Wiener Austria. Festschrift 1911 bis 1971, Wien 1971, 5.

sigten – ‚jüdischen‘ Presselandschaft nachzeichnen. Die ‚innerjüdischen‘ Argumente und Konflikte können dabei vor allem aus zionistischen Positionen nachgezeichnet werden, schon deshalb, weil allein der Zionismus über regelmäßig erscheinende Zeitungen mit einer kontinuierlichen Sportberichterstattung verfügte.

Dass es sich bei den Diskussionen in der zionistischen Presse nicht nur um persönliche Ansichten einzelner – ausschließlich männlicher – Journalisten handelte, zeigen die retrospektiven Aufzeichnungen Ignaz Hermann Körners, der um 1940 im palästinensischen Exil seine sportbezogenen Erinnerungen zu Papier brachte.¹⁶ Körner war Gründer und langjähriger Präsident der *Hakoah* und saß etliche Jahre im Vorstand der *Israelitischen Kultusgemeinde*. Er zog scharfe Trennlinien zwischen dem zionistischen Sport einerseits, den jüdischen Funktionär*innen und Aktiven andererseits sowie, als Kontrapunkt, den als „Antisemiten“ titulierten „verbissenen Gegner[n] des jüdischen Sports“, den „verleumderischen und gehässigen Konvertiten“ (so Körners Resümee über den Präsidenten des *Leichtathletik-Verbandes* Edgar Fried), die dem jüdischen Sport nachhaltig Schaden zufügen würden.¹⁷ Körners in ihrer Radikalität deutlich überzogene Dreiteilung mag zum Gutteil ihrem spezifischen Entstehungskontext im Exil zuzuschreiben sein, doch findet sie sich auch in der Sportberichterstattung der zionistischen Presse. In der Folge sollen einige Positionen und Problemfelder innerjüdischer Diskussionen mit dem Fokus auf den Sport skizziert werden. Dass die differenten Standpunkte auch handfeste Konsequenzen nach sich zogen, belegen Berichte der *Wiener Morgenzeitung* über Gerichtsverfahren zwischen verschiedenen jüdischen Funktionären.¹⁸

DER ‚JÜDISCHE‘ FUNKTIONÄR

Die zionistischen Blätter waren nicht nur stolz, wenn eigene Funktionäre Karriere machten, sondern auch, wenn andere jüdische Funktionäre bedeutende Leistungen vollbrachten, etwa der Verbandskapitän des *Fußball-Verbandes* und Trainer des ‚Wunderteam‘ Hugo Meisl oder der Präsident des *Österreichischen* und später des *Wiener Fußball-Ver-*

16 Ignaz Hermann Körner, Manuskript für ein Lexikon jüdischer Sportler, undatiert, 18. Das Manuskript von Körner – in einer redigierten Form als *Lexikon jüdischer Sportler in Wien* erschienen – ist eine einzigartige Quelle, bei der aber neben den durch den Entstehungskontext bedingten Besonderheiten auch berücksichtigt werden muss, dass nur Jüdinnen und Juden vorkommen, die Körner im Wesentlichen in Freunde und Feinde des „jüdischen“ (eigentlich „zionistischen“) Sports teilte. Vgl. Ignaz Hermann Körner, *Lexikon jüdischer Sportler in Wien. 1900–1938*, hg. u. ed. v. Marcus Patka im Auftrag des Jüdischen Museums Wien, Wien 2008.

17 Ebd., 49.

18 In der Folge wird, wenn es sich ausschließlich um männliche Funktionäre handelte, auch nur die männliche Endung verwendet.

bandes Ignaz Abeles. So hieß es im Herbst 1925, „daß der große Aufschwung des Fußballsports in Österreich zum großen Teil der unermüdlichen Arbeit Meisl zu danken ist“, und Abeles wurde als „langjährige[r] und verdienstvolle[r] Faktor im österreichischen Fußballsport“ bezeichnet.¹⁹ Gerade Hugo Meisl wurde gelobt und gegen antisemitische Angriffe verteidigt. Entrüstet kommentiert wurde daher das „Kesseltreiben“ gegen Meisl nach der Fußball-WM 1934:

„Daß man sich zum Schimpfen den Feldherrn, der die Schlacht verloren hat, aussucht, ist nicht ungewöhnlich. Aber diesmal tobt sich der Antisemitismus aus. Wir wollen für den Verbandskapitän Hugo Meisl keine Lanze brechen. Es soll auch nicht untersucht werden, was Meisl für das Judentum bedeutet, was Meisl mit dem Judentum gemein hat und was das Judentum von und durch Meisl schon profitiert hat. Aber von dem schnöden Undank und der Rohheit an ihm muß man sprechen. Wer am Sonntag mit der Straßenbahn in das Wiener Stadion fuhr, hatte allzu viel Gelegenheit, die ‚Vertreter der Massen‘ zu hören. ‚Nur der Jud Hugo Meisl ist an allem schuld [...]‘ Meisl und das Judentum sind plötzlich eines geworden.“²⁰

Und noch beim Begräbnis Meisl's wurde sein ‚Judentum‘ betont. Auch andere Funktionäre erhielten das Etikett ‚jüdisch‘, wurden jedoch mit teils bedauerndem, teils sarkastischem Unterton kommentiert, oft mit einem ‚Judentum‘ unter Anführungszeichen beschrieben: So hätten im *Leichtathletikverband*, wo die „Israeliten der ‚gemischten‘ Vereine [...] um ihre Mandate“ zitterten, manche Funktionäre wohl nur vorübergehend ihr „Judentum“ entdeckt, wenn sie gerade die Unterstützung der *Hakoah* benötigten.²¹ Nicht ohne Häme wurde berichtet, dass der *SK Rapid* im Herbst 1919 seinen jüdischen Vizepräsidenten Alfred Feßler, „dessen freigebige Briefftasche oft und oft ausgeholfen hatte, der zu den Pionieren des Vereins zählte“, einfach aus dem Verein ausgeschlossen hatte.²² Vielfach wurde dem ‚assimilierten Judentum‘ unterstellt, den Sport nur zur Befriedigung persönlichen Ehrgeizes einzusetzen, dessen höhere Ziele aber zu vergessen. Umgekehrt wurden jüdische Funktionäre ohne Nähe zum Zionismus oft als Freunde der *Hakoah* beschrieben.

19 Wiener Morgenzeitung (WMZ), 14.11.1925; 24.11.1925.

20 Die neue Welt, 22.6.1934.

21 WMZ, 1.2.1922; 5.2.1922.

22 Ebd., 25.9.1919.

ARIER, ANTISEMITEN UND KONVERTITEN

In schroffem Gegensatz zu Berichten der zionistischen Presse über ‚assimilierte‘ Funktionär*innen stand deren Beurteilung der im Sport engagierten Konvertit*innen, die, wie der Präsident des *Hauptverbandes für Körpersport* und später des *Österreichischen Olympischen Komitees* Martin Haudek, massiv als „israelitische Assimilanten“ angegriffen wurden. Dem zionistischen Sport werde von dieser Seite stets die größte Aversion entgegengebracht, und als die *Hakoah* Erfolge errang, begann

„die Assimilation [...] unruhig zu werden. Sie fürchtete für ihre Positionen, wollte nicht als ‚rassenverwandt‘ kompromittiert werden und jüdische Funktionäre oder solche jüdischer Abstammung taten damals alles, um den Aufstieg der *Hakoah* zu hemmen.“²³

So sei der „Täufling“ der vehementeste Gegner des jüdischen Sports: Schon bei der Aufnahme der *Hakoah* in den Fußballverband habe es nur eine Gegenstimme gegeben und „daß dieser Herr ein Deutscher mosaischer Konfession war, ist nur zu selbstverständlich.“²⁴ Es seien, so die gewagte Gleichsetzung, vor allem „Assimilanten und Antisemiten“, die dem Juden jegliche sportliche Eignung absprechen würden.²⁵

Massiv angeprangert wurden die Verbände mit Arierparagrafen, also der *Alpenverein* und der *Österreichische Skiverband*, der ja nur „durch jüdische Leistungen groß geworden“ sei.²⁶ Ziel der Angriffe waren primär die „Konvertiten“, denen eine antisemitische Allianz mit den „Hakenkreuzlern“ nachgesagt wurde. Deren Präsidenten, allesamt „Assimilanten“, hätten sich als „Antisemit[en]“ deklariert, indem sie sich aus allen Diskussionen um den Arierparagrafen heraushielten.²⁷ Aber auch die konvertierten Funktionäre des *First Vienna Football Club* wurden angegriffen, allen voran Alexander Neumann, ab 1924 Klubpräsident, der sich immer wieder „in gehäßigster [!] Weise“ über die *Hakoah* äußerte. Doch die *Hakoah* werde es nicht verabsäumen, dem „Judenxandl“, wie ihn die Christlichsozialen nannten, das „Handwerk [zu] legen. Das Treiben dieses ehemaligen Israeliten macht es dem jüdischen Verein wirklich unmöglich, mit der *Vienna* freundschaftliche Sportbeziehungen zu unterhalten.“²⁸ Ein weiteres Feindbild war der Präsident des *Schwimmverbandes*, Felix Graf, denn „[u]nserem jüdischen Sport hat dieser Täufling – wie gar nicht anders zu erwarten – immer eine offene Gegnerschaft bekundet.“²⁹

23 Die Stimme. Jüdische Zeitung, 10.5.1928.

24 B. [vermutlich Fritz Baar], Jüdischer Sport und Antisemitismus, in: WMZ, 1.6.1919.

25 Ebd., 2.10.1919.

26 Die Stimme. Jüdische Zeitung, 21.2.1928.

27 Die neue Welt, 25.11.1927.

28 WMZ, 1.4.1926.

29 Ebd., 20.1.1919.

Häufig waren die „Assimilanten“ unter den Sportjournalisten Ziel der Kritik. Generell wurde formuliert, dass „der Großteil der österreichischen Fachpresse dem jüdischen Sport im allgemeinen nicht günstig gesinnt ist“. So lasse die „Zusammensetzung der Redaktion des ‚Wiener Sport-Tagblattes‘“, die mehrheitlich aus jüdischen Journalisten bestand, „ihre Haltung gegenüber der jüdischen Sportbewegung begrifflich erscheinen“.³⁰ Das populäre Blatt, gegründet vom jüdischen Herausgeber Leo Gorlitz, zog ständig polemische Angriffe auf sich. „Herr Ing. Leo Gorlitz wird wohl zugestehen, daß die Hakoah sportliche Erfolge aus nationalen Gründen anstreben darf, oder ist er der Meinung, daß es für das Judentum genügt, wenn er als Herausgeber einer Sportzeitung fungiert?“³¹ Journalistische Feindbilder waren besonders die Schreiber des *Sport-Tagblatts*, allen voran der „Assimilant“ Erwin Müller. Ähnlich argumentierte man gegenüber dem *Montag mit dem Sportmontag* und ihrem Herausgeber Paul Kolisch, der der *Hakoah* ständig „Judenwirtschaft“ und „Sauwirtschaft“ unterstelle.³² Die Kritik wurde meist als Folge einer „Pressehetze“ gegen die *Hakoah* dargestellt: „Der größte jüdische Sportverein der Welt war seit jeher den jüdischen Assimilanten, die sich von ihren Redaktionen aus das Recht anmaßen, über die Hakoah das Todesurteil zu fällen, ein Dorn im Auge“. Und so „versuchen die ‚jüdischen Journalisten‘ [...] den jüdischnationalen Verein zu diskreditieren. Während die arischen Blätter streng sachlich über die Krise der Hakoah schreiben, nimmt die sogenannte Judenpresse in der böswilligsten Art Stellung“.³³ Der ‚jüdische‘ Sportjournalismus trage entscheidend zu „Verhetzung und Aufreizung“ bei, von der *Morgenzeitung* wurde dies ironisch, mitunter zynisch kommentiert: „In einer schwachen ‚Stunde‘ entfuhr einem Rabbisohn folgendes Giftgas gegen die jüdische Mannschaft“. Der Autor habe sich mit diesem Bericht „in die erste Reihe der jüdischen Antisemiten“ gehoben und nichts weniger als eine „Pogromankündigung“ in den Raum gestellt: Das Niveau der Wiener Sportjournalistik werde mehr und mehr „aus der Jauche von Stammcafes geschöpft“. Daher sei die Gleichsetzung legitim: „Antisemitismus von Assimilanten und Hakenkreuzterror. Das ist die Einheitsfront gegen die Hakoah“.³⁴

KONFLIKTE MIT DER SOZIALDEMOKRATIE UND ‚LINKEN‘ ZIONIST*INNEN

Der nationale Zionismus distanzierte sich vehement von den ‚linken‘ Zionist*innen der sozialistisch-zionistischen Bewegung *Poale Zion*, aber ebenso von der Sozialdemokratie,

30 Ebd., 10.1.1922.

31 B. [vermutlich Fritz Baar], Eine Abrechnung, in: WMZ, 20.6.1920.

32 Ebd., 21.10.1924.

33 Die neue Welt, 23.12.1927.

34 WMZ, 31.5.1925.

die nur „Assimilations- und Korruptionskeime ohnegleichen in die Judenschaft Oesterreichs hineingetragen“ habe.³⁵ Das Werben der *SDAP* um „die Stimmen der Juden“ sei eine „schamlose Zumutung“, ihre Wahlwerbung „Hohn und Verhetzung, wie sie schlimmer von Radauantisemiten nicht erdacht werden können. Um christliche Stimmen zu fangen, appellieren die Sozialdemokraten an die niedrigsten antisemitischen Instinkte“.³⁶ Auch im Sport wurden zionistische Arbeitersportler*innen als Feindbild gesehen, vor allem der Arbeitersport des ‚Roten Wien‘, in dem ja auch einige assimilierte Juden* Jüdinnen tätig waren. Die sozialdemokratische Presse wurde immer wieder wegen anti-jüdischer Aussagen angeprangert und der „Lüge“ bzw. der „unreifen Ausführungen“ gegenüber der jüdischen Sportbewegung geziehen.³⁷ Diskussionsstoff lieferte vor allem die Stellung der *Hakoah* zwischen dem Arbeiter- und dem ‚unpolitischen‘ Sport. Die *Hakoah* paktierte einerseits mit den Bürgerlichen, musste aber konzedieren, dass es auch „viele Berührungspunkte“ mit dem Arbeitersport gab.³⁸ In beiden Lagern müsse man freilich „das beschämende Schauspiel erleben“, dass gerade „assimilierte“ Funktionäre „antisemitischen Terrorakten Vorspanndienste leisten“.³⁹ Die sozialdemokratische zionistische Presse hingegen sah sich klar auf der Seite des Arbeitersports. Sie polemisierte gegen den „korrumpierten bürgerlichen Fußballsport, von welchem die ‚Hakoah‘ einen wesentlichen Teil bildet“,⁴⁰ man beklagte das „Klimbim bezahlter Muskeljuden“ und den „Bluff des Fußballjudentums“.⁴¹ Gerade der Profibetrieb der *Hakoah*-Fußballer müsse „jeden Freund des jüdischen Sports mit Ekel erfüllen [...] Das unwürdige Spiel mit den käuflichen ‚Sportsmännern‘ scheint also kein Ende nehmen zu wollen“.⁴² Doch auch wenn formuliert wurde, dass „die Interesselosigkeit des Zionismus für den jüdischen Sport und der versteckte und offene Antisemitismus der bürgerlichen Sportverbände bewirken [würden], daß die jüdische Jugend sich der Arbeitersportbewegung anschließt“,⁴³ konnte der zionistische Arbeiter*innensport in Wien kaum reüssieren.

35 Die neue Welt, 23.1.1934.

36 WMZ, 17.10.1923.

37 Ebd., 25.3.1921.

38 F.B. [vermutlich Fritz Baar], Der Jüdische Sport-Verband, in: WMZ, 9.2.1922.

39 WMZ, 27.4.1923.

40 Unsere Tribüne, 28.9.1924.

41 Ebd., 2.2.1925.

42 Der jüdische Arbeiter, 25.7.1928.

43 Die neue Welt, 15.6.1928.

DISKUSSIONEN INNERHALB DER NATIONALEN ZIONIST*INNEN

Konfliktstoff existierte zudem innerhalb der Zionist*innen selbst, die ihre Gesinnung wie ihre Sportprogrammatik offensiv und selbstbewusst verkaufen wollten. „Warum leisten die vielen dem Namen nach ‚paritätischen‘ Vereine nichts, die in Wirklichkeit doch vollständig verjudet sind? Sie haben eben nicht den Mut, offen zu bekennen, daß sie als Juden anders sind“.44 Doch was die Funktion des zionistischen Sports sei, daran schieden sich die Geister spätestens dann, wenn sich die Aufgaben der Stärkung der jüdischen Jugend und der zionistischen Propaganda nicht vereinbaren ließen. Anhand der Diskussionen um den 1924 auch bei der *Hakoah*-Fußballsektion eingeführten Profisport wurden die Konfliktlagen manifest: Ab dem Sommer 1924 standen sich zwei Positionen diametral gegenüber, oft sogar in einer Person. So erklärte Sektionsleiter Arthur Baar:

„Ich weiß, daß die Theoretiker und Ideologen in den Kaffeehäusern den Gedanken eines jüdischen Berufsspielertums als dem Wesen der jüdischen Körpersportbewegung fremd betrachten. Auch ich sage, daß die Idee des Muskeljudentums die Erscheinung des Professionalismus theoretisch nicht verträgt.“45

In der Praxis, so Baar weiter, sei der Profibetrieb allerdings unersetzbar, denn es gelte, den ‚Davidstern‘ „in der ganzen Welt“ zu repräsentieren.46 Und angesichts der *Hakoah*-Touren in die USA erklärte Ignaz Körner: Zwar sei die *Hakoah* „in die vorderste Reihe des Weltportes gerückt“ und betreibe nachhaltige Werbung für die zionistische Idee.47 Dennoch sei klar, dass das Ziel der *Hakoah* die Rückkehr zum Amateurismus im Sinne der „jüdisch-nationalen Wiedergeburt“ sein müsse.48

Die große Krise der *Hakoah*-Fußballer nach den beiden Amerika-Touren der Jahre 1926 und 1927, verbunden mit dem Verlust fast aller Spieler, die Engagements in den USA annahmen, machte die Standpunkte noch deutlicher: Ignaz Hermann Körner verkündete: „Ich habe gefehlt!“ Denn er habe es verabsäumt, „für das wahre Judentum zu arbeiten [...] Um den Herren Israeliten den Nervenkitzel von 2 mal 45 Minuten zu bieten“, bekannte Dr. Körner weiter, „haben wir etwas getan, was der *Hakoah* fremd bleiben mußte, weil der Professionalismus sie ihren Zielen entfremdet hat, jenen der körperlichen Erziehung der jüdischen Jugend und der Hebung ihres nationalen Bewusstseins“.49

44 WMZ, 17.10.1919.

45 Ebd., 10.8.1924.

46 Ebd.

47 Ebd., 11.6.1926.

48 Ebd., 1.7.1926.

49 Die neue Welt, 23.9.1927.

Körners Nachfolger Fritz Beda-Löhner konstatierte eine „Tragödie des Zusammenbruches“, um freilich kurz darauf der Gründung einer eigenen Fußballsektion zuzustimmen, die den Profibetrieb weiterführte. Zu deren Präsidenten ernannte man „den vortrefflichen Zionisten Max Schiffmann“;⁵⁰ der in den folgenden Jahren speziell in zionistischen Blättern 100-mal bejubelt und ebenso oft verdammt wurde. Der Konflikt zwischen Propaganda und Jugendausbildung gefährdete mehrmals den Bestand des Vereins und führte ständig zu „Zwistigkeiten zwischen der Fußballsektion einerseits und allen anderen Sektionen andererseits“.⁵¹

DIE HAKOAH ALS ‚OPFER‘

Entscheidendes Merkmal aus zionistischer Sicht war die Diskrepanz zwischen einer offensiven Werbestrategie des zionistischen Sports, primär natürlich der *Hakoah*, und dem Widerspruch, den solche Maßnahmen hervorrufen mussten. Das Resultat bestand in einer Opferrolle, die sich die *Hakoah* sicherlich nicht zu Unrecht zuschrieb, aber auch in einer undifferenzierten Abwehrhaltung:

„Die Meute ist los! Antisemiten, Israeliten, Getaufte und Baldgetaufte haben sich einträglich zusammengefunden, um furchtbare Uebelstände, die die bösen Juden – nenne sie Hakoah-Anhänger – am Gewissen haben, zu brandmarken und um zu ermahnen, zu verlangen und zu drohen“;⁵²

hieß es in der Nachbetrachtung eines Spiels der *Hakoah* gegen die Amateure. Die *Hakoah* wurde immer mehr zu einem „Zentralpunkt“ in einer „Welt von Feinden“ stilisiert, wo speziell die Jugend zu „selbstbewußte[n] Menschen in der Gemeinschaft der Artgleichen“ ausgebildet werden und so „das Gefühl des Starkseins, des Gesundwerdens“ erfahren sollte,⁵³ wobei man den Anspruch vertrat, für das gesamte Judentum zu sprechen: So sei der ‚Davidstern‘ auf den Dressen kein politisches Signal, sondern „ein Kennzeichen der Rasse“.⁵⁴ Dass das nicht an der diskursiven Realität vorbeiging, belegt das Faktum, dass ja auch in der Außenzuschreibung die *Hakoah* als Repräsentantin des Judentums interpretiert wurde. So wurden Ausschreitungen bei *Hakoah*-Matches stets „mit dem geflügelten Satz ‚dar Jud ist schuld‘“ abgetan.⁵⁵

50 Die Stimme. Jüdische Zeitung, 2.8.1928.

51 WMZ, 9.11.1923.

52 B. [vermutlich Fritz Baar], Eine Abrechnung, in: ebd., 20.6.1920.

53 Ebd., 17.4.1921.

54 Ebd., 21.4.1922.

55 Ebd., 26.4.1923.

RESÜMEE

Meine Ausführungen sollten zeigen, dass sich der Begriff des ‚Schmelztiegels‘ – gerade für das Wien der Zwischenkriegszeit – auch aus der Forschungsperspektive des Jahres 2018 keineswegs als obsolet erweist, und die Ausführungen im gleichnamigen Buch noch viel weniger.⁵⁶ Doch freilich haben theoretische Überlegungen – von der Performanz bis zur *Jewish Difference* – diesen Faden aufgenommen und weitergesponnen. Und einige der konkreten Aspekte dieses Konglomerats scheinen noch immer unterbelichtet. Das liegt an konkreten wissenschaftlichen wie praktischen Interessenlagen (so wird in der retrospektiven Literatur die *Hakoah* als entscheidender jüdischer Sportverein dargestellt und nicht als zionistisches Minderheitenprogramm). Gerade in der gegenwärtigen politischen Wetterlage mag es nicht opportun erscheinen, anstatt auf alte und neue Antisemitismen und ihre Beziehungen zum Antiislamismus und der Xenophobie einzugehen, darauf hinzuweisen, dass es auch innerhalb von Jüdinnen und Juden Auseinandersetzungen und Differenzen gab.

Ich denke hingegen, dass das Verständnis für ‚innerjüdische‘ Konflikte einen wesentlichen Erkenntnisgewinn für die Analyse von *Jewish Difference* bedeutet und durchaus mit Auseinandersetzungen bzw. Flügelkämpfen innerhalb politischer Gruppierungen und Parteien oder mit dem Scheitern der Volksfrontpolitik in den 1930er-Jahren vergleichbar ist. Nicht die Ausblendung ‚innerjüdischer‘ Konflikte, sondern die Verwendung des Begriffes ‚Jude‘ als Kategorie dupliziert letztlich den Blick von außen und auch jenen des NS-Regimes.

56 Vgl. Barbara Tóth, Der Tschusch war immer schon da. „Schmelztiegel Wien einst und jetzt“ von Michael John, Albert Lichtblau, in: *Falter* 41/2010, <https://www.falter.at/falter/rezensionen/buch/351/9783205052098/schmelztiegel-wien-einst-und-jetzt> (3.1.2019).

WHAT IS AUSTRIAN?

JEWES, DIFFERENCE AND DIVERSITY IN THE AUSTRIAN PAST – AND FUTURE

There has been much debate in recent decades on how to characterize what was happening in Vienna at the turn of the twentieth century, how it was that the capital of the state that was to begin the First World War was also the place where so much innovative intellectual and cultural achievement occurred that has shaped our modern world. One of the main themes that emerged from this extended discussion about “fin-de-siècle Vienna”, or, more helpfully, “Vienna 1900”, was the extent to which this was the creation of Jewish individuals. This, in turn, led to the question of how ‘Jewish’ Vienna 1900 was, or, put another way, what, if anything, was ‘Jewish’ about the modern culture produced in Vienna around 1900? That came with a necessary supplementary question: what do we mean by ‘Jewish’?

This is a set of questions that is still being asked, and while the debate has changed over the years, it is far from over; but there is another question, different but related, also far from resolved, which should put this ‘Jewish question’ in some perspective, and that is: what was ‘Austrian’ about Vienna 1900? Or even, given the significance of Vienna 1900 to contemporary Austrian identity and self-understanding (at least for the educated classes and Austria’s image abroad): what is ‘Austrian’? Exploring the relationship between these two questions helps us provide an answer to both.

How to evaluate and understand the ‘Jewish’ aspect to Vienna 1900 is a controversial question. One can point to the empirical fact that a preponderant part of the creators, patrons, supporters and even audience of Vienna 1900, were Jewish or of Jewish descent, but this is only a starting point for an array of questions about the “Jewish” character of what these individuals created and thought. There is the aspect of self-identification: did the individuals involved think of themselves as Jewish, and if so in what way? Did they *want* to be seen as Jews, and if so in what respect? Then there is the reverse aspect of stereotypical ascription: how did society, or the culture in general, understand ‘Jewishness’, the qualities that made Jews and *Judentum* (the abstract principle of the Jewish world

view and its historical expression – untranslatable accurately into English) different from the rest of society, a concept of social and cultural identification and exclusion which now goes under the name of ‘Jewish difference’? Both Lisa Silverman and Elana Shapira have described well the dialectic between these two concepts of Jewish identity, the subjective and the socially ascribed.¹ They have also deftly shown how Jewish individuals, as part of the general society, might have their own sense of their Jewish identity, but were also affected by, and had to respond to, the largely negative ideological framework of “Jewishness” or “Jewish difference” that confronted them as they negotiated their way in Austrian culture and society, whether in the Habsburg era before 1918 or the interwar intermezzo of the First Republic. To this dialectic I would just add a third aspect: what Jewish tradition actually was, beyond the ascribed non-Jewish stereotypes of “Jewishness” and “Jewish difference”, as it was handed down through religious institutions, the ideology of emancipation, or family traditions. This was neither a “Jewishness” ascribed by a largely non-Jewish society, but nor was it merely individual, subjective Jewish self-identification either. The liberal interpretation of Jewish tradition as seen in the work of thinkers and publicists such as Adolf Jellinek or Leopold Kompert created a *modern* Jewish self-understanding that was meant to suit “new times”. It was this inter-subjective, communal and institutionalized set of emancipatory, modern values that underpinned and informed the subjective Jewish self-identification of the Jewish individuals involved in the modern culture of Vienna 1900 (and interwar Vienna).²

The complex relationship and interaction between these three basic approaches to what is “Jewish” is difficult enough to describe, but it has usually been treated within a neutral social, cultural and intellectual context. The question has usually been what is “Jewish” about Vienna 1900, putting the onus on scholars to *prove* and delineate Jewish difference from the non-Jewish, in this context Viennese and Austrian norm. The “Jewish contribution” has therefore often been questioned as to whether there was anything “Jewish” about it, because were these individuals not all Viennese and Austrians, and did they not, as such, simply share the same values, and even stereotypes, as normal (non-Jewish) artists, writers, scientists etc.? What is “Jewish” about Freudian psychoanalysis that differentiates it from a psychoanalysis that would have been created by a non-Jewish Viennese or Austrian? Aren’t all the figures of Vienna 1900 Viennese, all Austrians? Jews and non-Jews alike? Here, however, we come across a form of particularism that is understandable but misleading: for what is Viennese in this context, what is Austrian about

-
- 1 Lisa Silverman, *Becoming Austrians. Jews and Culture between the World Wars*, Oxford 2012; Elana Shapira, *Style & Seduction. Jewish Patrons, Architecture, and Design in Fin de Siècle Vienna*, Waltham, Massachusetts 2016.
 - 2 Steven Beller, *How Modern were Vienna’s Jews? Preconditions of ‘Vienna 1900’ in the World-View of Viennese Jewry, 1860–90*, in: *Austrian Studies* 16 (2008), 19–31.

Vienna 1900, indeed what is Austrian in general? It is as though we assume that the universe of the Jewish participants in Vienna 1900 can only be understood in a Viennese or Austrian context. Yet they were part of a much larger universe of Central European modern culture, even European modern culture and modern culture *per se*, and they can be seen just as well as part of a much larger Jewish participation in modern culture generally, far beyond the boundaries of Vienna or Austria, or the chronological limits of 1890 to 1938, in what Yuri Slezkine so brilliantly outlined as “the Jewish century”, the world not only of Freud and Wittgenstein, but also Einstein, Proust, Kafka and Philip Roth, to name but a few that come to mind.³ Vienna 1900 in this sense was only part of a larger phenomenon, and in this context the question of what was Jewish about the Jewish contribution to modern culture in Vienna 1900 needs to be set in the context of this larger world, seeing comparisons and contrasts with how Jews and non-Jews contributed, each in their own way, to a general, global modern culture. The Viennese and Austrian aspect of this is an important one, but only one subset within the larger phenomenon, and is really only of interest to Viennese and Austrians, not the larger modern world to which Vienna 1900 and its predominantly Jewish component contributed so mightily.

The irony is that, when we do look at those narrower Viennese and Austrian questions, neither the term “Viennese” nor, I would wager, “Austrian”, can be adequately understood in the twentieth (and twenty-first)-century world, without taking the Jewish aspect to both into account. Jews did not contribute to an already present culture, but participated in creating a new one, in which Jewish concerns were front and centre.

Silverman has described the formation of “national” Austrian identity after 1918 as the result of Jewish difference. There was a negative dialectic between the pejorative understanding of “the Jewish” and the attempts by Jewish individuals to help form an intentionally non-Jewish culture to which they, as individuals, could nonetheless belong. Hugo von Hofmannsthal and Max Reinhardt’s central role in founding the Salzburg Festival, now an iconic part of Austrian cultural identity, is a good case of this phenomenon. On the other hand, there was also a clear relationship between Jews and Austrian culture before 1918, and in a positive sense, more of “diversity” than “difference”, where Jews could be “Austrian” and be positively Jewish, not deny their identity (subjective or ascribed) as in Silverman’s description of the Salzburg Festival. Moreover, I would argue that this positive relationship between Jews and Austrian identity, an inclusive Austrian identity, also survived into the interwar period. It all depends on how one understands “what is Austrian”.

The current Austrians of the early twenty-first century are now consciously a distinct national community, at least according to opinion polls. Before the founding of the Sec-

3 Yuri Slezkine, *The Jewish Century*, Princeton 2004.

ond Republic in 1945 the population of the same state, within the same territorial boundaries, was far from being such a convincing national community. Before 1918 “Austria” had been the name of an empire and its imperial house, the Habsburg Monarchy, and Austrians, whether as subjects or citizens, had lived over a vast expanse of southeastern Central Europe. This had been a political identity, not a national one as usually understood. If there was anything “Austrian” it was the idea of a state identity that stood either over or between the “nationalities” and enabled co-operation between these ethnic groups in a multi-national empire. As the irony of Central European history would have it, when this Austrian Empire was split in two by the Dualist Compromise of 1867, the “Austrian” half of the new Dual Monarchy of Austria-Hungary could not be called “Austria” officially, until some time in the First World War; “Austrian” identification was weakened as a result, but it was this supra-national identity that was “Austrian” before 1918.

Much was written about the “Austrian idea”, some versions vaguer than others, but this saw what was Austrian as, in so many words, a neutral ground above nationality, or a mediatory entity in which other nationally identified groups could co-operate to mutual benefit. The “Austrian School of Economics” took the former view, Austromarxism, the socialist school of thought in the Monarchy, tended to see things from the latter perspective (though not always). If Austria was this non-national entity, then, as Rabbi Joseph Samuel Bloch pointed out, Jews, as a religious and not a national group (at this point Bloch, as with most Austrian Jews, was not a Zionist), could be Austrians *sans phrase*, without qualification, and hence the most completely Austrian group of all.⁴ Whether one accepts Bloch’s claims or not, it was far easier for Jews to exist in a society as pluralistic as “Austria” was before 1918, at least in the minds of such figures as Crown Prince Rudolf, his Jewish advisor Moritz Szeps, or writers such as Hugo von Hofmannsthal (again) and Franz Theodor Csokor.⁵

This context for understanding Austrian identity collapsed in 1918 along with the Habsburg Monarchy. The new understanding of what was Austrian was now a much narrower one, based on “that which remains”, which largely consisted of the German-speaking provinces, centered on the *original* Austrian territories collected by the Babenberg dynasty in the Middle Ages. It is important to note, however, that initially this was not seen as “Austria”, but rather as “German-Austria”, which should be part of a new German Republic. The victorious Western Allies vetoed this union and this name, and hence the German Austrian territories became the Austrian Republic, without national qualifica-

4 See Ian Reifowitz, *Imagining an Austrian Nation. Joseph Samuel Bloch and the Search for a Supraethnic Austrian Identity, 1846–1918*, Boulder, Colorado 2003.

5 For the Jewish perspective on this see Albert Lichtblau (Ed.), *Als hätten wir dazugehört. Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie, Vienna/Cologne/Weimar 1999*.

tion, but, as many historians have established since, the political class and the population of the “Austrian Republic” never really gave up the sense of thinking of their state as German Austria – that is to say politically a separate, independent state, but *nationally* German. Hence there was not a strong sense of an Austrian *nation*, only Austria as a second Germany. Christian Socials, such as Kurt Schuschnigg, Austria’s ill-fated chancellor from 1934, might think of their land as the *better* Germany (because Catholic), but it was still, nationally, German to them. Silverman is right in seeing a large role for “Jewish difference” in interwar Austria, but the difference was not between Jews and Austrians as such, but between Jews and Austrian *Germans*, which then interacted, in often unpredictable ways, with the difference between *Austrian* Germans and Reich Germans, or “Piefkes” as they came not so affectionately to be known. It was partly to bolster a stronger Austrian German identity against the dominant “Prussian” Reich German cultural identity that Hofmannsthal and Reinhardt put so much emphasis on the Catholic and Baroque in their plans for Salzburg. It was to be the Catholic Baroque rival to Wagner’s German nationalist (Protestant) Bayreuth – even if Bayreuth was in Catholic Bavaria, and both Bayreuth and Salzburg were supposed to counter “the Jewish” in German culture.

Yet it would be a major mistake to think that the Catholic Baroque culture of the Salzburg Festival was *the* Austrian culture (national or otherwise). There was a strong Habsburg (and hence Austrian) identification with Catholic Baroque culture (even if Salzburg was only Habsburg after 1816). Yet that was only one side of Austrian culture. Robert Kann described Austrian intellectual history as a dialectic between the Catholic Baroque culture of grace and image, and on the other side the rationalist, Enlightened (crypto-Protestant and Jewish) culture of reason and the word.⁶ Ernst Wangermann wrote a book with the title *The Austrian Achievement* which was all about the success of the enlightened reforms of Josephinism in Central Europe, not the Baroque.⁷ This rationalist side of Austrian culture might not have been as high-profile as the more flamboyant Baroque, but it was deeply influential as well, in such forms as the systematic bureaucracy, the development of a sophisticated education system, and in the grand, often underestimated, tradition of Central European natural sciences. This culture tended to be Germanophone, but in a largely non-national, pragmatic sense. Taken together these two sides of the Austrian dialectic produced by the later nineteenth century a culture that was, given the usual reputation of the Catholic Counter-Reformation Baroque, surprisingly inclusive and open-minded, with a tradition, as Deborah Coen has delineated, of uncertainty and probability much more akin to British empiricism than many other Continental scientific and

6 Robert A. Kann, *A Study in Austrian Intellectual History. From Late Baroque to Romanticism*, New York 1960.

7 Ernst Wangermann, *The Austrian Achievement, 1700–1800*, London 1973.

intellectual traditions.⁸ There was an indecisive, non-binary, inclusive logic which functioned not only in the sciences but also in politics and culture generally. This differentiated it from the more ‘modern’, rationalizing traditions of the ‘successful’ nation-states, where a more decisive, and excluding, binary logic held sway, over questions, for instance, of national identity. The idea of plural identities, so common in Austrian tradition, and in the “melting pot” of multi-cultural and multi-lingual imperial Vienna, was anathema in national states where one was either a member of the dominant national group or excluded as foreign.⁹ The nationalists in the Habsburg Monarchy who came to dominate Austrian politics did all they could to promote their own “us versus them” binarism, but in doing so had to come to terms with the non-binary logic of polyglot, multi-cultural Austrian society, culture and thought. (This also explains Hitler’s hatred of multiethnic imperial Vienna.)

Within this context Jews were perhaps the most prominent group symbolic of diversity – that is to say the acceptance or at least tolerance of difference. The achievement of legal equality for Jews was a highpoint of Austrian liberalism, the victory for equal rights for the stereotypical Other, and this was in a way a reciprocal relationship. Whether coincidence or not, there was a succession of individuals of Jewish descent, going back to Sonnenfels and continuing through Josef Unger, Julius Glaser, and Adolf Fischhof, promoting the rights of the citizen, and also the equal rights of the nationalities in the Monarchy. Moritz Szeps, Crown Prince Rudolf’s confidante and some time political advisor, also encouraged a positive multi-cultural vision of Austria (even if it had implicit national and cultural hierarchies within it).

The most Austrian of mass popular cultural forms, the Viennese operetta, developed in the latter half of the nineteenth century, also promoted this multi-cultural agenda through its use of various of the region’s dance forms, and its plots that, if superficially, engaged the idea of co-operation and even union between the ethnic and national groups of the Monarchy.¹⁰ The Catholic Church itself, in some respects, represented an institution that stood above or beside national strife (while often being accused of promoting it in the various localities, depending on the balance of forces), and the Austrian state also provided a good example of the principle of diversity in its inclusion of Islam among the recognized (and hence protected) religions of the Monarchy. In this Austrian model

8 Deborah R. Coen, *Vienna in the Age of Uncertainty. Science, Liberalism, and Private Life*, Chicago 2007.

9 See the seminal work Michael John/Albert Lichtblau, *Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten. Aufsätze, Quellen, Kommentare*, Vienna/Cologne/Weimar 1990.

10 Moritz Csáky, *Ideologie der Operette und Wiener Moderne. Ein kulturhistorischer Essay zur österreichischen Identität*, Vienna/Cologne/Weimar 1996.

of diversity being partially of Jewish descent might banish you from the “first society” of the Court, but it was almost *de rigueur* in the “second society” of Vienna’s actual movers and shakers, and, as in the case of Hugo von Hofmannsthal, almost an extra proof of Austrianness.¹¹ Hofmannsthal, at least before 1918, was one of those most keen on promoting the value of the Monarchy’s diversity. When he was trying to get Anton Wildgans to write a poem praising Austria he suggested that Wildgans stressed the “beside each other – in each other ... living with each other” that characterized the special Austrian organic synthesis of German and Slavic “being”. There was no mention of Jews, but this emphasis on diversity and inter-ethnicity can be seen as typical of an “aesthetics of outsiders” looking for the inclusive unity in diversity that can also be seen in the musical goals of Gustav Mahler. Wildgans, be it noted, refused because he wanted to insist on the “clear hegemony” of Germans within Austria.¹² A more extreme rejection of this “Austrian” ideal was that of Georg von Schönerer, the radical and racially antisemitic German nationalist leader who wanted the dissolution of the Habsburg Monarchy and the reunion of German Austrians with the (Prusso-)German motherland. Before 1918 the most strident anti-Austrians were irredentist (usually antisemitic) nationalists like Schönerer.

The post-1918 ‘Austria’ had all this stripped away from it. The population was no longer anywhere near as heterogeneous as in the Monarchy, but almost entirely German-speaking Catholics, with the one clearly identified ethnic out-group being Jews. As Silverman describes, ‘Austrian’ identity was thus constructed on Jewish difference, or what Hans-Ulrich Wehler once termed “negative integration”: in Austria you were authentically Austrian if you were *not* Jewish. The dynamic Silverman sketches out is remarkably similar to what happened in the Hungarian half of the Dual Monarchy, when the polyglot Kingdom of St. Stephen was reduced to a monoethnic, Magyar state – plus Jews. Except there is the consideration that the population of the Austrian Republic still thought of themselves, nationally, not so much as Austrians as Germans – when they thought outside more local, provincial identities at all. The distinction was between the “Bodenständigen” (Catholic Austrian Germans): those who belonged to the soil, and those (vagrant outsiders) who were not so tied to the land: primarily Jews. This was a distinction mainly suitable to the provinces, without a particularly *Austrian national* identity, and if Vienna was evoked as a centre of Austrian identity, then in the interwar era this could be seen as “Jewish” from outside in the provinces. Inside Vienna, as Ludwig Hirschfeld so wittily and accurately remarked, Jewish difference became a strong part of *Viennese* identity: it

11 Jakob Wassermann, Hofmannsthal, der Freund, Berlin 1930, 16.

12 Albert Berger, Lyrische Zurüstung der „Österreich-Idee“. Anton Wildgans und Hugo von Hofmannsthal, in: Klaus Amann/Hubert Lengauer (Ed.), Österreich und der große Krieg 1914–1918. Die andere Seite der Geschichte, Vienna 1989, 145–150.

was a “Viennese peculiarity” to ask of anyone who was smart or successful: “Is he a Jew?” So it was a part of Viennese identity to have this consciousness of Jewish difference, and by implication a Viennocentric Austrian identity – and at the same time it was the creative, intellectual, progressive part of *Viennese* identity that was cast as “Jewish”.¹³

In interwar Vienna, the pluralist “Austrian” culture of before 1918, of coffeehouses, operettas, and intellectual and literary circles, went on more or less regardless, or at least in spite of, of the new, provincial German Austrian *Bodenständigkeit*. Partly this was because the Social Democratic dominance of Viennese politics and administration allowed “Red Vienna” to be an oasis of relatively liberal, enlightened, progressive and *emancipatory* policies and culture in a sea of Catholic, culturally and socially conservative – “*bodenständig*” – provincialism. Within this continued, Viennese-Austrian modern culture, the Jewish part continued to be understood as a *positive* element of pluralist “Austrian” culture. If Hofmannsthal and Reinhardt tried to establish a “non-Jewish” German Austrian national identity in provincial Salzburg, within Vienna it was part of Viennese identity, and Austrian identity, that the wit and intellect of the city’s culture, and its sardonic humour, were provided by Viennese Jews, most notable of whom in this period were the cabaret stars: Karl Farkas and Fritz Grünbaum.

It is ironic, perhaps, that one of the most successful interwar attempts in mass popular culture to create an Austrian national identity based in a provincial context was the *Heimat* operetta *Im weißen Rössl*. Based on a play written by Oskar Blumenthal and Gustav Kadelburg, with a libretto by Hans Müller-Einigen and Erik Charell, lyrics by Robert Gilbert, with additional contributions by Bruno Granichstaedten and Robert Stolz, the operetta was composed by Ralph Benatzky. Of these contributors, only Benatzky and Stolz were not Jewish or of Jewish descent. The operetta is a strange grab bag of praise for the touristic delights of the Austrian countryside and nostalgia for the empire, and indeed emperor, who turns up on stage (in what is supposed to be a contemporary setting). It premiered in Berlin, but its Viennese premiere was given an over-the-top production by the star producer, Karl Farkas himself, who also played the part of the lisping Berlin factory owner, Siggie Sülzheimer. Sülzheimer, a comic character, is never identified as such, but he is clearly, even stereotypically Jewish, especially, one imagines, when played by Farkas. Yet he is far from a negative figure: it is Sülzheimer who resolves the tensions of the plot when he reveals he no longer needs to contest a patent with the rival, “Piefke” clothes manufacturer, because he has invented a brand new, revolutionary piece of clothing: “ein Brautkleid mit Reißverschluss”. In a Viennese *Heimat* operetta it is Freudian modernity that offers the way

13 Ludwig Hirschfeld, *Das Buch von Wien*, Munich 1927, 56.

to a happy-ever-after Austrian provincial future.¹⁴ Yet it is still a very Viennese (Jewish) interpretation of Austrian provincial identity, as, in its own way, the approach to the Salzburg Festival, with the intellectuality of *Jedermann* and the showbusiness techniques of Reinhardt (and the whole need to make it a commercial proposition and attract international, often Jewish money), was also, whether they intended it or not, an exercise in the “aesthetics of outsiders”, intended to keep the *old*, inclusive Austrian identity from the Monarchy alive. The ironies of interwar Viennese Austrian identity were summed up in a cartoon which showed a double statue of the Jewish operetta librettists, Julius Brammer and Alfred Grünwald, standing proudly on a plinth on which was a plaque: “In eurem Lager ist Österreich”.¹⁵ This was an allusion, one assumes, to the pair’s success and self-image as representing “Austria”, but the Radetzian quote was a reference not to the small republic, but to the old empire.

There might be attempts at a new Austrian national identity, but they were unsuccessful, hobbled by the fact of the German national alternative. Indeed, in Austrian interwar politics, if you called someone “national”, this meant being a member of the *German* nationalist parties that wanted union with Germany. In 1934 the *provincial*, “bodenständig” Austrian identity won out over the modern Viennese one, but even then the *Ständestaat* was a strange amalgam between Habsburg nostalgia and German national identity. The “old”, pluralist, Viennese version of Austrian identity was only truly destroyed, at least temporarily in Austria itself, in 1938, when the Jewish part to Austrian identity was, to all intents and purposes, destroyed by the National Socialists in the wake of the ‘Anschluß’. In the process two things happened: Jews were ripped out of culture and society in Austria, and German Austrians were able to fulfill the wish of many to become fully Germans, until some time after Stalingrad, and definitely after the end of World War II, when they really did want to become “Austrians”. At this point it was much easier to become “nationally” Austrian, because the main minority group, the main source of difference and diversity, Viennese Jewry, was no longer there. It was so much easier in that context to create a national identity “unter uns”, because now there was *only* political division, stark as that was, not an ethnic one, and if there was a cultural divide it was between the culture of “us” that remained, and of “them” – those who had fled (for their lives) – so that Jewish difference left only what was not “Jewish”, the now mono-culture of “us” in Austria itself.¹⁶

14 Ralph Benatzky/Hans Müller, *Im weißen Rößl*. Regie- u. Souffleurbuch, Berlin 1931, 89; see Martin Lichtfuss, *Operette im Ausverkauf. Studien zum Libretto des musikalischen Unterhaltungstheaters im Österreich der Zwischenkriegszeit*, Vienna/Cologne 1989, 45, 146–147, 201.

15 *Ibid.*, 296.

16 See Robert Knight (Ed.), „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen“. Die Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945 bis 1952 über die Entschädigung der Juden, 2nd Edition, Vienna/Cologne/Weimar 2000.

There developed quite a split after 1945 between Austria's identity as seen from abroad, and how what was now the fairly homogeneous Austrian population (at least on the surface) saw itself. A major post-war triumph for Austria's image in the world was the musical, and then tremendously successful film, *The Sound of Music*, with its music and lyrics written almost inevitably by two individuals of Jewish descent, Richard Rodgers and Oscar Hammerstein II. Yet the musical and film were not a great hit in Austria itself, especially Vienna, first because it was set in Salzburg, second because it glorified a right-wing Catholic identity for Austria, and third, was about a family that had fled the Nazis – because most Austrians, at least those still there after 1945, had not fled. And fourth, the musical and the film make fairly clear that those Austrians from whom the Trapps flee had almost all become Nazis by March 1938.

It is another ironic detail that, while most European countries “occupied” by the Germans in the Second World War had governments-in-exile to maintain national identity, there never was an Austrian government-in-exile, because the Austrian government had peacefully ceded its sovereignty to Germany in 1938. Otto von Habsburg, a strong opponent of Nazism, travelled around the United States trying to gain backing for his Pan-European version of the Monarchy, and there was a noble attempt by Georg von und zu Franckenstein, the Austrian ambassador to Britain in 1938, to provide a basis of resistance, but it was largely futile given the general acceptance of the Austrian populace of their new-old status as Germans (except for Jews of course). There were attempts to keep Austrian identity alive, and in 1941 émigrés formed the Austrian Democratic Union, which functioned alongside the monarchist Austrian League, and after the war the emergence of various Austrian émigrés, such as Karl Popper and Ernst Gombrich, kept alive the pluralist, basically Viennese Jewish, image of Austria in the higher echelons of British and American culture and society. Yet for many years this old Austrian identity was not welcome back in Austria. In the “Great Coalition” politics of post-war Austria, economics might be handed over to some socialists, but cultural policy was largely left to the Catholic-conservative People's Party (the heir to the Christian Socials), leading to a very narrow, conservative, traditionalist culture, despite the best efforts of figures such as Viktor Matejka or Friedrich Heer. (Clemens Heller, an actual émigré, was able to take over Schloss Leopoldskron and found the *Salzburg Seminar*, but that remained almost entirely isolated from mainstream Austrian cultural and intellectual life. The first years of *Europäisches Forum Alpbach* are a similar story.)

This remained the situation until Austrians started realizing the attraction of the concept of Vienna 1900 to the West, and so began playing up the Viennese, critical, intellectual and pluralist Austrian identity once more, and it is no coincidence that this really began while Bruno Kreisky, himself a typical scion of the Viennese (Jewish) *haute bourgeoisie*, was chancellor, in pursuit of a more enlightened, progressive, liberal and intel-

lectual version of Austria. But since then, since Austrians and the world have been reminded that this most attractive, powerful, and highly innovative and influential modern culture of Vienna 1900, the crown jewel in many ways of modern Austrian intellectual and cultural history (certainly a huge draw for tourism), was to a remarkably large degree the creation of Vienna's Jews, the group that was expelled or murdered after 1938, the question has persisted as to whether the vast bulk of modern-day Austrians (apart from those small number of descendants of Viennese Jewry who came back) can legitimately claim this culture, this version of their identity, as their own, or rather acknowledge that it was their ancestors who, one way or another, destroyed it.

The question is what does Austria, what do the Austrians, want now? How do they want to answer the question "What is Austrian?" in light of the Jewish part to Austrian history and culture? The return to a pluralist Austrian identity was enhanced greatly after 1989 by entry into the European Union, and also by a brave recognition, eventually, of the crimes of the past and the responsibilities which follow to the present. The restitution of many items of art and of property was a sign of a great improvement in the relationship to this past and this identity. Yet in recent years there has been an alarming, tragic indeed, return to the walled-in mentality of other Austrian memories, of the Turkish siege of 1683, and even more absurdly the idea of national purity, "authenticity" and wholeness for a "nation" that is inherently diverse in its origins, and has only really existed in national form since 1945, or even 1955. Austrians need to remember Austria's identity not as a bastion but as a bridge, a mediating point between east and west, north and south, a centre of exchange, welcoming and inclusive, a positive Austria, a picture of diversity and tolerance for the other, in which the Jewish story, as creators and as subjects, remains so central. It should be the great-Austrian, grand, inclusive, truly European tradition that prevails, not the petty, provincial one that excludes others just because they are different. Or am I, as a Westerner, living on the American "Ostküste", and a Jew to boot, living an illusion that Austria can be better than being the member of an "axis" with Germany and Italy keeping people from the Middle East, once upon a time Jews, now Muslims, out of the "island of the blessed"?

BEFRAGT/ERZÄHLT

NACHDENKEN ÜBER *ORAL HISTORY* HEUTE

I. AUFBRUCH

Mitte der 1970er-Jahre begann ein wissenschaftlicher Aufbruch; er war international, und er fand in verschiedenen geisteswissenschaftlichen Disziplinen statt: Es war eine Hinwendung zum Subjekt, hin zur Bedeutung des Individuums in gesellschaftlichen und politischen Prozessen, hin zur individuellen Lebensgeschichte und ihren Dynamiken, zu den Beziehungen zwischen Individuen und gesellschaftlichen Strukturen, ökonomischen Formationen, Bildungsinstitutionen etc. Es gab diesen Aufbruch sowohl in den Sozialwissenschaften, in der Ethnologie, in der Sozialpsychologie oder den Literaturwissenschaften als auch in der Historiografie. In der Zeitgeschichte verband sich diese Zuwendung mit der Nutzung von qualitativen Befragungsmethoden, sodass die persönliche mündliche Überlieferung als Quelle eine besondere Bedeutung erlangte. Es war eine Zeit lebendiger methodologischer Debatten, der Erforschung weit gestreuter Themen und des internationalen Austauschs sowie der internationalen Konferenzen.

Die *Oral History* entstand nahezu zeitgleich in verschiedenen Ländern, vor allem in den beiden Amerikas und in Westeuropa. Befragt man die frühen *Oral Historians*, springt ins Auge, dass die *Oral History* eng verknüpft war mit den Ausläufern der Studentenbewegung und mit dem Beginn der neuen feministischen Bewegung Ende der 1960er-Jahre. Dies zeigte sich vor allem in den behandelten Themen, in denen den „Unterdrückten und all jenen eine Stimme verliehen“ werden sollte, die von der etablierten Historiografie sträflich vernachlässigt worden waren.¹ Die Nähe zu den Ausläufern der Studentenbewegung und zum Feminismus offenbarte sich auch in den persönlichen Haltungen und dem Habitus der ersten Anwender*innen der neuen Methode. Fast von Beginn an waren auf den Konferenzen viele Forscherinnen, zumeist stellten sie die Mehrheit. Eine gewisse Lockerheit und eine kritische Haltung gegen alles Etablierte beherrschten die Konferenzszene. Überdies teilten die meisten die Empfindung von methodischen und thematischen Beschränkungen der historischen Wissenschaften, auch der Sozialgeschichte. Diese hatte sich zwar sozialen Themen zugewandt, manchmal auch den Biografien

1 Vgl. Paul Thompson/Joanna Bornat, *The Voice of the Past. Oral History*. 4. Aufl., Oxford 2017 (erstmal erschienen 1978).

„großer Männer der Geschichte“, aber insgesamt die persönliche Dimension, die Gründe für persönliches Verhalten und die Bedeutung individueller Erfahrungen in historischen Prozessen weitgehend außer Acht gelassen. Im Gegenteil: In den meisten Ländern wurde die *Oral History* als „subjektivistisch“, als „nur subjektiv“ oder „bedeutungslos für die große Geschichte“ kritisiert. Manchmal wurden *Oral Historians* wie in Deutschland sogar als „Barfußhistorikerinnen“ bzw. „Barfußhistoriker“ geschmäht. Das war sicherlich ein weiterer Grund dafür, dass sich *Oral Historians* sehr früh international austauschten und eng zusammenrückten. Es war eine Zeit, in der ehemalige ‚Kolonialländer‘ gerade ihre Unabhängigkeit gewonnen hatten oder um sie rangen, in der in den USA die antirassistische afroamerikanische Bürgerrechtsbewegung den fortdauernden Rassismus bekämpfte oder entsprechende Gesetze durchzusetzen versuchte, in der das Apartheidsregime in Südafrika national und international attackiert und 1994 mit der Wahl Nelson Mandelas abgeschafft wurde, in der Militärregime vor allem in Südamerika blutig herrschten und jedwedes Zeugnis ihrer Taten zu eliminieren versuchten, bis sie schließlich Mitte/Ende der 1970er-Jahre in El Salvador, in Guatemala, in Ecuador, in Honduras, der Dominikanischen Republik oder in den 1980er-Jahren in Brasilien, Argentinien, Honduras und Bolivien beendet wurden.

Und es waren Jahrzehnte des Aufbruchs von Bürgerrechtsbewegungen in Ostmitteleuropa, die sich vom Joch ihrer Regime und der sowjetischen Dominanz zu befreien versuchten, besonders in Polen, in den baltischen Staaten oder in Ungarn, dann auch in der DDR, bis schließlich 1989/90 die sowjetisch-kommunistischen Einparteiensysteme ihre Macht verloren, in der Sowjetunion selbst mit *Glasnost* und *Perestroika* eine neue Zeit aufblinkte und 1989 eine erste, fast noch klandestine internationale Konferenz von *Oral Historians* aus aller Welt stattfand. 1990 dokumentierte erstmals auf einer internationalen *Oral-History*-Konferenz in Essen ein Schwerpunkt „Oral History in der Sowjetunion“ den dortigen Stand dieser Forschungsmethode.²

In der Analyse all dieser Auseinandersetzungen ging es später nicht nur um die Geschichte der jeweils herrschenden politischen Systeme, sondern auch um deren Nachwirkungen in den Auffassungen, im Denken, in den Orientierungen und dem Verhalten der Beteiligten nach deren Auflösung. Und fast immer ging es auch um andere als die offiziellen Archiv-Überlieferungen, nämlich um persönliche oder familiäre Erinnerungen, um die Zeugnisse von Bürger*innenbewegungen oder Widerstandsgruppen. In der Aufarbeitung der Diktaturen und autoritären Regime spielte die *Oral History* eine wesentliche Rolle – neben der Bearbeitung von Themen, in denen individuelle Erfahrungen oder

2 Auf der internationalen *Oral-History*-Konferenz 1990 in Essen, vgl. den Schwerpunkt: *Oral History* in der UdSSR mit Beiträgen von: A. Aklajew, Darja Chibova, S.A. Inikova, Alexander von Plato (Einleitung), Sergej Sedelnikov, N.I. Starkov, Sergej Tscheschko, in: BIOS 3/1 (1990), 1–74.

persönliche Zeug*innenschaften sowie biografische Verlaufsformen in wechselvollen Zeiten Bedeutung hatten. Auch in den parlamentarisch-demokratisch regierten Ländern ging es in diesen ersten beiden Jahrzehnten der *Oral History* um Überlieferungen derer, die in den offiziellen Archiven keinen Platz gefunden hatten und nun eine ‚Stimme‘ in den nationalen Erinnerungskulturen bekommen sollten. Hinzu kamen besonders in Deutschland und dann auch in Österreich die Stimmen der Opfer des Nationalsozialismus, besonders des Holocausts. Bald gerieten auch die Kollaboration mit den deutschen Besatzern während des Zweiten Weltkriegs und die Emigration in den 1930er- und 1940er-Jahren in das Blick- bzw. Hörfeld der *Oral Historians* in anderen europäischen Ländern.

II. KONSOLIDIERUNG

1996 wurde auf der *Internationalen Oral-History-Konferenz* in Göteborg beschlossen, die Zeit der eher informellen internationalen Netzwerke und Treffen zu beenden und sie durch eine internationale Wissenschaftsorganisation mit einer Konstitution und gewählten Leitungen abzulösen. Das entsprach einerseits dem Stand der sich entwickelnden *Oral History*, aber es rieb sich andererseits mit dem Habitus vieler ihrer Aktivistinnen und Aktivisten, die Hierarchien und Vereinsmeierei ablehnten. Aufbruchzeiten haben ja auch einen besonderen Charme und besitzen eine intellektuelle Lebendigkeit, die Konsolidierungsphasen häufig abgeht. Aber diese Konsolidierungszeit der *Oral History* hatte auch ihren Sinn: Die süd- und mittelamerikanischen Mitglieder bekamen eine größere Bedeutung, die folgenden Konferenzen fanden auf anderen Kontinenten als bisher statt, so in Südamerika, Afrika, Australien, Asien bzw. auf dem indischen Subkontinent oder in Ostmitteleuropa – Ausdruck der Erweiterungen, die inzwischen stattgefunden hatten. Neue *Oral-History-Vereinigungen* wurden gegründet, beispielsweise in Südamerika, in Ostmitteleuropa, in Afrika, in Indien oder 2016 in China. Es wurden Verantwortliche aus verschiedenen Kontinenten sowie Präsidentinnen und Präsidenten und ihre „Vizes“ gewählt, Newsletter oder die zweisprachige Zeitschrift *Words and Silences/Palabras y Silencios* gegründet. All dies hatte Bedeutung für die internationale und die nationale Ausbreitung der *Oral History*.

III. EINIGE THEORETISCHE PROBLEME DER ORAL HISTORY HEUTE

Manche der inhaltlichen oder methodologischen Fragen, die in der frühen, eher informellen Phase der *Oral History Association* vor 1986 schon andiskutiert wurden, sind seitdem entweder liegen geblieben oder bedürfen der erneuten Debatte.

A) DIE WISSENSCHAFTLICHE VORGESCHICHTE

1989, also ca. zehn Jahre nach dem Aufbruch der *Oral History*, haben Expert*innen aus zwölf Ländern einen ersten Versuch unternommen, die Entwicklung der *Oral History* in ihren Ländern zu beschreiben.³ Darin ging es vor allem um die Dekade vor 1989. Für die Zeit danach und besonders für die Jahre nach 1996, nach dem Ende der eher informellen *Oral History Association*, fehlen bisher – von wenigen Ausnahmen abgesehen⁴ – vergleichbare Untersuchungen über die internationale Entwicklung der *Oral History* und ihrer *Association*. Aber natürlich hatte der beschriebene Aufbruch der *Oral History* im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts, diese neuerliche Zuwendung zum „Subjekt der Geschichte“ Vorläufer, die weit zurückliegen und die bisher wenig untersucht wurden.⁵ Dazu einige Schlaglichter: Dass in der europäischen Antike mündliche Quellen von Historikern wie Herodot, Thukydides oder später von Plutarch in seinen Biografien genutzt wurden, ist bekannt. Aber welche methodischen Probleme sie mit dieser Quelle hatten und wie man die mündlichen Quellen mit anderen verglich, das ist kaum Gegenstand der neueren *Oral-History*-Forschung geworden. Noch weniger bekannt sind entsprechende Vorläufer in außereuropäischen Kulturen. In den Literaturwissenschaften und in der Ethnologie gibt es eine lange Tradition der Liedforschung, in der diese zunächst mündlich tradierten Heldenepen wie das Nibelungenlied für die Historiografie oder die

-
- 3 Einer der ersten Versuche war: The History of Oral History. Development, Present State, und Future Prospects. Country Reports, in: BIOS Sonderheft (1990) mit Aufsätzen von Lutz Niethammer (Preface), Ron Grele und Eugenia Meyer (The Americas), Yang Li-wen (China), B. Andràs Hegedüs, Gyula Koszà, Jerzy Holzer (Eastern Europe), Christina Borderiàs, Giovanni Contini, Selma Leydesdorff, Jaap Talsma, Paul Thompson, Danièle Voldmann (Western Europe), Gerhard Botz, Petra Clemens und Karin Hartewig (German Speaking Countries).
 - 4 Vgl. Marieta de Moraes Ferreira, The International Oral History Association and the new tendencies in the field of oral history, in: Almut Leh/Lutz Niethammer (Hg.), Kritische Erfahrungsgeschichte und grenzüberschreitende Zusammenarbeit. The Network of Oral History, Festschrift für Alexander von Plato. BIOS, Sonderheft 20 (2007), 43–51; Alistair Thomson, Eine Reise durch das Gedächtnis unserer Bewegung, in: ebd., 21–29; Alexander von Plato, Oral History on the Move, Vortrag International Oral History Conference Sidney 2006; Lutz Niethammer, Nachwort, in: Annette Leo/Franka Maubach (Hg.), Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk, Göttingen 2013, 291–318.
 - 5 Vgl. auch: Thomas L. Charlton/Lois E. Myers/Rebecca Sharpless (Hg.), History of Oral History. Foundations and Methodology, Plymouth 2007; darin besonders: Rebecca Sharpless, The History of Oral History, 9–32 und Ronald J. Grele, Oral History as Evidence, 33–94. Zu diesem Abschnitt vgl. Alexander von Plato, Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse. Problemaufriss und Literaturüberblick, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum/Qualitative Social Research 5/1 (2004); ders., Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse, in: BIOS 2/11 (1998), 171–200.

Biografik genutzt wurden, insbesondere in den mittel- und nordeuropäischen Ländern. In der *Oral History* werden sie jedoch kaum wahrgenommen, ganz zu schweigen von ähnlichen ‚Liedern‘ aus anderen kulturellen Kontexten. Auch die Kirchengeschichte bietet eine Fülle von Material, besonders für die Biografieforschung. Die Leichenpredigten, also Reden auf Verstorbene, geben ebenfalls Aufschluss über das, was in einer Lebensgeschichte für wichtig gehalten wurde, abhängig von der jeweiligen Zeit und Kultur. Eine Fülle von persönlichen Berichten bergen die Chronologien der Stadtschreiber, vor allem derjenigen in den Städten eines wachsenden Bürgertums. Auch diese Quellen wurden bisher für die Vorgeschichte der *Oral History* nicht untersucht. Die persönlichen Berichte der Seefahrer und Konquistadoren, der Entdecker*innen der – von Europa aus gesehen – ‚neuen Welten‘ wären eine Goldgrube für eine Vorgeschichte der *Oral History* als Erfahrungswissenschaft.

Erste wissenschaftliche Nutzungen mündlicher Befragungen durch die professionelle historiografische Zunft tauchen in der Bearbeitung der *Französischen Revolution* auf: Ein bekanntes Beispiel dafür lieferten die Befragungen eines der Ahnen der modernen französischen Historiografie, Jules Michelet, der im Rahmen seines Anspruchs auf universelle Geschichtsschreibung persönliche Berichte als Quellen nutzte, die „Erzählungen der Greise“, so Michelet (1848) im Vorwort seiner *Geschichte der Französischen Revolution*.

Ron Grele bemerkt, dass erste Befragungen in den USA durch einen Missionar in Hawaii durchgeführt wurden, der 1838 Interviews mit „oldest chiefs and people“ begann, oder von einem schwedisch-amerikanischen Utopisten, Jonas Bergen, der ein eigenes Aufnahmegerät, ähnlich dem von Edison konstruierten, erfand und damit Interviews mit alten Gemeindemitgliedern in den 1880er-Jahren führte, die wohl zu den ältesten Aufzeichnungen in den USA gehören. In diesen Jahrzehnten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden auch in der professionellen historischen Zunft der Vereinigten Staaten Befragungen eingesetzt, z.B. von Siedlerinnen und Siedlern in verschiedenen Teilen der USA.⁶ In Europa war die deutlichste Nutzung und Kodifizierung der mündlichen Überlieferung mit der Entwicklung der Anthropologie oder Ethnologie der neuen ‚Kolonialwelten‘ verbunden, ihrer Kulturen und der in ihnen lebenden Menschen. Dabei gerieten auch Erzählungen, Märchen oder Mythen, die mündlich überliefert wurden, in das Visier der kolonialen Anthropologie – wie überhaupt Erzählformen in der ethnologischen Forschung schon sehr früh klassifiziert wurden. Innerhalb Europas gerieten über diesen ‚ethnologischen Umweg‘ die eigenen ‚fremden‘ Welten in das Blickfeld der Wissenschaften, vor allem die von der Industrialisierung in ihren Lebensformen bedrohten, zumeist bäuerlichen

6 Ronald J. Grele, *The Development, Cultural Peculiarities and State of Oral History in the United States*, in: BIOS Sonderheft (1990), 3–15, 3.

Schichten, die in ihrer Mehrheit noch Analphabeten waren. So zeugten in Skandinavien Mitte des 19. Jahrhunderts erste Befragungen und Schreibwettbewerbe von diesen verschwindenden Welten. Etwas später eröffneten die frühen Weltausstellungen, zu denen erstmalig auch ein Publikum strömte, das weniger gebildet war als das der elitären Museen, die Möglichkeit, beispielsweise frühere oder damals gegenwärtige bäuerliche Lebensformen in der Bretagne und der Normandie zu betrachten.⁷

Ähnliche Vorläufer der neuen *Oral History* dürfte es auch in anderen Ländern und Kontinenten gegeben haben, aber wir wissen kaum etwas über sie, und die Forschungen darüber stehen – wenn überhaupt – in den Anfängen. Je größer der Einfluss von Massenbewegungen und politischen Parteien am Ende des 19. Jahrhunderts und im beginnenden 20. Jahrhundert in den USA und in Europa – besonders der Arbeiter*innenschaft oder auch der nationalen Bewegungen – wurde, desto mehr Aufmerksamkeit wurde diesen von den jungen kritischen Sozial- und auch den Geschichtswissenschaften geschenkt.⁸ Um die Wende zum 20. Jahrhundert entstanden in den Geschichtswissenschaften Auseinandersetzungen um theoretische Anknüpfungen mit der Sozialpsychologie und den Sozialwissenschaften, wie die Gründung der *Revue de Synthèse historique* in Frankreich⁹ oder die *Lamprecht-Debatte* (s.u.) in Deutschland illustrieren; dennoch hielt sich die dominierende Historiografie des Historismus weitgehend von den ‚unteren‘ Klassen und Schichten fern. Nichtsdestoweniger wurden auch vor dem Hintergrund des Historismus Augenzeug*innen befragt, eine erste Quellenkritik mündlicher Aussagen versucht und die Hermeneutik für die Geschichtswissenschaften entfaltet. Hermeneutik wurde begriffen als Lehre vom Verstehen, sogar als die Lehre vom Hineinversetzen der Heutigen in die „Vergangenheiten“, um dabei „forschend zu verstehen“, wie es einer der Hauptvertreter dieser Schule, Johann Gustav Droysen, fasste.¹⁰ Dies setze die Reflexion, die Erkennt-

7 Vgl. besonders zum „ethnologischen Umweg“ Alice von Plato, *Präsentierte Geschichte. Ausstellungskultur und Massenpublikum im Frankreich des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M./New York 2001, 301–370.

8 Beispielsweise Gustave LeBon, *Psychologie der Massen*, Leipzig 1912 (franz. Original: Paris 1895), die erstmals 1895 in Paris erschien.

9 1900 gründete der Philosoph Henri Berr die Zeitschrift *Revue de Synthèse historique*. Ihr erklärtes Ziel war es, die Geschichte aus dem „metaphysischen“ in das wissenschaftliche Stadium zu überführen, die verschiedenen Spezialgebiete zu koordinieren und letztlich – ähnlich wie Karl Lamprecht – eine historische Sozialpsychologie als Gipfel dieser Entwicklung auszuarbeiten. In Auseinandersetzung mit der politischen Geschichtsschreibung in Frankreich und mit der *Revue* wurde 1929 von Lucien Febvre und Marc Bloch die Zeitschrift *Annales d'histoire économique et sociale* begründet, die sich eine integrierende Kultur-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte auf die Fahnen geschrieben hat.

10 Johann Gustav Droysen, *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte*. 7. Aufl., Darmstadt 1974, ursprünglich: *Grundriss der Historik*, Leipzig 1868.

nis voraus, dass „der Inhalt unseres Ich“ historisch geworden sei. In diesem Prozess schaffe die Erinnerung die „erkannte Tatsache der Vermittlung“. So weit entfernt ist diese Anschauung nicht von der heutigen Begrifflichkeit der „Erfahrung“. Beide – die Historisten, die sich in ihrer Mehrheit staatstreu verhielten, wie auch deren Kontrahenten Karl Lamprecht und die Gründer der *Revue* – können durchaus als Vorbereiter der späteren Sozialpsychologie und der *Oral History* als Erfahrungsgeschichte begriffen werden.

Der Philosoph Wilhelm Dilthey versuchte mit seinem „Erlebnis“-Begriff die Hermeneutik auszuweiten und eine eigenständige Methodologie gegen die Übernahme von naturwissenschaftlichen Methoden in den Geisteswissenschaften zu entwickeln; so spricht er von einem „eigenen Reich von Erfahrungen, welches im inneren Erlebnis seinen selbständigen Ursprung und sein Material hat, und das demnach naturgemäß Gegenstand einer besonderen Erfahrungswissenschaft ist“.¹¹ Meines Wissens wird hier erstmals der Begriff „Erfahrungswissenschaften“ verwendet.

In den 1920er-Jahren erlebte auch die Diskussion um eine Grundfrage der historischen Zunft einen Höhepunkt, nämlich die Frage nach den sozialen Bedingungen von Gedächtnis und Erinnerung. Besonders die Arbeit von Maurice Halbwachs über das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen von 1925 gewann Einfluss bis heute. Nach dem Ersten Weltkrieg gab es bedeutsame wissenschaftliche Projekte, in denen mündliche oder schriftliche Befragungen genutzt wurden, wie z.B. die fünfbändige Untersuchung von Florian W. Znaniecki und William I. Thomas *The Polish Peasant in Europe and America*,¹² die Untersuchung von Erich Fromm über *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches* sowie seine *Studien über Autorität und Familie* 1936 in Paris,¹³ die *Massenpsychologie des Faschismus* von Wilhelm Reich,¹⁴ die Untersuchungen der *autoritären Persönlichkeit* von Adorno, Frenkel-Brunswik und anderen in den USA 1950;¹⁵ aber auch das *Sklaverei-Projekt* in den USA der 1930er-Jahre, in dem ehemalige Sklav*innen befragt und deren Lebensweisen untersucht wurden, womit einige wenige Gesicht und Stimme bekamen.¹⁶ Diese Arbeiten und viele andere taten ein Übriges, um

11 Wilhelm Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte, Leipzig/Berlin 1922, 9.

12 Erschienen in fünf Bänden zwischen 1918 und 1920 in Chicago.

13 Vgl. Erich Fromm, *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches*, begonnen 1929 in Deutschland, fortgesetzt in der Emigration in den USA, erschienen 1983 als dtv-Taschenbuch in München; ders., *Studien über Autorität und Familie*. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung, Paris 1936, 229–269.

14 Vgl. Wilhelm Reich, *Massenpsychologie des Faschismus*. Zur Sexualökonomie der politischen Reaktion und zur proletarischen Sexualpolitik, Kopenhagen/Prag/Zürich 1933.

15 Vgl. Theodor W. Adorno u.a., *The Authoritarian Personality*, New York 1950.

16 Vgl. Born in Slavery. Slave Narratives from the Federal Writers' Project, 1936–1938, Collection in the Library of Congress, Washington, D.C.

Befragungsmethoden in die Geschichtswissenschaften einzuführen, und die scharfe Trennung zwischen individuellen („psychologisch-sozialpsychologischen“) und überindividuellen („historisch-politisch-gesellschaftlichen“) Feldern wurde immer fragwürdiger. Individuen verhielten sich im Kollektiv, und Kollektive schienen individuellen Mustern zu folgen, die „ungleichzeitig“ zur unmittelbaren Politik, z.B. je nach individueller oder generationenspezifischer Vorerfahrung, verliefen.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um die Bedeutung früherer Tendenzen in den Geschichtswissenschaften für die Entwicklung der *Oral History* deutlich zu machen. Die *Oral History* steht jedoch nach wie vor am Beginn der Erforschung ihrer eigenen Wissenschaftsgeschichte sowohl für die Zeit vor und nach dem Zweiten Weltkrieg als auch für die Jahrzehnte nach 1996.

B) DAS PROBLEM DER VERALLGEMEINERUNG

Diskussionen um die Verallgemeinerung von individuellen Aussagen spielten in der frühen internationalen *Oral History* eine große Rolle, die bis heute anhält. Es gibt offensichtlich eine „Unschärferelation“, einen *missing link* zwischen statistischen und individuellen Angaben. Repräsentativität ist freilich in qualitativen Untersuchungen nicht zu erreichen, u.a. deshalb nicht, weil wir nach Jahren oder gar Jahrzehnten heute nur damals Jüngere vor das Mikrofon oder die Kamera bekommen und weil die damals alten und häufig einflussreichen Personen bereits gestorben sind. Eine Methodik, die eine gewisse Plausibilität der Verallgemeinerung persönlicher Aussagen erreichen sollte, wurde immer wieder in *Oral-History*-Projekten angewandt, beispielsweise durch die Auswahl sehr unterschiedlicher zu befragender Personen oder durch Typenbildung bzw. Vergleiche mit Forschungsergebnissen aus anderen Kulturen und Ländern oder nicht zuletzt durch die Untersuchung kollektiver Erinnerungskulturen. Besonders interessant ist jedoch in diesem Zusammenhang eine frühe Debatte, die in eine andere Richtung weist – u.a. angeregt durch das französische Ehepaar Bertaux. Sie kamen wie auch andere *Oral Historians* zu dem Schluss, dass bei der Befragung bestimmter Berufsgruppen nach 30 bis 40 Interviews ein „Sättigungsgrad“ erreicht worden sei: Durch weitere Interviews würden keine wesentlich neuen Aspekte hinzukommen.¹⁷ Muss man also in der qualitativen Forschung von anderen Formen der Verallgemeinerung ausgehen als in der quantitativen? Es scheint so zu sein, und es gibt ähnliche Überlegungen in den heutigen Sozialwissenschaften. Auch hier wäre eine „Revitalisierung“ früherer Debatten sinnvoll.

17 Vgl. Daniel Bertaux/Isabelle Bertaux Wiame, *Life Stories in the Bakers' Trade*, in: Daniel Bertaux (Hg.), *Biography and Society. The Life History Approach in the Social Sciences*, Beverly Hills 1981, 169–189.

C) ORAL HISTORY ALS ERFAHRUNGSGESCHICHTE

Seit den frühen 1980er-Jahren flammten immer wieder Diskussionen auf, ob sich die *Oral History* auf – wie der Name nahelegt – mündliche Quellen beschränken oder alle Quellen subjektiver Erfahrungen und persönlichen Verhaltens nutzen sollte. Schaut man sich *Oral-History-Projekte* an, so wird schnell klar, dass nahezu alle Ergebnisse der mündlichen Befragungen mit den Resultaten anderer Analysen von subjektiven Quellen (Briefe, Tagebücher, Autobiografien, offizielle Stimmungsberichte etc.) verglichen wurden, zusätzlich zum Vergleich mit Untersuchungen aus anderen Wissenschaftsdisziplinen, in denen keine persönlichen Quellen verwendet wurden.

Nichtsdestoweniger wurde in der Konstitution der *International Oral History Association* in Göteborg 1996 beschlossen, die Nutzung mündlicher Quellen zum entscheidenden Kriterium für die Organisierung der Mitglieder zu machen. Das macht zwar aus organisatorischen Gründen Sinn, aber hinsichtlich der wissenschaftlichen Arbeit weniger. Daher scheint es mir fruchtbar, in Anlehnung an Wilhelm Dilthey, wie bereits erwähnt, von „*Oral History* als Erfahrungswissenschaft“ zu sprechen und den engen Austausch mit der qualitativen und quantitativen Forschung aus anderen Disziplinen wie der Soziologie, Pädagogik, Ethnologie, Psychologie oder Sozialpsychologie usw. zu suchen.

D) INTERPRETATIONSWEISEN

In den ersten Jahren der *Oral History* wurde Wert auf die Entwicklung von Interpretationsmethoden subjektiver Erinnerungen gelegt. In dieser Phase entstand eine Reihe von methodischen Abhandlungen, die zu einem erheblichen Teil auf Methoden der klassischen Hermeneutik aufbauten. Meiner Ansicht nach ist seither eine Stagnation in diesem Bereich zu bemerken.

Es ließen sich noch eine ganze Reihe anderer Probleme, Herausforderungen und Möglichkeiten der gegenwärtigen *Oral History* hinzufügen:

Die Digitalisierung von Interviews und deren Archivierung eröffnen völlig neue Möglichkeiten in Bezug auf die Größe und Qualität von Sammlungen und Vergleichsanalysen. Sie schaffen aber gleichzeitig auch Probleme, nicht nur rechtlicher Natur hinsichtlich des Verhältnisses von Interviewten und Interviewenden, sondern auch was Fragen von Privatheit und Öffentlichkeit betrifft.

Oral History hat sich – besonders in ihren neueren Anfängen – immer als „nachträgliche Anwältin“ derjenigen verstanden, die ausgebeutet und unterdrückt wurden, die selten Zeugnisse ihres Lebens hinterlassen, besonders nicht in den staatlichen oder offiziellen Archiven. Darin lag und liegt die ‚subversive Kraft‘ der *Oral History*. Sie hat – zumindest im Nachhinein – damit auch die Dominanz der offiziellen Überlieferung von

Diktaturen und anderen politischen Systemen in ihrer Bildungspolitik, in ihren Archiven und insgesamt in ihren ‚Vergangenheitspolitiken‘ durchbrochen. Auf lange Sicht haben sich auch die Untersuchungen der Motive und Beweggründe für die Zuwendung zu rechtsradikalen Bewegungen, Parteien und Regimen als besonders produktiv, lehrreich und von politischer Bedeutung erwiesen.

SCHLUSS

In der heutigen ‚traditionellen‘ Zeitgeschichte gibt es einerseits eine Akzeptanz der *Oral History* als Erfahrungswissenschaft, aber zugleich wachsen in verschiedenen Ländern gegenläufige Tendenzen, die längst überwunden schienen. Lebensgeschichtliche Forschungen oder mündliche Quellen werden allenfalls als ‚Ergänzungen‘ akzeptiert, wenn es keine anderen Quellen gibt. Dass frühere Erlebnisse und Erfahrungen von Individuen oder Gruppen (Familien, Ethnien, Generationen, Widerstandsgruppen, Opfern von Verfolgungen, Täter*innen etc.) ‚verarbeitet‘ werden und spätere Entwicklungen beeinflussen, dass diese ‚verarbeitete‘ Geschichte eigenständige subjektive Quellen besitzt, wird von manchen Zeithistoriker*innen negiert. In der Untersuchung der ‚verarbeiteten‘ Geschichte und deren Nachwirkungen liegt aber meines Erachtens die besondere Stärke der *Oral History*. Sie muss Teil einer Historiografie mit universellem Anspruch bleiben; dafür einzutreten muss ständige Aufgabe von *Oral Historians* bleiben. Und die Rückbesinnung auf frühere Debatten, die zur Erstarkung der *Oral History* führten, kann dabei äußerst hilfreich sein.

Ich kann mich noch gut an meine Anfänge als *Oral Historian* in den frühen 1980er-Jahren erinnern, als wir nahezu keine Erfahrungsberichte und Lebensgeschichten von Menschen fanden, die nicht den Eliten zuzurechnen waren, und vergeblich in den Archiven nach Lebensgeschichten beispielsweise von Arbeiter*innen aus der beginnenden Industrialisierung oder Berichten der Opfer von rassistischen oder diktatorischen Regimen suchten. Diese Quellensituation stellt sich heute dank der *Oral History* und ihrer nationalen wie internationalen Wissenschaftsorganisationen, Archiven und Zeitschriften anders dar.

Am Ende dieser Überlegungen eine weiterführende abschließende Frage: Was geschieht mit den vielen Ton- und Videoaufnahmen von Zeit- und Augenzeug*innen nach deren Tod? Können deren Erfahrungen, wie sie in Video- oder Tonaufnahmen festgehalten wurden,¹⁸ von zukünftigen Historiker*innengenerationen wirklich adäquat genutzt wer-

18 Hier denke ich besonders an die einschlägigen Arbeiten und methodischen Überlegungen von Albert Lichtblau.

den? Werden diese zukünftigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler jene Aussagen aus früheren Zeiten trotz aller Kontextualisierungen nicht so zusammenstellen oder zurechtstutzen müssen, dass die dann Lebenden diese überhaupt verstehen, einordnen oder nachvollziehen können? Sind es dann eher Homunkuli als die realen Zeug*innen unserer Zeit? Wir wissen es nicht. Aber was wir wissen können, ist: Wir überliefern zukünftigen Historiker*innen möglichst umfassende und zahlreiche Lebensgeschichten, Interviews und Kontextmaterialien, damit sie möglichst viele aussagekräftige Interpretamente für ein möglichst realistisches Verstehen vergangener Erfahrungswelten bekommen – unsere eigenen Interpretationen eingeschlossen.

Margit Reiter

„DER ZEITZEUGE ALS NATÜRLICHER FEIND DES HISTORIKERS“?

EINE REFLEXION ÜBER *ORAL HISTORY*

Kaum jemand in der österreichischen Historikerzunft kann auf mehr selbst geführte Interviews im Laufe des wissenschaftlichen Berufslebens zurückblicken als Albert Lichtblau. Die Migrationserfahrungen von Tschech*innen im *Schmelztiegel Wien*, das Wohnen in sogenannten Unterschichten, die Jenischen, die Burgenländer*innen in Amerika und vor allem und immer wieder: die Erfahrungen von Jüdinnen und Juden im Nationalsozialismus – zu all diesen Forschungsthemen hat er unzählige Interviews geführt. Mit dem Wissen um diese vielfältige und intensive Interviewtätigkeit der letzten Jahrzehnte kann Albert Lichtblau als *Mister Oral History* von Österreich bezeichnet werden. Die Festschrift für Albert Lichtblau nehme ich zum Anlass für einen kleinen Rückblick auf die Anfänge der *Oral History* in der österreichischen Zeitgeschichte, für eine Reflexion über das Interview als Erinnerungsort und schließlich für einen Blick auf *Oral History* heute, vor dem Hintergrund des allseits beklagten ‚Aussterbens der Zeitzeug*innen‘.

DIE ANFÄNGE DER *ORAL HISTORY* IN DER ÖSTERREICHISCHEN ZEITGESCHICHTE

In den 1970er- und 1980er-Jahren fand eine neue Generation von Historiker*innen nicht nur neue Themen, sondern auch neue Methoden. Man stürzte sich auf Themen, die bisher in der österreichischen Zeitgeschichtsforschung wenig bis gar keinen Platz gefunden hatten oder bestenfalls marginalisiert waren. Unter dem Eindruck des neuen Trends einer ‚Geschichte von unten‘ mit dem handlungsanleitenden Motto ‚grabe, wo du stehst‘ machten sich auch österreichische Historiker*innen auf die Suche nach den bisher übersehenen, nicht gehörten, Objekten und Subjekten der Geschichte. Eine Geschichtsschreibung über die Archive und Akten hinaus sollte es sein, anstatt dessen sollten Menschen, die diese Geschichte gemacht oder zumindest miterlebt hatten, nach ihren spezifischen Erfahrun-

gen und Taten befragt werden. Die neuen Schwerpunkte waren jetzt: Arbeitergeschichtsschreibung, Widerstand gegen den Nationalsozialismus und jüdische Geschichte mit Schwerpunkt auf die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus.

Diese Hinwendung zu den Gegner*innen, Verfolgten und Opfern des Nationalsozialismus hatte eine stark identifikatorische Note, besonders für die ‚Nachgeborenen‘, die – bewusst oder unbewusst – auf der Suche nach positiven Vorbildern waren, von denen es im postnationalsozialistischen Österreich so wenig gab. Die ‚Kinder der Täter*innen‘ suchten gewissermaßen nach Ersatzmüttern und Ersatzvätern: nach starken Frauen und Männern, die aktiv Widerstand geleistet hatten und/oder die nationalsozialistischen Konzentrationslager unter schwierigsten Bedingungen überlebt hatten und somit ein Gegenmodell zu ihren eigenen Müttern/Vätern als potenzielle (Mit-)Täter*innen oder Zuschauer*innen darstellten.¹ Die jüdischen Überlebenden von Konzentrationslagern und die ins Ausland geflüchteten Jüdinnen und Juden, die nun in der ganzen Welt verstreut waren, sollten von der zweiten Generation ins kollektive österreichische Gedächtnis gerückt und somit symbolisch wieder ‚heimgeholt‘ werden. Viele von ihnen lebten damals noch und wurden zu begehrten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die sich erinnerten und die ihre Geschichten, die jahrzehntelang auf kein Gehör gestoßen waren, erzählten. Dieses Erinnern und Erzählen war für die Befragten ambivalent: einerseits oft überaus schmerzhaft, weil alte Traumata berührt wurden, andererseits waren sie froh und (oft beschämend) dankbar dafür, dass sich jemand für sie und ihre Geschichten interessierte. Die jungen Historiker*innen schwirrten aus, packten ihre (vorsintflutlichen) Aufnahmegeräte umständlich aus, drückten auf den Aufnahmeknopf und speicherten die Geschichten ab. Jedenfalls entstand somit ein großer Erinnerungspool, in dem andere Narrative als bisher in die allgemeine Geschichtsschreibung Eingang fanden bzw. diese ergänzten. Zugegeben, es war oft ein naives Herangehen, das muss man durchaus selbstkritisch eingestehen. Man wollte der ‚objektiven‘ Geschichte unbedingt auch die ‚subjektive‘ Perspektive hinzufügen, sie konterkarieren, ergänzen. Man billigte den erzählten Geschichten von vornherein den Anspruch auf Authentizität zu, und nicht selten wurden die ‚besten‘ Zitate aus den Interviews einfach unkritisch zur Illustration herangezogen, ohne dass sie Gegenstand der Analyse gewesen wären. In den Anfängen der *Oral History* bestand noch wenig Bewusstsein über den Entstehungsprozess von Interviews, über psychodynamische Mechanismen von Erinnern/Vergessen und überhaupt: über das Gedächtnis als Konstruktion. Erst mit dem einsetzenden Gedächtnisboom (*memorial turn*) erfolgte ein längst notwendiger Reflexionsprozess. Mittlerweile gilt als gültiges Prinzip der *Oral History*, dass lebensgeschichtliche Interviews weniger (bzw. nicht nur)

1 Vgl. Margit Reiter, *Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis*, Innsbruck/Wien/Bozen 2006.

etwas darüber aussagen, wie es gewesen ist, sondern mehr darüber, wie etwas von heute aus als vergangenes Ereignis wahrgenommen, präsentiert und gedeutet wird. Nicht die Rekonstruktion des damaligen Geschehens, die ‚historische Wahrheit‘, sondern das damalige Erleben, der nachträglich hergestellte Sinnzusammenhang, die Rekonstruktion der Erinnerung stehen nun stärker im Vordergrund.²

DAS INTERVIEW ALS ERINNERUNGSORT³

Ein Interview ist ein gemeinsames und interaktives Vergegenwärtigen und Verfertigen von Erinnerung, ein Erinnerungsort, an dessen Konstruktion sowohl die interviewte Person als auch der*die Interviewer*in gleichermaßen beteiligt ist.⁴ Ein Interview ist getragen von (gegenseitigen) Erwartungen und Projektionen und erfordert von Seiten der Interviewenden die unvoreingenommene Bereitschaft zum Zuhören und viel Empathie, aber auch kritische (emotionale) Distanz und Reflexionsfähigkeit und vor allem: Verantwortung, sowohl beim Interviewen selbst als auch in der Interpretation.

Jedes Interview findet in einem spezifischen (vergangenheits)politischen und lebensgeschichtlichen Kontext statt. Bei der Auswertung ist es daher wichtig zu reflektieren, in welchem Kontext ein Interview entstanden ist und inwieweit dieser Kontext das Erinnern und Sprechen beeinflusst haben mag. Für Interviews im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus hieße das beispielsweise: War das Interview vor/nach der ‚Waldheim-Affäre‘ 1985/86, vor oder nach der *Wehrmachtsausstellung* 1995? Welche Diskussionen fanden zum Zeitpunkt des Interviews statt und inwieweit sind diese in das Interview eingeflossen?

Mehr noch als der vergangenheitspolitische Kontext beeinflussen die lebensgeschichtlichen Rahmenbedingungen ein Interview. Lebensgeschichtlich orientierte Interviews sind biografische Selbstpräsentationen, die je nach Lebensalter und Lebensphase unterschiedlich motiviert und strukturiert sein können. Das heißt: Es ist entscheidend, in welchem Alter die Interviewpersonen befragt werden. Viele der befragten Zeitzeug*innen sind sehr alt bzw. im fortgeschrittenen Alter. Diese Lebensphase ist durch ein zunehmendes Bewusstsein über die Endlichkeit des Lebens und die teilweise Irreversibilität eingeschlagener Lebenswege geprägt. In diesem Alter gibt es einen gewissen Bedarf an bio-

-
- 2 Vgl. Lutz Niethammer (Hg.), *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*, Frankfurt a.M. 1980; Gabriele Rosenthal, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*, Frankfurt a.M./New York 1995.
 - 3 Vgl. Reiter, *Generation*, 23–41.
 - 4 Vgl. Harald Welzer, *Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung*, in: *BIOS* 13/1 (2000), 51–63.

grafischer Thematisierung, d.h. man blickt erinnernd auf sein bisher gelebtes Leben zurück und zieht eine (Zwischen-)Bilanz. Diese Bilanz kann je nach persönlichen, aber auch politischen Umständen unterschiedlich ausfallen.

Interviews mit jüngeren Personen hingegen sind vielleicht noch offener, möglicherweise auch spontaner und noch nicht so stark verfestigt. Sie sind nicht nur auf die Vergangenheit gerichtet, sondern verhandeln – wenn auch oft unausgesprochen – stärker die Gegenwart und die noch vor ihnen liegende Zukunft mit. Auch die Gefühlslagen ändern sich mit der zeitlichen und emotionalen Distanz: Was einst Trauer, Ärger, Wut war, ist nun vielleicht einer ‚milderen‘, verständnisvolleren Wahrnehmung des Geschehenen gewichen. Das Erinnern kann sich aber auch durch ein zunehmendes historisches Wissen oder neue Fakten über die erinnerte Zeit verändern und möglicherweise einen gänzlich neuen Zugang ermöglichen. Zweifellos verfestigen sich die im Laufe des Lebens herauskristallisierten biografischen Selbstpräsentationen mit zunehmendem Alter, aber trotzdem sind es keine in sich (ab)geschlossenen Narrative, sondern Momentaufnahmen eines lebenslangen Erinnerungs- und Verarbeitungsprozesses.

Ein Forschungsinterview unterscheidet sich von einem Alltagsgespräch insofern, als es asymmetrisch verläuft (eine*r fragt, der*die andere antwortet) und nicht auf einen dialogischen Austausch ausgerichtet ist. Nichtsdestotrotz ist ein Interview immer eine soziale Interaktion zwischen zwei Personen, die in einem spezifischen Setting agieren und dabei bestimmte Rollen einnehmen, die von verschiedenen äußeren und inneren Faktoren abhängen. Der*die Interviewer*in ist trotz aller Zurückhaltung nicht ‚neutral‘, sondern agiert als professionelle und als soziale Person, mit bestimmten Voraussetzungen (Alter, Geschlecht, Generationszugehörigkeit), Zielen (Quellenproduktion) und Erwartungen (Neugier, Ängste), die das Interview erheblich mitbestimmen. Erst auf dieser Basis kommt es zum Verfertigen eines gemeinsamen Textes – dem Interview.

Bei *Oral-History*-Projekten zum Nationalsozialismus (sei es nun die Opfer- oder die Täter*innenseite) ist vor allem das Generationenverhältnis von Bedeutung. In vielen dieser Projekte befragen ‚nachgeborene‘ Forscher*innen die Erlebnisgeneration des Nationalsozialismus. Diese entspricht im Regelfall der eigenen (Groß-)Elterngeneration, wodurch sich emotionale Verstrickungen ergeben, die in unterschiedlicher Weise das Interview bestimmen können. So besteht – auf der Täter*innenseite – einerseits die Gefahr eines verlagerten, nachträglich ausgetragenen Eltern-Kind-Konfliktes, andererseits kann es zu stellvertretenden Schutz-, Identifikations- und Entlastungsmechanismen kommen, die in den Forschungsprozess einfließen können. Befragen ‚Kinder der Täter*innen‘ jüdische Überlebende (oder deren Nachkommen) sind ebenfalls viele psychodynamische Mechanismen, d.h. Erwartungen, Projektionen und Übertragungen, wirksam. Schuldgefühle, Bewunderung und Identifikationsbedürfnisse spielen dabei oft eine große Rolle, die es zu reflektieren gilt. Interviewende befinden sich in einer sozialen Doppelrolle,

die sich in der Praxis oft als schwierig erweist, da sowohl Empathie (Nachvollziehen und Verstehen, worüber gesprochen wird) für die interviewte Person und deren Geschichte(n) als auch eine gewisse professionelle Distanz nötig sind. Man ist gewissermaßen als ‚Historiker*in‘ und als ‚Therapeut*in‘ gefordert. Grundsätzlich handelt es sich bei einem Forschungsinterview um eine kurzfristige Kooperation mit absehbarem Ende, bei der der*die Interviewer*in klare Interessen hat und auf das Entgegenkommen der Angesprochenen angewiesen ist, selbst aber den Befragten wenig ‚bieten‘ kann. Nichtsdestotrotz gibt es auch auf Seiten der Befragten Erwartungen an die Fragenden, die allerdings meist unausgesprochen bleiben. Für manche ist das Interview ein willkommenes Anlass, über die eigenen Erfahrungen, die eigene erlebte und gelebte Biografie zu sprechen, über die man bisher vielleicht geschwiegen hatte. Für andere wiederum ist es sehr schwer, sich erinnernd mit der eigenen Geschichte zu beschäftigen, da die Angst besteht, damit wieder an schmerzhaft, verschüttete Traumata zu rühren. Alle, die je Interviews geführt haben, wissen, dass es oft zu überaus emotionsgeladenen Situationen kommen kann, die extrem überfordern können. In diesen Fällen ist wohl stärker die Therapeut*innen- als die Historiker*innenfunktion gefragt, wobei diese zugeschriebene Rolle – abgesehen von der Bereitschaft zum Zuhören – allerdings nur ansatzweise erfüllt werden kann und auch soll.⁵ Aus all dem Gesagten ergibt sich eine immense Verantwortung, die man als Interviewer*in gegenüber den befragten, sich erinnernden Gesprächspartner*innen hat. Das gilt sowohl für die Interviewsituation selbst als auch für den Umgang mit den Interviews danach. Zu bedenken ist: Eine Interpretation der erzählten Geschichte(n) kann nie die allgemeingültige ‚Wahrheit‘, sondern immer nur ein Deutungsangebot sein.

DIE KLAGE VOM ‚AUSSTERBEN DER ZEITZEUG*INNEN‘

Diese Klage ist schon so alt wie die *Oral History* selbst. Sie ist ambivalent und ihre Berechtigung hängt nicht zuletzt auch davon ab, ob es sich dabei um die Opfer- oder die Täter*innenseite handelt. Im ersteren Fall kann man von einem großen Verlust ausgehen, ohne dass damit die NS-Opfer idealistisch überhöht und für immer auf die Opferrolle festgeschrieben werden sollen. Auf der (Mit-)Täter*innenseite, so viel sei hier eingestanden, ist das Abhandenkommen der Zeitzeug*innen ambivalenter zu sehen. Denn als Historiker*in war/ist man oft mit subjektiven Rechtfertigungs-, Opfer- und Entlastungsgeschichten von Zeitzeug*innen konfrontiert, die unzugänglich für historische Fakten sind und nur ihre jeweiligen persönlichen Erfahrungen und Erinnerungen gelten

5 Vgl. Alexander von Plato, *Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse. Problemaufriss und Literaturüberblick*, in: BIOS 11/2 (1998), 213–228.

lassen. Kurz: Sie vermeinen alles besser zu wissen. Diese Haltung des absoluten Wahrheitsanspruches und der Uneinsichtigkeit hat zu dem in Historikerkreisen weitverbreiteten Bonmot vom „Zeitzeugen als natürlichen Feind des Historikers“ geführt, was natürlich eine ironische Zuspitzung darstellt, aber doch einen gewissen wahren Kern enthält.⁶

Vor dem Hintergrund des Abhandenkommens der Erlebnisgeneration hat sich ein geradezu inflationärer Gebrauch und eine Instrumentalisierung von Zeitzeugen*innen herausgebildet. Geradezu exemplarisch dafür stehen die teilweise zu Recht kritisierten TV-Formate (wie Guido Knopps NS-Dokumentationen, aber auch viele ORF-Produktionen), die alle nach demselben Schema laufen und vor allem nach wie vor Zeitzeug*innen einsetzen, die in mehrfacher Hinsicht problematisch sind. Mittlerweile leben nur mehr wenige Menschen, die die NS-Zeit als bewusst Handelnde, erwachsene Menschen miterlebt und als politische Akteure vielleicht auch mitgestaltet haben und gerade deswegen ja auch befragt werden. Viele der derzeitigen Zeitzeug*innen gehören also längst einer jüngeren Generation an, sie waren bestenfalls Jugendliche oder Kinder in der befragten Zeit und können daher nur eine sehr eingeschränkte, zum großen Teil überhaupt nur mehr familiär vermittelte Erinnerung liefern. Völlig absurd wird der Anspruch der Zeitzeug*innenschaft dann, wenn in NS-Dokumentationen – polemisch und bildlich gesprochen – die Enkelin des Stubenmädchens von Eva Braun erzählt, wie es am Berg-hof in Berchtesgaden zugegangen sein soll. Abgesehen davon, dass eine derartige Schlüsselochperspektive historisch irrelevant ist, widerspricht eine solche vermittelte, nicht mehr auf eigener Erfahrung und Erinnerung basierende Erzählung jedem Verständnis von Zeitzeug*innenschaft.

Eine weitere Tendenz ist die sukzessive Verwischung und Nivellierung von Opferstatus und Täterschaft. So werden überzeugte ehemalige Nationalsozialist*innen (und zuweilen deren Nachkommen) als scheinbar authentische und objektive Auskunftspersonen herangezogen, ohne dass deren Involviertheit in das NS-System und ihre eigene politische Agenda thematisiert werden. Es wird eine scheinbar homogene ‚Kriegsgeneration‘ oder auch ‚Aufbaugeneration‘ konstruiert, die grundlegende Differenzen zwischen Täter*innen und Opfern auslöscht und diese Nivellierung bzw. Gleichsetzung auch auf die nachfolgende Generation überträgt.

Durch den unaufhaltsamen Verlust der Erlebnisgeneration auf Seiten der Opfer scheint das Bedürfnis, der Wunsch, die letzten, ja allerletzten Zeug*innen noch zu befragen, sie zum Sprechen zu bringen, ihre Erinnerung festzuhalten, noch zu wachsen. Der große Erfolg der Burgtheaterinszenierung *Die letzten Zeugen* verweist auf dieses (durchaus nachvollziehbare) Bedürfnis. Ich schreibe diese Zeilen kurz nach dem Tod von Rudi

6 Vgl. Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow (Hg.), *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*, Frankfurt a.M./New York 2002.

Gelbard, einer dieser ‚letzten Zeug*innen‘ von ungeheurem Wissen und Engagement, der fehlen wird.⁷ An ihm wird exemplarisch sichtbar, wie froh wir sein können, dass so viele Interviews, Videos, Filme, Dokumentationen usw. über diesen beeindruckenden Überlebenden und Antifaschisten hergestellt wurden, auf die wir und vor allem auch jüngere Generationen, die ihn nicht mehr kennengelernt haben, zurückgreifen können.⁸ Auch das Interviewprojekt von Steven Spielbergs *Shoah Foundation* (an der sich auch Albert Lichtblau beteiligte) hatte das Ziel, die Erinnerungen der letzten Überlebenden der Shoah (*survivors*), wo immer sie auch leben mochten, für nachkommende Generationen aufzuzeichnen.

Ich glaube, Albert Lichtblaus Arbeit war und ist ebenfalls von diesem Bedürfnis und der Leidenschaft getragen, Erinnerung festzuhalten. Seine Spurensuchen führen ihn immer wieder in die USA, nach Israel, nach Afrika, wo er die bisher noch nicht beachteten, nicht befragten ‚letzten Zeug*innen‘ aufspürte. Auch wenn viele NS-Überlebende nunmehr tot sind, dank der vielen Interviews bleiben ihre Erinnerungen, ihre Geschichten über ihren Tod hinaus lebendig. Albert Lichtblau hat an diesem universellen ‚Archiv der Erinnerung‘ großen Anteil, er hat es mitaufgebaut und noch um die visuelle Ebene erweitert, sodass nicht nur die Stimmen, sondern auch die Gesichter und die spezifische Interviewsituation mitgespeichert sind.

Ich bin überzeugt, Albert Lichtblau wird auch weiterhin auf der Suche nach ‚erzählten Geschichten‘ sein, weiterhin interessante Menschen finden, vielleicht in anderen politischen Kontexten, mit einer anderen Herkunft und anderem Hintergrund und mit anderen Erinnerungen und Geschichten. Eines ist sicher: Die Arbeit wird ihm nicht ausgehen.

-
- 7 Rudi Gelbard (1930–2018), Überlebender des KZ Theresienstadt. Für seine aufklärerische Tätigkeit als Zeitzeuge wurde er von der Republik Österreich mit dem Berufstitel Professor und vielen Ehrungen (u.a. Joseph-Samuel-Bloch-Medaille) ausgezeichnet.
- 8 Vgl. *Der Mann auf dem Balkon*. Rudolf Gelbard. KZ-Überlebender – Zeitzeuge – Homo Politicus. Dokumentarfilm von Kurt Brazda (ORF/3sat 2008); Walter Kohl, *Die dunklen Seiten des Planeten*. Rudi Gelbard, der Kämpfer. Eine Reflexion, Grünbach 2008.

WEM GEHÖRT DAS LETZTE WORT?

ORAL HISTORY, INTERPRETATION UND KOMMUNIKATIVE VALIDIERUNG

„*That's Not What I Said*“. *Interpretive Conflict in Oral Narrative Research* lautete der Titel eines 1991 von der amerikanischen Ethnologin Katherine Borland veröffentlichten Artikels, der 1998 Aufnahme in das Standardwerk *The Oral History Reader* fand.¹ Darin thematisierte Borland die Problematik der Interpretation von *Oral-History-Interviews* hinsichtlich potenziell konfligierender Sichtweisen auf die Erzählungen zwischen Interviewten und Interviewenden. Die Wahrheitsansprüche an die eigene Lebensgeschichte befinden sich mitunter nicht im Einklang mit den aus ebendiesen mündlichen Quellen erstellten Bedeutungskonstruktionen von Wissenschaftler*innen.²

Borland illustriert diesen Interpretationskonflikt am Beispiel der Reaktionen ihrer Großmutter Beatrice Hanson auf einen von Borlands wissenschaftlichen Texten. Darin hatte diese ein lebensgeschichtliches Interview über das Leben von Beatrice als junge Frau in den 1930er-Jahren analysiert und interpretiert. Eine zentrale Stelle bildete die Erzählung über ein Pferderennen, zu dem die junge Frau ihren Vater begleitet hatte. Als es darum ging, im Wettbüro auf ein Pferd zu setzen, entwickelte sich ein Disput zwischen Tochter und Vater, bei dem Beatrice sich gegen den Vater durchsetzte und auf dem Pferd ihrer Wahl beharrte. Der Sieg des gesetzten Pferdes gab ihr schließlich recht. Borland interpretierte die Kontroverse mit dem Vater in einem feministischen Sinn, als „a fema-

-
- 1 Katherine Borland, „*That's Not What I Said*“. *Interpretive Conflict in Oral Narrative Research*, in: Sherna Berger Gluck/Daphne Patai (Hg.), *Women's Words. The Feminist Practice of Oral History*, New York/London 1991, 63–75. dass. auch in: Robert Perks/Alistair Thomson (Hg.), *The Oral History Reader*, London/New York 1998, 320–332. Der vorliegende Aufsatz basiert auf einem Vortrag auf der *International Oral History Conference* in Prag 2010, vgl. Martina Gugglberger, „Is this what you said“? – Interviewees' Reactions to Oral History-based Interpretation, in: Scientific Committee International Oral History Association (Hg.), *Between Past and Future: Oral History, Memory and Meaning*, Conference Proceedings, Prag 2010, 1–14.
 - 2 Vgl. Alexander von Plato, Janus als Zeuge? Zeitzeugen-Erinnerung und das Problem der „Verdrängung“, in: Horch und Guck – Zeitschrift der Gedenkstätte Museum in der „Runden Ecke“ Leipzig 2 (2006), 1–5.

le struggle for autonomy within a hostile male environment“.³ Beatrice Hanson, die interviewte Großmutter Borlands, war mit den Schlussfolgerungen ihrer Enkelin alles andere als einverstanden und verfasste ihrerseits eine 14-seitige Entgegnung. In diesem Brief formulierte sie den Vorwurf, dass die wissenschaftliche Interpretation ihre eigene Erzählung verzerrt und ihre Autorität als Erzählende untergraben hätte. Sie selbst lehnte jegliche Verbindung zu feministischen Anliegen ab und sah in der Episode primär ihren erstaunlichen Erfolg bei der Pferdewette illustriert. In den darauffolgenden Diskussionen mit ihrer Großmutter und Interviewpartnerin gewann Borland weitere Einblicke in deren Perspektive. Umgekehrt konnte sie Beatrice Hanson die wissenschaftliche Herangehensweise und nicht zuletzt die Bedeutung von feministischer Wissenschaft näherbringen. Diese weiterführende Auseinandersetzung bewirkte eine fruchtbare Revision ihrer wissenschaftlichen Lesart der Lebensgeschichte und ein tieferes Verständnis für ihre Interviewpartnerin als Person, wie sie im Fazit ihres Aufsatzes festhält.⁴

Meiner Ansicht nach sind die von Borland vor fast 30 Jahren geschilderten Probleme bis heute in der Methodendebatte der *Oral History* nicht hinreichend ausdiskutiert. Wer hat die Deutungshoheit über einen Text, eine mündliche Quelle? Wie können wissenschaftliche Ergebnisse in methodischer Hinsicht wieder zurück ‚ins Feld‘ gebracht werden? Müssen Interviewpartner*innen den Forschungsergebnissen zustimmen, um diese als ‚abgesichert‘ zu bezeichnen, wie es qualitative Forschungsstandards beispielsweise durch den methodischen Schritt der *Kommunikativen Validierung* vorsehen?⁵ Können Reaktionen und Einwände von Interviewten dazu beitragen, Interpretationsergebnisse zu nuancieren oder gar zu revidieren? Im folgenden Beitrag werde ich diesen Fragen nachgehen und am Beispiel eines von mir durchgeführten *Oral-History*-Projekts zu Lebensgeschichten von katholischen Missionarinnen in Südafrika die Möglichkeiten der Absicherung von Interpretationsergebnissen durch eine Rückführung ins Forschungsfeld diskutieren.

3 Vgl. Katherine Borland, „That’s Not What I Said“. Interpretative Conflict in Oral Narrative Research, in: Robert Perks/Alistair Thomson (Hg.), *The Oral History Reader*. 2. Aufl., London/New York 2006, 314.

4 Vgl. ebd., 319 f.

5 Durch weitere Gespräche mit den Interviewten soll bei der *Kommunikativen Validierung* der Versuch unternommen werden, Forschungsergebnisse rückzuvermitteln und dadurch Interpretationsergebnisse zu hinterfragen. Vgl. Eva Köckeis-Stangl, *Methoden der Sozialforschung*, in: Klaus Hurrelmann/Dieter Ulich (Hg.), *Handbuch der Sozialisationsforschung*, Weinheim/Basel 1980, 321–370; Siegfried Lamnek, *Qualitative Sozialforschung*, Bd. 1: Methodologie. 3. korr. Aufl., Weinheim 1995, 158–172; Werner Fuchs, *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*, Opladen 1984, 299–301.

ORAL HISTORY IM MISSIONSKLOSTER

Das hier dargestellte Projekt hatte zum Ziel, mittels lebensgeschichtlicher Interviews ein „Gruppenporträt“ von Missionarinnen des katholischen Missionsordens *Schwestern vom Kostbaren Blut* zu erstellen.⁶ Interviewt wurden Missionsschwestern deutscher und österreichischer Herkunft der Jahrgänge 1912 bis 1942, die nach Ende des Zweiten Weltkriegs in den 1885 gegründeten Missionsorden eingetreten waren und in den 1950er- und 1960er-Jahren nach Südafrika in den ‚Missionsdienst‘ kamen. Die Interviews wurden von September bis Dezember 2006 in der südafrikanischen Ordenszentrale in Mariannahill und im etwa zwei Autostunden entfernt gelegenen Altersheim des Ordens in Ixopo – beides Provinz KwaZulu-Natal – durchgeführt. Die Vorbereitung der Interviewphase in Südafrika erfolgte mit Unterstützung von Schwester Katharina, einer Ordensschwester, die mir bereits im Vorfeld bekannt war.⁷ Sie stammte aus dem Tiroler Dorf, in dem auch ich selbst aufgewachsen war. Über sie erhielt ich die Erlaubnis, Ordensmitglieder zu befragen und mich während des Forschungsaufenthalts innerhalb der Ordensgemeinschaft aufzuhalten. Als Kontaktperson übte Schwester Katharina ein Art *Gatekeeper*-Funktion aus, sie unterstützte das Projekt auf vielfältige Art und Weise, fühlte sich jedoch auch verantwortlich für das Ergebnis der Arbeit. Heikle Informationen wie interne Konflikte oder Spannungen zwischen europäischen und südafrikanischen Ordensmitgliedern sollten nur bedingt nach ‚außen‘ kolportiert werden.

Erzählte Erinnerungen sind beeinflusst vom sozialen Umfeld und unterliegen, speziell wenn Lebensgeschichten Außenstehenden erzählt werden, mitunter auch einer sozialen Kontrolle. Im Falle von Ordensfrauen ist es beispielsweise naheliegend, dass sie ihre Ordensgemeinschaft möglichst positiv darstellen, um ein dementsprechendes Außenbild nicht zu gefährden.⁸ Das Zusammenleben in einer Kongregation wie den *Schwestern vom Kostbaren Blut* ist durch Ordensregeln und regulierte Tagesabläufe bestimmt. Längere Besuche von externen Personen sind eine Seltenheit, dementsprechend exponiert war ich als Forscherin, vor allem während meines Forschungsaufenthalts im Altersheim in Ixopo, wo ich besonders unmittelbar in das Alltagsleben der Gemeinschaft eingebunden war. Ich nahm die Mahlzeiten gemeinsam mit den Ordensmitgliedern ein, spielte am Abend gelegentlich mit einigen von ihnen Karten, nahm an religiösen Feierlichkeiten

6 Das Projekt war Basis meiner Dissertation vgl. Martina Gugglberger, *Reguliertes Abenteuer. Missionarinnen in Südafrika nach 1945*, Wien/Köln/Weimar 2014.

7 Die Namen der Interviewpartnerinnen wurden anonymisiert.

8 Vgl. Gabriele Rosenthal (Hg.), *Wie erzählen Menschen ihre Lebensgeschichte? Hermeneutische Fallrekonstruktion distinkter Typen*, unveröffentlichter Forschungsbericht, Bielefeld 1989, 23; Hanna Beneker/Ute Driever, *Die erzählte Lebensgeschichte von Ordensschwwestern*, in: ebd., 81–113.



Abendliche Kartenrunde mit Missionsschwestern im *Sacred Heart Home*, Ixopo 2006.

ten teil und unternahm Wochenendausflüge mit einigen Schwestern. Dabei entstand ein ambivalentes Oszillieren zwischen einer gewissen Nähe und einer großen Distanz, die sich nicht nur durch meine zivile Kleidung deutlich zeigte. Die Interviews, die während meines Aufenthalts im Umfeld des *Sacred Heart Home* in Ixopo stattfanden, verstärkten diese Ambivalenz. Während nach den meisten Interviews eine größere Vertrauensbasis mit den interviewten Missionsschwestern bemerkbar war, nährten meine Fragen bei einigen Ordensangehörigen aber auch Misstrauen gegenüber dieser Art von ‚Investigation‘ von ‚außen‘. Sowohl die Ordens- als auch die Missionsgeschichtsschreibung erfolgte über weite Strecken aus einer internen innerkatholischen Perspektive.⁹ Wissenschaftliche Arbeiten zur Missionsgeschichte der letzten Jahre hingegen unterstrichen aus einer kritischen postkolonialen Perspektive die Verstrickung von Kolonialismus und christlicher Mission.¹⁰ Die Angst vor möglicher Kritik an der Praxis des hegemonialen Kultur- und Religionstransfers im Zuge der christlichen Missionsunternehmungen, aber auch die Sorge um Falschinterpretationen des monastischen Lebens und ein sich daraus ergebendes schlechtes Image in der Öffentlichkeit können Gründe für die bemerkbare Skepsis einiger Ordensangehöriger gegenüber dem Interviewprojekt gewesen sein. Trotz dieser Vorbehalte von Seiten einiger Missionsschwestern verliefen die Interviews mehrheitlich erstaunlich offen und teilweise auch kritisch gegenüber den Strukturen und Hierar-

9 Vgl. Annette Buschgerd, *Heilig Blut. Geschichte des internationalen Mutterhauses der Missionsschwestern vom Kostbaren Blut*, Rom 1994.

10 Vgl. Horst Gründer, *Christliche Heilsbotschaft und weltliche Macht. Studien zum Verhältnis von Mission und Kolonialismus. Gesammelte Aufsätze*, Münster 2004, 7–19.

chien des Ordens. Obwohl der Großteil der Interviewten eine Anonymisierung wünschte, stimmten alle einer Veröffentlichung der Ergebnisse zu.

INTERPRETATION VON LEBENSGESCHICHTEN DEUTSCHSPRACHIGER MISSIONSSCHWESTERN IN SÜDAFRIKA

Methodisch angelehnt an die *Grounded Theory* sowie an die *Dichte Beschreibung* sollten Handlungsmotive und persönliche Hintergründe der Interviewpartnerinnen eruiert werden.¹¹ Zentrales Ziel des Projektes war außerdem die Analyse von wiederkehrenden Narrativen der Lebensgeschichten. Daraus resultierte schließlich ein „Gruppenporträt“ dieser „letzten Generation europäischer Missionarinnen“, das auch individuelle Erfahrungen berücksichtigte.

Raumtheoretische Debatten des *Spatial Turn* in den Sozialwissenschaften inspirierten zudem eine „räumliche Lesart“ der Interviews: Soziale Räume, ihre Regeln und ihre geografischen Dimensionen prägten das Leben der befragten Missionarinnen in einem hohen Maß.¹² Ortswechsel bildeten dabei im Sinne von veränderten physischen Aufenthaltsorten, aber auch im Sinne des Eintritts in neue soziale Gefüge, markante Eckpunkte in den Selbstpräsentationen. Drei soziale ‚Haupträume‘ ließen sich so aus den Erzählungen kategorisieren: der ‚Herkunftsraum‘, der ‚Klosterraum‘ und der ‚Missionsraum‘.¹³ Die lebensgeschichtlichen Erzählungen über den ‚Herkunftsraum‘ thematisierten die Kindheit und Jugend der Interviewpartnerinnen. Im Zentrum der Erzählungen stand somit jener Lebensabschnitt, in dem die Entscheidung getroffen wurde, in eine Ordensgemeinschaft einzutreten. Verlust- und Destabilisierungserfahrungen durch Kriegserlebnisse und familiäre Notsituationen prägten die Erzählungen über Kindheit und Jugend der Frauen: Über ein Drittel der interviewten Frauen waren Halbwaisen. In den Erzählungen spielte die Familie als Ort gelebter religiöser Einstellung und Praxis eine wichtige Rolle. Von den Interviewpartnerinnen hatten viele zur Zeit ihrer Kindheit und Jugend im engeren Umfeld der Herkunftsfamilie weitere Verwandte, die als Ordensangehörige

11 Vgl. Anselm Strauss/Juliet Corbin, *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*, Weinheim 1996; Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a.M. 1983, 7–43.

12 Zur Debatte um Raum und Mission vgl. Martina Gugglberger/Christine Egger (Hg.), *Missionsräume*, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (OeZG) 24/2 (2013), 5–20; Rebekka Habermas/Richard Hölzl (Hg.), *Mission global. Eine Verflechtungsgeschichte seit dem 19. Jahrhundert*, Köln/Weimar/Wien 2014.

13 Vgl. Martina Gugglberger, *Abenteuer Mission. Lebensgeschichten von Missionarinnen als Beitrag zur expatriate-Forschung*, in: OeZG 24/2 (2013), 139–158.

oder Priester lebten. Der Großteil der Missionarinnen, mit denen Interviews geführt wurden, stammte aus kinderreichen Familien und einem ländlich-bäuerlichen Milieu. In der Nachkriegszeit war dieses Milieu durch einen beschränkten Bildungszugang, geringe Mobilität und hemmende Geschlechterstereotype geprägt. Die katholische Kirche mit ihren Einrichtungen und Angeboten der dörflichen Pfarrgemeinden und Jugendorganisationen wurde von den Erzählerinnen als wichtiges soziales Umfeld und oft als Gegenpol zur beengten und beschränkenden Lebenswelt der Herkunftsfamilie beschrieben. Die katholische Missionsidee spielte hier oft schon früh eine Rolle. Für die Meinungsbildung der jungen Frauen maßgeblich waren vor allem einschlägige Missionsperiodika, die in katholischen Haushalten der Nachkriegsjahrzehnte weit verbreitet waren. Sie waren mittels Annoncen und Aufrufen für den Eintritt in den ‚Missionsdienst‘. Das dadurch evozierte Bild von Afrika als exotischem Sehnsuchtsraum, kombiniert mit der Möglichkeit, im Dienste der katholischen Glaubenslehre zu leben und zu helfen, machte die Aussicht auf ein Leben in der Mission zu einem zentralen Beweggrund für den Klostereintritt. Ausschlaggebend für die konkrete Entscheidung waren aber schließlich sehr persönliche und spirituelle ‚Berufungserlebnisse‘.

Als weiterer ‚Raum‘ wurde in den Erzählungen der Missionarinnen das regulierte Gefüge der Klostergemeinschaft thematisiert. Die Erzählungen zum ‚Klosterraum‘ reichten von den Hürden und Überwindungen, die die Anpassung an Klosterregeln und die Annahme einer neuen klösterlichen Identität mit sich brachten, bis zur oft lang ersehnten Aussendung in die Mission. Die Ausbildung zur Ordensfrau erfolgte schrittweise und endete mit dem Ablegen der ‚ewigen Gelübde‘, frühestens nach fünf Jahren Aufenthalt im Kloster. Daneben absolvierten die Ordensschwestern Schul- bzw. Berufsausbildungen oder waren innerhalb und außerhalb des Klosters beruflich tätig. Zentral für diesen Erzählabschnitt erscheint vor allem jener Moment, in dem den Frauen ‚Flügel gewachsen‘ waren. Mit dieser Metapher wurde die Nachricht von der bevorstehenden Aussendung in die Mission umschrieben, ein Moment, der den Sehnsuchtsraum, den Ausbruch und das ‚Abenteuerliche‘ in den Fokus der Erzählung rückte.

Die Ausreise nach Südafrika erfolgte über das europäische Mutterhaus *Heilig Blut* bei Aarle-Rixtel in den Niederlanden, wo bis 1967 die Generalleitung ihren Sitz hatte und Visa sowie Reisetickets organisiert wurden. Die Genehmigung der Einreise nach Südafrika für katholische Ordensangehörige war vielfach ein langwieriger Prozess, wodurch sich der tatsächliche Reiseaufbruch mitunter monatelang verzögerte. Diese Wartezeit bildete in den Erzählungen ein retardierendes Moment, bevor die Flug- bzw. Schiffsreise schließlich durchgängig als Aufbruch und Abenteuer erzählt wurden.

Als dritter Raum ließ sich aus den Erzählungen der ‚Missionsraum‘ konstruieren, der geografisch und sozial in Südafrika angesiedelt war. Nach der Ankunft in Mariannhill sah die Realität für jede Missionsschwester anders aus. Die Erzählungen dazu waren

dominiert von Schwierigkeiten, Hürden und Zweifeln sowie von Strategien zu deren Überwindung. Ungenügende Vorbereitung auf die klimatischen und kulturellen Bedingungen des Landes, aber auch mangelnde Sprachkenntnisse und falsche Vorstellungen bildeten in den Erzählungen einen Kontrapunkt zu den beruflichen und missionarischen ‚Erfolgsgeschichten‘. Diese bezogen sich auf Aus- und Weiterbildungen sowie auf vielfältige Tätigkeitsbereiche als Lehrerinnen, Krankenschwestern, Hebammen, Köchinnen, Textilkünstlerinnen oder Buchhalterinnen. Als ebenso unterschiedlich wie die Erfahrungen im täglichen ‚Missionseinsatz‘ stellten sich die Auseinandersetzungen und direkten Erfahrungen mit Südafrika und der Apartheidspolitik dar. Ein wesentliches Erinnerungsmoment in den Erzählungen bildeten die ersten demokratischen Wahlen im Jahr 1994, bei denen Nelson Mandela zum Präsidenten der Republik Südafrika gewählt worden war.

ZENTRALE NARRATIVE UND LESARTEN

Die Lebensgeschichten der Missionarinnen und deren zentrale Narrative wurden von mir als Erzählungen eines ‚regulierten Abenteuers‘ interpretiert. Das Verlassen des ‚Herkunftsraumes‘, respektive des familiären Umfelds, zuerst beim Eintreten in den Orden und später durch die Abreise in die unbekannte Umgebung des Missionsraumes, bedeutete eine markante Zäsur in den Selbstpräsentationen. Der Ausbruch aus dem gewohnten sozialen Raum erfolgte jedoch immer innerhalb von strikten Regeln und Hierarchien, die durch die Institution eines katholischen Missionsordens vorgegeben waren. Diese Begrenzungen wurden von einigen Interviewpartnerinnen als restriktiv empfunden und liefen teilweise den individuellen Bedürfnissen der Frauen zuwider.

Die Erzählungen wurden außerdem als ‚Karriere- und Bildungsgeschichten‘ analysiert. Mit dem Ordenseintritt wurden einigen Frauen Berufsausbildungen oder weiterführende Studien ermöglicht. In der Folge bekleideten die Ordensschwwestern berufliche Positionen in Krankenhäusern, Schulen, Werkstätten oder in der ordensinternen Verwaltung, manchen wurden Führungsaufgaben übertragen. Die Erfahrungen, Probleme sowie Erfolgserlebnisse in diesen beruflichen Tätigkeiten hatten einen zentralen Stellenwert in den Lebensgeschichten.

RÜCKFÜHRUNG DER ERGEBNISSE

Nach den Erfahrungen während der Interviewphase war es mir ein Anliegen, dem Wunsch der Interviewpartnerinnen nachzukommen, das Endergebnis des Projektes übermittelt

zu bekommen. Nach der Fertigstellung des Manuskripts wurden Kopien an die beiden Standorte nach Südafrika geschickt. Daraufhin erhielt ich drei Briefantworten mit grundsätzlich positiven und zustimmenden Rückmeldungen. Eine Briefschreiberin legte eine minutiöse Liste mit Tippfehlern bei, eine andere zeigte sich stolz darauf, in einem Buch Erwähnung zu finden: „Ich habe drei Stunden lang in Ihrer Arbeit gelesen und viele Interviewstellen von mir entdeckt. Da bin ich ja fast beschämt, das habe ich nicht erwartet. Aber es ist wie es ist und ich bin jetzt in einem Buch verewigt. Danke schön!“¹⁴

Ein zweiter Forschungsaufenthalt in Südafrika, im Dezember 2009, sollte dazu dienen, im Sinne einer *Kommunikativen Validierung* zu prüfen, welche Reaktionen die Analyse und Interpretation der Interviews hervorbrachten bzw. ob diese weiterführende Perspektiven auf das Ergebnis lieferten, wie es der methodische Schritt der *Kommunikativen Validierung* vorsieht.¹⁵

Nach meiner Ankunft zeigte sich, dass nur ein kleiner Teil der 23 Interviewten das Manuskript tatsächlich in seiner Gesamtheit gelesen hatte. Die meisten hatten lediglich jene Passagen nachgeschlagen, in denen sie selbst zitiert wurden. Einige hatten nur einen kurzen Blick in den Text geworfen oder wussten nur vom Hörensagen über den Inhalt Bescheid. Nach den Konfrontationen und skeptischen Reaktionen in der Interviewphase war ich zuerst irritiert über das scheinbare Desinteresse am Endergebnis der Studie. Nach einigen Gesprächen kam ich jedoch zu dem Schluss, dass es die Form des wissenschaftlichen Manuskripts war, die für meine Interviewpartnerinnen eine Einstiegshürde bedeutete. Für nicht akademisch geschulte Personen ist eine 250-seitige wissenschaftliche Arbeit mit vorangestelltem Methoden- und Theorieteil eine herausfordernde Lektüre. Der Analyseteil konfrontierte die Interviewpartnerinnen zudem damit, dass ihre eigenen Aussagen auf einer Meta-Ebene gerahmt durch abstrakte Diskurse und Kontexte dargestellt waren, mitunter in einer wissenschaftlichen Sprache, die abgehoben und schwer verständlich wirkt. Im eingangs zitierten Beispiel von Katherine Borland war deren Großmutter Beatrice Hanson „quite capable of reading, responding to, and resisting“.¹⁶ Sie stammte aus der amerikanischen Mittelschicht und verfügte über die Möglichkeiten, sich argumentativ in einem langen Text mit dem Artikel ihrer Enkelin auseinanderzusetzen. Von den von mir interviewten Missionarinnen hatten nur wenige eine höhere Ausbildung absolviert. Die allermeisten hatten neben der Grundschulausbildung bestenfalls tätigkeitsbezogene Zertifikate erworben und keinerlei Erfahrung im Umgang mit wissenschaftlichen Texten. So gesehen ist eine generelle Frage an eine *Kommunikative Validierung* im Zusammenhang mit *Oral-History*-Projekten in erster Linie

14 Brief an die Autorin von Sr. Henrietta (Jg. 1921), 6.5.2009.

15 Vgl. Köckeis-Stangl, Methoden.

16 Borland, Conflict, 2006, 317.

die, wie wissenschaftliche Texte und deren Inhalte an Personen vermittelt werden können, denen der Zugang und die Muße zu einer derartigen Lektüre fehlt. In mehreren Einzelgesprächen mit Interviewpartnerinnen, die das Manuskript tatsächlich gelesen hatten, erhielt ich Rückmeldungen. In erster Linie zeigten sich die Interviewten irritiert davon, ihre eigenen Aussagen und Erzählungen als transkribierte Zitate zu lesen. Es bestand Unzufriedenheit mit der eigenen Ausdrucksweise in der gesprochenen Sprache und der einhellige Wunsch, die gesprochene Sprache stärker ediert und korrigiert zu wissen. Andere Kommentare bezogen sich auf die gewählten Pseudonyme, die gemeinsam mit den Interviewpartnerinnen nach den Interviews sehr sorgfältig ausgewählt worden waren. Ordensfrauen erhalten mit der Aufnahme in die Ordensgemeinschaft mit dem Ordensnamen eine völlig neue Namensidentität. In den 1950er- und 1960er-Jahren wurden diese Ordensnamen größtenteils fremdbestimmt und nicht immer im Einklang mit den Vorstellungen der jeweiligen Ordensfrau vergeben. Dementsprechend wichtig war mir ein behutsamer Umgang mit den Pseudonymen, der den Interviewpartnerinnen nicht noch einmal das Gefühl eines aufgestülpten Namens vermitteln sollte. Diese Vorgangsweise fand, wie sich bei der Rückkehr ins Forschungsfeld zeigte, große Akzeptanz und führte sogar zu einer gewissen Identifikation mit den Pseudonymen. Insgesamt fühlten sich die meisten, ähnlich der bereits zitierten Briefantwort, geehrt, als Person und als historisches Subjekt Gegenstand eines Buches zu sein. Insofern schien gelungen, was Kathleen Blee als zentrales Ziel von *Oral-History*-Projekten bezeichnet, nämlich mit Respekt auf gleicher Augenhöhe jenen eine Stimme zu verleihen, die als „gewöhnliche Leute“ nicht primär Subjekt historiografischer Auseinandersetzungen sind.¹⁷

Trotz der überwiegenden Zustimmung zum Ergebnis des Projekts erfuhr ich in Gesprächen auch von einer kontroversen Debatte innerhalb der Gemeinschaft, die mein Manuskript ausgelöst hatte. Ausgangspunkt dafür waren Interviewpassagen einer Missionarin, die besonders offen und auch kritisch ihre Lebensgeschichte erzählt hatte. Sie äußerte sich beispielsweise kritisch über die vormalig übliche Praxis der Selbstanklage, bei der Schwestern Verstöße gegen die Ordensregeln vor der versammelten Gemeinschaft eingestehen mussten. Diese klösterliche Praxis war gemeinsam mit anderen Formen der Bestrafung vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) Usus, um eine vollkommene Unterwerfung unter die Regeln der Ordensgemeinschaft zu erzielen.¹⁸ Erst das Konzil brachte eine tiefgreifende Reform für Ordensgemeinschaften und deren Regeln, erniedrigende Strafpraktiken wurden im Laufe der 1960er-Jahre in den meisten Fällen

17 Vgl. Kathleen Blee, *Evidence, Empathy and Ethics. Lessons from oral histories of the Klan*, in: Perks/Thomson, Reader, 2006, 322 f.

18 Vgl. Gertrud Hüwelmeier, *Närrinnen Gottes. Lebenswelten von Ordensfrauen*, Münster u.a. 2004, 22–26.

abgeschafft.¹⁹ Kritik an klösterlichen Praktiken wurde vor allem von der älteren Generation der Ordensschwwestern dennoch weiterhin als ungehorsames Verhalten gewertet und entsprechend stigmatisiert. Die offene Erzählweise von Schwester Henrietta hatte bei manchen Mitschwestern dementsprechend zu Missbilligungen geführt und zudem generelle Diskussionen über die Weitergabe von ordensinternen Erfahrungen an eine externe Öffentlichkeit aufgebracht.

GRUPPENDISKUSSION

Neben den Einzelgesprächen sollte in einer Gruppendiskussion die erwähnte Interpretation der Lebensgeschichten als Abenteuer- und Karrieregeschichten sowie die räumliche Strukturierung debattiert werden.²⁰ Dazu eingeladen waren fünf Interviewpartnerinnen, die das Manuskript gelesen, aber bis dahin keine Rückmeldung gegeben hatten. Während des zweistündigen Gesprächs, das in Mariannahill stattfand, blieben die Interviewpartnerinnen nur sehr kurz beim eigentlichen ‚Thema‘, indem sie meine Interpretationen mit ihren persönlichen Sichtweisen auf ihre Lebensgeschichten verglichen. Anstatt eines ‚regulierten Abenteurers‘ benutzte beispielsweise Schwester Maria-Ruth den Begriff der ‚Heilsgeschichte‘ für ihre eigene Geschichte; eine andere betrachtete das *Oral-History*-Interview als Möglichkeit, ihr vom christlichen Glauben bestimmtes Leben an eine Öffentlichkeit außerhalb des Klosters zu vermitteln.

Bald wechselten die Interviewpartnerinnen die Rollen und begannen ihrerseits Fragen an mich zu stellen; sie fragten nach den Spielregeln des wissenschaftlichen Arbeitens, über die Universität als Arbeitsplatz und generell, was es bedeutet, wissenschaftlich mit Lebensgeschichten umzugehen. Auch der weitere Verlauf der Diskussion führte, trotz Versuchen meinerseits, das Gespräch auf das Manuskript zurückzulenken, in unerwartete Richtungen. Die Ordensschwwestern zeigten sich sehr besorgt um die Zukunft ihres Missionsordens und wünschten sich von mir, die ich im Laufe der Arbeit so viel Einblick gewonnen hätte, eine externe Einschätzung der institutionellen Lage. In meiner Studie hatte ich die interviewten Frauen als „letzte Generation“ von europäischen Missionarinnen bezeichnet. Seit den 1980er-Jahren leidet die Kongregation der *Schwwestern vom Kostbaren Blut*, wie andere katholische Orden in Europa, unter einem massiven Nachwuchsmangel. Zu Beginn konnte dieser durch einen regen Zulauf an Novizinnen aus der lokalen afrikanischen Bevölkerung kompensiert werden. Seit 1962 werden afrikanische

¹⁹ Ebd., 209 f.

²⁰ Zur Methodik von Gruppeninterviews vgl. Jan Kruse, *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz*. 2. Aufl., Weinheim/Basel 2015, 186–202.

Ordensmitglieder in den europäischen Orden vollwertig integriert, was bis in die 1990er-Jahre einen regen Zulauf an südafrikanischen Novizinnen zur Folge hatte. Seither lässt sich auch für afrikanische Länder ein bedeutender Rückgang an Ordenseintritten feststellen. Aus diesem Rückgang resultierte im Fall der *Schwestern vom Kostbaren Blut* ein zunehmender Personalmangel in den verschiedenen Einrichtungen des Ordens. Zahlreiche kleinere Missionsstationen mussten deshalb aufgegeben, Schulen und Ordenskrankenhäuser in die staatliche Verantwortung übergeben werden. Das Ausbleiben und die Überalterung von Missionarinnen aus Europa bewirkten zudem, dass viele Führungspositionen mittlerweile von südafrikanischen Ordensschwestern übernommen wurden. Die Teilnehmerinnen der Gruppendiskussion brachten ihre Besorgnis über die möglichen zukünftigen Entwicklungen in der ‚Missionsarbeit‘ und die anhaltenden Veränderungen im Gemeinschaftsleben der Kongregation zum Ausdruck. Die Bedeutung von afrikanischen Einflüssen auf kirchliche Rituale und das Ordensleben nahm in den letzten Jahren zu. Die Interviewpartnerinnen diskutierten darüber, dass für südafrikanische Mitschwestern ein Einsatz in einem anderen afrikanischen Land wie Simbabwe, Tansania oder dem Kongo keine gewichtige Bedeutung für deren Missionsverständnis hätte. In ihren eigenen Lebensgeschichten hingegen sei der Moment des Aufbruchs nach Südafrika und der damit verbundene Abschied aus Europa und von den Angehörigen als Opfer verstanden worden und zentraler Aspekt ihres Einsatzes für die christliche Mission gewesen. Die Diskussion endete schließlich mit einem Austausch darüber, wie die interviewten Frauen das *Oral-History-Interview* erlebt hatten und was es in ihnen ausgelöst hatte. Für alle beteiligten Missionarinnen war es eine Ersterfahrung gewesen, mit einer ordensfremden Person in dieser Ausführlichkeit über ihre Lebensgeschichten zu sprechen.

FAZIT

Im Vorfeld dieses zweiten Aufenthaltes im Forschungsfeld hatte ich mit wesentlich kontroverseren Diskussionen zu den Ergebnissen meines Projekts gerechnet. Meine eigene Auseinandersetzung mit methodischen Fragen, aber auch die Erfahrungen in der Interviewphase beeinflussten diese Erwartungshaltung. Die Reaktionen der Interviewpartnerinnen und die Auswahl der Themen in der Gruppendiskussion überraschten mich, bestätigten jedoch den Wert einer Rückführung der Ergebnisse zu den interviewten Personen. Erstens ergab dieser Schritt für die Interviewpartnerinnen generell die Möglichkeit, auf das Gelesene zu reagieren, sei es in Form eines Kommentars, sei es als Kritik oder einfach, um Fragen zu stellen. Zweitens ermöglichte der weiterführende Austausch mit den Zeitzeuginnen weitere Perspektiven und zusätzliche Anmerkungen, die in die

spätere Publikation der Forschungsergebnisse einfließen konnten. Das Ziel einer derartigen *Kommunikativen Validierung* kann nicht ein gegenseitiges Einverständnis über die Ergebnisse sein, sondern dieses Vorgehen muss vielmehr als Gelegenheit betrachtet werden, unterschiedliche Standpunkte zu äußern und zu diskutieren. Drittens trugen die Gespräche und Diskussionen zu einem tieferen Verständnis der Interviewpartnerinnen bei.²¹ Im Falle des skizzierten Forschungsprojekts ergab sich aus diesem methodischen Schritt die Motivation, in der Folge auch die Lebensgeschichten von südafrikanischen Ordensschwwestern zu erheben, um ein kompletteres Bild des andauernden Wandels innerhalb der Kongregation zu erhalten. Die Möglichkeiten und Grenzen einer Rückvermittlung der Forschungsergebnisse an Interviewte und einer damit einhergehenden *Kommunikativen Validierung* hängen vom jeweiligen Forschungsprojekt ab. Eine weiterführende Diskussion dieses Methodenschrittes in der *Oral History* halte ich dennoch für gewinnbringend.

21 Vgl. Borland, Conflict, 2006, 318 f.

BANDBREITEN DER ERINNERUNG

LEBENSGESCHICHTEN IM FORSCHUNGS- UND AUSSTELLUNGSPROJEKT *LOST IN ADMINISTRATION/SCHWARZÖSTERREICH*

In einer kleinen Gemeinde im Umland der Stadt Salzburg befindet sich eine ehemalige Mühle, die heute als Freizeitheim genützt wird. Das von Wäldern umgebene Gebäude wurde Ende der 1950er-Jahre unter Leitung eines ‚weißen‘ österreichisch-amerikanischen Missionars-Ehepaars zu einem Heim umgebaut,¹ in dem mehrere Jahre lang zehn Kinder ‚schwarzer‘ US-amerikanischer Besatzungssoldaten und österreichischer Frauen untergebracht waren. Heute weist dort vor Ort so gut wie nichts mehr auf diese Phase der Nutzung hin. Die Erinnerung an Freundschaften, Affären und (Liebes-)Beziehungen zwischen einheimischen Frauen und alliierten Besatzungssoldaten sowie an die daraus hervorgegangenen Kinder ist aus dem kollektiven Gedächtnis verschwunden. Erst ab Mitte der 1990er-Jahre gibt es Versuche, meist im Rahmen frauengeschichtlicher Forschungskontexte, sie wieder ans Tageslicht zu fördern.² Auch die Erinnerung an die

- 1 ‚Schwarz‘ und ‚Weiß‘ werden im vorliegenden Beitrag nicht bloß als Beschreibungen der Hautfarbe, sondern als politische Kategorien verstanden. Durch das Verwenden von Anführungszeichen soll kenntlich gemacht werden, dass es sich bei den beiden Wörtern nicht um ‚natürliche‘ Eigenschaften, sondern eben vielmehr um soziale Konstrukte handelt. Deren spezifische Zuschreibungen sowie konkrete Auswirkungen in der gesellschaftlichen Realität müssen hinterfragt und mitbedacht werden.
- 2 Für die ehemalige amerikanische Besatzungszone spielen speziell die Arbeiten der Salzburger Historikerin Ingrid Bauer eine wichtige Rolle: Ingrid Bauer, *Welcome Ami Go Home. Die amerikanische Besatzung in Salzburg 1945–1955. Erinnerungslandschaften aus einem Oral-History-Projekt*, Salzburg/München 1998; dies., „Leiblicher Vater: Amerikaner (Neger)“. *Besatzungskinder österreichisch-afroamerikanischer Herkunft*, in: Helmuth A. Niederle/Ulrike Davis-Sulikowski/Thomas Fillitz (Hg.), *Früchte der Zeit. Afrika, Diaspora, Literatur und Migration*, Wien 2001, 49–67; dies./Renate Huber, *Sexual Encounters across (Former) Enemy Lines*, in: Günter Bischof/Anton Pelinka/Dagmar Herzog (Hg.), *Sexuality in Austria*, New Brunswick/London 2007, 65–101; dies., „Ich bin stolz, ein Besatzungskind zu sein.“ *Zeitgeschichtliche Forschungen als Impulse für Empowerment? Befunde mit Blick auf die einstige US-Zone in Österreich*, in: Barbara Stelzl-Marx/Silke Satjukow (Hg.), *Besatzungskinder. Die Nachkommen*



Joe und die zehn Kinder des *World-Mission*-Heims, Salzburg 1960 (1. Reihe v.l.n.r.: Edi, Wilma, Fritz, Pete, Betty; 2. Reihe v.l.n.r.: Gerry, Joe, Evelyn, Joe, Peggy, Robert)

Lebensgeschichten der zehn oben genannten Kinder des Salzburger Heims lässt sich nur durch Recherchen bei einzelnen Bewohner*innen, auf Fotos im Schulmuseum der besagten Gemeinde sowie auf Bildern des Autors und Fotografen Johannes Barth (1931–2009), dessen Nachlass sich heute im *Salzburger Landesarchiv* befindet, freilegen. Der Nachlass

allierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Wien/Köln/Weimar 2015, 183–206.

stellte einen wesentlichen Bezugspunkt für die Recherchen im Forschungsprojekt *Lost in Administration* dar, in dessen Rahmen u.a. auch die Geschichte der zehn Kinder ‚wiederentdeckt‘ wurde.

Dem von Albert Lichtblau unterstützten Projektteam gelang es im Laufe der Recherchen, sowohl sechs der zehn Kinder als auch deren Adoptiveltern in den USA ausfindig zu machen und zu interviewen. Die dabei entstandenen Zeugnisse wurden wichtiger Bestandteil des aus *Lost in Administration* hervorgegangenen Ausstellungsprojekts *SchwarzÖsterreich*.

LOST IN ADMINISTRATION/SCHWARZÖSTERREICH

Die Arbeiten am Forschungsprojekt *Lost in Administration* begannen nach einer Finanzierungszusage durch den *Zukunftsfonds der Republik Österreich* im Frühjahr 2013 und waren ursprünglich für einen Zeitraum von 15 Monaten angesetzt.³ Das Projekt war am *Zentrum für Jüdische Kulturgeschichte* an der Universität Salzburg angesiedelt und verfolgte das Ziel, die Geschichte jener Personen, die zwischen 1945 und 1956 als Kinder afroamerikanischer US-Soldaten und österreichischer Frauen geboren wurden, unter zwei Aspekten aufzuarbeiten: Einerseits sollte durch Quellenrecherchen in österreichischen und US-amerikanischen Archiven die ursprüngliche Zahl der Kinder festgestellt und der Umgang heimischer und amerikanischer Behörden und Institutionen mit ihnen rekonstruiert werden. Andererseits sollten narrativ-biografische (Video-)Interviews den vielschichtigen Verlauf der individuellen Lebensgeschichten dieser Sondergruppe unter den sogenannten Besatzungskindern dokumentieren. Die zum damaligen Zeitpunkt nur in Ansätzen vorhandene Forschung zum Thema stellte das Projektteam vor besondere Herausforderungen:⁴ Um zu verstehen, wie die österreichischen Behörden in der Nachkriegszeit mit ‚schwarzen‘ Kindern verfahren, musste zunächst recherchiert werden, welche Ämter und Institutionen für sie zuständig waren und auf welche Art und Weise sie auf den Lebensweg der Kinder Einfluss nahmen. Das machte nicht nur eine Auseinandersetzung mit dem österreichischen Fürsorgesystem der Nachkriegszeit und der damit zusammenhängenden Gesetzgebung notwendig, sondern es musste im Konkreten auch eruiert werden, in welchen Archivbeständen sich Spuren der Kinder bzw. von Debatten

3 In den Arbeiten am hier skizzierten Forschungsprojekt wurden die Autoren des vorliegenden Beitrags in verschiedenen Projektphasen von unterschiedlichen Personen unterstützt. Unser besonderer Dank gilt in diesem Zusammenhang Marion Krammer und Vanessa Spanbauer, die das Projekt in der Anfangs- bzw. Endphase stark mittrugen.

4 Als die Mitarbeiter*innen von *Lost in Administration* mit der Arbeit am Forschungsprojekt begannen, gab es nur einen Beitrag zu dem Thema: Bauer, Vater.

über sie befinden könnten. Da ein großer Teil der relevanten Fürsorgebestände nach wie vor unter die Archivschutzfrist fiel, waren eine Beurteilung durch die österreichische Datenschutzkommission und aufwändige Sondergenehmigungen notwendig, die Albert Lichtblau 2014 für das Projekt erhielt.⁵ Relevante Bestände fanden sich im *Salzburger Landesarchiv*, im *Salzburger Stadtarchiv*, im *Oberösterreichischen Landesarchiv*, im *Archiv der Stadt Linz*, im *Wiener Stadt- und Landesarchiv*, im *Österreichischen Staatsarchiv* und im *Referat für Adoptiv- und Pflegekinder* der MA 11 in Wien. Alle genannten Archive befinden sich in Bundesländern, die zur ehemaligen amerikanischen Besatzungszone gehörten. Dort wurden stichprobenmäßig Bestände wie Mündel-, Pflugschafts- und Adoptionsakten sowie Unterlagen zu Diskussionen zur Fürsorgepolitik nach Spuren des Umgangs von Politik und Fürsorge mit der zu beforschenden Personengruppe durchsucht. Wo vorhanden, wurden auch Recherchen in Foto- und Zeitungssammlungen durchgeführt. Recherchen in amerikanischen Archiven wie der *National Archives and Records Administration* in Washington, D.C., der *Library of Congress* und den *Social Welfare History Archives* der *University of Minnesota* ermöglichten dem Projektteam darüber hinausgehend, auch die US-amerikanische Seite der Thematik zu beleuchten.

Eine große Herausforderung stellte die Suche nach potenziellen Interviewpartner*innen dar: Da sich österreichische Kinder ‚schwarzer‘ GIs zum damaligen Zeitpunkt noch nicht in Betroffenengruppen zusammengefunden hatten, beschloss das Projektteam, mittels medialer Unterstützung nach ihnen zu suchen. Im Sommer 2013 gelang es, Projektbeschreibungen, Aufrufe und Artikel u.a. in *Die Presse*, *Der Standard*, *Kronen Zeitung*, *Salzburger Nachrichten* und *ORF Science* unterzubringen. In der Folge meldeten sich zahlreiche Nachkommen ‚schwarzer‘ GIs beim Projektteam, von denen sich viele Unterstützung bei der Suche nach ihren unbekanntem Vätern bzw. Geschwistern (die über Auslandsadoptionen in die USA gelangt waren) erhofften. 18 von ihnen, sechs Männer und zwölf Frauen, erklärten sich dazu bereit, mit Projektmitarbeiter*innen über ihre Lebensgeschichten zu sprechen und sich interviewen zu lassen. In Vorgesprächen stellte sich schnell heraus, dass als Themen familiäre und gesellschaftliche Ausgrenzung, Rassismus und Diskriminierung, die Suche nach dem leiblichen Vater und nach zur Adoption freigegebenen Geschwistern im Vordergrund standen. Ebenso ging es um das bei den Interviewten häufig vorhandene Gefühl eines Einzelschicksals, das Fehlen ‚schwarzer‘ Vorbilder im Österreich der 1950er- und 1960er-Jahre und den Umstand, in meist ‚weißen‘ Adoptiv- und Pflegefamilien gelebt zu haben. Basierend auf diesen Gesprächen wurde mit Unterstützung von Albert Lichtblau ein Leitfaden für die folgenden biografisch-narrativen Interviews entwickelt. Alberts Hilfe ging jedoch weit darüber hinaus und umfass-

5 An dieser Stelle möchten die Autoren Ingrid Bauer danken, die dem Projektteam dabei behilflich war, in Salzburger Archiven Aktenzugang zu erhalten.

te organisatorische, praktische und zwischenmenschliche Aspekte, ja sogar die Zurverfügungstellung seiner Wohnung für die Recherchezeiten in Salzburg. Das Projekt *Lost in Administration* ist jedenfalls auch sein Projekt.

Neben den Interviewpartner*innen in Österreich konnten im Verlauf der Recherchen auch die bereits erwähnten Adoptivkinder und -eltern des Salzburger Heims in den USA ausfindig gemacht werden, die es ebenfalls zu interviewen galt. Eine Projekterweiterung machte es möglich, insgesamt 26 Personen zu interviewen und eine Ausstellung zu erarbeiten, um eine Öffentlichkeit für die Existenz und die Lebensgeschichten von Kindern ‚schwarzer‘ GIs zu interessieren. Das Ausstellungsprojekt *SchwarzÖsterreich. Die Kinder afroamerikanischer Besatzungssoldaten* wurde von den Autoren dieses Beitrags gemeinsam mit Tal Adler und den Interviewpartner*innen entwickelt und wurde 2016 für vier Monate am *Volkskundemuseum Wien* gezeigt. Die Ausstellung war in elf thematische Abschnitte gegliedert, die die Phasen einer Kollektivbiografie abbildeten. Erzählt wurden relevante Erlebnisse und Abschnitte wie die Kindheit, das Aufwachsen, Adoption und Pflege, Rassismus, Diskriminierung und der Widerstand dagegen, fehlende *role models*, eigene Familiengründung etc. Neben den Interviewausschnitten wurden Dokumente und Objekte gezeigt, die aus Recherchen bzw. aus dem Privatbestand der Interviewpartner*innen stammten. Die Ausstellung stellte sowohl auf medialer Ebene – es gab praktisch in allen größeren Zeitungen Berichte⁶ – als auch in Hinblick auf die Besucherzahlen einen großen Erfolg dar. Laut Angaben des *Volkskundemuseums Wien* besuchten etwa 17.000 Menschen die Schau.

Im Rahmen der Ausstellung fand auch ein dreitägiges Vernetzungstreffen der österreichischen und amerikanischen Interviewpartner*innen statt, die einander im Mai 2016 im *Volkskundemuseum Wien* kennenlernten. Bei diesem Treffen konnten jene, die sich früher immer als ‚die Einzigen mit dieser Geschichte‘ gefühlt hatten, bis heute andauernde Kontakte miteinander knüpfen, die dank der Social Media nicht nur innerhalb Österreichs, sondern auch in den USA weiterhin aufrechterhalten werden.

Begleitend zur Ausstellung wurde ein Katalog herausgegeben,⁷ der die Inhalte der Schau dokumentiert. Darüber hinaus entstanden im Zuge des Projekts, das im Dezember 2017

-
- 6 Vgl. „Ich bin ein waschechter Wiener“, in: Der Standard, 23.4.2016; Alltagsrassismus in der Nachkriegszeit, in: orf.at, 26.4.2016; Österreichs vergessene Kinder, in: Die Presse, 27.4.2016; Durchgebissen, in: profil, 1.5.2016; Die vergessene Generation, in: fm4.orf.at, 1.5.2016; „SchwarzÖsterreich“, in: Kronen Zeitung, 2.5.2016; Die Kinder des Schweigens, in: Falter, 4.5.2016; Diskriminierung – einige dunkle Erinnerungen, in: Kurier, 6.5.2016; Das Erbe der Amerikaner, in: Salzburger Nachrichten, 12.5.2016.
- 7 Niko Wahl/Philipp Rohrbach/Tal Adler, SchwarzÖsterreich. Die Kinder afroamerikanischer Besatzungssoldaten, Wien 2016.



Albert Lichtblau gemeinsam mit österreichischen und amerikanischen Interviewpartner*innen beim Vernetzungstreffen 2016 im *Volkskundemuseum Wien*, darunter auch Pete und Evelyn (beide mit Brille).

auslief, auch eine Masterarbeit und wissenschaftliche Artikel.⁸ Eine Dissertation sowie eine Ausgabe der Zeitschrift *zeitgeschichte* zum Thema befinden sich gerade in Arbeit. Im Folgenden soll nun von den anfänglich genannten zehn Kindern aus dem Salzburger Heim und ihren Adoptiveltern erzählt werden. Ihre Geschichte stellt einen Sonderfall unter den Lebensgeschichten österreichischer Kinder ‚schwarzer‘ GIs dar, da die Kinder nicht isoliert voneinander, sondern miteinander aufwuchsen und neben einer anderen Zeitzeugin im Projekt die einzigen Personen sind, die uns auch über das Leben nach der Adoption in den USA berichten können. Die Autoren wollen in den kommenden Jahren ein Buch zu den Geschichten dieser Kinder und ihrer Adoptiveltern herausgeben, die im vorliegenden Beitrag nun zum ersten Mal in geschlossener Form erzählt werden.

8 Vgl. Philipp Rohrbach, *Diskriminiert, adoptiert, vergessen? Zum Umgang mit ‚Besatzungskindern‘ aus Beziehungen afroamerikanischer GIs und österreichischer Frauen zwischen 1945 und 1955*, unveröffentlichte Masterarbeit, Universität Wien 2015; ders., „Besatzungskinder“ – Die Kinder alliierter Soldaten und österreichischer Frauen, in: *Erziehung und Unterricht* 3–4 (2018), 210–217; Regina Fritz/Marion Krammer/Philipp Rohrbach/Niko Wahl, „Guter Dauerpflegeplatz gesucht.“ Kinder afro-amerikanischer GIs und österreichischer Frauen in der Besatzungszeit, in: Stelzl-Marx/Satjukow, *Besatzungskinder*, 207–217; Regina Fritz/Marion Krammer/Philipp Rohrbach: *Diskriminiert–Abgelehnt–Vergessen. Kinder afro-amerikanischer GIs und österreichischer Frauen nach 1945. Ein Projektbericht*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (OeZG)* 25/1+2 (2014), 359–367.

WHEN JOE MET LEE

Nachdem die Alliierten im Frühjahr 1945 die nationalsozialistische Herrschaft in den ehemaligen ‚Alpen- und Donaureichsgauen‘ beendet hatten, wurde das wiedererstandene Österreich von ihren Truppen besetzt. Unter den amerikanischen Besatzungssoldaten, die in Salzburg und in Teilen Oberösterreichs und Wiens stationiert waren, befand sich auch der 19-jährige Joe aus Michigan,⁹ der seinen Dienst ab 1946 auf der *Tulln Air Base* als *Mess Hall Sergeant* verrichtete. Österreich befand sich zu diesem Zeitpunkt versorgungstechnisch und ökonomisch in einer schwierigen Situation. Die Infrastruktur und große Teile der Industrie waren im Krieg zerstört worden, viele Städte glichen einem Trümmerfeld, Hunger und Mangel gehörten zum Alltag. Die Begegnung von Joe mit seiner zukünftigen Frau Aurelia war purer Zufall. Joe wurde von einem Freund, der bei Pan American Airways arbeitete, zu einem *blind date* nach Wien eingeladen, wo die beiden eine Wiener Mitarbeiterin des Freundes und deren Schwester Aurelia zum Abendessen trafen. Eigentlich wollte Aurelia gar nicht zu dem *date* mitkommen, da ihr amerikanische Soldaten aufgrund ihrer vermeintlichen Arroganz unsympathisch waren. Die Aussicht auf eine gute Mahlzeit überzeugte sie aber letztlich doch. Das Treffen legte die Grundlage für eine bis heute anhaltende Beziehung, wenngleich es sich für die um ein Jahr ältere Aurelia nicht um Liebe auf den ersten Blick gehandelt hatte. Vielmehr war sie von Joes Ansichten und seiner Freundlichkeit beeindruckt:

„I [...] was so impressed with Joe’s life because [...] he was different. He said that, ‚God will always be first in my life‘ and that impressed me, for a young man. [...] And I thought: ‚This is something to pursue.‘ And I respected him before I fell in love with him, because the brown eyes held me off a little bit, we were looking for blue blonds. But he was so darling, in every way.“¹⁰

Als Joe schließlich in die USA zurückkehrte, folgte ihm Aurelia – als sogenannte *war bride* – im Juni 1947 nach. Die beiden heirateten noch im selben Jahr, und aus der Wienerin Aurelia wurde die Amerikanerin Lee. Nach einigen Jahren in den USA wandten sich die beiden verstärkt ihrem christlichen Glauben zu und begannen 1951 an einer Bibelschu-

9 In Vorbereitung auf das Ausstellungsprojekt *SchwarzÖsterreich* haben die Autoren dieses Beitrags mit den Interviewpartner*innen vereinbart, wie diese in der Ausstellung genannt werden möchten. Da die Mitglieder der im vorliegenden Beitrag behandelten Familie ihre richtigen Vornamen behalten wollten, wurde aus Anonymisierungsgründen gemeinsam festgelegt, dass sowohl in der Ausstellung als auch in nachfolgenden Beiträgen ausschließlich deren Vornamen verwendet werden sollen.

10 Interview mit Aurelia (Lee) u. Joe, durchgeführt v. Philipp Rohrbach u. Marion Krammer, USA, 6.9.2013, Sammlung *Lost in Administration*.

le in Oregon zu studieren. Nachdem Joe 1955 die Schule abgeschlossen hatte, bewarb sich das Paar – dessen langjährig gehegter Kinderwunsch unerfüllt geblieben war – erfolgreich um eine Stelle in einem österreichischen Heim, für das evangelische Missionar*innen gesucht wurden, die sich um den Nachwuchs amerikanischer GIs kümmern sollten.

WORLD MISSION TO CHILDREN

Das Heim, das sich ursprünglich in Sankt Jakob am Thurn befand, wurde von der christlichen Hilfsorganisation *World Mission to Children* betrieben, die ihren Hauptsitz in San José in Kalifornien hatte. Die Organisation war 1946 in den USA von Ellsworth und Vida Steele aus Kanada gegründet worden, deren Ziel die Unterstützung und Missionierung elternloser Kinder war. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs gelang es den Steeles, Gleichgesinnte um sich zu sammeln und im Rahmen der *World Mission* Hilfsprojekte für bedürftige Kinder zu initiieren. Neben den USA war die *World Mission* in Indien, Österreich, Irland, Japan und Brasilien aktiv.¹¹ Alle Hilfsprojekte der Organisation wurden von Missionar*innen geleitet. In Salzburg nahm die *World Mission* ihre Tätigkeit im Jahr 1954 auf. 1955 übernahmen Joe und Lee hier die Leitung. Lee erinnert sich an die erste Begegnung mit den Kindern:

„Well, I tell you, that was something when we arrived it was the kids were in bed. But in the morning, when they came and I remember, there were all these curly-haired, brown eyes staring at us. They were darling. They were so cute; I fell in love. We always wanted to have a big family. He wanted five girls and I wanted five boys. Our Lord took care of it. That is what we got.“¹²

Die Kinder, um die sich das Ehepaar von nun an kümmerte, stammten aus Salzburg bzw. aus der Umgebung von Salzburg und waren der *World Mission* von den Jugendämtern übergeben worden. Es befanden sich zwei Geschwisterpaare unter ihnen, und der Altersunterschied zwischen der Ältesten und dem Jüngsten – sie waren zwischen 1952 und 1955 geboren – betrug zweieinhalb Jahre. Einige waren, bevor sie ins Heim der *World Mission* gekommen waren, bei Verwandten oder auf Pflegeplätzen untergebracht gewesen. Wie viele der – wie die Recherchen im Forschungsprojekt *Lost in Administration* ergeben haben – ca. 400 Personen,¹³ die während bzw. kurz nach der Besatzungszeit als

11 Who is going to fill their Shoes, in: He's Working!, Dezember 2000/Januar 2001, Informationsbroschüre des World Missions Fellowship, USA 2001, 1.

12 Interview mit Aurelia (Lee) u. Joe.

13 Wahl/Rohrbach/Adler, SchwarzÖsterreich, 46.

Kinder ‚schwarzer‘ GIs in Österreich geboren wurden, waren auch sie aufgrund ihrer Hautfarbe und ihrer unehelichen Geburt gesellschaftlicher Ausgrenzung und Diskriminierung ausgesetzt. Eheschließungen zwischen ‚schwarzen‘ GIs und österreichischen Frauen stellten in der Besatzungszeit eine besondere Schwierigkeit dar. Das lag zum einen an den *anti-miscegenation laws*, die in 30 von 48 amerikanischen Bundesstaaten ‚gemischte‘ Ehen verboten,¹⁴ und zum anderen auch am häufig vorhandenen Rassismus der ‚weißen‘ Vorgesetzten ‚schwarzer‘ GIs, die deren Heiratsansuchen oft ablehnten bzw. verschwinden ließen und die Kindesväter in vielen Fällen nach Bekanntwerden der (anstehenden) Vaterschaft versetzten. Die unehelich zur Welt gekommenen Kinder standen nach damaliger Gesetzeslage unter Vormundschaft des Jugendamts. Ihre Mütter hatten sich aus ökonomischen Gründen von ihnen getrennt und/oder aufgrund der Stigmatisierung, der sie als Frauen ausgesetzt waren, die Beziehungen mit dem vermeintlichen Feind geführt und auch ein Kind aus einer solchen Beziehung auf die Welt gebracht hatten. Die Mütter waren häufig auf sich allein gestellt und hatten keinen gesetzlichen Anspruch auf Unterhalt seitens des amerikanischen Vaters.

Die *World Mission* nahm die Kinder mit dem Ziel auf, sich um ihr Aufwachsen zu kümmern und ihnen eine gute, weiterführende Schul- und Berufsausbildung zu ermöglichen. Die dafür anfallenden Kosten wurden von der Organisation übernommen, die das Projekt wiederum über Spenden aus evangelischen Gemeinden in den USA finanzierte. Joe und Lee selbst reisten einige Male in die USA, um dort für ihr Kinderheim Spenden zu sammeln. Die Unterstützer*innen wurden über einen Newsletter mit dem Titel *Your Children* und durch Briefe am Laufenden gehalten. Im Heim befanden sich neben Joe und Lee auch andere internationale Missionar*innen und wechselnde Freiwillige, die dabei halfen, sich um die Kinder zu kümmern.

1959 bezog das Heim ein neues Gebäude: eine alte Mühle bei Salzburg, die mit Hilfe von Spendengeldern und der Arbeit von christlichen Freiwilligen aus verschiedenen Ländern, die mit der *World Mission* in Verbindung standen, renoviert und umgebaut wurde. Die Kinder selbst wurden in diese Arbeiten miteinbezogen, soweit ihnen das altersmäßig möglich war. 1962 brach in der Mühle ein Brand aus,¹⁵ der dazu führte, dass die Kinder für einige Zeit in den Häusern der Nachbarschaft untergebracht wurden. Alle interviewten Kinder erinnern sich positiv an die Zeit der Unterbringung, obwohl sie besonders deutlich vor Augen führte, was es bedeutet, als ‚schwarzes‘ Kind in einer überwiegend ‚weißen‘ Gesellschaft aufzuwachsen:

14 Yara-Colette Lemke Muniz de Faria, *Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche „Besatzungskinder“ im Nachkriegsdeutschland*, Berlin 2002, 23.

15 Schreiben vom 13.2.1962 zum Brand der Mühle von Joe und Lee an ihre Unterstützer*innen, Sammlung Lost in Administration.

„One time when the orphanage burned down [...] we were being farmed out to neighbours. And it was kind of funny when that happened and the neighbours were giving us a bath, thinking we were dirty, but it was just our colour of skin. But that was just kind of an unknown to them, because there were not a lot of mulatto-kids out there.“¹⁶

Sowohl die Kinder als auch die Adoptiveltern beschreiben ihre Zeit in Österreich als grundlegend positiv und frei von Rassismuserlebnissen. Dieser Erinnerung steht allerdings diametral jenes Ereignis gegenüber, das schließlich zur Emigration der Heiminsass*innen in die USA führte: Nachdem die zwei ältesten Kinder, Evelyn und Robert, die Volksschule mit guten Noten abgeschlossen hatten, weigerten sich die Behörden, die Kinder ins Gymnasium gehen zu lassen, obwohl sich Joe und Lee ernsthaft und nachdrücklich darum bemühten, den Kindern diese höhere Bildungsstufe zu ermöglichen. Das Ehepaar beschloss daraufhin, die Kinder zu adoptieren und in die USA mitzunehmen. Von Seiten der zuständigen Stellen erhielten sie dazu Anfang 1964 die Bewilligung,¹⁷ und so verließen sie noch im selben Jahr das Land.¹⁸ Es ist außergewöhnlich, dass zwei Personen neun Kinder adoptieren konnten.¹⁹ Ausschlaggebend dafür mögen sowohl die Tatsache, dass die Kinder schon lange mit dem Ehepaar zusammengelebt hatten, als auch finanzielle Gründe gewesen sein: Da die österreichischen Behörden die Kindesväter nicht zu Unterhaltszahlungen verpflichten konnten, mussten die Länder für die Kosten aufkommen. Die finanzielle Verantwortlichkeit erlosch, sobald die Mündel von in- bzw. ausländischen Ehepaaren adoptiert worden waren. Darüber hinaus mag aber auch Rassismus auf hoher politischer Ebene eine Rolle gespielt haben. Landesrat Josef Weißkind, der das Sozialressort von 1949 bis 1969 leitete, nannte z.B. Befürchtungen, dass die „Mischlingskinder [...] ein störendes Element in der Umgebung“ werden könnten.²⁰

Joe, Lee und die neun Kinder verließen Österreich zu Ostern 1964 in Richtung USA,²¹ wo sie in Idaho eine Farm kauften.

16 Interview mit Pete, durchgeführt v. Philipp Rohrbach u. Marion Krammer, USA, 6.9./8.9.2013, Sammlung Lost in Administration.

17 Schreiben der Bezirkshauptmannschaft Salzburg-Umgebung-Bezirksjugendamt vom 14.2.1964 an Joe, Sammlung Lost in Administration.

18 Vision for Austria, in: Your Children, Dezember 1964/Jänner1965, Offizielles Organ der World Mission to Children, Oregon 1965, 3, Sammlung Lost in Administration.

19 Ein Kind, Fritz, war schon im Jahr 1961 gestorben, siehe dazu: Beyond the sunset ..., in: Your Children, Juni/Juli 1961, Offizielles Organ der World Mission to Children, Oregon 1961, 8, Sammlung Lost in Administration.

20 Josef Weißkind, Das Land als soziale Gemeinschaft, 143–144, zit. nach: Bauer, Besatzungskind, 200.

21 Interview mit Aurelia (Lee) u. Joe.

NEUSTART IN IDAHO

In den USA veränderte sich das Leben der Familie grundlegend. Während sie in Salzburg noch überwiegend durch Spenden finanziert wurde, so war sie in Idaho auf sich allein gestellt und auf die Einkünfte aus ihrer Farm, hauptsächlich aus der Milchproduktion, angewiesen. Die Kinder, die ab ihrer Ankunft in den USA von ihren Adoptiveltern dazu angehalten wurden, nur noch Englisch zu sprechen, besuchten die Schule und mussten sich zudem an der täglichen Arbeit beteiligen. Lee erinnert sich an die Größe der Farm: „We have gotten as much as 700 acres. At one time, we had 500 cattle, we milked 80 cows and I had 30 calves on the bottle.“²² Aus den Erinnerungen ihrer Adoptivtochter Evelyn geht hervor, was für ein Einschnitt der Umzug in die USA für die Kinder war:

„We came here and all of a sudden my dad had to figure out how to make a living for all of us. [...] I am going to tell you this from a child's point of view. All of a sudden from frolicking in Austria, having all the good time in the world, playing and just having fun you are put into this farm where there is work from the time you get up until you go to bed.“²³

Pete fasst den Tagesablauf auf der Farm während seiner Kindheit und Jugendzeit folgendermaßen zusammen:

„We had to get up early in the morning. If you did not get up early in the morning, you sometimes got cold water in your face. Once for me, that was all I needed. I knew my parents expected discipline. We got up at 4:00, 4:30 in the morning, milked the cows, fed the cows. The girls would be in the barn, helping milk, the boys would help with feeding the animals and things like that. And then, as we got older [...] we would take the milk to the factory to get processed, and I would drive the truck to school and then go home. So it was just like: milk in the morning, go to school, come home, do chores, milk cows, go to bed. That was just kind of the life it was.“²⁴

Neben der Farmarbeit wurden von den Kindern auch gute schulische Leistungen erwartet. Obwohl die Zeit auf der Farm alles andere als einfach war und die zwischenmenschlichen Beziehungen oft darunter litten, weist ein Großteil der interviewten Kinder heute darauf hin, dass sie durch diese Art des Aufwachsens eine gewisse Arbeitsethik mitbe-

22 Ebd.

23 Interview mit Evelyn, durchgeführt v. Niko Wahl u. Tal Adler, USA, 13.4.2015, Sammlung Lost in Administration.

24 Interview mit Pete.

kommen hätten. Joe und Lee sorgten noch während der Jugendzeit ihrer Adoptivkinder dafür, dass diese die amerikanische Staatsbürgerschaft erhielten. Sie unterstützen sie auch beim Erreichen der von ihnen anvisierten Ausbildungs- bzw. Berufsziele. Zwei der Kinder studierten sogar.

Als die Projektmitarbeiter*innen von *Lost in Administration* im Jahr 2013 durch Internetrecherchen, zu denen das eingangs erwähnte Foto aus dem *Salzburger Landesarchiv* den Ausgangspunkt bildete, mit einem der Söhne in Kontakt traten, stellte dieser nach einer etwas länger dauernden Kennenlernphase den Kontakt zu seinen Adoptiveltern und einigen seiner Adoptivgeschwister her. Zum Zeitpunkt der Kontaktaufnahme waren nur noch acht Kinder am Leben,²⁵ die mittlerweile in vier verschiedenen amerikanischen Bundesstaaten leben. Im Verlauf der Zeit entwickelten sich zwischen dem Projektteam und sechs der Adoptivkinder tiefere Bekanntschaften, die dazu führten, dass Joe und Lee und vier ihrer Adoptivkinder zwischen 2015 und 2016 nach Österreich zu Besuch kamen. Drei von ihnen nahmen auch am bereits erwähnten Vernetzungstreffen im Rahmen der Ausstellung *SchwarzÖsterreich* teil. Für sie war das Projekt der Auslöser für den ersten Besuch in ihrer alten Heimat seit ihrer Abreise im Jahr 1964.

BANDBREITEN DER ERINNERUNG

Die in den Interviews thematisierten Erinnerungen der einzelnen Familienmitglieder bezogen sich zwar oft auf gemeinsam erlebte familiäre oder historische Ereignisse, waren teils jedoch widersprüchlich und manchmal sogar einander diametral entgegengesetzt. Für die kuratorische Arbeit am Ausstellungsprojekt *SchwarzÖsterreich* war dies eine besondere Herausforderung. Evelyn, eine der Interviewpartner*innen, sprach dies und eine mögliche Erklärung dafür auch direkt an: „All of us have different perspectives, of how we assimilated into society and how we took everything and processed the information. Because even in your family everybody processes the same information differently.“²⁶ Am stärksten traten die Divergenzen in der Erinnerung an Rassismuserfahrungen auf. Während eine Interviewpartnerin darauf verwies, noch nie in ihrem Leben mit Rassismus konfrontiert worden zu sein, sprachen alle anderen über unterschiedlichste Diskriminierungserlebnisse in den USA und Peggy auch von offenem Rassismus in Österreich. Sie erinnert sich an Schaulustige, die in Salzburg zum Heim kamen, um sie und ihre neun ‚schwarzen‘ Geschwister zu sehen, „like looking at a monkey, ‚Let’s go to the zoo!’ or something. [...] There would be all these old people looking at us. [...] It was

²⁵ Edi ist 1998 verstorben.

²⁶ Interview mit Evelyn.

like, „Let’s go, looking at all that corn n***** down there“²⁷ Ganz anders hat ihre Adoptivschwester Gerry die Situation in Österreich und in den USA abgespeichert: „I do not remember an incident whatsoever. Even to date, I can think of absolutely no incidents in my entire life, that were bad, having to do with my being black. I have just been blessed, I guess.“²⁸

Die Kinder wuchsen sowohl in Österreich als auch in den USA mit ‚weißen‘ Betreuer*innen/Adoptiveltern auf. Sie sprechen alle davon, in den Schulen beider Länder die einzigen ‚schwarzen‘ Kinder gewesen zu sein. Die Schulzeit in den USA war für fast alle Interviewten eine Phase, in der sie massivem Rassismus ausgesetzt waren. Hier wurden sie erstmals immer wieder auf ihr ‚Nicht-weiß-Sein‘ gestoßen, auch wenn es in Idaho zum damaligen Zeitpunkt keine Segregation gab: „The worst that it ever was, was at Christian school. The word ‚n*****‘ was very popular.“²⁹

Interessant ist, dass in den Erzählungen der Kinder über diese Zeit so gut wie keine Unterstützer*innen von außerhalb vorkommen. Harte Arbeit, Schule und rassistische Diskriminierung sind bei den meisten die wesentlichen Erzählstränge dieser Periode. Und auch die ‚weißen‘ Adoptiveltern stellten in diesem Zusammenhang keine wirkliche Anlaufstelle für Hilfe dar. So berichtet beispielsweise Evelyn:

„It is very hard to go to your mom and dad who are white and explain what was going on. They might have understood, and they might have done something about it, but it was hard for us to understand how to go to them and explain it to them. In reality we did not know how to explain it. All we knew is we were being called names.“³⁰

Rassistische Diskriminierung war jedoch nicht nur auf die Schulzeit beschränkt, sondern prägte auch den Zeitabschnitt des Erwachsenwerdens. So erzählt beispielsweise Pete, wie er damit umging: „When it came to dating, some people would not date you, because of your color of skin. That is the way life is. Are you going to be bitter about it? Did it hurt? Definitely, but life keeps going.“³¹ Für Gerry stellt sich die Situation jedoch gänzlich anders dar:

27 Interview mit Peggy, durchgeführt v. Niko Wahl u. Tal Adler, USA, 16.4.2015, Sammlung Lost in Administration.

28 Interview mit Gerry, durchgeführt v. Niko Wahl u. Tal Adler, USA, 20.4.2015, Sammlung Lost in Administration.

29 Interview mit Robert, durchgeführt v. Philipp Rohrbach u. Marion Krammer, USA, 8.9.2013, Sammlung Lost in Administration.

30 Interview mit Evelyn.

31 Interview mit Pete.

„You are the product of your environment. I was around white people, dated white people my entire life. Not a single black man has ever asked me out. I do not know why, it is not important to me. So, I have not been exposed to the black community at all, and when I visit my sister Evelyne or somebody, I am lost. Because they have been exposed they have been exposed to much more than I have. I do not know why I have not been around that.“³²

Während Gerry berichtet, dass sie die *black community* nie kennengelernt habe, wurde die Auseinandersetzung mit Rassismus und dem eigenen ‚Schwarz-Sein‘ für manche ihrer Geschwister, wie beispielsweise Evelyn, zu einem elementaren Teil ihrer Identität: „The prejudice was everywhere. I said, ‚Let me find out about the African-American part of myself since that is what they consider me anyway“.³³ Die fehlenden Vorbilder und *role models* machten diese Selbstverortung für Evelyn jedoch nicht leicht:

„We had no historic background. Racism was very prevalent at that time in the United States. We came right during the civil rights movement in 1964. And we did not know that we were African-Americans. Basically, we were raised in the white American culture. That was all we knew. It was not until we started going to school and out and about that we started being called the N-word that we knew that we were African-Americans. But we did not know why, and we did not know any reason why they were treating us like that. We just know that all of a sudden, we were being treated horribly in some instances, called all kinds of names.“³⁴

Einige der Interviewpartner*innen, unter ihnen auch Peggy, berichten von Diskriminierungserlebnissen seitens afroamerikanischer Bevölkerungsteile. Damit umzugehen stellte ebenfalls eine große Herausforderung dar, die ihr einiges abverlangte: „So, the white people do not like me, and the black people do not like me. I was like: ‚Fuck!‘. So I had a few fights.“³⁵

AUSSTELLEN MIT ZEITZEUG*INNEN

Für das Ausstellungsprojekt *SchwarzÖsterreich* stellten die Vielzahl der Stimmen und die Bandbreiten der Erinnerungen – unter ihnen auch die Erlebnisse der Personen, deren Geschichte/n in dem vorliegenden Beitrag porträtiert wurden – eine besondere Heraus-

32 Interview mit Gerry.

33 Interview mit Evelyn.

34 Ebd.

35 Interview mit Peggy.

forderung dar: Einzelne Lebensabschnitte bzw. spezielle Ereignisse waren von den Zeitzeug*innen unterschiedlich wahrgenommen und interpretiert worden. Das Ausstellungsteam versuchte dieser Situation Rechnung zu tragen, indem es die Zeitzeug*innen eng in den Erstellungs- und Erarbeitungsprozess integrierte: Interviewausschnitte, Dokumente und Ausstellungsobjekte wurden jeweils mit den Zeitzeug*innen durchgesprochen und auch das Setting der von ihnen zur Verfügung gestellten Objekte im Ausstellungsablauf gemeinsam detailliert diskutiert. Passagen der Interviews wurden in anonymisierter Form als Teil einer künstlerischen Intervention präsentiert. Letztlich führte dies zu einem Ergebnis, das weniger einem singulären Narrativ als einem Chor unterschiedlichster Stimmen entsprach. Das Augenmerk richtete sich dabei trotzdem verstärkt auf Gemeinsamkeiten in den Erzählungen. Zunächst scheinbar zentrale Fragen, wie z.B. die nach der eigenen Selbstbezeichnung, traten dabei während der Arbeit mit den Zeitzeug*innen in den Hintergrund. Die gemeinsame Aufarbeitung der Interviewarbeit und des Kuratierungsprozesses, die von Zeitzeug*innen und dem Projektteam während des internationalen Treffens durchgeführt wurde, zeigte, dass alle Anwesenden sich schlussendlich mit ihrer Stimme in der erzählten Geschichte der Ausstellung wiederfinden konnten.

VERFOLGT

BEHÖRDLICHE ROUTINEN DER STIGMATISIERUNG VON FRAUEN ALS ‚ASOZIALE‘

THEMATISCHE RAHMUNG

Die nationalsozialistische Idee vom ‚reinen Volkskörper‘ kannte viele Ausschlusskriterien. In erster Linie waren sie rassistisch begründet und die ‚Volksgemeinschaft‘ daher exklusiv ‚arisch‘ konzipiert. In zweiter Linie galt es, die ‚schädlichen Elemente‘ innerhalb der eigenen Reihen zu entfernen. Darunter fielen auch Frauen, die aufgrund ihrer vermeintlich fehlenden Arbeitsmoral oder eines anderweitig ‚amoralischen‘ Lebenswandels in den Fokus der Behörden gerieten. Ihr Verhalten wurde als ‚gemeinschaftsfremd‘ eingestuft und mit Einweisungen in Arbeitsanstalten, Gefängnis- und KZ-Haft bestraft.

In diesem Beitrag möchten wir auf die Konstruktion der ‚asozialen Frau‘ durch Behörden und die Umsetzung der Verfolgung im Gau Wien fokussieren. Da es bis Kriegsende keine gesetzlich verbindliche Definition von ‚gemeinschaftsfremd‘ bzw. ‚asozial‘ gab, war der Ermessensspielraum der Behörden groß. Im Mittelpunkt steht daher der „Apparat“ im Sinne eines „Macht-Wissen-Komplexes“,¹ der für die Implementierung geschaffen wurde, wie etwa die Einrichtung von ‚Asozialenkommissionen‘ und die damit verordnete Zusammenarbeit verschiedener staatlicher Einrichtungen (Verwaltung, Gesundheits- und Arbeitsamt, Polizei, Justiz) unter der Ägide der NSDAP. Dabei werden wir insbesondere den geschlechtsspezifischen Aspekten in der Konstruktion von ‚Asozialität‘ und der administrativen Handhabung nachgehen. Der gesellschaftspolitische Diskurs über ‚Asozialität‘ war kein Novum des Nationalsozialismus, erfuhr aber unter diesem Regime eine Radikalisierung. Ebenso wenig führte der Zusammenbruch des ‚Dritten Reiches‘ und die Wiedererrichtung der demokratischen politischen Ordnung zu einem Ende dieses Diskurses im Nachkriegsösterreich. Die grundlegenden Strukturen und Denkweisen in der Verwaltung, also das „Wissen“ des „Apparates“, blieben weitgehend gleich. Diese Kontinuitäten der Stigmatisierung werden wir anhand von Entschädigungsverfahren, wie sie ehemals Verfolgte auf Grundlage des *Opferfürsorgegesetzes* anstrebten, herausarbeiten.²

1 Vgl. Mark Terkessidis, *Psychologie des Rassismus*, Opladen/Wiesbaden 1998, 78.

2 Die folgenden Ausführungen beruhen auf den Forschungsergebnissen der Studie von Helga

DER „MACHT-WISSEN-KOMPLEX“ ÜBER DAS ‚GEMEINSCHAFTSFREMDE‘

Mark Terkessidis spricht in seiner Analyse von Rassismus von einem „Macht-Wissen-Komplex“ eines „Apparates“;³ dessen drei grundlegende Bestandteile ‚Rassifizierung‘, ‚Ausgrenzungspraxis‘ und ‚differenzierende Macht‘ sind. Diese Grundstruktur lässt sich auch auf die Konstruktion des ‚Gemeinschaftsfremden‘, des ‚Asozialen‘, anwenden. Im Prozess der ‚Rassifizierung‘ werden reale oder imaginäre biologische Eigenschaften des Menschen mit Bedeutung versehen,⁴ wobei auch kulturelle und soziale Merkmale naturalisiert werden. Im Nationalsozialismus wurde – als dominantes In- bzw. Exklusionsprinzip – anhand vermeintlich biologischer, rassistischer Kriterien festgelegt, wer zur ‚Volksgemeinschaft‘ gehörte und wer nicht. Menschen, die als ‚Juden‘, ‚Zigeuner‘, ‚Slawen‘ oder ‚Neger‘ ‚rassifiziert‘ wurden, verloren ihre Existenzberechtigung (anthropologischer Rassismus). Durch die Naturalisierung – und damit angenommene Vererbbarkeit – sozialer Charakteristika war es den nationalsozialistischen Behörden auch möglich, als ‚arisch‘ geltende Menschen als ‚minderwertig‘ und der Entwicklung des ‚Herrenmenschen‘ abträglich abzustempeln und mit eugenischen Maßnahmen gegen sogenannte ‚Asoziale‘ sowie Menschen mit körperlicher und geistiger Behinderung vorzugehen. Die ‚Rassifizierung‘ ist damit notwendige Voraussetzung einer Praxis der Ausgrenzung. Der Aspekt der Ausgrenzungspraxis verweist auf eine nachweisliche Ungleichbehandlung von Menschen(gruppen), materiell, sozial wie auch symbolisch, die in letzter Konsequenz zum physischen und sozialen Tod führen kann.⁵ Die Ausgrenzung wird auch in der Zuteilung von Ressourcen und Dienstleistungen oder in der systematischen Über- oder Unterrepräsentativität in der Hierarchie der Klassenverhältnisse sichtbar – auch hier bezieht sich Terkessidis auf Miles.⁶ Terkessidis sieht in der Ausgrenzungspraxis „die ganze praktische Struktur des Rassismus“ verborgen.⁷ Die Biologisierung von sozialen Merkmalen, die auch vor der nationalsozialistischen Machtergreifung gesellschaftlich geächtet waren und ausgrenzend wirkten (z.B. ‚Verwahrlosung‘, ‚Alkoholismus‘, ‚Homosexualität‘), entfaltete im Nationalsozialismus eine Ausgrenzungspraxis mit

Amesberger/Brigitte Halbmayr/Elke Rajal, „Arbeitsscheu und moralisch verkommen“. Verfolgung von Frauen als „Asoziale“ im Nationalsozialismus, Wien 2019.

3 Vgl. Terkessidis, *Psychologie*, 79.

4 Vgl. Robert Miles, *Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs*. 2. Aufl., Hamburg/Berlin 1992, 93.

5 Vgl. Gordon W. Allport, *The Nature of Prejudice*, Boston 1954; Jean Améry, *Jenseits von Schuld und Sühne*, in: ders., *Werke*, Bd. 2, hg. v. Gerhard Scheit, Stuttgart 2002; Erving Goffman, *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt a.M. 1973.

6 Vgl. ebd., 103.

7 Terkessidis, *Psychologie*, 78.

lebensbedrohlicher Dynamik.⁸ Zuschreibungen wie ‚Asozialität‘, ‚Dissozialität‘, ‚Schwachsinn‘ und ‚Arbeitsscheu‘ waren schon seit Längerem eingeführte und handlungsleitende Begriffe für Politik und Behörden. Neu waren allerdings deren folgenschwere Konsequenzen und das radikale und unnachsichtige Vorgehen gegen mit diesen Begriffen Stigmatisierte.⁹ Zentral ist also die Verbindung von ‚Rassifizierung‘ und Ausgrenzungspraxis, welche gemeinsam ein ‚Dispositiv‘ im Sinne von Michel Foucault ausmachen. Diskursive Praktiken/Diskurse bereiten den Boden für oder gegen bestimmte Wissenskomplexe, für „die Formierung der Erkenntnisse“,¹⁰ die sich wiederum mit nichtdiskursiven Praktiken, wie Kontrolle oder Widerstand, in „Wissens- und Machtstrategien miteinander verketteten“.¹¹ Gemeinsam bilden sie einen „Macht-Wissen-Komplex“, den „Apparat“.¹² Dritter essenzieller Bestandteil des „Apparats“, so Terkessidis weiter, ist die differenzierende Macht. Bezeichnend für den „Apparat“ sei, dass er kein lokalisierbares Zentrum aufweise, von dem Herrschaft ausgeht, sondern dass Macht von verschiedenen gesellschaftlichen Positionen her ausgeübt werden kann. Die soziale Position in der Gesellschaft bestimmt, ob derartige Differenzierungen Ausgrenzungspraxen nach sich ziehen, die der betreffenden Menschengruppe zum Nachteil gereichen. Das heißt zum einen, es braucht Macht, um soziale, kulturelle, physische und ökonomische Differenz gesellschaftlich wirksam werden zu lassen. Zum anderen benötigen diese ideologischen Konzepte eine konkrete Umsetzung, um reüssieren zu können.¹³ Für Behörden, die im Mittelpunkt unseres Beitrags stehen, ist diese differenzierende Macht eindeutig gegeben. Dabei ist zu vergegenwärtigen, dass viele Institutionen zur Produktion von Andersheit beitragen und dieses Wissen in konkrete Äußerungsformen transformieren. Alltagsdiskurse, Polizeigewalt, Repräsentation in Literatur und Medien sind von diesem Wissensbestand genährt und tragen zu Neuformulierungen bei. Dieser „Macht-Wissen-Komplex“ – sei es jener des Rassismus oder der vom ‚Gemeinschaftsfremden‘ – besitzt historisch-konkrete Artikulationsformen, die in der Geschichte jedoch verschiedene

8 Vgl. Brigitte Kepplinger, Fürsorgeakten als historische Quelle. Die Betreuungsakten des Linzer Jugendamtes (1918–1950), in: Walter Schuster/Maximilian Schimböck/Anneliese Schweiger (Hg.), Stadtarchiv und Stadtgeschichte. Forschungen und Innovationen. Festschrift für Fritz Mayrhofer zur Vollendung seines 60. Lebensjahres, Linz 2004, 303–312, 309.

9 Vgl. Reinhard Sieder/Andrea Smioski, Der Kindheit beraubt. Gewalt in den Erziehungsheimen der Stadt Wien (1950er bis 1980er Jahre), Innsbruck/Wien/Bozen 2012, 43; Wolfgang Ayaß (Hg.), „Gemeinschaftsfremde“. Quellen zur Verfolgung von „Asozialen“ 1933–1945, Koblenz 1998, XII.

10 Michel Foucault, Sexualität und Wahrheit, Bd. 1: Der Wille zum Wissen, Frankfurt a.M. 1983, 128.

11 Ebd.

12 Vgl. Terkessidis, Psychologie, 78.

13 Vgl. ebd., 79.

Gestalten annehmen können. So ist auch das behördliche Handeln – als Summe der Handlungen der Akteur*innen wie auch der diesen Handlungen zugrunde liegenden Gesetze, Verfahrensabläufe und (sonstigen) Strukturen – von diesem (rassistischen) Wissensbestand gespeist. Dieser „Apparat“, der „rassistisches Wissen“ erschafft, speichert und entfaltet, lässt sich am Beispiel der behördlichen Routine in der Stigmatisierung und Verfolgung von Frauen als ‚Asoziale‘ im Nationalsozialismus nachzeichnen. Die nationalsozialistische Administration, Justiz und Polizei fungierten als wesentliche Transporteure der ideologischen Konzepte, die mangels Selbstständigkeit sonst nicht hätten wirksam werden können.¹⁴ Die These dazu lautet, dass Behörden – gesehen als in sich geschlossene, autonom agierende Teilsysteme¹⁵ – eine Tendenz zum Selbsterhalt aufweisen; d.h., dass Abläufe und Routinen bzw. Mechanismen und Aufgaben, erst einmal als notwendig proklamiert, aufrechterhalten und erneuert werden, um die Bedeutung des Verwaltungsapparats unter Beweis zu stellen. Wir werden im Folgenden sehen, dass staatliche Akteure in der Umsetzung des politischen Willens das gesellschaftliche Problem (und damit auch die Objekte der Amtshandlung) definieren und dann die Lösung des ‚Problems‘ anstreben. Dabei greifen sie auf jahrelang eingeübte Routinen, Vorurteile, Werthaltungen und gesellschaftliche Diskurse zurück.

WER IST ‚ASOZIAL‘? – RASSISTISCHE UND GESCHLECHTSSPEZIFISCHE ZUSCHREIBUNGEN

Bis Kriegsende gab es keine allgemeingültige Definition von ‚Asozialität‘.¹⁶ Die nationalsozialistischen Behörden zogen für die Einordnung von Menschen als ‚asozial‘ die Richtlinie zur Umsetzung des *Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* (GzVeN) aus dem Jahre 1940 heran. Darin ist folgende Definition zu lesen:

„Als asozial (gemeinschaftsfremd) sind Personen anzusehen, die auf Grund einer anlagebedingten und daher nicht besserungsfähigen Geisteshaltung

1. fortgesetzt mit Strafgesetzen, der Pol. [Polizei] und den Behörden in Konflikt geraten, oder

¹⁴ Terkessidis, *Psychologie*, 79.

¹⁵ Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a.M. 1984.

¹⁶ Bernhard Strebel, *Das KZ Ravensbrück. Geschichte eines Lagerkomplexes*, Paderborn u.a. 2003, 123.

2. arbeitsscheu sind und den Unterhalt für sich und ihre Kinder laufend öffentlichen oder privaten Wohlfahrtseinrichtungen, insbesondere auch der NSV. [Nationalsozialistische Volkswohlfahrt] und dem WHW. [Winterhilfswerk] aufzubürden suchen. Hierunter sind auch solche Familien zu rechnen, die ihre Kinder offensichtlich als Einnahmequelle betrachten und sich deswegen für berechtigt halten, einer geregelten Arbeit aus dem Wege zu gehen; oder
3. besonders unwirtschaftlich und hemmungslos sind und mangels eigenen Verantwortungsbewusstseins weder einen geordneten Haushalt zu führen noch Kinder zu brauchbaren Volksgenossen zu erziehen vermögen; oder
4. Trinker sind oder durch unsittlichen Lebenswandel auffallen (z.B. Dirnen, die durch ihr unsittliches Gewerbe ihren Lebensunterhalt teilweise oder ganz verdienen).¹⁷

Erbbiologisch definiert waren damit all jene, die als unangepasst und – tatsächlich oder imaginiert – zu Lasten der Gemeinschaft lebend empfunden wurden: Bettler*innen, Hausierer*innen, Arbeitslose, Nichtsesshafte, Alkoholiker*innen, Prostituierte, Kriminelle und so bezeichnete Querulant*innen. Von der „endogenen Dissozialität“, die rassistisch oder erblich bedingt sei, unterschieden die nationalsozialistischen Erb- und Rassenpfleger*innen dem Anspruch nach eine exogene ‚Asozialität‘, die durch äußere Umstände herbeigeführt oder erworben werde.¹⁸ Während exogene ‚Asozialität‘ durch Zwangserziehung bekämpft werden sollte, was eine Einweisung in Erziehungsheime und Arbeitsanstalten nach sich zog, begründete die medizinische Diagnose endogener Dissozialität eine Einweisung in psychiatrische Institutionen, in denen im Rahmen der ‚Euthanasie‘ medizinische Experimente mit Todesfolge und Tötungen durchgeführt wurden. Josef Goldberger zeigt jedoch deutlich, dass es auch bei der Diagnose „erbkrank“ aufgrund „angeborenen Schwachsinn“ vielfach um Sozialdiagnostik ging.¹⁹

Frauen wurden vor allem wegen unterstellter ‚Arbeitsscheu‘ und ‚sexueller Verwahrlosung‘ als ‚asozial‘ eingestuft und verfolgt. Dieses vorherrschende Wahrnehmungs- und Deutungsmuster für alle Erscheinungsformen der weiblichen Devianz zeigte sich am augenscheinlichsten in der Figur der Prostituierten. ‚Liederlicher Lebenswandel‘ und ‚hemmungsloser Fortpflanzungstrieb‘ wurden in erster Linie Frauen und nicht den Männern attestiert.²⁰ Durch ‚zügellose Vermehrung ihres minderwertigen Erbguts‘ gefähr-

17 Richtlinien für die Beurteilung der Erbgesundheit, Runderlass des Reichsministers des Inneren vom 18. Juli 1940, Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), 2.7.1.2., Rassenpolitisches Amt der NSDAP, A1–6, 2324.

18 Vgl. Sieder/Smioski, *Kindheit*, 43.

19 Josef Goldberger, *NS-Gesundheitspolitik in Oberdonau. Die administrative Konstruktion des „Minderwertes“*, Linz 2004, 270.

20 Christa Schikorra, *Grüne und schwarze Winkel – geschlechterperspektivische Betrachtungen*

deten sie den Qualitätsbestand des ‚arischen Volkskörpers‘. Des Weiteren galten sie aufgrund möglicher Verbreitung von Geschlechtskrankheiten als ‚zersetzende Kraft‘ – auch hier waren primär Frauen Objekt staatlicher Sanktionen.

DER „APPARAT“: ZUSAMMENARBEIT DER VERFOLGUNGSBEHÖRDEN

Eine zentrale Rolle in der Umsetzung des eugenischen Rassismus nahmen aufgrund des Primats der ‚Erbgesundheitspflege‘ die Gesundheitsämter und deren Fürsorgerinnen ein.²¹ Ihnen kam die Aufgabe zu, das Ausmaß der ‚Erblichkeit‘ von ‚Asozialität‘ bei ihren Klient*innen festzustellen – trotz auch im Nationalsozialismus bei Wissenschaftler*innen umstrittener bzw. wissenschaftlich nicht ausreichender Untermauerung. Die Fürsorgerinnen und Behörden mussten also auf einen Wissensbestand zurückgreifen, der sie diese Aufgabe erfolgreich bewältigen ließ.²² Durch die Verstaatlichung des Gesundheitswesens schuf sich der NS-Staat mit den Gesundheitsämtern einen staatlichen „Erfassungs- und Selektionsapparat“, mit dem der eugenische Rassismus nun zügig umgesetzt werden konnte.²³ Die Tätigkeit der Gesundheitsämter (z.B. Sammeln von Informationen und Daten im Zuge fürsorgerischer Leistungen) war wesentlicher Baustein für die Verwirklichung. Die Verfolgung von als ‚asozial‘ stigmatisierten Mädchen und Frauen erfolgte auch aus arbeitsmarktpolitischen Überlegungen. Durch den herrschenden Arbeitskräftemangel – dieser kam durch die Einziehung arbeitsfähiger Männer in die Wehrmacht zustande – waren die mit der Umsetzung der arbeitspolitischen Maßnahmen betrauten Arbeitsämter angehalten,²⁴ bei Verstößen gegen die Verordnungen rigide vorzugehen.

zweier Gruppen von KZ-Häftlingen 1938–1940, in: KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.), *Ausgegrenzt. „Asoziale“ und „Kriminelle“ im nationalsozialistischen Lagersystem*, Bremen 2009, 104–110.

21 Vgl. Goldberger, NS-Gesundheitspolitik, 270.

22 Fred Dubitscher, Psychiater und Rassenhygieniker, vermerkte anerkennend: „Die zuständigen Stellen – Gerichte, Fürsorgestellen, Wohlfahrtsämter, NSV. – haben mehr erfahrungsgemäß als wissenschaftlich begründet ein ziemlich feines Unterscheidungsvermögen für ‚Asoziale‘ und Opfer äußerer Umstände und Verhältnisse.“ Fred Dubitscher, *Asoziale Sippen. Erb- und sozialbiologische Untersuchungen*, Leipzig 1942, zit. nach: Katja Geiger, *Sozial und asozial im Nationalsozialismus*, in: *Österreichischer Berufsverband der SozialarbeiterInnen* (Hg.), *SIO – Sozialarbeit in Österreich*, Wien 2008, 8–12, 9.

23 Vgl. Goldberger, NS-Gesundheitspolitik, 264.

24 Dazu zählten der ‚Reichsarbeitsdienst‘ (1935), der junge Frauen und Männer nahezu ohne Bezahlung zur Arbeitsleistung verpflichtete, das 1938 eingeführte Pflichtjahr für Frauen unter 25 Jahren zur Arbeit in der Land- oder Hauswirtschaft sowie die Dienstplichtverordnung (1939), die die Zwangszuweisung für eine zeitlich unbegrenzte Arbeit in Rüstungsbetrieben ermöglichte.

Daher scheute man auch nicht davor zurück, den Kreis jener, die potenziell zwangsweise in ein Arbeitslager eingeliefert werden konnten, zu erweitern, wie ein Beispiel aus Wien zeigt: Der Präsident des Wiener Arbeitsamtes Neuber begrüßte den Vorschlag des Vertreters der ‚Deutschen Arbeitsfront‘ (DAF), „leichte, noch nicht ausgesprochen Asozialenfälle“ in die Arbeitsanstalt Klosterneuburg und die „wirklich asozialen Frauen“ in die Arbeitsanstalt Am Steinhof einweisen zu lassen.²⁵ Gegen die „leichten Fälle“ sollte „zunächst ohne Rücksicht auf die übrige soziale Verhaltensweise mit einer kurzfristigen Einweisung von 3–6 Monaten vorgegangen werden“ können.²⁶ Die Bedeutung der ‚Biologisierung‘ von vermeintlicher ‚Asozialität‘ blieb dennoch durchgängig aufrecht – auch wenn man sich zur Deckung des Arbeitskräftebedarfs darüber hinwegsetzte.

Einen wesentlichen Beitrag zur Umsetzung der ‚Asozialenpolitik‘ leistete auch die Kriminalpolizei. Ihr Hauptaugenmerk schien in Bezug auf die Verfolgung von ‚Asozialen‘ vor allem bei Personen ‚weiblichen Geschlechts‘ zu liegen, wie einem Protokoll der ‚Asozialenkommission‘ zu entnehmen ist.²⁷ Die Kripo war entsprechend ihrem gesetzlichen Auftrag Vollzugsorgan. Sie unterstützte die Behörden bei Erhebungen, bei Vorladungen zum Arbeitsamt oder zur magistratischen Rechtsabteilung sowie bei der Verbringung in Arbeitsanstalten. Sie griff aus Erziehungsheimen, Arbeitsanstalten oder dem Elternhaus geflüchtete Mädchen und Frauen auf und brachte (junge) Frauen, die sie der Prostitution verdächtigte, zur Anzeige und überstellte sie zur Abklärung von Geschlechtskrankheiten in die Heilanstalt Klosterneuburg. Vor allem aber ermöglichte der *Erlaß über die vorbeugende Verbrechensbekämpfung* durch die Polizei vom Dezember 1937 die Einweisung von als ‚asozial‘ Verdächtigten in Konzentrationslager – ohne richterlichen Beschluss oder rechtmäßige Verurteilung. Von dieser Möglichkeit machte die Kripo umfangreich Gebrauch.

DIE ‚ASOZIALENKOMMISSION‘ – IM DIENSTE DER NSDAP

Die sogenannte ‚Asozialenkommission‘ stellte ein österreichisches Spezifikum in der Verfolgung der ‚Asozialen‘ dar. Derartige Kommissionen gab es in den Gauen Wien, Niederdonau, Steiermark und Salzburg, ihre Tätigkeit ist bislang jedoch nur für Niederdonau und insbesondere für Wien belegt.

25 Zu den beiden Arbeitsanstalten Klosterneuburg und Am Steinhof vgl. Amesberger/Halbmayer/Rajal, Arbeitsscheu.

26 Vermerk Rassenpolitisches Amt, Hofmann, 31.7.1944, WStLA, 2.7.1.2., Rassenpolitisches Amt der NSDAP, A1–6, 2323.

27 Mauler, Kripoleitstelle Wien, Protokoll der Asozialenkommission vom 26.8.1943, WStLA, 2.7.1.2., Rassenpolitisches Amt der NSDAP, A1–6, 2322.

Die ‚Asozialenkommission‘ gründet auf dem starken Engagement des ‚Rassenpolitischen Amtes der NSDAP‘ in der ‚Asozialenfrage‘.²⁸ Die erste Kommission dieser Art kam zu Jahresende 1940 in Wien zustande. An ihr wollen wir im Folgenden beispielhaft den „Macht-Wissen-Komplex“, den diese Institution verkörperte, ausführen. In der ‚Asozialenkommission‘ waren das Gesundheitsamt, das Wohlfahrtsamt, die Rechtsabteilung der Gemeindeverwaltung, das Arbeitsamt, die Gestapo und die Kriminalpolizei vertreten. Die Entscheidung über die Einweisung von ‚asozialen‘ Frauen und Männern in geschlossene Anstalten traf die ‚Asozialenkommission‘. Sie stand damit über den Erkenntnissen der Allgemeinen Rechtsabteilung der Gemeindeverwaltung, welche – praktischerweise ohnehin Mitglied in der ‚Asozialenkommission‘ – gemäß deren Antrag zu entscheiden hatte.²⁹ Die ‚Asozialenkommission‘ nahm ihre Tätigkeit zu Jahresbeginn 1941 auf. Wie Sitzungsprotokolle zeigen, wurde der Kreis der teilnehmenden Institutionen sukzessive erweitert, um die Verfolgungsarbeit effizienter zu gestalten.³⁰ Das im Folgenden zusammengefasste Prozedere zur „Unterbringung von Asozialen in Arbeitslagern“ in Wien – entwickelt im Dezember 1940 – wurde im Wesentlichen über die Jahre beibehalten.³¹ Abgesehen davon, dass es offensichtlich unmöglich war, einer Einweisung in ein Arbeitslager zu entkommen, zeigt das Schreiben des ‚Gaurechtsamtes‘ zweierlei: die dominante Rolle der NSDAP im Verein mit der Gesundheits- bzw. Fürsorgebehörde und die Vielzahl der involvierten Behörden und Personen. Das Vorgehen, wie in mehreren Unterlagen ausgeführt, lässt sich in acht Schritten zusammenfassen. An ihnen ist erneut die Trias von ‚Rassifizierung‘, Ausgrenzungspraxis und differenzierender Macht sichtbar.

1. Erfassung der ‚Asozialen‘ durch eine Arbeitsgemeinschaft in der Ortsgruppe, die aus dem Ortsgruppenleiter, dem Amtswalter der NSV, der Ortsgruppenfrauenschaftsleiterin und der Gemeindefürsorgerin besteht.
2. Politische sowie persönliche Begutachtung der als ‚asozial‘ ausgemachten Person durch den Ortsgruppenleiter.
3. Antrag durch den Ortsgruppenleiter über den zuständigen Kreisleiter beim Gaugeschäftsführer, in dem eine vorübergehende Unterbringung in einem Arbeitslager empfohlen wird.

28 Vgl. Amesberger/Halbmayr/Rajal, Arbeitsscheu.

29 Vgl. Protokoll über die Aussprache der Asozialenkommission am 24. November 1941 bezüglich Einweisung der Frauen in ein Arbeitserziehungslager, Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, 21288/18 Asozialenkommission.

30 Vgl. Protokolle vom 22. Februar 1942 und 31. August 1943, ebd. Dazu geladen wurden in erster Linie Vertreter der Anstalten, die als „Bewahrungsort“ für ‚asoziale‘ Personen in Frage kamen: Arbeitsanstalt (AA) Klosterneuburg, AA Am Steinhof und AA Dauerheim.

31 Schreiben des Gaurechtsamts [gez. Sauer] an stellv. Gauleiter SS-Oberscharführer Scharizer bzgl. „Unterbringung von Asozialen in Arbeitslagern“, 18.10.1940, WStLA, 2.7.1.2., Rassenpolitisches Amt der NSDAP, A1–6, 2322.

4. Einholung von Vormerkungen zu den bezeichneten Personen durch den Gaugeschäftsführer bei der Kriminalpolizei, beim Hauptgesundheits- und Sozialamt der Gemeindeverwaltung des Reichsgaues Wien und beim Arbeitsamt.
5. Empfehlung der Einweisung der in Betracht kommenden ‚Asozialen‘ in ein Arbeitslager durch einen Ausschuss, bestehend aus:
 - dem Gaugeschäftsführer
 - Vertretern des Hauptgesundheits- und Sozialamtes der Gemeindeverwaltung des Reichsgaues Wien
 - des Arbeitsamtes und
 - der Abteilung VI/2 ‚Allgemeine Fürsorge‘ im Hauptgesundheits- und Sozialamt der Gemeindeverwaltung des Reichsgaues Wien.
6. Der Ausschuss entscheidet gemäß den gesetzlichen fürsorgerechtlichen Bestimmungen.
7. Einweisungsantrag durch die Abteilung VI/2 (‚Allgemeine Fürsorge‘) beim Hauptverwaltungs- und Organisationsamt der Gemeindeverwaltung des Reichsgaues Wien.
8. An die ‚asoziale‘ Person ergeht ein Bescheid über die Einweisung in das Arbeitslager.
9. Die Überstellung der ‚Asozialen‘ in das Arbeitslager erfolgt unter Assistenz der Polizei.

In den folgenden Jahren kam es immer wieder zu Verfahrensbeschleunigungen. Wenn auch vordergründig nicht sichtbar, weil im Instanzenweg gar nicht genannt, wurde die Abteilung E 3 – ‚Erb- und Rassenpflege‘ – sukzessive zum wichtigsten Motor in der ‚Asozialen‘-Bekämpfung. Der Druck kam vom Leiter der ‚Asozialenkommission‘ Hans Vellguth,³² der zugleich Vorsitzender des ‚Rassenpolitischen Amtes‘ (RPA) wie auch des Hauptgesundheitsamtes in Wien war. Die Entscheidungsbefugnisse innerhalb der ‚Asozialenkommission‘ wurden auf drei Mitglieder beschränkt, nämlich den Leiter des RPA Vellguth, den Leiter des ‚Hauptwohlfahrtsamtes‘ Robert Linke und den Leiter des Rechtsamts Florian Gröll. In einem Bericht des RPA vom August 1944 ist – bis dahin – von rund 1.200 Einweisungen in Arbeitsanstalten und Konzentrationslager durch die ‚Asozialenkommission‘ die Rede.³³

32 Hans Vellguth leitete vor seiner Tätigkeit in Wien (ab Dezember 1938) von 1933 bis 1936 die Abteilung ‚Erb- und Rassenpflege‘ am *Deutschen Hygiene-Museum* in Dresden; zudem war er von 1934 bis 1935 als ‚Gauamtsleiter des Rassenpolitischen Amtes‘ der NSDAP tätig sowie ärztlicher Beisitzer im ‚Erbgesundheitsobergericht‘ in Dresden. Ab April 1937 war Vellguth Referent im Reichsministerium des Inneren für ‚Erb- und Rassenpflege‘.

33 Bericht des Rassenpolitischen Amtes an Karl Scharizer über die Arbeit der Asozialenkommission, 7.8.1944, WStLA, 2.7.1.2., Rassenpolitisches Amt der NSDAP, A1–6, 2322.

Eine der betroffenen Frauen war die 1926 geborene Edith B. Seit ihrer frühen Jugend vermerkten die Behörden „Erziehungsschwierigkeiten“. Ab Mai 1941 folgten Unterbringungen in verschiedenen Erziehungsheimen. Immer wieder gab es Probleme mit den zugewiesenen Pflichtjahrstellen. Zwei Jahre später wurde die Kriminalpolizei wegen des angeblichen Diebstahls einer Armbanduhr und Männerbekanntschaften auf sie aufmerksam. Nach Verbüßung einer Haftstrafe im Jugendarrest kam sie im Jänner 1944 ein zweites Mal in die Anstalt Am Spiegelgrund. Im August 1944, die Jugendliche war mittlerweile 18 Jahre alt, wurde sie per Bescheid der „Arbeitsanstalt für Asoziale“ Am Steinhof zugewiesen. Die Begründung der Behörde dafür lautete:

„Ihr arbeitsscheues und asoziales Verhalten ist erwiesen. Um drohende Hilfsbedürftigkeit zu verhüten, insbesondere ihre Gesundheit und Arbeitskraft zu erhalten und ein dauerndes Anheimfallen an die öffentliche Fürsorge zu verhindern, ist ihre Anhaltung in einer Arbeitsanstalt aus erzieherischen Gründen notwendig und auch gerechtfertigt.“³⁴

FORTSCHREIBUNGEN DER STIGMATISIERUNG NACH 1945 AM BEISPIEL DER ‚OPFERFÜRSORGE‘

Die Langlebigkeit eines Wissensbestandes wird deutlich in den Fortschreibungen der Stigmatisierung von ‚Asozialen‘ im Nachkriegsösterreich. Die für den Aufbau eines neuen politischen Systems, die nationale Identitätsfindung und die Wiederherstellung von Versorgungsstrukturen auch notwendig gewesene „Pragmatik des Weitermachens“³⁵ verhinderte eher ein Überdenken nationalsozialistischer Denkmuster, als dass sie ein solches förderte. Die Inventur blieb weitgehend aus bzw. beschränkte sich auf die Beseitigung zentraler nationalsozialistischer Gesetze und Verordnungen.³⁶ Es dauerte bis in die 1970er-Jahre, ehe wesentliche Grundlagen etwa in der Fürsorge und Psychiatrie hinterfragt wurden.³⁷

Im Folgenden fokussieren wir auf die Kontinuitäten des Wissensbestands über ‚Asoziale‘, wie sie im Umgang der Behörden mit Anträgen um Leistungen nach dem ‚Opfer-

34 Bescheid der Gemeindeverwaltung des Reichsgaues Wien, Abteilung A 7 – Allgemeine Rechtsabteilung vom 28.8.1944, Akt Edith B., WStLA, Serie 1.3.2.209.10.A1/2, Krankengeschichten: überlebende Mädchen 1941–1945.

35 Wolfgang Kos, Vorwort, in: ders./Georg Rigele (Hg.), Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik, Wien 1996, 9–22, 12.

36 Vgl. Ernst Hanisch, Die Präsenz des Dritten Reiches in der Zweiten Republik, in: ebd., 33–50, 44.

37 Peter Malina, Ein Leben nach dem „Spiegelgrund“, in: Ernst Berger (Hg.), Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung, Wien/Köln/Weimar 2007, 327–332, 327 f.

fürsorgegesetz‘ (OFG) zu Tage treten. In unserem Buch gehen wir darüber hinaus auch auf die Gerichtsverfahren gegen die Leitung und das Personal der Arbeitsanstalt Am Steinhof und der ‚Gaujugenderziehungsanstalt‘ Gleink ein.³⁸ Hier sei nur ein markantes Muster hervorgehoben: Während die Glaubwürdigkeit der Opfer aufs Strengste angezweifelt wurde, wurden die Aussagen der involvierten und seinerzeit führenden Beamt*innen vom Gericht nahezu nicht hinterfragt. In keinem Fall wurde deren Verstrickung in das System der Verfolgung und Tötung thematisiert. Nach dem österreichischen OFG, das trotz zahlreicher Novellierungen die Grundzüge der Fassung von 1947 beibehalten hat, können Opfer des Nationalsozialismus die Anerkennung als Opfer und in der Folge Entschädigungsleistungen beantragen. Die Republik Österreich definierte jene Personen als Opfer des Nationalsozialismus, die aus politischen Gründen, Gründen der Abstammung, Religion oder Nationalität Schaden erlitten. Diese Opferdefinition war bis 2005 gültig. Demnach wurde eine Reihe von Personen, die wegen körperlicher oder geistiger Behinderung, sexueller Orientierung, Arbeitsverweigerung, ihres Lebensstils, Verweigerung des Wehrdiensts oder Desertion verfolgt worden waren, nicht als Opfer anerkannt. Diese Verfolgtengruppen hatten folglich auch keinen Anspruch auf Leistungen nach dem OFG, wie Haftentschädigung und Opfer- bzw. Unterhaltsrente, um nur die wichtigsten zu nennen. Erst mit der Novellierung des OFG 2005 wurden auch diese Gruppen als Opfer mit Ansprüchen auf Entschädigung anerkannt.

Obwohl als ‚asozial‘ verfolgte Personen somit bis 2005 nicht als Opfer definiert wurden, fanden wir in den Landesarchiven Wien und Oberösterreich Akten von 25 Frauen mit Verfolgungsgrund ‚Asozialität‘, die um Anerkennung als Opfer und Leistungen nach dem OFG angesucht hatten, da sie selbst sich vielmehr als politisch Verfolgte sahen. Nur 22,7 % hatten Erfolg. Somit liegt die Zuerkennungsrate deutlich unter jener bei den politisch, religiös oder rassistisch Verfolgten, die die Historikerkommission mit 60 % bezifferte.³⁹

Eine der Antragstellerinnen mit Verfolgungsgrund ‚Asozialität‘ war Helene O., geboren 1903, gerichtlich verurteilt wegen ‚Arbeitsvertragsbruch‘.⁴⁰ Nach verbüßter Haftstrafe wurde sie ins KZ Ravensbrück überstellt, wo sie bis Ende April 1945 inhaftiert war. Zwischen März 1947 und 1961 stellte sie insgesamt acht Anträge auf Anerkennung als

38 Vgl. Amesberger/Halbmayr/Rajal, Arbeitsscheu.

39 Vgl. Clemens Jabloner, Schlussbericht der Historikerkommission der Republik Österreich. Vermögenszug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich. Zusammenfassungen und Einschätzungen, Köln/Wien 2003, 421; Karin Berger u.a., Vollzugspraxis des „Opferfürsorgegesetzes“. Analyse der praktischen Vollziehung des einschlägigen Sozialrechts, Wien/München 2004.

40 Die Daten zu Helene O. sind ihrem Opferfürsorgeakt entnommen, vgl. WstLA, M.Ab. 208, A36, G. Zl. E/00510/61.

Opfer des Nationalsozialismus bzw. Haftentschädigung. Damit war sie immer erfolglos, weil sie, so die Begründungen, nicht aus politischen Motiven gehandelt habe und somit kein Opfer gemäß dem OFG sei. Obwohl acht Mithäftlinge bezeugten, dass Helene O. in Ravensbrück den roten Winkel der ‚politischen‘ Häftlinge trug, folgten sämtliche Behörden der nationalsozialistischen Argumentation. Die Rechtmäßigkeit der Entscheidung wurde – viele Jahre nach Ende der NS-Zeit – mit den damaligen Erhebungen einer NSDAP-Ortsgruppe untermauert, wonach Helene O. politisch nicht auffällig gewesen sei, „weder im positiven noch im negativen Sinne“.⁴¹

Die Begründung attestierte so auch die Rechtmäßigkeit des Vorgehens der nationalsozialistischen Behörden. Die rechtlichen Strukturen eines Unrechtsregimes wurden nicht hinterfragt. Die Maßnahme zur ‚vorbeugenden Verbrechensbekämpfung‘ wurde damit von den Nachkriegsbehörden als legitim erachtet. Somit wurden die Konstruktion und die Stigmatisierung von Menschen als ‚asozial‘ respektive arbeitsscheu weitergeführt. Unsere Analyse aller 25 Opferfürsorgeakten bestätigt die Befunde der Historikerkommission:⁴² Zum Ausschluss zahlreicher Opfergruppen als Anspruchsberechtigte nach dem OFG kam noch eine restriktive Auslegung des bestehenden Gesetzes durch die Behörden. Diese bedeutete, dass der Ermessensspielraum vielfach nicht im Sinne der Opfer genutzt wurde. Der Vergleich der positiv und negativ beschiedenen Verfahren deutet darauf hin, dass erst ab Ende der 1970er-Jahre die Chancen auf An- und Zuerkennung im Wege der Nachsicht und des Härteausgleichs stiegen. Nicht gesetzliche Veränderungen, sondern ein verändertes gesellschaftspolitisches Klima in Bezug auf Anerkennung als Opfer und deren Entschädigung dürfte hierzu beigetragen haben.

Der systematische Ausschluss von Leistungen des OFG wie etwa Haftentschädigung, Opferrente, Unterhaltsrente oder auch Hinterbliebenenrente bedeutete eine erhebliche ökonomische Schlechterstellung für die Betroffenen. Die Nichtanerkennung als Opfer zeitigte vermutlich aber auch psychosoziale Folgen. Denn nicht als Opfer anerkannt zu werden implizierte die Rechtmäßigkeit der Verfolgung und eine Schuldverortung beim Opfer. Nur wenige als ‚asozial‘ stigmatisierte Opfer dürften die Novellierung des OFG 2005 noch erlebt haben, mit der ihnen 60 Jahre nach Kriegsende endlich der Status als NS-Opfer zugesprochen wurde.

41 Abschrift Gauakt Nr. 284776 im OF-Akt Helene O., WstLA, M.Ab. 208, A36, G. Zl. E/00510/61.

42 Vgl. Jabloner, Schlussbericht.

ABSCHLIESSENDE ANMERKUNGEN: DER „APPARAT“ WIRKT

Die nationalsozialistische Ausgrenzung von ‚Gemeinschaftsfremden‘ bzw. ‚Asozialen‘ findet in der behördlichen (und justiziellen) Praxis im Nachkriegsösterreich ihre Fortführung – wenn auch in deutlich abgemilderter Form, indem sie – wie gezeigt – vom Leistungsanspruch nach dem OFG ausgeschlossen waren. Nach Terkessidis verbirgt sich die „ganze praktische Struktur des Rassismus“ in der materiellen wie symbolischen Ausgrenzungspraxis.⁴³ Ein weiterer von Mark Terkessidis herausgearbeiteter Bestandteil des „Apparates“ wird in der Analyse deutlich: Es ist nicht eine zentrale Institution, durch die die ideologischen Konzepte (des Rassismus, der ‚Asozialen‘-Punzierung) Wirkung entfalten können, sondern es sind eine Vielzahl an Institutionen und Akteur*innen. Der ‚Erfolg‘ der ‚Asozialenkommission‘ beruhte, gestützt auf Verordnungen und Erlässe, u.a. auf der engen Zusammenarbeit diverser Verwaltungsabteilungen der Gemeinde Wien und Parteistellen sowie der Einbindung weiterer Institutionen.

Nach Kriegsende schuf die österreichische Bundesregierung unter Einflussnahme der politischen Verfolgtenverbände ein ‚Opferfürsorgegesetz‘, das viele Gruppen, darunter auch die als ‚asozial‘ Verfolgten, ausschloss.⁴⁴ Im gegebenen Ermessensspielraum der vollziehenden Beamt*innen und der Kommissionen wäre es möglich gewesen, dieser im Gesetz grundgelegten Ausgrenzung zumindest teilweise entgegenzuarbeiten. Nur selten geschah dies. Sowohl bei der Gesetzesentwicklung als auch in der Umsetzung muss ein Rückgriff auf einen lange tradierten Wissensbestand konstatiert werden. Das heißt auch, dass die Legislative und die umsetzenden Behörden im Nachkriegsösterreich ihre differenzierende Macht dahingehend nutzten, Vorstellungen von ‚Asozialen‘ und deren Ausgrenzung fortzuschreiben.

43 Terkessidis, *Psychologie*, 78.

44 Vgl. Brigitte Bailer-Galanda, *Die Opfergruppen und deren Entschädigung*, in: *Forum Politische Bildung* (Hg.), *Wieder gut machen? Enteignung, Zwangsarbeit, Entschädigung, Restitution. Österreich 1938–1945/1945–1999*, Innsbruck/Wien 1999, 90–96.

VOM BETSCHINA KARL UND DEM ZAHNLUCKERTEN POLDL

EINBLICKE IN DROGENSYSTEME, DROGENKRIMINALITÄT UND DROGEN-
BIOGRAFIEN 1929 BIS 1945

Drogensucht und Drogenkriminalität waren ob des klandestinen und zugleich devian- ten Verhaltens der Beteiligten schon in den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts ein ‚heißes‘ Thema. Vorliegender Beitrag gibt Einblicke in die frühe ‚Drogenszene‘. Je nach Ausprägung sicht-/erlebbarer Stigmata (Einstiche, Einstichnarben, infizierte Beulen, Koksaugen/-nasen, Delirien, Psychosen) und der Stigmatisierung von außen bzw. der erlernten Taktik des Täuschens der Umwelt (sowohl beim Arzt, um eine Spritze zu erhalten, als auch im Alltag) wurden Süchtige ‚entdeckt‘ oder konnten ihre Sucht im Verborgenen leben, ‚ihr Spiel‘ nach ‚eigenen Regeln‘ spielen.¹ Es gilt demnach, die jeweiligen ‚Opfer einer Sucht‘ in Kranken-, Justiz- und Fürsorgeakten nachzuweisen. Darüber hinaus manifestieren sich ‚die Täter*innen einer Sucht‘ mittels Begleiterscheinungen und den Folgen der Abhängigkeit – dem Dealen, dem Schmuggel, der Drogenkriminalität bis hin zum Suizid – in amtlichen Verlautbarungen und in Tages- und Wochenzeitungen. Als Quellen wurden daher Zeitungsartikel sowie staatliche und juristische Dokumente, darunter Gerichtsakten bis hin zu ‚Vermögensanmeldungen‘, herangezogen. Einer der wichtigsten, wenn auch nur fragmentarisch erhaltenen Bestände ist jener der *Rauschgiftstelle* im Archiv Bundespolizeidirektion Wien,² die ab 1929 *das* Exekutivorgan für die Umsetzung des sogenannten ‚Giftgesetzes‘ darstellte.

-
- 1 Die theoretische Basis bilden zwei Publikationen von Erving Goffman – *Wir alle spielen Theater* und *Stigma*. Beide Veröffentlichungen werden im Folgenden mitgedacht bzw. ‚scheinen‘ im Text immer wieder durch: Erving Goffman, *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. 9. Aufl., München/Zürich 2011; ders., *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. 23. Aufl., Frankfurt a.M. 2016. Vgl. ebd., 58–67, 94–116.
 - 2 Archiv BPD Wien, Rauschgiftstelle BPD Wien (= ABPDW), Div. Abschriften.

DIE RAUSCHGIFTSTELLE

Die *Rauschgiftstelle* wurde 1927 in Wien als Unterabteilung der *Wirtschaftspolizei* gegründet. Gemäß Verordnung des *Bundesministeriums für soziale Verwaltung* vom 20. Dezember 1928 wurde sie als *Rauschgift-Zentralevidenzstelle* geführt. Hier sollten alle Daten zum Missbrauch von Suchtgiften zusammenlaufen und in direktem Austausch mit dem Ausland gespeichert und weiterverarbeitet werden. Während die *Rauschgiftstelle* einerseits regelmäßig Berichte an verschiedene Ämter (*Bundeskanzleramt, Bundesministerien für soziale Verwaltung, für Justiz und für Finanzen*) abzuliefern hatte, bezog sie im Gegenzug vom *Ministerium für soziale Verwaltung* medizinische Daten über Personen, die wegen Drogenkonsums in „Heil-, Pflege- oder Irrenanstalten“ untergebracht waren. Auskunftspflicht gegenüber der *Rauschgiftstelle* hatten aber auch etwa die Bundespolizei- und Finanzlandesbehörden sowie die Gerichte.³ 1929 wurde die *Rauschgiftstelle* „zu einer österreichischen Zentralevidenzstelle für alle mit dem Rauschgifthandel im Zusammenhang stehenden Agenden erweitert“.⁴ Sie war auf die internationale Zusammenarbeit mit anderen Rauschgiftdezernaten, darunter Polizeidienststellen in Ägypten, die *Brigade mondaine* in Paris, die *Rauschgiftstelle* des Berliner Polizeipräsidiums sowie *Scotland Yard*, angewiesen.⁵ Der Hauptsitz der *Rauschgiftstelle* lag in der *Wiener Bundespolizeidirektion* auf der Rossauer Lände 7. Zunächst waren drei Oberkommissäre als Leiter bestellt: Dr. Fritz Patzak, Dr. Franz Mayer und Dr. Konstantin Millesi.⁶ Schon bald dürfte Patzak die Gesamtleitung übernommen haben. Über die sonstige personelle Besetzung der *Rauschgiftstelle* ließ sich kaum etwas eruieren. Erhebungsbeamte waren, wie aus Presseberichten hervorgeht, unter anderem Offizial Willibald Kotiza, ein gewisser Robert Sommer sowie die beiden Kriminalbeamten Johann Schmiral und Leopold Pechan.⁷ Mitunter wurden – bei Personalmangel oder bei Bedarf an ‚verdeckten Ermittlern‘ – auch Privat-

3 Die Wiener Polizeidirektion als Rauschgift-Zentralevidenzstelle, in: *Drogisten-Zeitung*, 15.1.1929; vgl. Sebastian Gallander/Jürgen Neumeyer, Zu volkswirtschaftlichen Kosten der Drogenprohibition, in: Arnold Schmieder/Aldo Legnaro (Hg.), *Deregulierung der Sucht*, Münster/Hamburg/London 2001, 9–19.

4 Gigantischer Rauschgiftschmuggel vereitelt, in: *Neues Wiener Journal (NWJ)*, 4.12.1930.

5 Vgl. Warnung vor einem Rezeptfälscher in Berlin, in: *Apotheker-Zeitung*, 89 (1932).

6 Vgl. Achtung, Chauffeure! Betrügereien eines Morphinisten, in: *Illustrierte Kronen-Zeitung (IKZ)*, 11.8.1929; Livio Rheydt, Beim Leiter der Wiener Rauschgiftstelle Dr. Patzak, in: *NWJ*, 22.4.1934; Die Wiener Polizeidirektion als Rauschgift-Zentralevidenzstelle, in: *Drogisten-Zeitung*, 15.1.1929; Charles I. Bevans (Hg.), *Treaties and Other International Agreements of the United States of America 1776–1949*. Bd. 5: Afghanistan–Burma, Washington, D.C. 1970, 373–375.

7 Vgl. Verhaftete Rauschgiftschwindler, in: *Kleine Volks-Zeitung*, 15.4.1934.

detektive eingesetzt.⁸ Die Aktenbestände der *Rauschgiftstelle* sind nur äußerst bruchstückhaft erhalten, darunter die Tätigkeitsberichte der Jahre 1930 bis 1936. Diese fehlen für das ‚Umbruchsjahr‘ 1929 und für die Jahre nach 1936 völlig. Für die NS-Zeit sind einige wenige Verwaltungsdokumente vorhanden. All jene Bestände (nationale und internationale Informationen), die in der *Rauschgiftstelle* zusammenliefen respektive hätten zusammenlaufen sollen, wurden vermutlich skartiert. Während der NS-Zeit wurde die *Rauschgiftstelle* in *Staatliche Kriminalpolizei. Kriminalpolizeileitstelle. Nachrichtensammelstelle für Rauschgiftvergehen* umbenannt.⁹

Eine Quantifizierung von Drogendelikten, aber auch von Süchtigen in den Jahren 1929 bis 1945 ist nicht möglich; zu disparat, fehler-, aber auch lückenhaft sind die Bestände, selbst die von der *Rauschgiftstelle* für Österreich gelisteten Gerichtsverfahren. Laut Jahrbuch der Wiener Polizeidirektion für das Jahr 1928 wurden 70 Personen angezeigt, aber lediglich 32 davon verurteilt.¹⁰ Drei Jahre später waren 1.168 Fälle bei der *Rauschgiftstelle* anhängig.¹¹ Viele Fragen dazu müssen derzeit offenbleiben. Ungeklärt ist etwa, wie viele Süchtige bis 1929 polizeilich genehmigte Dauerrezepte besaßen und wer bei Festnahmen kurz- oder auch längerfristig in das Wiener *Inquisitenspital* eingeliefert wurde. Oder auch: wie viele von den Süchtigen und den Drogenhändlern ‚abgeschafft‘ wurden. Hier lassen sich am Beispiel der Abschiebung respektive ‚Abschaffung‘ von Drogensüchtigen und Drogenhändlern wegen devianten Verhaltens *shifting boundaries* – Wechselbeziehungen zwischen Zentrum und Peripherie (Wien–Ausland, Wien–Umland, Wien–Bundesländer etc.) – nachweisen.¹²

1930 leitete man in Wien die ‚Abschaffung‘ aller an einem Fall von Heroinschmuggel „beteiligten Ausländer“ ein.¹³ Der als internationaler Rauschgiftschmuggler bekannte

8 Vgl. Loge Nummer 2, in: IKZ, 14.9.1928.

9 Vgl. ABPDW, Div. Abschriften vom Jahr 1940–1943. Im Verhältnis zur Drogenszene auf der ‚Hauptbühne‘ kann man sich die *Rauschgiftstelle* als ‚Hinterbühne‘ vorstellen – oder beide auf einer Art von ‚Drehbühne‘, auf der Drogendealer/-schmuggler und Beamte sich in den Hauptrollen abwechselten bzw. jeweils ein ‚Ensemble‘ die Nase vorne hatte. Vgl. „Sonderrollen“, in: Goffman, Theater, 129–152; ebd., 160 f.

10 Vgl. Das Jahrbuch der Wiener Polizeidirektion für 1928, in: Wiener Zeitung, 22.1.1930.

11 Vgl. Polizeiarbeit in Zahlen, in: NFP, 18.8.1932; vgl. dazu aktuell: Rosa Winkler-Hermaden, Drogendelikte: Kickls Zahlenspiel, in: Der Standard Online (5.11.2018), https://derstandard.at/2000090704462/Drogendelikte-Kickls-Zahlenspiel?_blogGroup=1 (3.12.2018).

12 Vgl. Gesetz über die Regelung der polizeilichen Abschaffung und des Schubwesens, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns 9 (1873), 37 f; Einführung einer bedingten Abschaffung, in: Tages-Post, 15.3.1929; Goffman, Stigma, 104.

13 Ein Rauschgiftkonsortium in Wien. Verhaftung der Heroinschmuggler, in: Reichspost (RP), 20.4.1930. Erving Goffman zählt zu den sozialen Abweichler*innen u.a. „Prostituierte, Rauschgiftsüchtige, [...] Jazzmusiker, [...] Homosexuelle und das städtische Lumpenproletariat“. Vgl. Goffman, Stigma, 176. Eine weit umfassendere Definition findet sich bei Julia Hörath, „Asozi-

Hermann Feinberg aus Milwaukee unternahm im Frühjahr 1932 mit seinem 18-jährigen Sohn eine „Vergnügungsreise durch Europa“. Nach Zielen in Frankreich, Italien und Jugoslawien wurden Vater und Sohn am 1. Februar 1932 in Wien angehalten, aus Österreich ‚abgeschafft‘ und abgeschoben, wobei nicht nachgewiesen werden konnte, „dass diese Reise Schmuggelinteressen diene“. ¹⁴ Im selben Jahr wurde der 1879 in Pinsk geborene Josef Raskin auf einer Reise von Bulgarien nach Hamburg in Wien verhaftet. Der ebenfalls als internationaler Rauschgiftschmuggler und ‚Großschleichhändler‘ bekannte Raskin wurde gleichfalls ‚abgeschafft‘ und abgeschoben. Er stand mit einer größeren „bulgarischen Bande“ in Kontakt, betrieb Drogenhandel in Paris und war zudem Teilhaber einer chemischen Fabrik in Niedermorschweiler (Morschwiller-le-Bas) im Elsass. ¹⁵

Gemäß dem ersten erhaltenen Tätigkeitsbericht der *Rauschgiftstelle* in der Bundespolizeidirektion Wien aus dem Jahr 1930 war trotz eines erwarteten Rückgangs von Schleichhandel und Missbrauch von Drogen nach wie vor ein Anstieg der Delikte festzustellen. 1930 standen in Österreich 4.863, 1931 6.913 Personen „wg. Missbrauchs v. Rauschgiften in Behandlung“. Diese Steigerung war allerdings schon damals „kein verlässlicher Maßstab für die Zunahme des Rauschgiftmissbrauches in Österreich“, ¹⁶ die Anzahl der medizinischen Behandlungen war nicht gleichzusetzen mit der Zahl der Süchtigen, da diese meist mehrmals im Jahr eine ‚Entziehung‘ beanspruchten. Verzerrungen ergaben sich auch, weil die bekannten Schleichhändler teilweise auf die Bundesländer auswichen, da sie dort ihren Bedarf an Drogen leichter decken konnten. Daher kam es gerade außerhalb von Wien verstärkt zu Drogenmissbrauch.

Die *Rauschgiftstelle* kritisierte in ihrem Bericht die vergleichsweise milde Bestrafung von Drogenvergehen. ¹⁷ Während der ‚Rauschgiftgroßschmuggler‘ Hussein El Neannai in Wien eine viermonatige Zuchthausstrafe erhielt, ¹⁸ wurden seine Komplizen in Ägypten mit je fünf Jahren Kerker und 10.000 Pfund Geldstrafe belegt. Beklagt wurde überdies die anhaltend

ale“ und „Berufsverbrecher“ in den Konzentrationslagern 1933 bis 1938, Göttingen 2018, 22 f; vgl. auch den Beitrag von Helga Amesberger u. Brigitte Halbmayr im vorliegenden Band.

14 ABPDW, Div. Abschriften vom Jahr 1929–1939, Tätigkeitsbericht über das Jahr 1932.

15 Ebd., Tätigkeitsbericht über das Jahr 1931. Die Abschiebung von Süchtigen war kein europäisches Phänomen. Die süchtige Schweizer Schriftstellerin Annemarie Schwarzenbach musste Anfang 1941 aus den USA ausreisen; der deutsche Schriftsteller Heinz Liepman erhielt nach Vergehen gegen das amerikanische Drogengesetz zunächst Gefängnisstrafen und wurde schließlich am 11. April 1947 nach Deutschland abgeschoben. Vgl. Wilfried Weinke, Heinz Liepman, in: John M. Spalek/Konrad Feilchenfeldt/Sandra H. Hawrylchak (Hg.), *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933*, Bd. 3: USA, Teil 4, Zürich/München 2003, 127–151, 141; Heinz Liepman, *Der Ausweg. Die Bekenntnisse des Morphinisten Martin M.*, Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1978.

16 ABPDW, Div. Abschriften vom Jahr 1929–1939, Tätigkeitsbericht über das Jahr 1930.

17 Ebd.

18 Vgl. Regina Thumser-Wöhls, „... zauberlacht Unlust in blaue Heiterkeit“. Sucht und Kunst im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Innsbruck/Wien/Bozen 2017, 214–217.

fehlende Zusammenarbeit der Behörden mit der *Rauschgiftstelle*.¹⁹ 1931/32 wurde ein Rückgang des Rauschgiftschleichhandels und des internationalen Rauschgiftschmuggels konstatiert. Als mögliche Hintergründe für diese Entwicklung wurden Geldknappheit, eine schärfere Behandlung von Rauschgiftdelikten bei Gericht sowie das allmähliche Versiegen von Resten jener Rauschgiftbestände genannt, die 1928 noch nicht erfasst gewesen waren.²⁰ Als auch für die *Rauschgiftstelle* „unerwartete Folgeerscheinung“ kam es allerdings 1931 verstärkt zu Einbruchsdiebstählen in Apotheken und Großdrogenhandlungen, während die Zahl der Rezeptfälschungen von 93 (1929) auf neun (1931) gesunken sein soll.²¹ Die Abschaffung legaler Dauerrezepte anlässlich der Einführung des *Giftgesetzes* bedeutete für Süchtige, dass sie rasch am Rande ihrer wirtschaftlichen Existenz standen. Ein Arzt nahm im Schnitt zwischen zwei und sechs Schilling/Reichsmark pro Rezept. Die meisten Süchtigen konsumierten die auf einem solchen Rezept verschriebene Menge an einem Tag. Das Abrutschen in die sogenannte Drogenkriminalität war damit unausweichlich. Sie reichte von Rezeptfälschung über Diebstahl bis hin zu schweren Vergehen wie dem Dealen.

Rund 20 Jahre hatte es gedauert, bis sich ‚die Welt‘ auf eine gemeinsame Drogenpolitik geeinigt hatte, weitere Jahre, bis diese schließlich als Auflage des Völkerbundes in Österreich und Deutschland umgesetzt wurde.²² Und dann war es da, 1929, das neue, in Österreich nahezu niedlich verkürzte *Giftgesetz*, das nicht nur Drogen, sondern die große Gruppe der Gifte miteinschloss. Das *Giftgesetz* kam einer ‚Regieanweisung‘ gleich, wie mit Drogendelikten, Drogensüchtigen, aber auch mit Ärzten, die Süchtige unterstützten, umzugehen sei: Ihre Verfolgung setzte rigoros ein,²³ wie die Akten der *Rauschgiftstelle* und eine Vielzahl von Zeitungsartikeln zeigen. Überdies wurden vermehrt Apotheker zur Rechenschaft gezogen, darunter Eduard Bloch und dessen Angestellter Mag. Alois Markus. Beide sollen nach dem 1. Jänner 1929 „an die Private Marie ein morphiumähnliches Rauschgift, nämlich Eukadal [recte: Eukodal], ohne ärztliches Rezept verabreicht haben“.²⁴ Alle biografischen Parameter des Berichts verweisen auf Maria (Mia) Koritschoner, die junge Witwe des morphiumsüchtigen Großindustriellen Julius Heinrich Koritschoner, der Mitte Dezember 1928 in Konstantinopel Suizid begangen hatte. Obermedizinalrat Dr. Paul Hasterlik, Mia Koritschoners Vater, hatte den Apotheker ob der Abgabe von Eukodal bei der *Rauschgiftstelle* angezeigt.²⁵

19 Vgl. ABPDW, Div. Abschriften vom Jahr 1929–1939, Tätigkeitsbericht über das Jahr 1930.

20 Vgl. ebd., Tätigkeitsberichte über die Jahre 1931 u. 1932.

21 Vgl. ebd.; Thumser-Wöhs, Unlust, 228–232; Mit gefälschten Rezepten Rauschgift herausgelockt, in: Das kleine Volksblatt, 29.8.1940.

22 Vgl. Thumser-Wöhs, Unlust, 177–198.

23 Vgl. Oskar Bohr, in: ebd., 235–237.

24 Dem Rauschgift verfallen. Anklage gegen einen Apotheker, in: NWJ, 9.6.1929.

25 Vgl. ebd.; Thumser-Wöhs, Unlust, 440–444.

Mit dem ‚Dritten Reich‘ erreichten Formen und Ausmaß der Bestrafung von Drogendelikten sowohl in Deutschland als auch in Österreich eine neue Dimension der, und das scheint ein neues Phänomen – differenzierten –, Verfolgung. Die Nationalsozialisten unterschieden sehr stark, ob jene, die süchtig waren, im ‚Reich‘/an der Front gebraucht wurden oder nicht. Süchtige Ärzte etwa hatten, wenngleich dies den offiziellen ‚Spielregeln‘/der (Drogen-)Regie‘ des NS-Regimes widersprach und immer wieder auch die Entziehung der Approbation drohte, einen Sonderstatus. Andere wiederum, etwa Rauschgift Händler oder Konsument*innen, kamen in den Zwangsentzug, wurden mit schwerem Kerker/Arrest bestraft und/oder in Arbeits-/Konzentrationslager deportiert.²⁶ Die Zuschreibung ‚asozial‘ und/oder ‚jüdisch‘ erleichterte den ‚Regisseuren‘ des NS-Regimes – im Sinne von Goffman – die einzelnen Schritte der Verfolgung.²⁷

ZWISCHEN ANTISEMITISCH UND ‚ASOZIAL‘

In den Handel mit Drogen waren so gut wie alle Berufszweige und Altersklassen eingebunden. Kleindealer, Schmuggler*innen, aber auch einschlägig bekannte Konsument*innen firmierten häufig unter Pseudonymen, Spitz- oder Decknamen wie *Koks-Emil* oder *Koks-Lotte*.²⁸ Während diese Namen rasch auf einen Bezug zum Drogenmilieu verwiesen, waren die Decknamen und Zuschreibungen hauptberuflicher Dealer nicht zu entschlüsseln. Sie übten, ähnlich wie Künstler*innen, die mittels Künstlernamen als ‚Privatpersonen‘ einen gewissen Schutz genossen, ihre illegale Tätigkeit unter Beiziehung einer zweiten Identität aus. Die Wahl eines Pseudonyms kann darüber hinaus bisweilen darauf zurückgeführt werden, dass die eigentlichen Namen als ‚zu schwierig‘ galten oder Bezeichnungen durchaus auch „aus Freude an originellen Namen“ (origineller Namensgebung von Dritten) oder zur Mystifikation und/oder Überhöhung der (eigenen) Person verwendet wurden.²⁹ Karl Indra, der „König der Schleichhändler mit Rauschgift“, war

26 Während man um die Einweisung von Drogensüchtigen und Dealern in Konzentrationslagern weiß, erwähnt Julia Hörath lediglich Trinker*innen, ein Problem, auf das Holger Mach bereits 2001 verwiesen hat. Vgl. Hörath, *Asoziale*, 103 f; Holger Mach, *Rauschgiftbekämpfung im Dritten Reich*, in: Schmieder/Legnaro, *Deregulierung*, 67–80, 67.

27 Vgl. Goffman, *Theater*, 160 f; Mach, *Rauschgiftbekämpfung*, 67–80.

28 Vgl. *Rauschgiftzentrale in St. Pauli ausgehoben*, in: *12 Uhr-Blatt*, 20.11.1933; Edith Saurer, *Straße, Schmuggel, Lottospiel. Materielle Kultur und Staat in Niederösterreich, Böhmen und Lombardo-Venetien im frühen 19. Jahrhundert*, Göttingen 1989, 422 f; Goffman, *Theater*, 55 f, 70; *Der Rauschgiftschmuggel von Wien nach dem Orient. Das erste gerichtliche Verhör mit den fünf verhafteten Angeklagten*, in: *Neue Freie Presse (NFP)*, 25.3.1929.

29 Vgl. ‚Künstlernamen‘, in: *Meyers enzyklopädisches Lexikon*, Band 19, Mannheim/Wien/Zürich 1975, 357; *Jagd auf Kokainisten*, in: *NWJ*, 7.8.1928.

als *Petschinka/Betschina-Karl* oder auch als *Virginia-Karl* bekannt. Anton Hocevar, mit Spitznamen *g'füllter Joszi*, trat in dem Café, in dem er Drogen verkaufte, als Josef Schauer auf.³⁰ Der Medizinaldrogist Leopold Mygargal/Mygaugal wurde von den Wiener Kokainschleikhändlern *Zahnluckerter Poldl* genannt, Rudolf Muzik trug, ebenfalls in Kokainkreisen, den Decknamen *Martinelli*.³¹

Antisemitische Zuschreibungen und Vorurteile waren in Bezug auf den Drogenhandel und -schmuggel bereits vor dem ‚Anschluss‘ Österreichs, 1938, gang und gäbe, so auch die Gleichsetzung von Juden mit Schmugglern und Schleikhändlern. Dabei hatte es sich vor allem seitens der Presse bewährt, einzelne Juden herauszugreifen und als ‚typisch‘ zu präsentieren. Der Einzelne wurde damit zum repräsentativen Vertreter seiner ‚Rasse‘ stilisiert, wie auch im weiter unten angeführten Beispiel des Isaac Leifer.³² Robert Körber, Schriftsteller und *Kulturamtsleiter des Kreises VIII der Deutschen Studentenschaft* (in Österreich), nannte in seinem 1936 erschienenen antisemitischen Pamphlet *Deutschtum und Judentum* das Verführen und Gefügigmachen ‚arischer‘ Mädchen durch jüdische Männer mittels Drogen.³³ Wenn es, so Körber, dem „jüdisch-asiatischen Wollüstling“ nicht durch „Propaganda für ‚freie Liebe““ und anderes gelänge, „so musste es [das *arische* Mädchen, RTW] durch Morphium oder Kokain zum Laster erzogen und zur Dirne des Juden entehrt werden.“³⁴ Nach dem ‚Anschluss‘ verschärfte sich die Argumentation hinsichtlich jüdischer Rauschgift Händler. Die *Reichspost* vom 7. August 1938 bezeichnete die Versorgung von Menschen mit Drogen als eines der „gemeinsten Verbrechen an der Menschheit“ und stempelte den Rauschgiftschmuggel zu „eine[r] jüdische[n] Domäne“.³⁵ Verwiesen wurde etwa auf den (jüdischen) Zahntechniker Wilhelm Stern, der gemeinsam mit Bela Jovanovicz und Josef Kovacs rund 100 Kilogramm Heroin nach Österreich geschmuggelt haben soll. Das Trio wurde zu sechs bis zehn Monaten schweren Kerkers verurteilt.

30 Der Kokainschleikhandel, in: Arbeiter-Zeitung, 21.3.1930.

31 Die letzte Verhandlung nach den Giftbestimmungen des Strafgesetzes, in: Die Rote Fahne, 2.1.1929. Goffman verwendet den Begriff „Tarnnamen“. Vgl. Goffman, Theater, 87.

32 Vgl. Mach, Rauschgiftbekämpfung, 67–80, 76–78.

33 Vgl. Robert Körber, *Deutschtum und Judentum*, in: Theodor Pugel (Hg.), *Antisemitismus der Welt in Wort und Bild. Der Weltstreit um die Judenfrage*, Dresden 1936, 275–288, 285; Wolfgang Häusler, Vom „Antisemitismus des Wortes“ zum „Antisemitismus der Tat“. Das österreichische Beispiel 1918–1938, in: Hans Otto Horch/Horst Denkler (Hg.), *Conditio Judaica*, Teil 3: Judentum, Antisemitismus und deutschsprachige Literatur vom Ersten Weltkrieg bis 1933/1938, Tübingen 1993, 16–54, 36.

34 Körber, *Deutschtum*, 285; vgl. auch: Die Schieberzentrale im „Kulturinstitut“. Was bei der Liquidierung einer jüdischen Bühne ans Tageslicht kam, in: Kleine Volkszeitung, 9.6.1942; Aus Kokainsucht zur Betrügerin geworden, in: Südostdeutsche Tageszeitung/Ausgabe Banat, 13.2.1942.

35 Rauschgiftschmuggel eine jüdische Domäne, in: RP, 7.8.1938.

Abseits aller antisemitischen Zuschreibungen gab es sie tatsächlich – einige wenige ‚jüdische‘ Rauschgiftschmuggler. Zu den bekanntesten österreichischen oder von Österreich aus operierenden, international agierenden Rauschgifthändlern gehörten Sami Bernstein, Herman Blauaug und Gabriel Munk.³⁶ Einen Namen machten sich weiters Moses Lieb (auch Leib) Weidler, Thomas Petrou Zacharian, die polnischen Brüder Zahnwel und Ajzyk Zellinger,³⁷ Simon Lamm, Nathan Altmann, Traian Schor und Josef Raschin.³⁸ Ihnen gegenüber bzw. auch in engem Kontakt mit ihnen standen der in Wien lebende ägyptische Kaufmann Hussein El Neannai oder Don Carlos Fernandez Bacula, der Konsul von Peru, der ungehindert Drogen als diplomatisches Gepäck zwischen Wien, New York und Paris transportierte.³⁹ 1933 sei der „jüdische Anteil“ am Rauschgifthandel weltweit bei 30 % gelegen, so ein Beitrag in dem in Linz ab 1938 erscheinenden *Arbeitersturm*, dem *Kampfblatt der nationalsozialistischen Arbeiter (und Angestellten) Deutsch-österreichs*; in Deutschland sei er seit 1930 – von 24 % (1930) auf 3,6 % (1936) – zurückgegangen. Anlässlich mehrerer Razzien in Berlin, bei denen man nach „verbrecherischen Elementen, Rauschgiftschmugglern [und] Devisenschiebern“ fahndete, wurden in zwei Lokalen am Kurfürstendamm 339 Personen festgenommen, davon angeblich 317 ‚Juden‘. Schon bei einer ersten Überprüfung galten 76 der Festgenommenen „als kriminell belastet“, weiters sollen sich viele politisch Verdächtige und ‚Ausländer‘ ohne Papiere unter den verhafteten Personen befunden haben.⁴⁰

Nach dem ‚Anschluss‘ wurde in Österreich in der Presse verstärkt darauf hingewiesen, wenn es sich bei Rauschgiftschmugglern um Juden handelte. Eine der Opfergruppen der NS-Verfolgung waren neben Drogensüchtigen denn auch (jüdische) Drogenhändler oder vermeintlich in Drogengeschäfte verwickelte Personen.⁴¹ Exemplarisch wurden Mitglieder von Schmugglerringen von der Autorin auf ihre Verfolgung während des Nationalsozialismus überprüft, darunter die nach Hermann Blauaug benannte Bande, die Drogen u.a. „in jüdische[n] Gebetbücher[n] verpackt“ schmuggelte.⁴² Auffallend sind

36 Vgl. Neue Blüten des Wiener Judensumpfes, in: *Arbeitersturm* (AS), 18.6.1938; Jüdischer Rauschgiftschmuggler. Riesige Schiebung von Jugoslawien nach Wien, in: ebd., 19.4.1938.

37 Vgl. Thumser-Wöhs, *Unlust*, 213–217; Harry D’Erlanger, *The Last Plague of Egypt*, London 1936, 128; Richard Davenport-Hines, *The Pursuit of Oblivion. A Global History of Narcotics*, New York/London 2004, 290.

38 Vgl. Hellmut Andics, *Der ewige Jude. Ursachen und Geschichte des Antisemitismus*, Wien 1965, 278 f; Rudolf Brunngraber, *Heroin. Roman der Rauschgifte*, Wien 1951, 30–45.

39 Vgl. ebd., 9–20.

40 Razzia in Berlin, in: AS, 2.6.1938.

41 Vgl. Jules Ernest Grenout alias Laurent Deleglise. Regina Thumser-Wöhs, *Ausgrenzung und Verfolgung Drogensüchtiger während der NS-Zeit*, in: Lucile Dreidemy u.a. (Hg.), *Bananen, Cola, Zeitgeschichte: Oliver Rathkolb und das lange 20. Jahrhundert*, Bd. 1, Wien/Köln/Weimar 2015, 307–317, 309 f.

42 Vgl. ABPDW, Div. Abschriften vom Jahr 1929–1939, Tätigkeitsbericht über das Jahr 1934. Vgl. auch: Tätigkeitsberichte über die Jahre 1930 u. 1935.

einige Namensgleichheiten mit der Opferdatenbank des *Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes*, aber auch mit der Datenbank des *Findbuchs für Opfer des Nationalsozialismus*.⁴³ Frauen wurden im Rahmen des Schmuggels vorwiegend, um in der ‚Theatersprache‘ Goffmans zu bleiben, als ‚Staffage‘ eingesetzt. Eine der beiden an einem 1929 in Wien aufgedeckten Schmugglerring beteiligten Frauen war die am 23. Jänner 1889 geborene Olga Rindl.⁴⁴ Sie wurde von ihrer letzten bekannten Adresse am 28. Juli 1942 nach Theresienstadt verschleppt und am 19. Oktober 1944 nach Auschwitz deportiert.⁴⁵ Der am 5. Mai 1889 geborene Leopold Idelovici, der sich zu Beginn der 1930er-Jahre mit dem Schmuggel von Seide beschäftigt hatte,⁴⁶ wurde im Juli 1938 nach einer Hausdurchsuchung wegen angeblichen Rauschgiftschmuggels verhaftet.⁴⁷ Idelovici überlebte den Holocaust.⁴⁸ Unter den ermordeten Drogendealern waren unter anderem Simon Lamm, geboren 1878 in Polen. Er wohnte in Wien II, in der Stuererstraße 42, später in der Großen Mohrengasse 22/8. Lamm wurde am 12. Mai 1942 nach Izbica deportiert und dort ermordet. Sam(uel) Bernstein, geboren 1883, stammte aus Broda. In Wien wohnte er ebenfalls im 2. Bezirk, in der Adamberggasse 10/7. Bernstein wurde am 9. Juni 1942 nach Maly Trostinec deportiert und dort sechs Tage später ermordet.⁴⁹ Dieses Schicksal ereilte auch Arthur Grün, geboren am 27. Jänner 1888 in Wien. Deportiert am 31. August 1942, wurde Grün am 4. September 1942 in Maly Trostinec ermordet.

Der 1902 geborene Franz Stimmer kam am 25. August 1942 im Landesgericht Wien zu Tode, wobei er in der Opferdatenbank des *Dokumentationsarchivs* einmal als Opfer der Shoah, einmal als politisch Verfolgter aufscheint.⁵⁰ „Ich bin als Süchtiger in der Evidenz der Rauschgiftstelle der Polizei und besitze ein Dauerrezept“, so Franz Stimmer 1937.⁵¹ Er war schon vor 1929 als Süchtiger auffällig geworden – das legale Dauerrezept hatte nicht ausgereicht, um seine Sucht zu befriedigen. Warum Stimmer noch 1937 im

43 Vgl. <http://www.doew.at/personensuche>; <http://www.findbuch.at> (26.10.2018).

44 Vgl. Der Rauschgiftschmuggel von Wien nach dem Orient. Sechs Verhaftungen in Wien, zwei in Kairo, in: NFP, 23.3.1929.

45 Vgl. <http://www.doew.at/personensuche> (26.10.2018).

46 Vgl. Eine Seidenschmugglerbande verhaftet. Schwefelsäure gegen Zollbeamte, in: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 23.1.1933.

47 Vgl. Harmlosigkeiten eines jüdischen Rauschgiftschmugglers, in: Das Kleine Volksblatt, 1.7.1938; vgl. auch: Idelovici, Leopold, 5.5.1889, <http://archivportal.at/detail.aspx?id=1279907> (26.10.2018).

48 Vgl. AT-OeStA/Adr E-uReang AHF I Idelovici Leopold.

49 Vgl. ebd.

50 Vgl. <http://www.doew.at/personensuche> (26.10.2018). Der Frage, ob er zu den im Landesgericht 1.210 geköpften Personen gehörte, wurde nicht gesondert nachgegangen; Katharina Mittelstaedt, Wiens Todeskammer im Straflandesgericht: „Seid wachsam“, in: Der Standard Online (27.10.2018), <https://derstandard.at/2000090078250/Wiens-Todeskammer-im-Straflandesgericht-Seid-wachsam> (28.10.2018).

51 Tragödie eines Morphinisten, in: NWJ, 19.8.1937.

Besitz eines solchen war, konnte nicht geklärt werden. – Nach zehn Monaten schweren Kerkers, im Jahr 1938, kam Stimmer von Jänner bis August 1939 in ein „Anhaltelager“, das er entwöhnt verließ. Er wurde rasch rückfällig.⁵² 1940 trug Stimmer in einem Bericht im *Kleinen Volksblatt* den von den Nationalsozialisten verordneten ‚Beinamen‘ Israel: Er hätte vom jüdischen Arzt Dr. Siegfried Stettner „einen leeren Rezeptblock entwendet und sich darauf Morphium oder Kokain“ verordnet. Auch der Arzt wurde verhaftet, weil er Stimmer angeblich „70 bis 80mal Kokain und Morphium auf den falschen Namen Franz Steiner verschrieben“ hatte.⁵³ Siegfried Stettner wurde am 15. Februar 1941 nach Opole deportiert,⁵⁴ Stimmer wegen „Rückfalldiebstahls und Vergehens gegen das Opiumgesetz zu zwei Jahren schweren, verschärften Kerkers verurteilt“.⁵⁵ Anlässlich der langen Drogenbiografie und der mehrfachen Zuschreibung, ‚Jude‘ zu sein, erscheint es im Rahmen der Verfolgung/Deportation der jüdischen Bevölkerung erstaunlich, dass Stimmer die Haft in Wien verbüßen sollte. Er war bereits vor und nach 1929 mehrfach wegen Drogendelikten belangt worden, wobei Stimmer im Beschaffen von Geld und Drogen außerordentlich kreativ gewesen sein dürfte.⁵⁶ Anlässlich einer Gerichtsverhandlung im Jahr 1937 hatte er angegeben, er sei seit 15 Jahren süchtig, sei davon allerdings zehn Jahre interniert gewesen: 28-mal am Steinhof, 22-mal in diversen psychiatrischen Kliniken, dazwischen lagen Sanatorienaufenthalte zum Entzug in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei.⁵⁷ Aus der Reihe der jüdischen (Klein-)Dealer und Schmuggler*innen, aber auch jener Apotheker, die im Zusammenhang mit kleineren Suchtgiftvergehen straffällig geworden waren, fielen die meisten dem Holocaust zum Opfer. Bei anderen wiederum verliert sich während der NS-Zeit die Spur, oder es gibt trotz Namensgleichheit zu wenig Daten, um ihre Identität mittels einer der bestehenden Opferdatenbanken abzugleichen und sicherzustellen. Konnte man jemandem kein Vergehen gegen das Drogengesetz ‚anhängen‘, fand man andere Wege, ihn zu denunzieren, wie im Falle des Apothekers Isidor Markheim. Der 1890 in Wien geborene und in der Neubaugasse 45 lebende Markheim besaß eine Apotheke in Bruckneudorf. Er wurde gemeinsam mit dem Wiener Apotheker Dr. Georg Friedjung, Mitinhaber der Apotheke Zum heiligen Georg, in der Wimmergasse 33, im April 1938 aufgrund der Abgabe von

52 Rauschgift auf gefälschte Rezepte, in: IKZ, 23.10.1940.

53 Jüdischer Arzt „verschreibt“ Rauschgift, in: Das Kleine Volksblatt, 11.2.1940; Zwei Juden wegen Vergehens gegen das Opiumgesetz verhaftet, in: IKZ, 11.2.1940.

54 Vgl. <http://www.doew.at/personensuche>; <https://yvng.yadvashem.org/nameDetails.html?language=de&itemId=954571&ind=2> (26.10.2018).

55 Mit erschwindelten Rezepten Rauschgifte bezogen, in: Neues Wiener Tagblatt (NWT), 23.5.1941.

56 Vgl. Gefälschte Rauschgift-Rezepte, in: Salzburger Volksblatt, 1.6.1929; Achtung, Chauffeur!, in: IKZ, 11.8.1929; Die Streiche eines Kokainisten, in: IKZ, 18.3.1934; Tragödie eines Morphimisten, in: NWJ, 19.8.1937.

57 Vgl. ebd.

Dicodid an eine süchtige Frau zu einem Monat/zehn Tagen Arrest verurteilt.⁵⁸ Wieder freigelassen, wurde Markheim im August 1938 wegen einer kolportierten Beziehung zu seiner „arischen Hausgehilfin“ erneut verhaftet und ins Landesgericht eingewiesen.⁵⁹ Markheim wurde am 20. Juli 1941 in Buchenwald ermordet.⁶⁰ Der 1938 in das Konzentrationslager Buchenwald deportierte Georg Friedjung konnte 1939 in die Schweiz flüchten.⁶¹ Karl Blaskopf, ebenfalls Apotheker von Beruf, wurde am 26. Mai 1870 in Wien geboren. Er wohnte im 9. Bezirk, in der Kinderspitalgasse 1, und betrieb die Adler-Apotheke in Ottakring. 1933 war Blaskopf wegen mangelhafter Giftbuchführung zu einer Verwaltungsstrafe verurteilt worden. Er wurde am 28. Oktober 1941 ins Ghetto Lodz/Litzmannstadt deportiert, wo er am 7. April 1942 ermordet wurde.⁶²

BESCHAFFUNGSRÄUME

Im Folgenden soll noch auf Beschaffungsräume eingegangen werden, die lokal/global verortet, auch Exilant*innen offenstanden.⁶³ Einer der größten Märkte für Drogen war der Schwarzmarkt, der besonders nach der Umsetzung der internationalen Anti-Drogen-Abkommen zu blühen begann. Mit dem Schwarzmarkt einher ging ein exzessiver Drogenschmuggel. Bis 1938/39 waren Österreich und die Tschechoslowakei als Länder des Zwischenexils für Flüchtlinge aus Deutschland zentrale Anlaufstellen des internationalen Rauschgifthandels. Der Historiker Golo Mann hielt in den Erinnerungen an seinen Bruder Klaus die Suche nach Drogen in Prag im Jahr 1937 fest. Er habe erlebt,

„wie es mit ihm stand, wenn die schurkische Quelle versagte, die Qual des Wartens, die Jagden durch die Stadt von einer Apotheke zur anderen, die verzweifelte Versuche, durch tschechische Freunde ein Rezept zu gewinnen, welches, erhalten, ihn für ein paar Tage erlöste“.⁶⁴

58 Vgl. 13.000 Tabletten Dicodid geliefert. Jüdischer Apotheker als Rauschgifthändler, in: Deutscher Telegraf, 23.4.1938.

59 Rassenschänder und Rauschgiftverkäufer, in: IKZ, 6.8.1938; Jüdische Rauschgift-Verbrecher, in: AS, 3.5.1938.

60 Vgl. <http://www.doew.at/personensuche> (26.10.2018).

61 Vgl. Alfred Fehringer, Arisierung und Rückstellung von Apotheken in Österreich, Göttingen 2013, 138 f.

62 Vgl. <http://www.doew.at/personensuche> (26.10.2018).

63 Vgl. Regina Thumser-Wöhls, Flucht & Sucht: Beschaffungs- und Entzugsräume im Exil. Vortrag, gehalten am Österreichischen Zeitgeschichtetag, Universität Wien, 7.4.2018.

64 Golo Mann, Erinnerungen an meinen Bruder Klaus, in: Martin Gregor-Dellin (Hg.), Klaus Mann, Briefe und Antworten 1922–1949, Reinbek bei Hamburg 1991, 629–661, 641.

Der Handel, aber auch der ‚Gebrauch‘ von Rauschgiften hatten in der Tschechoslowakei ab 1931 stetig zugenommen – vermutlich war dies auf die Einführung des *Giftgesetzes* in Österreich bzw. des *Opiumgesetzes* in Deutschland zurückzuführen.⁶⁵

1.420 Personen waren laut Erhebungen mit dem Handel von Suchtgiften befasst, davon allein 628 Rauschgifthändler in Prag. In Prag sollen rund 10.000 Personen dem Kokain und/oder dem Morphium verfallen gewesen sein. Die Auswirkungen der Einführung eines neuen *Opiumgesetzes* in der Tschechoslowakei im Jänner 1938, das sowohl den Handel mit als auch den Konsum von Drogen eindämmen sollten, wurden bislang nicht beforscht.

Besondere Umschlagplätze von Drogen waren aber vor allem niederländische und französische Hafenstädte – bis 1933 etwa auch Hamburg. Unter den Häfen erwiesen sich insbesondere *Freihäfen* als Schmugglerzentralen. Der deutsche Kriminalkommissar Friedrich Seekel, der sich als Aufdecker der Rolle Frankreichs im internationalen Rauschgiftschmuggel sah, benannte Marseille als Anlaufhafen aus dem ‚Orient‘, Cherbourg und Le Havre als Übergangshäfen nach New York sowie Nizza und Toulon.⁶⁶ Als ein 1938 in der Presse offen antisemitisch ausgetragener internationaler Fall darf jener von Isaac Leifer gelten. Er schmuggelte Drogen mittels Gebetbüchern von Paris aus in die USA und nach Palästina.⁶⁷ Der in Pressemeldungen als „Ober- und Großrabbiner von Brooklyn“ bezeichnete Leifer wurde als „Rauschgift-Rabbi“ aufs Schwerste antisemitisch diffamiert.⁶⁸ Leifer, seine beiden ‚Komplizen‘ wie auch Leifers in New York lebende Ehefrau wurden verhaftet, Leifer schließlich 1939 in Paris zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.⁶⁹ Er soll u.a. „heiligen Sand aus Jerusalem“ respektive Heroin an „seine Vertrauensleute in New-York“ geschickt haben. Dies sei „für die ‚unglücklichen jüdischen Flüchtlinge‘ aus Deutschland“ bestimmt gewesen.⁷⁰ Aus den sehr einschlägigen Berichten um Isaac Lei-

65 Vgl. Jeder hundertste Prager dem Rauschgift verfallen, in: Westböhmisches Tagesblatt, 29.1.1938.

66 Vgl. Friedrich Seekel, Rauschgift und Verbrechen in Frankreich, Berlin 1940, 8 f, 16 f; Walter Benjamin, Über Haschisch. Novellistisches, Berichte, Materialien, hg. v. Tillman Rexroth, Frankfurt a.M. 1972, 31–44, 45–54.

67 Vgl. Der Heroinschmuggel in jüdischen Gebetbüchern, in: Neues Wiener Abendblatt, 3.8.1938; Rabbiner Leifer erzählt Märchen, in: NWT, 15.6.1939; New Yorker Rabbiner an der Spitze einer Rauschgifthändlerbande, in: Salzburger Zeitung, 26.7.1938; Rauschgiftschmuggel über drei Erdteile, in: ebd., 4.8.1938; Holger Mach/Sebastian Scheerer, Vom „ehrbaren Kaufmann“ zum „gewissenlosen Dealer“. Zum Wandel der moralischen Bewertung des Drogenhandels in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Bettina Paul/Henning Schmidt-Semisch (Hg.), Drogendealer. Ansichten eines verrufenen Gewerbes, Freiburg i.Br. 1998, 57–77, 69 f; Seekel, Rauschgift, 22 f.

68 Vergebliche Tarnungsversuche der jüdischen Presse. Der Rauschgift-Rabbi Leifer stammt aus Pressburg, in: Deutscher Telegraf, 28.7.1938.

69 Vgl. Seekel, Rauschgift, 22.

70 Ein Rabbiner schmuggelt Rauschgift, in: Agrarische Post, 6.8.1938; Rabbiner als Heroinschmugg-

fer lassen sich abseits der antisemitischen Propaganda zwei bislang vergeblich untersuchte Spuren weiterverfolgen, zum einen Hinweise auf Leifers (Ver-)Mittlerrolle von/für Drogen im Exil, zum anderen hinsichtlich des Schmuggels von und nach Palästina/Israel. Sie bieten Einsicht in die globalen Beschaffungsräume, für die große Forschungslücken bestehen.

1938 schien Jerusalem noch im Zentrum des Schmuggels von Haschisch zu stehen. Als Konsument*innen von Haschisch respektive als Haschischsüchtige wurden vor allem die Mitglieder von „arabischen Terroristenbanden“ festgemacht. Der „Haschischschmuggel nach Palästina“ sei, so in einem Bericht im *Neuen Wiener Tagblatt*, „derart umfangreich, dass er für die Behörden ein fast ebenso ernstes Problem bildet wie der arabisch-jüdische Konflikt“.⁷¹ Dass es selbst unter Sabres und NS-Flüchtlingen Drogenprobleme gab, zeigt das Engagement des Exil-Wieners Abraham Turnau (1914–1992). Er wurde 1949 Distrikthapothecker des Zentralkreises Tel Aviv und erstellte in seiner Funktion u.a. eine „Liste von Giften“, die nicht an Jugendliche unter 18 Jahren ausgegeben werden durften, weiters legte er fest, dass sich Süchtige „mit ihren Verschreibungen an ihnen zugewiesene Apotheken“ wenden mussten.⁷²

Der Rauschgifthandel florierte selbst während des Zweiten Weltkriegs. Ab den 1940er-Jahren verlegte sich der Schmuggel mittels Militärbooten und Kamelen in Richtung ägyptische Grenze. Haschisch gelangte vor allem aus Syrien und Palästina – angeblich mit Wissen von britischen Grenzorganen – nach Ägypten.⁷³ Die verschärfte Überwachung der ägyptischen Wüstengrenzen dämmte den Schmuggel aber ein, worauf der Preis für Rauschgift sprunghaft angestiegen sei.⁷⁴ 1943 fiel der ägyptischen Zollwache bei El Kantara eine Beduinengruppe mit sechs Kamelen auf, die stark aufgetriebene Bäuche hatten. Nach Tötung (!) der Kamele wurden 142 Phiolen Rauschgift entdeckt.⁷⁵ Aufgrund der hohen Schadenersatzforderungen nach Tötung zahlreicher Kamele, die man als vermeintliche Schmuggler zu entlarven suchte, schaffte die ägyptische Rauschgiftpolizei schließlich eigene Röntgenapparate an.⁷⁶ Neben Kamelen nutzte man auch die Eisenbahn und

ler, in: NWT, 14.6.1939; New Yorker Großrabbiner schmuggelt Rauschgift ... und verdient Millionen, in: Alpenländische Rundschau, 30.7.1938.

71 Haschisch in Palästina, in: NWT, 25.4.1938.

72 Frank Leimkugel/Wolf-Dieter Müller-Jahncke, *Vertriebene Pharmazie. Wissenstransfer durch deutsche und österreichisch-ungarische Apotheker nach 1933*, Stuttgart 1999, 61–63; Thumser-Wöhs, *Flucht & Sucht*.

73 Vgl. Rauschgiftschmuggel in Militärbooten, in: *Wiener Kronen-Zeitung*, 12.8.1942; *Salzburger Volksblatt*, 13.8.1942.

74 Kamele als Rauschgiftschmuggler entlarvt, in: *Znaimer Tagblatt*, 15.7.1943.

75 Rauschgift in Kamelleibern, in: *Agrarische Post*, 13.3.1943; Kamele als Rauschgiftschmuggler entlarvt, in: *Znaimer Tagblatt*, 15.7.1943.

76 Vgl. Kamele werden röntgenisiert, in: *IKZ*, 11.1.1944.

den Flugverkehr,⁷⁷ ein neuerlicher Höhepunkt des Drogenschmuggels nach Ägypten war 1946 festzustellen.⁷⁸

CONCLUSIO

Die NS-Herrschaft und nicht zuletzt der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs bedeuteten das Ende einer erst Ende der 1920er-Jahre zunehmend umgesetzten gemeinsamen internationalen Anti-Drogen-Politik. Zugleich änderten sich für die Süchtigen die Konsum- und Bezugsorte in Deutschland und Österreich, aber auch für die Exilant*innen im (temporären Zwischen-)Exil nachhaltig. Die Betroffenen wurden vom NS-Staat, aber auch von den Aufnahmeländern (!) – mit wenigen Ausnahmen – klar dem Milieu des ‚Asozialen‘ (Sucht gepaart mit körperlichem Verfall und Beschaffungskriminalität) zugeordnet. Der Zuschreibung von ‚Asozialität‘ folgten gemäß dem Soziologen Heinz Bude die ‚Wegretuschierung der ‚Überflüssigen‘: die Abschaffung/Ausweisung (schon vor 1933/1938), der Zwangsentzug sowie die Einweisung in ein Arbeits- und/oder Konzentrationslager – und die Ermordung.⁷⁹

77 Vgl. Heroin-Schmuggel mit Britischem Flugzeug, in: Znaimer Tagblatt, 12.5.1944.

78 Vgl. „Die letzte Plage von Aegypten“. Heroin. Und Haschischinvasion im Niltal, in: Weltpresse, 10.9.1946.

79 Zit. nach: Markus Schroer, Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums, Frankfurt a.M. 2006, 239; vgl. Thumser-Wöhls, Ausgrenzung, 307–317.

SELBSTDEFINITION VON ÖSTERREICHER*INNEN ,TEILJÜDISCHER‘ HERKUNFT WÄHREND UND NACH DER NS-ZEIT

Zu den höchsten Idealen der NS-Rassenideologie gehörte die ‚Reinheit des Blutes‘. Die Vermischung von ‚Rassen‘ galt als gefährlich, da sie zu minderwertigem Nachwuchs führe, minderwertig nicht nur im ‚rassischen‘ Sinn, sondern auch charakterlich, physisch und daher gefährlich für den ‚deutschen Volkskörper‘.¹ Besonders ablehnenswert war die Vermischung von ‚deutschem‘ und ‚jüdischem‘ Blut. Jüdinnen und Juden sollten daher aus der deutschen ‚Volksgemeinschaft‘ ausgeschlossen, der Kontakt mit ‚arischen‘ Personen nach Möglichkeit unterbunden werden. Erster Schritt war die wirtschaftliche Segregation, die Verdrängung der Jüdinnen und Juden aus der deutschen Wirtschaft. Dies begann 1933 mit dem ‚Judenboykott‘, also dem Boykott jüdischer Geschäfte, sowie mit Berufsausschlüssen. Das erste einschlägige Gesetz war das *Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums* vom 7. April 1933, das die Versetzung von ‚nichtarischen‘ Beamt*innen in den Ruhestand vorsah.² In der Durchführungsverordnung vom 11. April 1933 hieß es:

„Als nicht arisch gilt, wer von nicht arischen, insbesondere jüdischen Eltern oder Großeltern abstammt. Es genügt, wenn ein Elternteil oder ein Großelternanteil nicht arisch ist. Dies ist insbesondere dann anzunehmen, wenn ein Elternteil oder ein Großelternanteil der jüdischen Religion angehört hat.“³

- 1 In diesem Beitrag wird die rassistische NS-Terminologie verwendet, da sie wichtig für ein Verständnis des Verfolgungsschicksals der behandelten Personen ist. Diese Verwendung bedeutet jedoch keine zustimmende Haltung der Autorin. Nationalsozialistisch geprägte Begriffe werden im Folgenden daher unter Anführungszeichen gesetzt. Wenn sie im Sinn einer Kategorie verwendet werden, kann die weibliche Form, die zeitgenössisch zumeist nicht verwendet wurde, entfallen.
- 2 Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, § 3, 7.4.1933 (Reichsgesetzblatt I, 175), zit. nach: Joseph Walk (Hg.), *Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung*, 2. Aufl., Heidelberg 1996, 12.
- 3 1. Verordnung zur Durchführung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums: [...] § 2 (1), zit. nach: ebd., 13.

Der Ausschluss aus der Beamtenschaft wurde bereits in den darauffolgenden Tagen und Wochen auf Rechts- und Patentanwält*innen, Richter, Ärzt*innen, Apotheker*innen, Notar*innen, Hochschuldozent*innen, Lehrer*innen und andere mehr ausgeweitet. Die Definition von ‚nicht arisch‘ war bei diesen Berufsausschlüssen sehr weitgehend und betrachtete auch Personen mit nur einem jüdischen Großelternanteil als ungeeignet für die Zugehörigkeit zur deutschen ‚Volksgemeinschaft‘. Diese Ansicht, dass auch der geringste ‚jüdische‘ Blutanteil eine Person minderwertig machte, war bei Mitgliedern der NSDAP weit verbreitet, wie die Vorschrift zeigt, dass Anwärter*innen zur Mitgliedschaft einen ‚Ariernachweis‘ bis zu Vorfahren vorlegen mussten, die im Jahr 1800 gelebt hatten.⁴ Obwohl auch breite Bevölkerungskreise diese rassistische Kategorisierung guthießen, konnte das Regime die Segregation nicht im gewünschten Ausmaß durchführen. Während der sukzessive Ausschluss der jüdischen Bevölkerung auf keinen ernsthaften Widerstand stieß, ergaben sich bei Menschen ‚teiljüdischer‘ Herkunft Probleme. Denn diese hatten eben nicht nur jüdische, sondern auch ‚arische‘ Verwandte, die das Regime durch ein allzu rigides Vorgehen gegen sie nicht verärgern oder gegen sich aufbringen wollte. Adolf Hitler, der ‚Mischlinge‘, wie diese Menschen abwertend genannt wurden, verabscheute, konnte sich wegen dieser Rücksichtnahmen nie dazu entschließen, alle ‚Nichtarier‘ der Vernichtung preiszugeben. Auch wurden schon bald nach Erlass des *Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums* Kategorisierungen eingeführt, die unterschiedliche Grade von Diskriminierungen ermöglichten. Am 25. April 1933 wurde mit dem *Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen* ein Numerus clausus geschaffen, der den Anteil jüdischer Schüler*innen und Studierender an höheren Schulen und Universitäten einschränkte, nicht aber den von ‚Mischlingen‘.⁵ Erst am 2. Juli 1942 wurden ‚Mischlinge 1. Grades‘ aus allen Schulen außer den Volksschulen ausgeschlossen. Hochschulen konnten ‚Mischlinge‘ ab Anfang 1940 nur mit Zustimmung des ‚Reichserziehungsministeriums‘ bzw. der Rektoren besuchen. Dabei sollten ‚Mischlinge 2. Grades‘ gute Aussichten auf Aufnahme haben, doch herrschte auch hier Willkür vor.⁶

Die Kategorisierung der jeweiligen ‚Nichtarier‘ und die Einführung einer eindeutigen Begrifflichkeit erfolgten durch die *Nürnberger Gesetze* des Jahres 1935. Die entscheidenden

4 Vgl. Jeremy Noakes, Wohin gehören die „Judenmischlinge“? Die Entstehung der ersten Durchführungsverordnungen zu den Nürnberger Gesetzen, in: Ursula Büttner (Hg.), *Das Unrechtsregime. Internationale Forschung über den Nationalsozialismus*. Bd. 2: Verfolgung – Exil – Belasteter Neubeginn, Hamburg 1986, 69–89, 71.

5 Vgl. Walk, *Sonderrecht*, 16 f.

6 Vg. ebd., 378 f; Katharina Kniefacz/Herbert Posch, „...unter Vorbehalt des Widerrufs“ – Jüdische *Mischlinge* an der Universität Wien 1938–1945, in: *Zeitgeschichte* 43/5 (2016), 275–291, 278.

de Frage, die das Innenministerium und das ‚Rassenpolitische Amt‘ der NSDAP entzweite und die erst ausverhandelt werden musste, war, ob ‚Mischlinge‘ nun den Jüdinnen und Juden oder den Deutschen zuzurechnen wären. Die zuständigen Beamt*en des Innenministeriums wollten die Vorschriften der *Nürnberger Gesetze* auf ‚Volljuden‘ beschränken. Damit konnten sie sich genauso wenig durchsetzen wie die Beamt*en des ‚Rassenpolitischen Amtes‘, die auch ‚Vierteljuden‘ unter die Gruppe der Jüdinnen und Juden subsumieren wollten. Die *Nürnberger Gesetze* führten schließlich vielmehr eine deutliche Unterscheidung zwischen ‚Juden‘ und ‚Mischlingen‘ ein. Dies stellte einen Kompromiss dar, der bis Kriegsende immer wieder von radikalen Kräften des Regimes angefochten wurde, letztlich aber bewirkte, dass ‚Mischlinge‘ größtenteils von der Vernichtung ausgenommen blieben.

Das erste der *Nürnberger Gesetze*, das *Reichsbürgergesetz*, stellte fest, dass nur „Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes“ Reichsbürger*innen, also Inhaber*innen aller politischen Rechte, sein könnten. Jüdinnen und Juden waren Staatsbürger*innen mit Pflichten, aber ohne Rechte.⁷ Kernstück der *Nürnberger Gesetze* war das *Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre*, das sexuelle Beziehungen zwischen Staatsangehörigen „deutschen oder artverwandten Blutes“ und Juden unter Strafe stellte und Eheschließungen untersagte.⁸ Nicht angetastet wurden hingegen bereits bestehende ‚Mischehen‘. Denn die Institution der Ehe genoss einen so hohen Stellenwert im Deutschen Reich, dass das Regime vor Zwangsscheidungen zurückschreckte. Gleichzeitig übten Funktionäre der NSDAP, Behörden, aber auch Bekannte und Familienangehörige Druck auf nichtjüdische Partner*innen aus, sich ‚freiwillig‘ scheiden zu lassen. Eigens eingeführte Bestimmungen erleichterten solche Scheidungen.⁹

Nicht festgelegt hatten die *Nürnberger Gesetze* den Status der teiljüdischen ‚Nichtarier*innen‘. Dies erfolgte mit der *Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz* vom 14. November 1935. §§ 1 und 2 der Verordnung stellten Deutsche und jüdische ‚Mischlinge‘ insofern gleich, als beiden eine vorläufige *Reichsbürgerschaft* zugesprochen wurde. Sodann definierte § 2 Abs. 2, wer ‚Mischling‘ ist: „Jüdischer Mischling ist, wer von einem oder zwei der Rasse nach volljüdischen Großelternanteilen abstammt, sofern er nicht nach § 5 Abs. 2 als Jude gilt.“ Als solcher galt ein ‚Mischling‘, der zum Zeitpunkt des Erlasses des Gesetzes der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörte, mit einer Jüdin oder einem

7 Reichsbürgergesetz vom 15.9.1935 (Reichsgesetzblatt, Teil I, 1146), zit. nach: Walk, Sonderrecht, 127.

8 Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre. Vom 15.9.1935 (Reichsgesetzblatt Teil I, 1146), zit. nach: ebd.

9 Vgl. Marius Hetzel, *Die Anfechtung der Rassenmischehe in den Jahren 1933–1939. Die Entwicklung der Rechtsprechung im Dritten Reich: Anpassung und Selbstbehauptung der Gerichte*, Tübingen 1997.

Juden verheiratet war, aus einer Ehe mit einer Jüdin oder einem Juden stammte, die nach Erlass des *Gesetzes zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre* vom 15. September 1935 geschlossen wurde, oder aus außerehelichem Verkehr mit einer Jüdin oder einem Juden stammte und nach dem 31. Juli 1936 geboren wurde.¹⁰ Später wurde das Gesetz dahingehend verschärft, dass auch Kinder aus bestehenden ‚Mischehen‘, die nach dem 31. Juli 1936 geboren wurden, als jüdisch galten. Für diese Personen wurde der Begriff ‚Geltungsjude‘ eingeführt. Wie in der Verordnung vorgesehen, hatten ‚Geltungsjuden‘ dieselben Diskriminierungen zu erdulden wie ‚Juden‘, doch wurden sie ebenso wie die ‚Mischlinge‘ in der Regel von der Vernichtung ausgenommen. Eigentlicher Sinn der Kategorien war die Festlegung der Ehefähigkeit. Ziel der Machthaber war es, ‚Mischlinge 2. Grades‘, die nur einen jüdischen Großelternteil hatten, der deutschen Gemeinschaft einzugliedern, weshalb diese nur ‚Deutschblütige‘ heiraten durften. ‚Mischlinge 1. Grades‘, also Personen mit einem jüdischen Elternteil, sollten hingegen der jüdischen Gemeinschaft angenähert werden, weshalb ihnen Heiraten nur mit ‚Halbjuden‘ oder ‚Juden‘ gestattet waren. Heirateten sie Jüdinnen*Juden, galt dies jedoch als ein Bekenntnis zum Judentum und machte sie zu ‚Geltungsjuden‘. Ausnahmen, also z.B. Ehen zwischen ‚Mischlingen 1. Grades‘ und Deutschen, bedurften einer speziellen Genehmigung, die nur in sehr seltenen Fällen erteilt wurde. Am 1. März 1942 wurde die Behandlung solcher Eingaben für die Dauer des Krieges überhaupt ausgesetzt.¹¹

Am 26. November 1935 ordnete ein Erlass des Innenministers an, dass in Zukunft nicht mehr von ‚Nichtariern‘, sondern nur von ‚Juden‘, ‚Mischlingen 1. Grades‘ und ‚Mischlingen 2. Grades‘ gesprochen werden solle.¹² ‚Mischlinge‘ waren stigmatisiert und, wie oben angemerkt, von einer ganzen Reihe von Berufen sowie von der Zugehörigkeit zur NSDAP und zu Parteiformationen ausgeschlossen. In der privaten Wirtschaft sollten sie integriert bleiben. Denn einerseits brauchte diese ihre Arbeitskraft, andererseits sollte vermieden werden, dass arbeitslose ‚Mischlinge‘ den Staat belasteten. Doch die antisemitischen Berufsausschlüsse verfehlten auch ihre Wirkung nicht auf Arbeitgeber*innen in der Privatwirtschaft, die oft auf eine ‚rein arische‘ Belegschaft Wert legten. Ein Zwang, ‚Mischlinge‘ einzustellen, bestand nicht.

Unmittelbar nach dem ‚Anschluss‘ begann in Österreich die Verdrängung der jüdischen Bevölkerung aus der Wirtschaft und der Gesellschaft. Die Entlassung von ‚Mischlingen‘ und mit jüdischen oder ‚teiljüdischen‘ Partner*innen Verheirateten aus Beamt*innenposten erfolgte ab 31. Mai 1938. Die Weiterbeschäftigung von ‚Mischlingen‘

10 Erste Verordnung zum Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre. Vom 14.11.1935 (Reichsgesetzblatt Teil 1, 1334 f), zit. nach: Walk, Sonderrecht, 139 f.

11 Vgl. Noakes, Judenmischlinge, 317.

12 Vgl. Walk, Sonderrecht, 142.

in der Privatwirtschaft hing vom Arbeitgeber ab, doch durften sie nicht in Betrieben arbeiten, die für die Wehrmacht produzierten. Kinder und jugendliche ‚Mischlinge‘ durften weiterhin die normalen Schulen besuchen, ‚Geltungsjuden‘ standen nur die jüdischen Schulen offen.¹³ Im Folgenden sollen Interviews mit Betroffenen analysiert werden, die zur Zeit des Nationalsozialismus Jugendliche oder junge Erwachsene in Wien waren und für die die Diskriminierungen eine starke Verschlechterung ihrer Lebensperspektive bedeuteten. Untersucht soll vor allem werden, wie sich der neue ‚rassische‘ Status von ‚Mischlingen‘ und ‚Geltungsjuden‘ auf ihr Selbstverständnis und ihre Identitätswürfe auswirkte.

ENTHÜLLUNGEN NACH DEM ‚ANSCHLUSS‘

‚Mischlinge‘ waren in Österreich mehrheitlich katholisch erzogen und wussten oft nichts von ihrer jüdischen Herkunft. Otto Horn (1923–1991), dessen jüdische Großeltern zum Katholizismus konvertiert waren und ihren Sohn Maximilian, Ottos Vater, gleich nach seiner Geburt hatten taufen lassen, erfuhr in der Nacht des ‚Anschlusses‘ von der jüdischen Herkunft der Familie und dass er nach NS-Gesetzeslage ‚Mischling 1. Grades‘ war. Während seine Mutter, eine Lehrerin, aus ärmlichen Verhältnissen aus dem Waldviertel stammte, war die Familie des Vaters großbürgerlich. Wie Otto erfuhr, war seine Großmutter die Schwester des Zeitungsherausgebers Moritz Szeps, und es gab auch familiäre Beziehungen zu Georges Clemenceau, dem zweimaligen französischen Ministerpräsidenten. Für Otto bedeutete die Enthüllung seiner Herkunft einen Aufruf zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Als Hitler am 15. März 1938 nach Wien kam, wollte Otto ihn mit der Pistole seines ‚jüdischen‘ Großvaters, eines k. u. k. Offiziers, erschießen. Sein Vater entwaffnete ihn. Im Rückblick hatte Otto das Gefühl, in dieser Nacht des 11. auf den 12. März 1938 erwachsen geworden zu sein. Obwohl er in einer ‚roten Siedlung‘ auf dem Heuberg im 17. Wiener Gemeindebezirk aufgewachsen war und auch seine Eltern überzeugte Sozialdemokraten waren, schloss er sich einer antinazistischen Gruppe der Pfarrjugend Dornbach sowie der widerständischen Studentengruppe der Schottenkongregation an. Ihre Aktivitäten beschränkten sich, wie Otto ausführte, auf Schlägereien mit der ‚Hitlerjugend‘ (HJ), sie nahmen aber auch bei der ‚Rosenkranz-Demonstration‘ am 7. Oktober 1938 vor dem Stephansdom teil, der einzigen größeren antinazistischen Kundgebung der katholischen Kirche. Nach der Matura im Jahr 1941 baute Otto Horn zusammen mit seinem Arbeitskollegen Ernst Otto Andreasch, so wie er ‚Mischling 1. Grades‘, eine kommunistische Widerstandsgruppe, die Sondergruppe ‚N.N.‘ auf, deren Mitglie-

13 Vgl. Noakes, Judenmischlinge, 325–328.

der alle nach den *Nürnberger Gesetzen* Verfolgte waren; nach den großen Deportationen im Jahr 1943 schufen sie zudem die ebenfalls widerständische ‚Wiener Mischlingsliga‘. Im Februar 1944 wurde die Gruppe verraten. Die Mitglieder der Gruppe, die so wie Otto Horn und Ernst Otto Andreasch ‚Mischlinge‘ waren, wurden zu Gefängnisstrafen verurteilt, jene, die als ‚Geltungsjuden‘ galten, nach Auschwitz und anderen Konzentrationslagern überstellt, wo die meisten ums Leben kamen.¹⁴ Otto Horn gelang es, von 1938 bis 1945 in unterschiedlichen Formen und Zusammenhängen Widerstand zu leisten.

Die Eltern von Walter Fuchs (1924–2018) waren geschieden, der Vater lebte in Lappland. Da seine Mutter Schuldirektorin war und ihn nicht ausreichend betreuen konnte, wohnte Walter bei den väterlichen Großeltern in Klosterneuburg. Walter besuchte eine katholische Schule, er und die Großeltern waren gläubige Katholiken. Nach dem ‚Anschluss‘ teilten die Großeltern Walter und seiner Mutter mit, dass sie als Juden geboren worden waren, weshalb ihr Sohn, der bereits katholisch aufgewachsen war, als ‚Volljude‘, Enkel Walter als ‚Mischling 1. Grades‘ galt. Für Walters Mutter war dies ein Schock, da sie, wie Walter Fuchs in einem Interview betonte, wissentlich nie einen Juden geheiratet hätte. Dennoch lebte Walter weiterhin bei seinen ‚jüdischen‘ Großeltern, auch nachdem er die Schule verlassen und eine Buchdruckerlehre angetreten hatte und die Familie aus ihrem Haus in Klosterneuburg in eine Sammelwohnung in den 2. Bezirk hatte übersiedeln müssen. Dennoch entwickelte Walter seiner Aussage nach keine Nähe zu andern Jüdinnen und Juden, sein bester Freund war wie er ‚Mischling 1. Grades‘.¹⁵

Hertha Bren (1922–2015) erfuhr ebenfalls erst nach dem ‚Anschluss‘, dass ihre väterliche Großmutter jüdisch, ihr Vater daher ‚Mischling 1. Grades‘ und sie ‚Mischling 2. Grades‘ war. Hertha Bren bezeichnete diese Enthüllung nicht als Schock, dieser kam erst, als sie sich – eigentlich nur aus Solidarität mit ihrer ebenfalls ‚vierteljüdischen‘ besten Freundin Kitty – in der Schule zu ihrer Herkunft bekannte. Ab diesem Zeitpunkt begannen die Schikanen seitens der Lehrer*innen, die ihre Bildungs- und Berufsmöglichkeiten beeinträchtigten. Hertha wurde auch aus Parteiformationen wie dem ‚Bund Deutscher Mädel‘ (BDM) und dem ‚Reichsarbeitsdienst‘ (RAD) ausgeschlossen.¹⁶

14 Vgl. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW), 23150/36a: Transkript des Interviews mit Otto Horn, durchgeführt v. Nancy Coyn, Wien, 18.1.1988.

15 Vgl. Privatsammlung Lilian Kauders, Interview mit Walter Fuchs, durchgeführt v. Lilian Kauders u. Eleonore Lappin-Eppel, Payerbach-Reichenau, 22.3.2015.

16 Vgl. Sammlung Frauennachlässe, Universität Wien (SFNL), Hertha Bren NL 41 II, Gesprächsprotokoll mit Dr. Hertha Bren, 5.11.2001; Hertha Bren, Naturgeschichtsstunde, in: Blätter des Bezirksmuseums Meidling 20 (1988). ‚Mischlinge‘ mussten zunächst, so wie alle anderen Altersgenossinnen, zum BDM, wurden aber in der Regel nach einiger Zeit unter demütigenden Umständen ausgeschlossen. Vgl. Michaela Raggam-Blesch, Schwieriges Überleben als „Mischling“ in Berlin und Wien (1933/1938–1945). NS-Verfolgung und psychosoziale Spätfolgen bei Frauen „halbjüdischer“ Herkunft, in: Bet Debora e.V. (Hg.), Tikkun Olam. Der Beitrag jüdischer Frau-

Hertha Bren, Walter Fuchs und Otto Horn lebten zur Zeit des ‚Anschlusses‘ in Außenbezirken Wiens bzw. in Klosterneuburg. Sie bemerkten, wie sie rückblickend angaben, nichts oder wenig von den antijüdischen Ausschreitungen des ‚Anschlusspogroms‘. Während Otto Horn seine Reaktion auf die Enthüllung seines Vaters, ‚Jude‘ zu sein, als Schock darstellt, der ihn sogleich in eine widerständische Haltung drängte, scheint das Bewusstsein, was die ‚teiljüdische‘ Herkunft für sie bedeutete, bei den anderen eher langsamer gewachsen zu sein. Hertha Bren erkannte nur sukzessive die Konsequenzen ihrer Herkunft. Walter Fuchs musste seine Schule zunächst deshalb verlassen, weil sie als geistliche Bildungsinstitution geschlossen wurde. Die weiteren Einschränkungen seiner Bildungsmöglichkeiten folgten erst später. Obwohl Fuchs ebenso wie Horn im 2. Bezirk wohnte, wo er mit dem Schicksal der jüdischen Bevölkerung konfrontiert war – auch seine Großeltern wurden nach Theresienstadt deportiert, überlebten aber –, entwickelte er ebenso wie Bren kein Naheverhältnis zu anderen Jüdinnen und Juden, wohl aber zu ‚Mischlingen‘.

Die meisten ‚Mischlinge‘ wussten bereits vor dem ‚Anschluss‘ von ihrer Herkunft und kannten den jüdischen Teil der Familie. Christine Croy, geborene Baron (1923–2011), war bekannt, dass ihr Vater als Jude geboren und später zusammen mit seinen Eltern und seiner Schwester zum evangelischen Glauben konvertiert war. Auch sie wurde evangelisch erzogen, doch bestand weiterhin Kontakt zum jüdischen Teil der Familie, man feierte jüdische und christliche Feste. Die Schwester des Vaters hatte ebenfalls einen Nichtjuden geheiratet und lebte in Hamburg. Sie riet ihrem Bruder, dem Handelswissenschaftler Dr. Otto Baron, bereits vor dem ‚Anschluss‘, Österreich zu verlassen. Anfang 1938 erhielt Baron ein Angebot der Columbia Universität. Ob er dieses ausschlug oder nicht genug Zeit hatte, aus Österreich zu fliehen, ist nicht klar. Jedenfalls wurde Baron, der in der Christlichsozialen Partei aktiv gewesen war, unmittelbar nach dem ‚Anschluss‘ verhaftet und beging nach seiner Freilassung aus der Gestapo-Haft am 15. April 1938 Selbstmord, um seine Frau und seine Tochter als ‚Jude‘ nicht weiter zu belasten. Christine übersiedelte zu ihrer Tante nach Hamburg, wo sie ihre Schul- und Berufsausbildung fortsetzen konnte. Der Selbstmord des Vaters und der offene Antisemitismus der Wiener Nachbar*innen hatten das Ende ihrer glücklichen Kindheit bedeutet. Sie empfand die Übersiedlung nach Deutschland als Erleichterung.¹⁷

en zu einer besseren Welt, Berlin 2014, 18–25, 22.

17 Vgl. Institut für jüdische Geschichte Österreichs (Injoest), Karton 4, Sig. 8: Lebenserinnerung von Christine Croy, geb. Baron, verfasst 1988.

IDENTITÄTEN: ‚GELTUNGSJUDEN‘

‚Mischlinge‘ waren laut den *Nürnberger Gesetzen* weder ‚Juden‘ noch ‚Deutschblütige‘, sondern so etwas wie eine ‚dritte Rasse‘. ‚Geltungsjuden‘ wurden jedoch wie jüdische Personen behandelt. Die Betroffenen mussten sich zwar den diskriminierenden Maßnahmen unterwerfen, waren jedoch häufig nicht bereit, die rassistischen Kategorisierungen zu akzeptieren. Manche ‚Geltungsjüdinnen‘ und ‚Geltungsjuden‘ distanzieren sich vom Judentum und der jüdischen Bevölkerung, obwohl sie ihren ‚rassischen‘ Status in der NS-Zeit damit nicht verändern konnten. So schrieb Vilma Neuwirth (1928–2016) in ihrer Autobiografie, dass sich ihre Familienangehörigen, obwohl sie Mitglieder der jüdischen Gemeinde waren, vor dem ‚Anschluss‘ als Katholiken gefühlt hätten. Auch in der NS-Zeit verbrachte Vilma Neuwirth ihre Freizeit meist mit ihrer ‚nichtjüdischen‘ Freundin Hilde und schloss am Zwangsarbeitsplatz keine engeren Freundschaften mit anderen ‚Geltungsjüdinnen‘.¹⁸

Gertrude Fanto (1924–1992) war Tochter eines jüdischen Vaters und einer christlichen Mutter, die zum Judentum konvertiert war. Ihre Familie war assimiliert, sie feierte Weihnachten und Jom Kippur. Nach dem ‚Anschluss‘ war ihr erster Gedanke, aus der jüdischen Religion auszutreten. Obwohl Gertrude Fanto wusste, dass das hinsichtlich ihrer Diskriminierung im NS-System sinnlos war, ließ sie sich schließlich 1941 tatsächlich taufen. Diese Taufe des areligiösen jungen Mädchens zeigt, unter welchem Druck sie stand. Ihr Wunsch nach Normalität brachte sie auch in Gefahr. Sie besuchte zusammen mit einer Freundin, die wie sie als ‚Geltungsjüdin‘ in der Wäscherei Habsburg Zwangsarbeit leisten musste, an einem Sonntag ein Lokal in Schönbrunn. Die Mädchen wurden von einer Vorarbeiterin ertappt, festgenommen und vor Gericht gestellt, kamen aber mit einer mehrwöchigen Haftstrafe davon. Im Gefängnis warb eine Mitgefängene Gertrude für eine widerständische Jugendgruppe, die Sonderabteilung ‚N.N.‘ an, wo sie ihren späteren Mann, Otto Horn, kennenlernte. Beide wurden lebenslange Kommunisten, lehnten Glaubensbekenntnisse ab und definierten ihren Status in der NS-Zeit rückblickend vor allem als Widerstandskämpfer. Trotzdem hielt Gertrude, die nach dem Verrat der ‚Mischlingsliga‘ im Herbst 1944 in die Konzentrationslager Auschwitz und Ravensbrück sowie ins Arbeitslager Genshagen verbracht worden war, zu einigen ihrer jüdischen Schicksalsgenossinnen auch nach dem Krieg noch freundschaftlichen Kontakt.¹⁹

In der Regel brachte der gesellschaftliche und wirtschaftliche Ausschluss ‚Geltungs-

18 Vgl. Vilma Neuwirth, *Glockengasse 29. Eine jüdische Arbeiterfamilie in Wien*, Wien 2008.

19 Vgl. DÖW, 554, Transkript des Interviews mit Gertrude Horn, durchgeführt v. Nancy Ann Coyne, Wien, 13./14.1.1989; vgl. auch: Transkript zum USC Shoah Foundation Interview mit Mathilde Lewit 32119, durchgeführt v. Sandra Wachtel, 13.7.1997, <http://www.vha.fu-berlin.de/archiv/sf/index.html> (21.12.2018).

jüdinnen‘ und ‚Geltungsjuden‘ der jüdischen Gruppe näher. Martin Vogel war Sohn eines jüdischen Vaters. Seine Mutter war nicht zum Judentum konvertiert, er wuchs aber im jüdischen Glauben auf und besuchte auch den Religionsunterricht. Religion spielte in seiner Familie jedoch nur eine marginale Rolle. Mit seinem Vater verbrachte er Jom Kippur in der Synagoge, doch war das, wie Vogel erklärte, „ja mehr a Hetz [ein Spaß]. Weil dort hat man Gleichgesinnte getroffen“.²⁰ Daneben wurden aber auch einige christliche Feiertage der Mutter gefeiert. Wichtiger als Religion war in der Familie die Toleranz gegenüber anderen Glaubensrichtungen. Martin Vogel fühlte in der Schule vor dem ‚Anschluss‘ keine Diskriminierung, was er darauf zurückführte, dass der jüdische Anteil in seiner Klasse sehr hoch war. Er schloss sich keiner jüdischen Jugendbewegung, sondern dem überkonfessionellen Pfadfinderbund an. Bei diesem war, zumindest in seiner Gruppe im 3. Bezirk, der jüdische Anteil ebenfalls sehr hoch. Martin Vogel ging zu keiner jüdischen Jugendbewegung, weil diese zionistisch waren und sein Vater den Zionismus ablehnte. Er beschrieb seinen Vater als hochdekorierten Offizier des Ersten Weltkriegs und überzeugten Österreicher, Juden und Sozialisten – und so fühlte sich auch Martin. Ende 1938 schloss er sich allerdings der ‚Jugendalijah‘ an, weil er auf eine Auswanderungsmöglichkeit hoffte, und wurde dann begeistertes Mitglied der linkszionistischen Jugendbewegung *Hashomer Hatzair* (der junge Wächter). Als Martin Vogel in Wien hängen blieb, unterwarf er sich den antijüdischen Vorschriften, um zu überleben. Gleichzeitig widerstrebte es ihm, seine ‚rassische‘ Kategorisierung zu akzeptieren. Im Interview behauptete er, sich nie um seinen ‚rassischen‘ Status gekümmert zu haben. Ein behördliches Angebot seiner ‚rassischen‘ Aufwertung zum ‚Mischling 1. Grades‘ habe er abgelehnt, da ‚Mischlinge‘ damals noch zum Militär eingezogen wurden. Wie sehr er unter der jahrelangen Diskriminierung litt, geht aus seiner Darstellung einer Episode aus dem Jahr 1943 hervor. Nach einer Arbeitsverletzung kam er ins Unfallkrankenhaus Webergasse. Dort nannte ihn ein Arzt „Martin Vogel“ und nicht „Martin Israel Vogel“ und betonte, dass er zwischen seinen Patienten keinen Unterschied mache. „Verehrteste“, meinte Vogel zu seiner Interviewerin, „das war im 43er Jahr, Sie können das überhaupt nicht ermessen, was das heißt, wenn dort einer sitzt und sie auf einmal als Mensch zur Kenntnis nimmt!“²¹ Nach dem Krieg blieb Vogel Jude, Sozialist und Österreicher, ohne wie sein Vater den Zionismus abzulehnen.

Es ist wenig erstaunlich, dass Religion in gemischtkonfessionellen Familien keine große Rolle spielte, war religiöse Toleranz – oder Indifferenz – doch eine Voraussetzung für ein Gelingen oder sogar das Zustandekommen solcher Ehen. Die Mutter von Paul Grosz

20 DÖW, 632, 5, Transkript des Interviews mit Martin Vogel, durchgeführt v. Gabriele Anderl, Wien, 3.3.1989.

21 Ebd., 53.

war bei der Heirat zum Judentum übergetreten. Bis zum ‚Anschluss‘ wusste der Sohn nichts von ihrer christlichen Herkunft, denn sie führte einen traditionellen jüdischen Haushalt. Trotzdem spielte für Paul Grosz sein Judesein keine wichtige Rolle, da er gut in seine Umwelt integriert war. Nach dem ‚Anschluss‘ änderte sich das schlagartig; plötzlich galt er als minderwertig. Wie er zugab, dauerte es einige Zeit, bis er sich damit abfinden konnte und seine Herkunft akzeptierte. Es waren gerade die Schikanen der NS-Behörden, die ihm dabei halfen. Diese setzten ihn und seinen Vater unter Druck, dass er aus dem Judentum austreten und um eine Aufwertung seines ‚rassischen‘ Status als ‚Mischling 1. Grades‘ ansuchen sollte. Grosz reagierte darauf mit Trotz. Er hatte sich, wie er sagte, mit seiner Identität abgefunden und wollte kein ‚Arier‘ sein.²²

Trotz gegenüber der nichtjüdischen Umwelt und Familie lässt sich auch in der Erzählung von Helene Wanne als Motiv finden. Sie war als Elfjährige zusammen mit ihrer um zwei Jahre älteren Schwester Ingeborg und ihrer Mutter Else nach dem ‚Novemberpogrom‘ von Innsbruck nach Wien vertrieben worden, ihr nichtjüdischer Vater blieb zurück. Während Ingeborg mit der ‚Jugendalijah‘ nach Palästina flüchtete, durchwanderte Helene die verschiedenen Kinderheime der *Israelitischen Kultusgemeinde Wien* (IKG). Ihre Mutter arbeitete zunächst als private Pflegerin und später als Putzfrau in Institutionen der IKG. Der Kontakt zum Vater riss nie ab, er besuchte seine Frau und seine Tochter, auch als er bei der Wehrmacht war. Diese Besuche und die Tatsache, dass die ‚Mischehe‘ aufrecht blieb, waren aller Wahrscheinlichkeit nach der Grund, dass Helene und ihre Mutter den Krieg in Wien überleben konnten. Dennoch bestand Helene Wanne im Interview darauf, dass sie mit Hilfe der IKG überlebten und nicht auf Unterstützung seitens ihrer nichtjüdischen Familie angewiesen waren.²³ Die Überzeugung, von der jüdischen Gemeinde gerettet worden zu sein, bedeutete für sie offenbar ein Stück Ermächtigung der Opfer. Helene Wanne blieb der jüdischen Gemeinde auch nach dem Krieg verbunden, ohne religiös zu sein.

IDENTITÄTEN: ‚MISCHLINGE‘

‚Mischlinge‘ wurden in der Regel christlich erzogen, das Judentum spielte in ihren Familien meist keine Rolle. Eine Ausnahme bei den hier untersuchten Personen ist Doris Bauermann. Sie entstammt der prominenten Familie der Przibrans, auf die sie, wie dem Interview zu entnehmen ist, sehr stolz war:

-
- 22 Vgl. DÖW, 415, Transkript des Interviews mit Paul Grosz, durchgeführt v. Nancy Ann Coyne, Wien, 21.1.1988, 25.2.1988, 31.3.1988.
- 23 Vgl. Österreichische Akademie der Wissenschaften (ÖAW), Interview mit Helene Wanne, durchgeführt v. Albert Lichtblau, Eleonore Lappin-Eppel, Dieter Hecht u. Michaela Raggam-Blesch, Wien, 1.2.2011.

„Przibram ist eine alte Wiener Familie, ursprünglich natürlich aus der Tschechoslowakei gekommen. Eine Familie, die eine lange Tradition in Prag hinter sich hat, wo angeblich historisch nachgewiesen ist, daß schon unter der Hussitenzeit ein Przibram Oberrabbiner an der Alt-Neu-Synagoge war. Und es gibt sogar eine Legende, daß der berühmte Rabbi, der den Golem erfunden hat, oder gemacht hat, ein Vorfahre ist ... Also weiß Gott, sehr lange zurück. Jedenfalls sind wir sehr stolz auf die Idee, daß es so war.“²⁴

Baumanns Vater war der berühmte Biologe Hans Przibram. Als dieser die katholische Polin Anna Kortschak-Komorowska heiratete, wollte er, wie Doris Baumann ausführte, ihr nicht zumuten, zum Judentum zu konvertieren, da er selbst kein gläubiger Jude war. Stattdessen beschloss er, Christ zu werden:

„Denn das Christentum – er war kein gläubiger Mensch, aber es hat seinen Charakter angesprochen ... Und zwar das Weggehen vom Rache Gott, vom Gott ‚Zahn und (sic!) Zahn‘. Es hat ihm sehr gefallen und war seinem Charakter sehr gemäß, die Liebe hereinzubringen. Das war sein Charakter.“²⁵

Hans Przibram und seine Frau traten zum evangelischen Glauben über, da der Katholizismus für ihn als Wissenschaftler „zu viele Ungereimtheiten“ enthielt.²⁶ Es war Doris Baumann wichtig zu zeigen, dass ihr Vater den jüdischen Glauben nicht aus niedrigen pragmatischen Beweggründen, sondern aus Überzeugung abgelegt hatte. Dennoch blieb das Umfeld der Familie weitgehend jüdisch, da die Forscher*innen und Studierenden der *Biologischen Versuchsanstalt*, die ihr Vater leitete, oft Juden*Jüdinnen und Sozialist*innen waren, die an der Universität keine Karriereöglichkeiten hatten.²⁷ Doris Baumann fühlte sich ihnen sehr nahe: „Ich fühle mich eigentlich – nicht religiös. Aber ... ich mag das Wort ‚rassisch‘ nicht verwenden, weil es das so ... weil es sie ja nicht gibt, es gibt ja diese Rasse gar nicht, in dem Sinn ... Aber ich fühle mich mentalitätsmäßig, bewusst, viel mehr als Jüdin.“²⁸ Ein Übertritt zum Judentum kam für sie jedoch auch nach 1945 nie in Frage, da sie, so wie ihr Vater, eine bewusste Verfechterin der Assimi-

24 DÖW, o. Signatur, Transkript des Interviews mit Doris Baumann, durchgeführt v. Gabriele Anderl, Teil I, Wien 17.11.1987, 1.

25 Ebd., 6 f.

26 Ebd.

27 Vgl. Klaus Taschwer, Geheimsache Bärenhöhle. Wie eine antisemitische Professorenclique nach 1918 an der Universität Wien jüdische Forscherinnen und Forscher vertrieb, in: Regina Fritz/Grzegorz Rossoliński-Liebe/Jana Starek (Hg.), *Alma Mater Antisemitica. Akademisches Milieu, Juden und Antisemitismus an den Universitäten Europas zwischen 1918 und 1939*, Wien 2016, 221–242.

28 Transkript Interview Baumann, Teil I, 38.

lation war. Diese Idee verband sie mit einer tiefen Verbundenheit mit Österreich. Bereits bei der Inskription an der Universität habe sie „österreichisch“ anstatt wie vorgeschrieben „deutsch“ als Nationalität angegeben. Trotz der Sympathien für den Sozialismus in ihrer Familie und im Freundeskreis ihres Vaters trat Baumann zur Zeit des autoritären ‚Ständestaats‘ der *Vaterländischen Front* bei: „Weil wir irgendwie das Österreichische darin gesehen haben, und nicht das Faschistische.“²⁹ Man habe gehofft, Hitler damit aufhalten zu können. Als die Deutschen einmarschierten, passte sich Baumann an. Sie ging zur Volksabstimmung und stimmte für den ‚Anschluss‘, ja, sie hängte sogar eine NS-Fahne aus ihrem Fenster. Das machte sie, wie sie versicherte, um ihren Vater zu schützen, aber auch aus Angst, als ‚Mischling‘ verfolgt zu werden. Tatsächlich blieb ihr Vater bis zu seiner Flucht nach Holland, im Jahr 1939, im gemeinsamen Haus unbehelligt. Erstaunlicherweise konnten ihre Ängste Doris Baumann nicht davon abhalten, noch in der NS-Zeit zwei Kinder zur Welt zu bringen:

„es war ein gewisser Trotz drinnen. Es war das Gefühl: Naja, wenn er [Hitler, ELE] die Familie ausrotten will, dann ist schon egal, ob zwei, drei oder vier draufgehen. Aber wenn wir die tausend Jahre überleben, dann ist eigentlich im Sinne der Idee meines Vaters eine Assimilation wieder einen Schritt weitergebracht worden. Und eben das Erbgut, das berühmte, auf das sich der Hitler immer so berufen hat, ist nicht ausgeschaltet worden. [...] Damit der Hitler nicht erreicht, was er erreichen wollte“.³⁰

Jüdische Herkunft, Assimilation und Zugehörigkeit zu Österreich waren der Kern von Baumanns Selbstverständnis und ihrem innerlichen Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Als ihr Mann von 1955 bis 1961 Botschafter in Mexiko war, bemühte sich das Ehepaar Baumann vor allem um die dort lebenden jüdischen Exilant*innen aus Österreich. Mit ihnen konnte Doris Baumann erstmals über ihr Schicksal in der NS-Zeit sprechen, verteidigte aber gleichzeitig Österreich und wollte auch die Vertriebenen mit ihrer alten Heimat aussöhnen, wie sie es selbst gemacht hatte.

Einen starken Österreichpatriotismus hatte auch Otto Horn. Er war stolz auf seine prominenten großbürgerlichen jüdischen Vorfahren der k. u. k. Monarchie, wie den Zeitungsherausgeber Moritz Szeps. Seine jüdische Herkunft bedeutete für ihn den Auftrag zum Widerstand, den er zunächst in der antinazistischen Pfarrjugend, später in zwei Jugendgruppen ausübte: der Sonderabteilung ‚N.N.‘ und der ‚Mischlingsliga‘.³¹ In bei-

29 Ebd., Teil II, 24.11.1987, 4.

30 Ebd., 26.11.1987, 47.

31 Vgl. Eleonore Lappin-Eppel, Die „Mischlingsliga Wien“ – Widerstandsgruppe und Jugendorganisation, in: Claudia Kuretsidis-Haider/Christine Schindler (Hg.), *Zeithistoriker, Archivar, Aufklärer. Festschrift für Winfried R. Garscha*, Wien 2017, 141–164.

den letzteren Gruppierungen herrschte, wie er betonte, ein prononcierter Österreichpatriotismus vor. Dieser war jedoch von der kommunistischen Ideologie geprägt. Wie Baumann verteidigte auch Horn im Interview die Österreicher*innen, die nicht alle Nationalsozialist*innen gewesen seien. Obwohl er zugab, dass ein breiter Umdenkprozess und die Abkehr vom Nationalsozialismus erst nach der Niederlage von Stalingrad in Österreich einsetzte, sah Otto Horn aber im ‚Anschluss‘ trotzdem den Beginn des Prozesses, als die Österreicher*innen begannen, sich als Österreicher*innen und nicht als Deutsche zu fühlen.

Otto Horn war im 17. Bezirk in einem nichtjüdischen Umfeld aufgewachsen. Erst nach ihrer Delogierung, 1939, zog er mit seinen Eltern in eine Villa, in der auch andere jüdische Familien bzw. ‚Mischfamilien‘ lebten; 1941 musste die Familie in die Weintraubengasse im 2. Bezirk, ins Herz des ‚jüdischen Ghettos‘ übersiedeln. Horn wurde Zeuge der Deportationen seiner Nachbar*innen und Freund*innen, trotzdem blieb er der jüdischen Bevölkerung gegenüber distanziert: „Schauen Sie, das ist ganz selbstverständlich, dass man ein Solidaritätsgefühl mit allen anderen Menschen, die verfolgt werden, entwickelt. Dieses Solidaritätsgefühl, wenn man einmal selbst unterdrückt worden ist, kann man nicht mehr verlieren.“³² Allerdings empfinde er dieses Solidaritätsgefühl auch gegenüber unterdrückten Afroamerikaner*innen. Außerdem unterschied Horn zwischen der assimilierten jüdischen Mehrheit, zu der er die Familie seines Vaters zählte, und den strenggläubigen aus Osteuropa zugewanderten Jüdinnen und Juden, die, wie er kritisierte, das Ghetto nicht verlassen wollten. Auch er war ein entschiedener Verfechter der Assimilation. Doch im Gegensatz zu Doris Baumann fühlte sich Otto Horn nicht als Teil der jüdischen Gruppe und stand ihr kritisch gegenüber. Der österreichischen jüdischen Bevölkerung warf er nicht zuletzt vor, sich zu wenig gegen die nationalsozialistische Verfolgung gewehrt zu haben. Ziel der Sonderabteilung ‚N.N.‘ sei es gewesen, die Bereitschaft zum Widerstand in den jungen Jüdinnen und Juden zu erwecken. Dies sei ihnen auch gelungen.

Einen ganz anderen Identitätswurf zeigt das Tagebuch von Hertha Bren. Dabei ist zu bedenken, dass hier die unmittelbaren Reaktionen auf das NS-Regime festgehalten sind, ohne dass diese durch spätere Erfahrungen gefiltert wurden. So zeigen die frühen Tagebucheinträge, wie sehr es der NS-Propaganda gelang, die Jugendlichen zu begeistern und zu manipulieren. Hertha Bren war zur Zeit des ‚Anschlusses‘ 16 Jahre alt und erfuhr erst zu diesem Zeitpunkt, dass sie ‚Mischling 2. Grades‘ war. Zunächst hatte dies offenbar keine Auswirkung auf sie. Am 20. April 1938 jubelte sie mit dem BDM geradezu hysterisch Adolf Hitler zu.³³ Im Herbst 1938 erfolgte dann der Ausschluss aus dem

32 Transkript Interview Horn.

33 Vgl. SFNL, NL41 II, Karton 41/2, Tagebuch von Hertha Bren, 20.4.1938.

BDM: „Wie hat sich doch alles geändert. Ich bin nicht beim BDM aufgenommen worden. Wie gerne hätte ich für Deutschland gearbeitet. Und ich kann nur Freund oder Feind sein. Man hatte mich ja verstoßen“,³⁴ schrieb sie in ihrem Tagebuch. Der nächste Rückschlag folgte bei der Matura, als ihr die Noten im Nachhinein herabgesetzt wurden.³⁵ Als ihre Lieblingsprofessorin ihr riet, den Traum vom Studium aufzugeben, begehrte sie verzweifelt auf: „Und dann hab ich ihr gesagt, daß daran, daß ich deutsch bin, kein Gesetz etwas ändern kann.“³⁶ Hertha klammerte sich noch lange verbissen an ihr Deutschsein.³⁷ Ein gewisser Wandel trat erst im Spätsommer 1941 durch ihre Beziehung zu Fred ein, der ebenfalls ‚Mischling‘ war. Hertha erkannte, dass sie aufgrund ihres gleichen Schicksals eine Seelenfreundschaft und ein Verständnis füreinander verband, das sie sonst nur bei ihrer Freundin Kitty fand, die ebenfalls ‚Mischling‘ war. Gerade aber wegen dieser emotionalen Nähe schloss Hertha eine Liebesbeziehung mit Fred aus.³⁸ Diese ging sie mit dem Medizinstudenten Hans Kastner ein, den sie im Juli 1944 kennenlernte. Trotz Kastners Sympathien für den Nationalsozialismus folgte eine intensive, glückliche Zeit, bis Kastner im Februar 1945 neuerlich einberufen wurde. Wenig später geriet er in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Hertha gab zwar seinem brieflichen Drängen auf eine rasche Heirat nicht nach, fühlte sich aber nun endlich zugehörig zum Kollektiv der Frauen, die um ihre Söhne und Männer in der Wehrmacht bangten.³⁹ Eine neue Zugehörigkeit fand Hertha Bren erst, als sie nach dem Krieg Germanistik und Romanistik studierte und sich den jungen Sozialist*innen anschloss. Die Beziehung zu Kastner löste sie 1953 endgültig auf.⁴⁰ Bei einem Interview im Jahr 2001 fiel es ihr noch immer schwer, die Frage zu beantworten, ob sie sich in der NS-Zeit als Deutsche oder als Österreicherin gefühlt habe.⁴¹

Hertha Brens Bestehen auf ihrer Zugehörigkeit zu den ‚Deutschen‘ war genauso eine Trotzreaktion wie die Akzeptanz der jüdischen Herkunft oder der Widerstand, die bei anderen Betroffenen zu sehen waren. Letztlich mussten alle ‚Mischlinge‘, ‚Geltungsjüdinnen‘ und ‚Geltungsjuden‘ sich eine Identität schaffen, mit der sie die permanente Entwürdigung und Diskriminierung bewältigen konnten. Nicht allen gelang es, diese Jahre unbeschadet zu überleben.⁴² Bei den meisten der Überlebenden war nach dem Krieg

34 Ebd., Eintrag „Im Herbst 1938“.

35 Vgl. ebd., 11.3.1940.

36 Ebd., 12.3.1940.

37 Vgl. ebd., 25.3.1940; Pfingsten 1941; St. Lorenzen, 18.7.1941.

38 Vgl. ebd., z.B. 15.9.1941, 10.7.1942, Dezember 1942.

39 Vgl. ebd., April 1945.

40 Vgl. ebd., Nachtrag 1947–1961.

41 Vgl. SFNL, NL 41 II, Gesprächsprotokoll mit Dr. Hertha Bren, 5.11.2001.

42 Vgl. Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, 200.01–1/4, Kurt Pollak, Tagebuchnotizen 1933–1961.

eine gewisse Aufbruchstimmung zu bemerken: Man studierte, lernte einen Beruf, baute eine Existenz auf und gründete Familien. In der Regel wurden die Freundschaften aus der Zeit der Verfolgung fortgesetzt und damit auch das Gefühl des Andersseins.

NACHBARN, FREUND*INNEN, FREMDE

KONTAKTE VON ‚MISCHEHEFAMILIEN‘ IM JÜDISCHEN UND NICHT-JÜDISCHEN UMFELD IN DER ZEIT DES NS-REGIMES IN WIEN

Mit dem ‚Anschluss‘ an das Deutsche Reich im März 1938 wurde das Leben der jüdischen Bevölkerung in Österreich über Nacht in dramatischer Weise verändert. Zu den als Jüdinnen und Juden verfolgten Menschen zählten auch Personen aus gemischtkonfessionellen Familien, die bislang zumeist wenig Bezug zur jüdischen Gemeinde gepflegt hatten. Der im Zuge der nationalsozialistischen Machtübernahme sukzessiv erfolgende Bruch im sozialen Beziehungsgefüge zwischen jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung machte auch vor dem Freundes- und Familienkreis von ‚Mischehefamilien‘ nicht halt.¹ ‚Arische‘ Frauen wurden mitunter von ihren eigenen Verwandten unter Druck gesetzt, sich von ihren jüdischen Ehepartnern zu trennen. Gleichzeitig erfuhren ‚Mischehefamilien‘ gelegentlich unerwartete Unterstützung von Nachbar*innen oder Fremden. In diesem Beitrag sollen die unterschiedlichen Beziehungen von ‚Mischehefamilien‘ im jüdischen und nichtjüdischen Umfeld beleuchtet werden.

DEFINITION VON ‚MISCHEHEFAMILIEN‘

Ehen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Personen waren im Kontext der rigoros konfessionell geregelten Heiratsbestimmungen der Habsburgermonarchie gesetzlich verboten, wobei hier auch in der Ersten Republik keine wesentlichen Erleichterungen durchgesetzt werden konnten. Für eine Eheschließung war daher der Übertritt einer der beiden zukünftigen Ehepartner zur Religion des anderen Voraussetzung. Ausnahme war

1 Nationalsozialistisch geprägte Begriffe wie ‚Mischehen‘, ‚Mischlinge‘, ‚Geltungsjuden‘, ‚Arier‘ und ‚Nichtarier‘ werden im Folgenden unter Anführungszeichen gesetzt, um sie als Termini der NS-Ideologie kenntlich zu machen. Da es sich dabei um eine rassistische Terminologie handelt, wird hier auf eine gendergerechte Schreibweise verzichtet.

die ‚Notzivilehe‘, die jedoch nur beantragt werden konnte, wenn sich einer der beiden Partner*innen konfessionslos erklärte.² Gemischtkonfessionelle Ehen mussten nicht nur religiöse und gesetzliche Hürden überwinden, sondern wurden oft auch mit Vorbehalten seitens der jüdischen sowie nichtjüdischen Verwandten konfrontiert, wobei antisemitische Tendenzen keine Seltenheit waren. Im Fall der 1917 geborenen Johanna Nestor fand die Hochzeit ihrer Eltern aufgrund des Widerstands ihres christlichsozialen Großvaters beispielsweise nur unter der Bedingung statt, dass die jüdische Familie des Vaters nicht zur Feier geladen wurde.³ In anderen Fällen war die Mitgliedschaft der Kinder in der jüdischen Gemeinde eine Strategie, um jüdische Verwandte mit der ‚gemischten‘ Ehe zu versöhnen. Rosalia Silbermann, die aus einer wohlhabenden orthodoxen jüdischen Familie stammte, heiratete gegen den Willen der Familie ihren katholischen Arbeitskollegen Johann Ringler. Nach der Geburt der gemeinsamen Tochter Rosa im Jahre 1929 registrierte sie diese bewusst in der *Israelitischen Kultusgemeinde* (IKG), da sie bereits unter der Entfremdung von ihrer Familie litt, die sich seit der Eheschließung zunehmend von ihr distanziert hatte. Durch das neue jüdische Familienmitglied gelang die Versöhnung. Nichtsdestotrotz spürte Rosa als Kind immer eine gewisse Distanz, da sie nicht zu allen jüdischen Familienfesten eingeladen wurde.⁴ Die 1928 geborene Vilma Kühnberg (verh. Neuwirth) entstammte einer ähnlichen Familienkonstellation. Die jüdische Familie ihres Vaters hatte bürgerlichen Hintergrund und war über dessen Heirat mit der als Köchin tätigen Katholikin Maria nicht besonders glücklich, obwohl diese im Zuge der Eheschließung konvertierte. Aber auch die katholischen Großeltern mütterlicherseits hatten Vorbehalte gegenüber dem jüdischen Schwiegersohn, sodass hier das Verhältnis ebenfalls nicht übermäßig eng war.⁵

Im Nationalsozialismus wurden Ehen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Partner*innen schließlich als ‚Mischehen‘ bezeichnet. Diese waren dem NS-Regime ein steter Dorn im Auge. Mit dem am 15. September 1935 in Nürnberg erlassenen *Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre* wurden diese Ehen verboten, wobei das Gesetz nach dem ‚Anschluss‘ in Österreich rückwirkend übernommen wur-

-
- 2 Vgl. Maigesetze zur Regelung der interkonfessionellen Verhältnisse von Staatsbürgern, 25.5.1868, RGBl. 49/1868; Ulrike Harmat, *Ehe auf Widerruf? Der Konflikt um das Eherecht in Österreich 1918–1938*, Frankfurt a.M. 1999, 8–12, 48; Dank an Dieter Hecht für den Hinweis; vgl. auch: Marsha L. Rozenblit, *The Jews of Vienna, 1867–1914. Assimilation and Identity*, Albany 1983, 132.
 - 3 Vgl. Interview mit Johanna Nestor, durchgeführt v. Michaela Raggam-Blesch (MRB), Wien, 6.9.2007.
 - 4 Vgl. Interview mit Rosa Kostenwein (geb. Ringler), durchgeführt v. MRB, Weidling bei Wien, 30.6.2015.
 - 5 Vgl. Vilma Neuwirth, *Glockengasse 29. Eine jüdische Arbeiterfamilie in Wien*, Wien 2008, 38–40.

de.⁶ Bestehende ‚Mischehen‘ wurden letztendlich nicht angetastet, obwohl es immer wieder Versuche in diese Richtung gab und nichtjüdische Ehepartner*innen – behördlicherseits oder im privaten Umfeld – unter Druck gesetzt wurden, sich von ihren jüdischen Partner*innen zu trennen.⁷

‚MISCHEHEFAMILIEN‘ NACH DEM ‚ANSCHLUSS‘

Viele ‚Mischehefamilien‘ verloren innerhalb kurzer Zeit nach dem ‚Anschluss‘ im Zuge der ‚Arisierungen‘ ihren Lebensunterhalt. Jüdische Geschäfte wurden enteignet und Jüdinnen und Juden aus ihren Berufen entlassen. Auch nichtjüdische Lehrer*innen oder Beamt*innen im Staatsdienst wurden gekündigt, wenn sie mit Jüdinnen oder Juden verheiratet waren. Der Gymnasiallehrer Oskar Baader wurde kurz nach der nationalsozialistischen Machtübernahme entlassen, da er sich weigerte, sich von seiner jüdischen Frau Cäcilia (geb. Adler) zu trennen. Als er auch dem Druck von Parteimitgliedern in seinem Bekanntenkreis standhielt, begann seine soziale Isolation. In den folgenden Jahren musste er die Familie mit einer spärlichen Pension und einigen Nachhilfestunden erhalten.⁸ Moritz Freiburger hingegen, der ein Garngeschäft in der Hugo-Wolf-Gasse im 6. Bezirk besaß, bekam Unterstützung von unerwarteter Seite: Zwei seiner Geschäftspartner, die sich als illegale Parteimitglieder erwiesen, setzten sich in Berlin für ihren jüdischen Geschäftskollegen ein, um ihm als einem ehemaligen Offizier des Ersten Weltkrieges eine Genehmigung zur Weiterführung des Geschäftes zu verschaffen. Die Genehmigung traf tatsächlich ein, doch hatte sie nicht lange Gültigkeit: Im Zuge des Novemberpogroms wurde das in unmittelbarer Nähe des brennenden Schmalzhoftempels gelegene Geschäft geplündert und kurz darauf liquidiert.⁹

Die nationalsozialistische Machtübernahme beeinträchtigte das soziale Beziehungsgefüge zwischen Jüdinnen*Juden und Nichtjüdinnen*Nichtjuden quasi über Nacht. Auch Angehörige aus ‚Mischehefamilien‘, von denen viele bislang kaum Bezug zur jüdischen Gemeinde gepflegt hatten, erlebten Diskriminierungen und Anfeindungen im Freundes- und Bekanntenkreis. In einigen Fällen erfuhren Kinder aus ‚Mischehefamilien‘, die getauft und in einem nichtjüdischen Umfeld sozialisiert worden waren, erst nach dem ‚Anschluss‘

6 Vgl. Joseph Walk (Hg.), Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung, Heidelberg/Karlsruhe 1981, 127.

7 Vgl. Wolf Gruner, Widerstand in der Rosenstraße. Die Fabrik-Aktion und die Verfolgung der „Mischehen“ 1943, Frankfurt a.M. 2005, 178–181.

8 Vgl. Interview mit Gerhard Baader, durchgeführt v. MRB, Wien, 2.7.2012 u. Telefoninterview, 30.5.2017.

9 Vgl. Interview mit Lotte Freiburger, durchgeführt v. MRB, Wien, 30.4.2009 u. 26.1.2017.

von ihrer jüdischen Herkunft. Michael Elsner, 1931 in Wien geboren, erinnerte sich in einem Interview beispielsweise daran, im März 1938 als knapp Siebenjähriger – angesteckt von der euphorischen Stimmung in der Stadt – begeistert mit nationalsozialistischen Papierfähnchen und NS-Parolen deklamierend nach Hause gekommen zu sein. Erst durch die entsetzte Reaktion seiner jüdischen Mutter wurde ihm bewusst, dass er „nicht dazu gehörte“.¹⁰ Liselotte Kürt (verh. Cech), 1925 in Wien geboren, war aufgrund ihrer dunkelblonden Zöpfe die Lieblingsschülerin ihrer nationalsozialistischen Lehrerin und wurde von älteren Mitschülerinnen beinahe für eine illegale nationalsozialistische Organisation rekrutiert. Erst am Tag nach dem ‚Anschluss‘ erfuhr sie von der jüdischen Herkunft ihres Vaters Friedrich Kürt. Damit entschlüsselte sich für sie auch dessen Aufregung am Abend zuvor, die sich u.a. darin gezeigt hatte, dass er nach der im Radio übertragenen Abschiedsrede von Bundeskanzler Kurt Schuschnigg stundenlang wach geblieben war und im Laufe der Nacht eine ganze Packung starker französischer Zigaretten geraucht hatte.¹¹ Sogenannte ‚Mischlinge‘ galten weder als ‚Arier‘ noch als ‚Juden‘ und hatten somit einen Status,¹² der sich auch in einem Zwiespalt bei den Betroffenen selbst niederschlug. Aufgrund ihres nicht eindeutigen „rassischen Status“ wurden einige der als ‚Mischlinge‘ definierten Frauen und Männer der jüngeren Generation zu nationalsozialistischen Jugendorganisationen verpflichtet. Vera Kalousek, 1932 in Wien geboren, wurde während ihrer Schulzeit dazu genötigt, der Ortsgruppe des ‚Bundes Deutscher Mädel‘ (BDM) in ihrer Nachbarschaft beizutreten. Nach einem halben Jahr Vorbereitungszeit wurde sie bei einer groß angelegten Feier, der sogenannten „Knotenverteilung“, vor Publikum wegen ihrer ‚halbjüdischen‘ Herkunft für nicht würdig erklärt, den „Knoten“ an ihrer Uniform zu tragen – ein demütigendes Erlebnis, das sie ihr Leben lang prägte.¹³ Im Fall des 1929 geborenen Kurt Glattauer verhinderte seine kurze Mitgliedschaft bei der ‚Hitlerjugend‘ (HJ) letztendlich die ‚Arisierung‘ der elterlichen Wohnung. Kurt wuchs bei seinem jüdischen Vater Moritz und seiner jüdischen Stiefmutter Elsa Glattauer auf. Da er getauft und als ‚Mischling‘ kategorisiert war, trat er gemeinsam mit seinen Schulkollegen nach seinem elften Geburtstag in die HJ ein. Dieser Beitritt erfolgte nicht nur durch sozialen Druck, sondern auch aus strategischen Gründen, die sich in seinem Fall bewähren sollten. Als SA-Männer eines Abends die Wohnung stürmten, um die jüdische Familie auszuweisen, wurden sie von der Anwesenheit des Jungen in HJ-Uniform überrascht, sodass sie tatenlos abzogen. Kurze Zeit später wurde Kurt Glattauer aller-

10 Interview mit Michael Elsner, durchgeführt v. MRB, Wien, 23.11.2015.

11 Vgl. Interview mit Liselotte Cech, durchgeführt v. MRB, Wien, 14.6.2013 u. 5.5.2014.

12 Menschen mit einem jüdischen und einem nichtjüdischen Elternteil, die getauft oder konfessionslos waren, wurden mit der ersten Durchführungsverordnung zu den *Nürnberger Gesetzen* am 14. November 1935 als ‚Mischlinge‘ definiert. Vgl. Walk, Sonderrecht, 139.

13 Interview mit Vera Rollig (geb. Kalousek), durchgeführt v. MRB, Wien, 10.9.2007.

dings ebenfalls aus der HJ ausgeschlossen.¹⁴ Die als ‚Mischlinge‘ definierten Personen erlebten immer wieder Diskriminierungen und den Ausschluss aus der Gemeinschaft, sobald der ‚Makel‘ ihrer Herkunft aufgedeckt wurde.

In ‚Mischehefamilien‘, deren Mitglieder offiziell der jüdischen Gemeinde angehörten, hatte die jüdische Religionszugehörigkeit bis zur nationalsozialistischen Machtübernahme oft ebenfalls kaum eine Rolle gespielt. Angehörige aus diesen Familien berichten sowohl von Weihnachtsfeiern als auch von gelegentlichen Synagogenbesuchen an den hohen jüdischen Feiertagen. Der 1922 geborene Martin Vogel, der durch seine ‚arische‘ Mutter zwar ‚halbjüdisch‘ war, durch seine Mitgliedschaft in der IKG allerdings als ‚Geltungsjuden‘ definiert wurde,¹⁵ beschrieb dies in einem Interview:

„Schau’n Sie, wir waren eine ausgesprochen säkulare Familie. Wir haben gefeiert die jüdischen [meint: christlichen] Feiertage, wobei das aus Weihnachten bestand, sonst haben wir überhaupt nichts gefeiert. Und von der jüdischen Seite haben wir den höchsten Tag gefeiert, den Jom Kippur, den Versöhnungstag. Und wie ich schon sagte, wir waren völlig säkular. Wir haben also weder in die eine noch in die andere Richtung irgendeine Verbindung gehabt. Ich weiß nur, dass meine liebe Mutter von Zeit zu Zeit in die Kirche gegangen ist. [...] Sie war, wie gesagt, in Besitze des Zivilisationsdokumentes, eines Ariernachweises. Und das hat meinem Vater und mir das Leben gerettet.“¹⁶

Der ‚Ariernachweis‘ der Mutter wird in diesen Erinnerungen zum „Zivilisationsdokument“, welches den Verbleib der jüdischen Familienmitglieder in Wien und somit deren Überleben sicherte. Erst nach dem ‚Anschluss‘ begann sich Martin Vogel für zionistische Jugendbewegungen zu interessieren. Da viele der leitenden Mitglieder (*Madrichim*) nach Palästina emigrieren konnten, wurde er schließlich *Madrich* (Jugendführer) der linkszionistischen *Hashomer Hatzair* und eine wichtige Bezugsperson für viele der ihm anvertrauten Jugendlichen.¹⁷

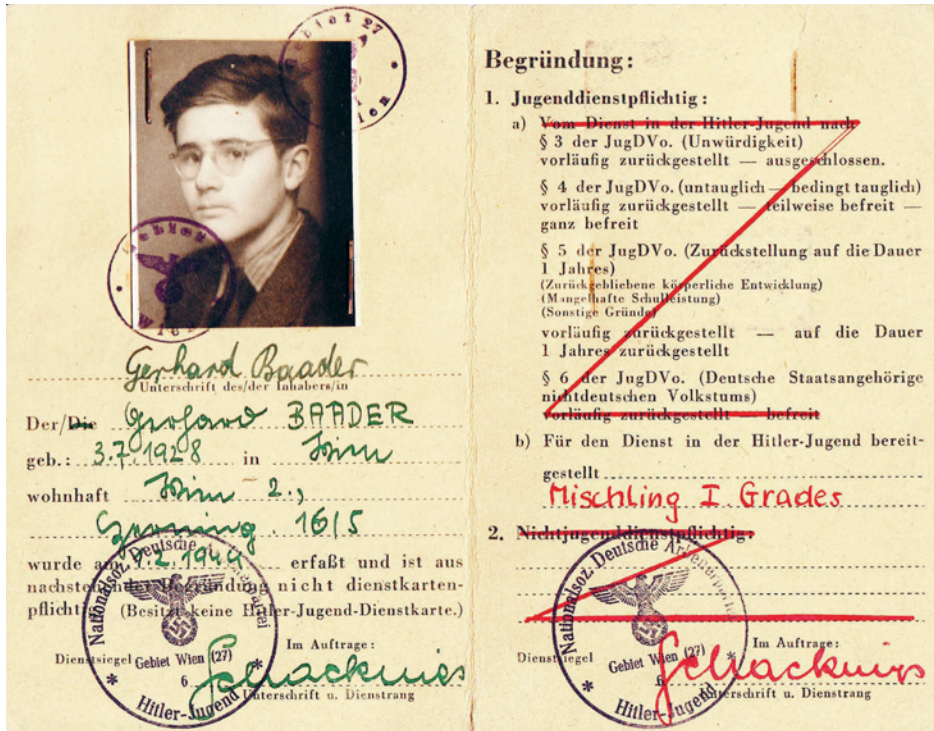
Lotte Freiburger, 1923 als Tochter einer zum Judentum konvertierten christlichen Mutter geboren, hatte kaum Kontakt zu ihrer jüdischen Großmutter, da diese ihrem Sohn nie

14 Vgl. Interview mit Kurt Glattauer, durchgeführt v. MRB, Wien, 8.4.2013. Zum Ausschluss aus der HJ im Oktober 1941 vgl. Walk, Sonderrecht, 353.

15 Personen, die zum Stichtag (Durchführungsverordnung zu den *Nürnberger Gesetzen* vom 14.11.1935) der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörten, galten trotz ihrer ‚halbjüdischen‘ Herkunft als jüdisch (‚Geltungsjuden‘). Vgl. Walk, Sonderrecht, 139.

16 Interview mit Martin Vogel, durchgeführt v. Dieter J. Hecht, Eleonore Lappin-Eppel, Albert Lichtblau u. MRB, Wien, 21.2.2012.

17 Vgl. ebd.; vgl. auch: Dieter J. Hecht/Eleonore Lappin-Eppel/Michaela Raggam-Blesch, *Topographie der Shoah. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien*, Wien 2018, 302–308.



Ausschließungsschein von Gerhard Baader aus der Hitler-Jugend als „Mischling 1. Grades“ vom 1.2.1944.

verzieh, eine Nichtjüdin geheiratet zu haben. Dementsprechend distanziert gestaltete sich das Verhältnis der Familie auch zur jüdischen Gemeinde, sodass die Familie vorwiegend in nichtjüdischen Kreisen verkehrte. Nach dem ‚Anschluss‘ wandten sich Lottes Freundinnen jedoch von ihr ab und vermieden jeden weiteren Kontakt. Von diesem Zeitpunkt an wurde Lotte Freiberger als ‚Geltungsjüdin‘ definiert und denselben diskriminierenden Bestimmungen wie die jüdische Bevölkerung unterworfen; sie musste daher gemeinsam mit ihren jüdischen Klassenkolleginnen kurz darauf die Schule verlassen. Da sie bereits ihre Pflichtschulzeit überschritten hatte, war sie von jeglicher weiteren höheren Bildung ausgeschlossen. Daraufhin besuchte Lotte Freiberger Umschulungskurse, die von der jüdischen Gemeinde (IKG) angeboten wurden, wo sie erstmals in Kontakt mit Gleichaltrigen kam, die einen ähnlichen Hintergrund wie sie hatten.¹⁸ Kinder aus ‚Mischehefamilien‘, die als ‚Mischlinge‘ definiert wurden, konnten hingegen bis 1942 weiterhin höhere Schulen besuchen. Im Fall des 1928 geborenen Gerhard Baaders wies dieser ‚Vorteil‘ jedoch

¹⁸ Vgl. Interview Freiberger.

gravierende Schattenseiten auf. Als einziger ‚Mischling‘ in seiner Klasse wurde er täglich mit Diskriminierungen konfrontiert, die die soziale Isolation verstärkten, die seine Familie nach dem ‚Anschluss‘ erlebte. Erst als er das Gymnasium verlassen musste und eine Lehre am Bau begann, erfuhr er Akzeptanz und Anerkennung durch seine Arbeitskollegen, da dort nur die Qualität der Arbeit, nicht aber die Herkunft zählte.¹⁹

PRIVILEGIERTE UND NICHTPRIVILEGIERTE ‚MISCHEHEN‘

Da ‚Mischehen‘ durch ‚arische‘ Familienmitglieder auch im nichtjüdischen Umfeld vernetzt waren, beschlossen die NS-Behörden im Zuge der verschärften antijüdischen Bestimmungen nach dem Novemberpogrom, bestimmte ‚Mischehen‘ besser zu stellen als andere, um nicht den Widerwillen ‚arischer‘ Kreise zu erregen. In diesem Zusammenhang wurde die Unterscheidung zwischen privilegierten und nichtprivilegierten ‚Mischehen‘ geschaffen. Ehepaare, bei denen der Mann ‚arisch‘ und die Frau ‚jüdisch‘ war, wurden als privilegierte ‚Mischehe‘ bezeichnet. Diese erhielten dieselben Lebensmittelrationen wie die nichtjüdische Bevölkerung und konnten zum Großteil in ihren Wohnungen verbleiben. War der Mann ‚jüdisch‘ und die Frau ‚arisch‘, galten die Familien nur dann als privilegiert, wenn „nichtjüdisch erzogene“ Kinder vorhanden waren, die als ‚Mischlinge‘ galten. Im Fall der Familie Kürt ging dieser Schutz verloren, nachdem Margarethe und Friedrich Kürt ihre Tochter Liselotte im Jänner 1939 über Vermittlung der *Schwedischen Mission* mit einem Kindertransport nach Schweden geschickt hatten,²⁰ wo diese bis zur geplanten Emigration der Eltern in die USA verbleiben sollte. Liselotte, die in Schweden die drohende Kriegsgefahr bereits erkannte, kehrte noch im Mai 1939 nach Wien zurück – nicht zuletzt, da sie sich ihrer Schutzfunktion als ‚Mischling‘ für ihren jüdischen Vater durchaus bewusst war.²¹

‚Mischehen‘ mit ‚jüdischem‘ oder ‚arischem‘ Haushaltsvorstand, deren Kinder als Mitglieder der IKG aufschienen und daher als ‚Geltungsjuden‘ kategorisiert wurden, galten als nichtprivilegiert und wurden denselben diskriminierenden Bestimmungen wie die allgemeine jüdische Bevölkerung unterworfen.²² Sie mussten ab Jänner 1939 sowohl eine jüdische Kennkarte bei sich führen als auch den Zusatznamen „Sara“ oder „Israel“ anneh-

19 Vgl. Interview Baader.

20 Schwedische Hilfsorganisation in Wien, die vor allem evangelischen ‚Nichtariern‘ Unterstützung und Hilfe bot. Vgl. Hecht/Lappin-Eppel/Raggam-Blesch, Topographie, 348–352.

21 Vgl. Interview Cech.

22 Vgl. Jeremy Noakes, The Development of Nazi Policy towards the German-Jewish „Mischlinge“, 1933–1945, in: Leo Baeck Institute Yearbook 34 (1989), 291–354, 337. Ursula Büttner, Die Not der Juden teilen. Christlich-jüdische Familien im Dritten Reich. Beispiel und Zeugnis des Schriftstellers Robert Brendel, Hamburg 1988, 41–44. Walk, Sonderrecht, 127, 139 f.

men.²³ Darüber hinaus wurden nichtprivilegierte ‚Mischehen‘ aus ihren Wohnungen delogiert, aus Parkanlagen, Kinos, Theatern und Lokalen ausgeschlossen und bekamen zunehmend geringere Lebensmittelrationen, sodass ‚arische‘ Familienmitglieder mit ihren Rationen ihre jüdischen Angehörigen miternähren mussten.²⁴ In einem Interview beschrieb Lotte Freiberger die ihr als ‚Geltungsjüdin‘ zugestandenen Hungerrationen:

„Auf unserer Lebensmittelkarte war fast alles ungültig, kein Fleisch, keine Butter, kein Zucker, keine Milch, viel weniger Brot. Statt Butter gab es Knochenfett, das ganz grau war und aus dem man Seife erzeugte. Hie und da gab es Kopffleisch. Wir lebten oder hungerten von der einen arischen Karte meiner Mutter. Satt sein kannten wir zu dieser Zeit nicht.“²⁵

Mit der Kennzeichnungspflicht im September 1941 wurden Jüdinnen und Juden aus nichtprivilegierten ‚Mischehen‘ und ‚Geltungsjuden‘ ab dem sechsten Lebensjahr schließlich zum sichtbaren Tragen eines gelben ‚Judensterns‘ auf der Kleidung verpflichtet.²⁶ Durch diese öffentliche Stigmatisierung waren die Betroffenen Anpöbelungen durch die nichtjüdische Bevölkerung ausgesetzt. Angehörige privilegierter als auch nichtprivilegierter ‚Mischehen‘ waren allerdings vor der Deportation geschützt, solange die Ehe Bestand hatte.²⁷

NACHBARN, FREUND*INNEN, FREMDE

Durch eine Vielzahl an Anordnungen wurde das Leben in ‚Mischehefamilien‘ immer weiter beschränkt. Dabei kam es auch zu absurden Situationen: Lotte Freiberger erzähl-

23 Vgl. „Bekanntmachung über den Kennkartenzwang“ vom 23.7.1938, in: Walk, Sonderrecht, 233. Zweite Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Änderung von Familiennamen und Vornamen vom 17.8.1938, in: ebd., 237.

24 Vgl. „Anordnung über das Verbot des Besuchs von Theatern, Kinos, Konzerten und Ausstellungen“ vom 12.11.1938, in: Walk, Sonderrecht, 255. Kürzung der Lebensmittelrationen für Juden, in: ebd., 314, 318, 328, 346, 365, 378, 387.

25 Lotte Freiberger, in: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) (Hg.), Erzählte Geschichte. Berichte von Männern und Frauen in Widerstand wie Verfolgung. Bd. 3: Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten, Wien 1992, 203.

26 Vgl. „Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden“ vom 1.9.1941, in: Walk, Sonderrecht, 347.

27 Bei jüdischen Partner*innen aus nichtprivilegierten ‚Mischehen‘ und Kindern, die als ‚Geltungsjuden‘ definiert wurden, galt dies allerdings nur unter der Bedingung, dass sie mit dem ‚arischen‘ Elternteil im gemeinsamen Haushalt lebten. Vgl. Gruner, Widerstand, 50–53. H.G. Adler, Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland, Tübingen 1974, 199 f.

te in einem Interview von einem Spaziergang mit ihrer Mutter in der Innenstadt, bei dem sie an der Konditorei Demel vorbeikamen. Als ihre Mutter den sehnsüchtigen Blick ihrer Tochter bemerkte, mit dem sie die Bäckereien in der Auslage begutachtete, ging sie kurzentschlossen in das Geschäft und kaufte ihrer Tochter ein Stück Kuchen. Als sie Lotte das Gebäck überreichte, der es mit dem gelben Stern weder erlaubt war, das Lokal zu betreten, noch, seit dem im Februar 1942 erlassenen Kuchenverbot, den Kuchen zu essen,²⁸ wurden sie von einem Kriminalbeamten in Zivil angehalten, der die Szene beobachtet hatte. Dieser ermahnte Mimi Freiburger und verwies dabei auf das seit Oktober 1941 bestehende Verbot von freundschaftlichen Kontakten zwischen ‚Ariern‘ und ‚Juden‘, woraufhin sie ihn aufklärte, dass es sich hier um ihre Tochter handelte.²⁹

Auch die Möglichkeiten einer legalen Partnerwahl waren im NS-Regime für Frauen und Männer aus ‚Mischehefamilien‘ beschränkt.³⁰ Demzufolge konnten ‚Mischlinge‘ lediglich mit Personen eine eheliche Verbindung eingehen, die ebenfalls ‚halbjüdischer‘ Herkunft waren.³¹ Während Ehen mit nichtjüdischen Partner*innen für Jüdinnen und Juden sowie für ‚Geltungsjuden‘ verboten waren, bedurften ‚Mischlinge‘ einer Ausnahmegenehmigung, die de facto jedoch nie erteilt wurde. Die für Jüdinnen und Juden kriminalisierten vorehelichen Verbindungen mit ‚Ariern‘ waren für ‚Mischlinge‘ zwar bis Mai 1942 offiziell nicht verboten, jedoch zahlreichen Denunziationen ausgesetzt.³² Dies betraf auch die ersten Verliebtheiten von Jugendlichen. Gerhard Baader wurde nach seinem Schulausschluss 1942 von der benachbarten Pfarrgemeinde St. Nepomuk kontaktiert, die ihn einlud, der katholischen Jugendgruppe der Pfarre beizutreten. Trotz seines sozialistischen und antiklerikalen Elternhauses nahm Gerhard das Angebot an und fand einen Ort, wo er ein Jugendlicher wie alle anderen sein konnte, ohne auf seine Herkunft verwiesen zu werden. Nichtsdestotrotz hatte diese Akzeptanz auch Grenzen: Als Gerhard sich während der Vorbereitung eines Krippenspiels in eines der mitwirkenden Mädchen verliebte, wurde die Freundschaft der beiden sofort von den Eltern des Mädchens unterbunden, die ihrer Tochter verboten, weiterhin mit einem ‚Juden‘ zu verkehren.³³ Die NS-Gesetzgebung führte dazu, dass Frauen und Männer aus ‚Mischehefamilien‘ zumeist für

28 Vgl. „Keine Kuchenabgabe an Juden und Polen“ vom 14.2.1942, in: Walk, Sonderrecht, 363.

29 Vgl. Interview Freiburger. Vgl. Walk, Sonderrecht, 353.

30 Vgl. „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ vom 15.9.1935, in: Walk, Sonderrecht, 127.

31 Der Begriff ‚Halbjude‘ bzw. ‚Halbjüdin‘ entstammt der NS-Ideologie und war ein gebräuchlicher Ausdruck für Menschen mit einem jüdischen und einem nichtjüdischen Elternteil. Er galt jedoch nicht als offizieller juristischer Fachterminus und wurde daher in den *Nürnberger Gesetzen* nicht verwendet, die zwischen ‚jüdischen Mischlingen ersten‘ und ‚zweiten Grades‘ differenzierten.

32 Vgl. Erlass „Außerehelicher Verkehr jüdischer Mischlinge 1. Grades mit Deutschblütigen“ vom 10.5.1942 u. 21.7.1942, in: Walk, Sonderrecht, 372, 382.

33 Vgl. Interview Baader.

die Dauer des NS-Regimes um die Möglichkeit gebracht wurden, legitime Beziehungen zu führen.

Ausgrenzungen gab es auch im eigenen familiären Umfeld, wobei ‚Mischehefamilien‘ damit konfrontiert wurden, dass nichtjüdische Verwandte Parteimitglieder wurden oder aktiv in der Wehrmacht dienten, während jüdische Familienmitglieder nach und nach deportiert wurden. Walter Eckstein, dessen jüdischer Vater nach dem Verlust seiner polnischen Staatsbürgerschaft als ‚Staatenloser‘ 1939 nach Buchenwald deportiert und ermordet wurde, wohnte mit seiner ‚arischen‘ Mutter bei den Großeltern mütterlicherseits. Dort ließ man ihn seine jüdische Herkunft immer wieder spüren, vor allem, nachdem der jüngste Sohn der Familie, Walter Ecksteins Onkel, in Frankreich gefallen war.³⁴

Als entscheidend für die Lebensumstände von ‚Mischehefamilien‘ erwiesen sich die nachbarschaftlichen Kontakte: Der Familie von Oskar Baader wurde bereits Ende des Jahres 1938 die Wohnung in Hietzing gekündigt, obwohl sie als privilegiert galt. Daraufhin zog die Familie in ein Wohnhaus im zweiten Bezirk, das in den Jahren 1941/42 als „Judenhaus“ umfunktionierte und ‚Sammelwohnungen‘ mit jüdischen Mieter*innen beherbergte. Aus diesem Grund wurde der Sohn Gerhard Zeuge nächtlicher ‚Aushebungen‘, bei denen die jüdischen Nachbar*innen nach und nach deportiert wurden. Darüber hinaus wurden die jüdischen Hausparteien von der Tochter der Hauswartin, Leopoldine Frassl, schikaniert. Auch Oskar Baaders Mutter Cäcilia, die als jüdische Zwangsarbeiterin gefährliche Chemikalien abfüllen musste, stand unter ständiger Beobachtung. Ihre Chefin hatte ihr aus Rücksicht auf die damit verbundene Gesundheitsgefährdung gestattet, nur halbtags zu arbeiten. Da Cäcilia Baader jedoch befürchten musste, von der Tochter der Hauswartin entdeckt und wegen angeblicher Arbeitsverweigerung denunziert zu werden, musste sie sich heimlich zurück in die Wohnung schleichen. Außerdem war sie gezwungen, die Küche bis zum Abend zu meiden, weil diese von der Kellertreppe aus einsehbar war.³⁵ Während Cäcilia Baader letztendlich einer Denunziation entging, hatte ein anderer jüdischer Nachbar, der durch seine katholische Frau geschützt war, weniger Glück. Otto Lauterbach wurde von Leopoldine Frassl wegen angeblichen Abhörens von ‚Feindsendern‘ sowie wegen des „verbotenen Tragens eines Trachtenanzugs“ denunziert und Anfang 1944 nach Auschwitz deportiert. Lauterbach überlebte und zeigte Frassl nach seiner Rückkehr aus dem KZ an.³⁶

Die Familie von Vilma Kühnberg (verh. Neuwirth) hingegen war eine der wenigen nichtprivilegierten ‚Mischehefamilien‘, die in ihrer Wohnung im zweiten Bezirk verbleiben konnten, weil diese auf den Namen der ‚arischen‘ Mutter angemeldet war. Allerdings

34 Vgl. Interview mit Helga u. Walter Eckstein, durchgeführt v. MRB, Wien, 16.4.2013 u. 17.11.2014.

35 Vgl. Interview Baader.

36 Vgl. DÖW, DÖW 8479, Gestapo Tagesbericht Nr. 3, 7.–9.12.1943, 5.

war die Familie gleich nach dem ‚Anschluss‘ im Haus Verfolgungen ausgesetzt, da die wenigen nichtjüdischen Nachbar*innen sich als begeisterte Nationalsozialist*innen entpuppten, die auch vor gezielten Übergriffen nicht Halt machten.³⁷

Nichtsdestotrotz gab es auch unerwartete Unterstützungsbekundungen von Nachbar*innen und Fremden. Dabei handelte es sich oft um kleine Gesten wie eine Schüssel mit Kartoffeln, die anonym vor der Tür abgestellt wurde, um ein Säckchen mit Obst oder ein heißbegehrtes Wurstbrot, das Lotte Freiberger in der Straßenbahn von einem Fremden zugesteckt wurde.³⁸ In einigen Fällen kam es auch zu regelmäßigen Unterstützungen: Die Familie von Heinrich Hirschler, dessen Frau Martha bei der Heirat zum Judentum konvertiert war, bekam regelmäßig Lebensmittel von einer Greißlerin in der Nachbarschaft. Damit versorgte Heinrich Hirschler als Mitglied einer Widerstandsbewegung ‚U-Boote‘ in Wien, also untergetauchte Jüdinnen und Juden, die sich der Deportation zu entziehen versuchten, und konnte darüber hinaus Pakete an Bekannte verschicken, die ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert worden waren.³⁹

Es waren jedoch nicht nur kaum zugängliche Lebensmittel, nach denen sich ‚Mischchefamilien‘ sehnten, sondern vor allem menschliche Kontakte und Begegnungen. Diese wurden zusehends erschwert und schließlich durch einen im Oktober 1941 veröffentlichten Erlass, der „freundschaftliche Beziehungen“ von ‚Deutschblütigen‘ zu ‚Juden‘ verbot, unterbunden.⁴⁰ Menschen, die sich davon nicht beirren ließen, gehörten zu den Ausnahmen. Zu diesen zählte ein ehemaliger Kollege von Oskar Baader, der als Einziger über die Kriegsjahre mit ihm Kontakt hielt und die Familie sogar in Wehrmachtuniform in ihrer Wohnung im zweiten Bezirk aufsuchte. Bei diesen Besuchen machte er es sich zur Gewohnheit, den Mülleimer der Familie in den Hof hinunterzutragen – eine Geste der Solidarisierung mit der ausgegrenzten Familie, die auf den Sohn, Gerhard Baader, einen bleibenden Eindruck machte.⁴¹ Die 16-jährige Lotte Freiberger, die als ‚Geltungsjüdin‘ mit dem stigmatisierenden gelben Stern kaum Möglichkeiten hatte, regulären Freizeitaktivitäten nachzugehen, wünschte sich sehnlichst, tanzen zu lernen. Als ihre Mutter Mimi Freiberger an den Tanzschulbesitzer Willibald Elmayer-Vestenbrugg herantrat, erklärte sich dieser sofort bereit, ihrer Tochter privat Tanzunterricht zu erteilen. Diese Stunden waren für Lotte Freiberger von unschätzbarem Wert.⁴²

37 Vgl. Neuwirth, Glockengasse, 61–68.

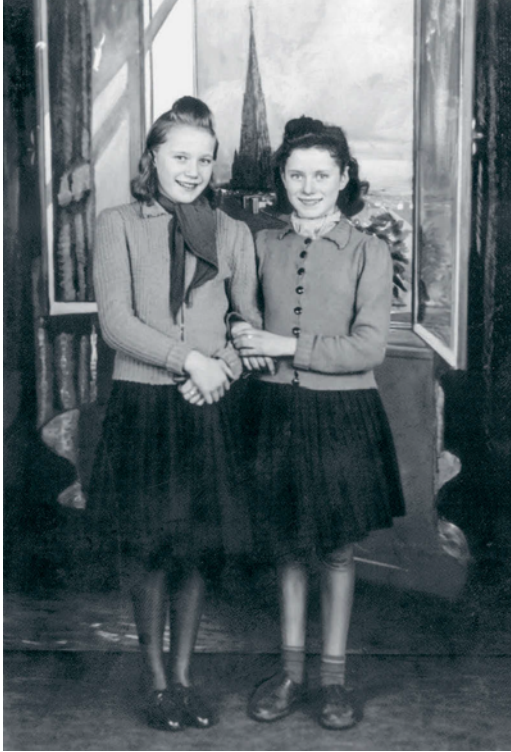
38 Vgl. Interview Freiberger.

39 Vgl. Ruth Hirschler (Mädchenname), Shoah Foundation Interview, Wien, 25.11.1997. Visual History Archive (VHA), Interview Code 38836.

40 Vgl. „Runderlass ‚Verhalten Deutschblütiger gegenüber Juden‘“ vom 24.10.1941, in: Walk, Sonderrecht, 353.

41 Vgl. Telefoninterview Baader.

42 Vgl. Interview Freiberger.



Hilde Deimel und Vilma Kühnberg,
Wien um 1941.

Schließlich ist auch Hilde Deimel, die beste Freundin von Vilma Kühnberg, zu erwähnen. Obwohl sie Vilma nach dem ‚Anschluss‘ als „Saujüdin“ beschimpft und sich daraufhin völlig abgewandt hatte, stand sie an Vilmas zwölftem Geburtstag im Jahr 1940 plötzlich vor der Tür und entschuldigte sich bei ihrer Freundin. Von da an waren die beiden trotz Anfeindungen bis Kriegsende unzertrennlich:

„Und von nun an kam sie [Hilde] jeden Tag zu uns, was aber nicht so einfach war: Im ersten Stock musste sie sich vor den Vanitscheks in Acht nehmen, in unserem Stockwerk vor den Lattenmeiers. Deren Küchenfenster ging ja auf den Gang hinaus und sie konnten jeden sehen, der zu uns kam. Hilde war es als ‚Arierin‘ strengstens verboten, mit Juden zu verkehren. Sie half sich ganz einfach, indem sie auf dem Bauch den Gang entlang zu unserer Wohnung robbte. So konnte sie vom Küchenfenster des SA-Mannes aus nicht gesehen werden. Zum Glück wurde sie nie erwischt. Sie nahm dieses Risiko auf sich, nur um zu uns zu kommen. Und sie kam jeden Tag.“⁴³

43 Neuwirth, Glockengasse, 77 f.

VERHÄLTNIS ZUR JÜDISCHEN GEMEINDE

Nach dem Ende der großen Deportationen wurde die *Israelitische Kultusgemeinde* Ende Oktober 1942 aufgelöst und als sogenannter ‚Ältestenrat der Juden in Wien‘ neu gegründet. Dieser war nicht mehr nur für Mitglieder der IKG zuständig, sondern für alle, die nach den NS-Gesetzen als ‚Jüdinnen‘ und ‚Juden‘ definiert wurden, unabhängig von ihrem religiösen Bekenntnis. Aus diesem Grund änderte sich die Zusammensetzung der jüdischen Gemeinde grundlegend, da mehr als die Hälfte ihrer Mitglieder nicht der jüdischen Religion angehörte und der Großteil darüber hinaus aus ‚Mischehefamilien‘ stammte.⁴⁴ Damit war die Leitung der vormaligen jüdischen Gemeinde mit einer ungewöhnlichen Situation konfrontiert, da viele der neuen Mitglieder der Gemeinschaft gar nicht angehören wollten. Ein Konfliktfeld betraf die verpflichtenden Mitgliedsbeiträge, auf die der ‚Ältestenrat‘ angewiesen war, um seine Institutionen wie das jüdische Altersheim, Spital und Kinderheim finanzieren zu können, deren Bewohner*innen häufig mehrheitlich nicht der jüdischen Religion angehörten.⁴⁵ Nicht alle leisteten diese Zahlungen freiwillig, sodass es immer wieder zu Konflikten kam. Im Oktober 1943 wurde Franz Berger, Angestellter des ‚Ältestenrates‘, beispielsweise zu Franziska Criba entsandt, um ihre säumigen Mitgliedsbeiträge einzuholen. Er wurde von ihrem nichtjüdischen Gatten empfangen, der ihn und das „polnisch jüdische Gesindel von der Kultusgemeinde“ beschimpfte. Als Berger ihn darauf hinwies, dass er selbst ja mit einer Jüdin verheiratet sei, drohte Criba ihm mit einer Ohrfeige, sodass Berger die Wohnung unverzüglich verließ. Franziska Criba bezahlte schließlich ihre ausstehenden Beiträge, nicht ohne sich über Franz Bergers angeblich erpresserisches Verhalten zu beschweren.⁴⁶ Die Distanz, die einige der neuen Mitglieder dem ‚Ältestenrat‘ gegenüber wahrten, war häufig jedoch der Befürchtung geschuldet, dass eine Nähe zu jüdischen Organisationen ihr Überleben gefährde. Dies war nicht unbegründet, da ihr Schicksal noch nicht endgültig entschieden war.

44 Im Jänner 1943 waren 5.564 von insgesamt 7.989 Mitgliedern des ‚Ältestenrats‘ mit einem ‚arischen‘ Ehepartner bzw. einer ‚arischen‘ Ehepartnerin verheiratet. Die übrigen Mitglieder hatten entweder einen ‚arischen‘ Elternteil, eine ausländische Staatsbürgerschaft oder waren Mitarbeiter des ‚Ältestenrats‘. Vgl. Central Archive of the History of the Jewish People (CAHJP), A/W 116, Bericht über die Tätigkeit des Ältestenrates der Juden in Wien im Jahre 1942, Jänner 1943, 18, I–III.

45 Vgl. Hecht/Lappin-Eppel/Raggam-Blesch, Topographie, 487.

46 Vgl. CAHJP, A/W 275, Abgelegte Akten, Bericht von Franz Berger, 10.10.1943. CAHJP, A/W 2715, AHO, Liste der Angestellten und Mitarbeiter mit Angehörigen.

PREKÄRES ÜBERLEBEN BIS KRIEGSENDE

Im Zuge mehrerer Konferenzen zur sogenannten ‚Endlösung der Judenfrage‘ im Jänner, März und Oktober 1942 wurde die Frage der ‚Mischlinge‘ und der ‚Mischehen‘ diskutiert, die für das NS-Regime ein „unerledigtes Problem“ darstellten. Während die Vertreter der ‚Partei-Kanzlei‘ auf eine Einbindung in den Deportations- und Vernichtungsprozess drängten, um diese Gruppe endgültig „zum Verschwinden“ zu bringen, setzten sich Bedenken um die „psychologischen und politischen Auswirkungen an der Heimatfront“ durch, da man den Unmut ‚arischer‘ Angehöriger fürchtete. ‚Mischehefamilien‘ blieben damit letztendlich bis zum Kriegsende weitgehend vor radikalen Verfolgungsmaßnahmen geschützt, obwohl die Pläne dazu nie ganz aufgegeben wurden.⁴⁷

In den letzten Kriegsjahren kam es zu merkbaren Verschärfungen der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik in Bezug auf ‚gemischte Familien‘, die nach der Deportation des Großteils der jüdischen Bevölkerung immer mehr in den Fokus der Behörden kamen.⁴⁸ ‚Geltungsjuden‘ sowie Jüdinnen und Juden in nichtprivilegierten ‚Mischehen‘ standen als ‚Sternträger‘ unter prekärem Schutz. Sie waren Denunziationen ausgesetzt und konnten aufgrund von Bagatelldelikten in ‚Schutzhaf‘ genommen werden. Der Umstand, dass die antijüdische Gesetzgebung immer weitere Bereiche des Lebens betraf, führte zu einer zunehmenden Kriminalisierung des jüdischen Alltags, da nur durch Verstöße gegen diese Vorschriften eine gewisse Normalität hergestellt werden konnte. Ein häufiges Delikt war das Besorgen von Lebensmitteln oder Bekleidung, die für Jüdinnen und Juden verboten waren. In den Gestapo-Tagesberichten wurden zahlreiche Verhaftungen dokumentiert, wobei die meisten Betroffenen aufgrund solcher „Vergehen“ deportiert wurden.⁴⁹

FAZIT

In diesem Beitrag wurde die Komplexität der Beziehungen von ‚Mischehefamilien‘ zum jüdischen und nichtjüdischen Umfeld skizziert. ‚Mischehefamilien‘, die per Definition

47 Vgl. Cornelia Essner, Die „Nürnberger Gesetze“ oder Die Verwaltung des Rassenwahns 1933–1945, Paderborn u.a. 2002, 385–388, 419 f; Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, Bd. 2, Frankfurt a.M. 2007, 436–445; Noakes, Development, 337–348.

48 Vgl. Gruner, Widerstand, 172–189; Max Strnad, The Fortune of Survival – Intermarried German Jews in the Dying Breath of the „Thousand-Year Reich“, in: Dapim. Studies on the Holocaust 29/3 (2015), 173–196.

49 Vgl. Statistik der Staatspolizeileitstelle Wien für den Monat Januar 1944, Beiblatt zum Tagesbericht der Gestapo Wien, DÖW, DÖW 8479. Michaela Raggam-Blesch, Survival of a Peculiar Remnant. The Jewish Population of Vienna During the Last Years of the War, in: Dapim. Studies on the Holocaust 29/3 (2015), 197–221, 212.

zwischen der jüdischen und nichtjüdischen Welt navigierten, fühlten sich zumeist keiner Seite wirklich zugehörig. Die Tatsache, dass sie als ‚Nichtarier‘ von der Gesellschaft ausgeschlossen waren, führte nicht notwendigerweise zur Akzeptanz von jüdischer Seite, insbesondere, wenn sie zuvor bereits aus der *Kultusgemeinde* ausgetreten waren. Gleichzeitig bewirkte der Ausschluss aus der ‚Volksgemeinschaft‘ bei ‚Mischehefamilien‘ nicht zwingend den Wunsch nach Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde – vor allem in einer Zeit, in der diese Zugehörigkeit mit Verfolgung verbunden war. Viele ‚Mischehefamilien‘ lebten daher in sozialer Isolation, wobei Angehörige der jüngeren Generation zuweilen neue Freundeskreise unter den Verfolgten fanden. Während das Verhältnis zum jüdischen Umfeld ebenfalls nicht ungetrübt war, änderte sich das Beziehungsgefüge im nicht-jüdischen Umfeld nach dem ‚Anschluss‘ radikal. Freund*innen und Nachbar*innen wandten sich ab. Darüber hinaus waren ‚Mischehefamilien‘ auch vor Übergriffen nicht sicher. Diese gingen meist von gewöhnlichen Menschen aus, die oftmals nicht einmal Parteimitglieder waren: Hausmeister*innen und Nachbar*innen, die Jüdinnen und Juden in ihrer Umgebung observierten und denunzierten, oder Lehrpersonen, die ‚halbjüdische‘ Schülerinnen und Schüler ausgrenzten und erniedrigten. Unterstützung konnte hingegen von unerwarteter Seite kommen, etwa wie bei Moritz Freiburger von ehemaligen Geschäftskollegen und illegalen Nationalsozialisten oder von Fremden, die Jüdinnen und Juden für diese unerreichbare Lebensmittel wie Obst oder Wurst zusteckten. Dabei ist es gerade der mikrohistorische Blick, der es vermag, diese Ambivalenzen zu enthüllen.⁵⁰

50 Vgl. Claire Zalc/Tal Bruttman (Hg.), *Microhistories of the Holocaust*, Oxford/New York 2017.

VERTRIEBEN

ÜBER DIE ZUMUTUNGEN DER WELT UND AUGENBLICKE DES GLÜCKS

ZU EINEM ASPEKT DER LYRIK THEODOR KRAMERS (1897–1958)

„Das Glück geht uns allen durchs Herz wie ein Stich [...] / Der Arm um die Liebste, die Hände im Sack, der süße Geschmack und der bittere Geschmack, / sie dünkten schier eins und zum Singen gemacht“. (*Der Schank am Strom*, 20.2.1947, aus: *Mond im Heu*)

Lieber Albert, als Zeithistoriker, der Du es Dir zur Lebensaufgabe gemacht hast, insbesondere mit Deinen herausragenden Kompetenzen als *Oral-History*-Forscher hinter die letztlich kalten Erkenntnisse historiografischer Forschung zu leuchten, d.h. durch diese Methode mitten hinein in die Innenleben und Subjekterfahrungen insbesondere von Opfern des NS-Regimes, könnten Dich auch einige Aspekte des riesigen und einzigartigen lyrischen Werkes von Theodor Kramer (1897–1958) interessieren – nicht zuletzt auch deswegen, weil es gilt, der Erinnerung an diesen so überaus schöpferischen Menschen ein Denkmal zu setzen. Für Dich, lieber Albert, als Erforscher und Kenner der historisch geprägten Formen und Inhalte dessen, was man österreichische Erinnerungskultur nennt, könnte auch deswegen Kramers lyrisches Werk von Interesse sein.

Nur selten, aber wenn, dann klar, hat sich Kramer über sein eigenes Schreiben geäußert – nicht zuletzt auch in poetologisch zu lesenden Gedichten, etwa *Für die, die ohne Stimme sind ...* (24.10.1935),¹ *Mit der Ziehharmonika* (27.11.1934),² oder in seinem Gedicht *Nicht fürs Süße, nur fürs Scharfe ...* (30.1.1952).³ Kein „Dichter [als] Vorkämpfer und Partisan seiner Zeit“, kein „Verkünder und Seher“, kein „Bewahrer und Gestalter des Zeitlosen“ wollte er sein, sondern „bescheiden“, wie er sagte, wollte er mit seinen Gedichten

-
- 1 Vgl. Erwin Chvojka (Hg.), Theodor Kramer. Gesammelte Gedichte, Bd. 1, Wien/München/Zürich 1984, 272. (Aus: *Mit der Ziehharmonika*, 1936).
 - 2 Vgl. ebd., 288.
 - 3 Vgl. ders. (Hg.), Theodor Kramer. Gesammelte Gedichte, Bd. 3, Wien 1987, 640. (Aus: *Einer bezeugt es*, 1961; Sammlung, aus dem Nachlass zusammengestellt durch Erwin Chvojka).

gern als ein „Chronist“ seiner Epoche betrachtet werden.⁴ Die Kramer-Biografin Daniela Strigl hat ein ganzes Kapitel ihrer Arbeit dieser Dimension unter dem Titel „Lyrik als Zeitgeschichte“ gewidmet und spricht von Kramers Beitrag zu einer „empathischen Chronik“.⁵ „Chronist meiner Zeit“ – so lautet seine eigene Selbstbeschreibung –, aber eben ein „Chronist“, den in seinem Abertausende Gedichte umfassenden Werk nicht vornehmlich äußere Daten und Fakten oder Vorkommnisse im Geschichtsprozess, geschweige denn politische Theorien oder ideologische Konzepte interessierten (auch wenn er sie wohl gut kannte), sondern der betroffene Einzelne in seinen „entwürdigenden Umständen“,⁶ der in seiner „Schicht und Umwelt festgebannte“, der an seiner „Bitternis leidende“ und zugleich die „karge Süßigkeit kostende Mensch“.⁷ Keine „Aufrufe oder Aufschreie“ hat Kramer gedichtet, „keine sozialen Anklagen oder Kampfparolen, das revolutionäre Pathos lag ihm ebenso fern wie das humanitäre oder überhaupt jede Art von Ideologie oder Programmatik, desto stärker hebt sich aus seiner Dichtung die soziale Tiefenschicht seiner Zeit“, so sein Zeitgenosse Carl Zuckmayer.⁸ Ein zentraler Satz Kramers aus dem Jahr 1931 lautet: „Das Gedicht ist mir mehr als bloße sachliche Wiedergabe; die Worte aber wähle ich möglichst knapp und dinglich [...] alles Gegenständliche und Gefühlsmäßige [lässt] sich lyrisch gestalten“⁹ – auch das Tabuisierte, z.B. männliche Körperlichkeit und Sexualität, und viele Erscheinungen eines proletarischen und plebejischen Lebens. Von einer neuen Sachlichkeit mit Seele könnte man sprechen, wodurch sich ‚Sachlichkeit‘ und ‚Seele‘ jeweils verwandeln und eine Einheit bilden, wie sie in Kramers Lyrik ihren unvergleichlichen Ausdruck findet. „Knapp und dinglich“, so sagt Kramer, müsse man schreiben. So sollen die Menschen gestaltet werden – etwa der Ziegelbrenner, die „abgeschaffte“, also aufgrund der rasanten Entwicklungen „unnützlich“ gewordene Stickerin oder der Scherenschleifer, der Wasserkopf, also soziale Randexistenzen: Parias und Verlierer allesamt, die Kranken, die Bettler, die (jüdischen) Vagabunden, die Huren, die Fremdarbeiter und Migranten, die Kleinhäusler

4 Theodor Kramer am 9. Jänner 1938 in der Einleitung zu seiner Lesung im Modernen Theater am Schwarzenbergplatz (letzte Lesung vor der Emigration), zit. nach: Erwin Chvojka/Konstantin Kaiser, Vielleicht hab ich es leicht, weil schwer, gehabt. Theodor Kramer 1897–1958. Eine Lebenschronik, Wien 1997, 43 f.

5 Daniela Strigl, „Wo niemand zuhaus ist, dort bin ich zuhaus“. Theodor Kramer. Heimatdichter und Sozialdemokrat zwischen den Fronten, Wien/Köln/Weimar 1993, 73, 84.

6 Theodor Kramer, Wir lagen in Wolhynien im Morast, in: Der Kampf (Wien) 24 (1931), 548; vgl. auch: Konstantin Kaiser (Hg.), Vom Nicht-Beigeben. Theodor Kramer 1897–1958. Einführung in Leben und Werk, Wien 2018, 88.

7 Carl Zuckmayer, Der Lyriker Theodor Kramer, in: Forum. Österreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit 6/67/68 (1959), 272 f. Vgl. Konstantin Kaiser (Hg.), Theodor Kramer 1897–1958. Dichter im Exil. Aufsätze und Dokumente, Wien 1983, 106.

8 Ebd.

9 Skizze für den Schlesischen Rundfunk, 4.6.1931, in: Kaiser, Kramer, 110.

und Schrebergärtler, die Stromer und Proleten, die Kriegsversehrten, die Säufer, die Arbeitslosen, die Gedeimigten, die Entrechteten, Geächteten und Stigmatisierten, letztlich die geschundene Kreatur Mensch in einer elenden Gesellschaft, die wenig bis keinen Platz für sie hat. Ihnen allen verleiht er ihre individuelle und spezifische Stimme – in Rollengedichten und/oder von einer äußeren empathischen Instanz betrachtet und anschaulich verlebendigt. Und dann sind da auch noch die Gegenstände, Handwerkszeuge, Gerüche, Geräusche sowie die faszinierenden Naturschönheiten der Welten am Rande und in den Zwischenwelten von Stadt und Land: Wagenketten, Koksgeklirr, Uferbahnpfiff, Stahlgezirp der Schienen, Seim, Rosshaar und Seegras, Rammbar und Kuttelkraut, Drehorgel und Ziehharmonika, Blatt und Beere. Kramer hat nicht nur das Elend seiner Figuren, ihren harten Alltag, ihre Bitternis im Blick, ihre Ängste, Verzweiflungen und Ausweglosigkeiten, auch ihre befreienden Wege in den Freitod, sondern ebenso die bescheidenen Augenblicke von Lebensfreude, ihre (körperlichen) Sinnlichkeiten, ihre kompensatorischen Schönheits-Imaginationen, ja ihre nicht unterdrückbare Lebensgier – Fest und Feier des Lebendigen. Akazienschnee, Fuchsien oder der rot gleißende Vogelbeerbaum, aber auch der in Blüte stehende Kirschbaum und der schimmernde Muskatbaum sind hoch bedeutungsvolle Zeichen für den die „karge Süßigkeit“ des harten Lebens kostenden Menschen. Man hat auch von der „Dialektik von rigoroser Kritik und von Schönheit [gesprochen], von krasser Darstellung des Unrechts und von Lebenslust, die schon in den entfremdeten Verhältnissen aufblitzt“.¹⁰

Kramers Gedichte sind auch Erinnerungs-Denk-Male für historische Zustände, für konkrete Arbeits- und Lebensverhältnisse, und ihre Widerspiegelungen in den Wahrnehmungen der dargestellten Figuren. Theodor Kramers Lyrik setzt der von ihm thematisierten Welt kein politisierendes Programm entgegen, sondern nicht zuletzt glückhafte, entgrenzende, rauschhafte Augenblicke, die, wie dies Daniela Strigl genannt hat, Hinweise auf sein „vitalistisch-epikuräisches“ Weltbild bieten.¹¹

BIOGRAFISCHE STATIONEN – ÜBERZEUGUNGEN – REZEPTIONEN

Das Werk Kramers umfasst den Zeitraum etwa seit Mitte der 1920er-Jahre über alle politischen und damit eng verbundenen privaten Umbrüche bis zum Tod Kramers im Jahre 1958. Sein Leben ist geprägt von der Rasanz der gesellschaftlichen, sozialen, kulturellen, geistigen und politischen Entwicklungen während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Kramer,

10 Karl-Markus Gauß (Hg.), Theodor Kramer 1897–1958. Dichter im Exil, Salzburg 1983, 8.

11 Strigl, Kramer, 201–228; vgl. auch: Konstantin Kaiser, Demokratischer Epikuräismus. Zur Weltanschauung Theodor Kramers, in: Kaiser, Kramer, 39–56.

der sozialistisch orientierte, aber keinen Parteiprogrammen verpflichtete, sozial wache Dichter, musste zwei Weltkriege durchleben, durfte nur ein kurzes Aufflackern demokratischer und republikanischer Ordnung nach 1918 erfahren, musste aber ab 1933/34 autoritäre, rassistisch-faschistische Regime, Verfolgung und Vertreibung, Heimatverlust und langjähriges Exil erleiden. Sehr spät, erst ein Jahr vor dem Tod gelang die für ihn bis dahin unvorstellbare Rückkehr, seine Remigration in sein Geburtsland Österreich.

Theodor Kramer wird am 1. Jänner 1897 in der Nähe von Wien, im ländlichen und katholischen Niederhollabrunn (Niederösterreich), als Sohn von Babette und Dr. Max Kramer geboren. Seine Eltern kommen aus Böhmen und Mähren. Theodor ist der jüngere Sohn der assimilierten jüdischen Gemeindefamilie. Das Wohnhaus steht heute noch unmittelbar neben der mächtigen katholischen Wallfahrtskirche Niederhollabrunn und wird noch heute ‚Doktorhaus‘ genannt. Der Vater konnte dank des Rothschild-Stipendiums der *Israelitischen Kultusgemeinde Wien* Medizin studieren und praktizierte seit 1892 als Gemeindefarzt, hoch angesehen und schließlich sogar Ehrenbürger des Dorfes. Zuerst genießt Theodor Kramer häuslichen Privatunterricht, bevor er das Gymnasium in Stockerau und Wien besuchen darf. Als Jugendlicher, noch vor dem Ersten Weltkrieg, den er ab Oktober 1915 miterleben musste (schwerste Verwundung an der wolhynischen Front; nach nur teilweiser Genesung Einsatz in Ungarn und an der italienischen Front), tritt er der Wiener Sektion der freidenkerischen *Freideutschen Jugend* bei und schreibt erste Gedichte für die von der Zensur überwachte Monatsschrift *Der Anfang. Zeitschrift der Jugend* – Teil der politisch-kulturellen Aufbruchsbewegung der Jugend vor 1914 (Bekanntschaft mit Siegfried Bernfeld, Paul Lazarsfeld, Hanns Eisler). Im Juli 1914, kurz vor Beginn des Krieges gegen Serbien, der sich zum Weltkrieg ausweiten sollte, hatte er maturiert und bis Mitte 1915 Kurse an der *Exportakademie* gehört, die ihn nach dem Krieg befähigen sollten, etwa als statistischer Beamter bei der *Deutsch-Österreichischen Kriegs-Getreide-Anstalt* oder in Buchhandlungen, auch als Geschäftsführer und Verlagsvertreter zu jobben. Nachdem Kramer den Krieg – kriegsversehrt – überlebt hat, studiert er verschiedene Fächer an der Universität Wien (Philosophie, Geschichte, Germanistik, Jus – u.a. bei Walther Brecht, Alfons Dopsch, Ludo Hartmann, Hans Kelsen, Othmar Spann), bricht aus finanziellen Gründen ab und arbeitet bis 1931, wie erwähnt, in der Wirtschaft. Legendär sind Kramers Fuß- und Fahrradwanderungen und -erkundungen durch das Burgenland und Niederösterreich während der gesamten 1920er-Jahre bis 1931. Diese Erfahrungen von großartig schöner Natur und einfachem, beklemmendem sozialen Alltagsleben, aber auch der ungeschminkte Nachhall der Befindlichkeiten der Soldaten im Krieg sollten seine damalige Lyrik bestimmen. Der Grundstein für das gesamte dichterische Werk wurde in den 1920er-Jahren gelegt, das, wie Kramer meint, erst etwa seit 1927 zu eigenständiger Ausdrucksform gelangt sei. Sein „Kunstwille“ sei ihm erst damals klar geworden – es gehe nicht um „Schilderung“, sondern um „Gestaltung“, nicht

um „Stimmungen“ und schon gar nicht um „große Worte“, nicht um die Verwendung der alten verbrauchten Wörter, wie etwa das mythisierende Raunen mit „Pan, Jupiter, Europa, Leda usw.“; sondern um die Benennung von „Dinge[n] und Begebenheit[e]n“, die beim „rechten Namen genannt“ werden sollen. Und: Nur ja keine plumpen naturalistischen Berichte, denn „was ein Gedicht ausmacht und es vom bloßen Bericht unterscheidet, liegt sozusagen zwischen den Zeilen, es liegt in der ganzen Anordnung des Gesagten, in seiner Ausgewogenheit und in seiner Musik“.¹²

In den wenigen Jahren bis 1933/34 konnte sich Kramer einen beachtlichen Namen machen, die Kurve des literarischen Erfolges war stetig ansteigend und lässt sich an mehreren Parametern ablesen: 1926 publiziert die Wiener Zeitschrift *Die Bühne* zum ersten Mal ein Gedicht aus seiner Feder (*Anderes Licht*), Kramer beteiligt sich respektabel an einem Lyrikwettbewerb des S. Fischer Verlages, erhält mit 31 Jahren im Jahre 1928 den Preis der Stadt Wien für Lyrik, sein erster Gedichtband *Die Gaunerzinke* erscheint 1929 bei Rütten & Loening in Frankfurt am Main und darf nicht nur erstaunte bis skeptische Zustimmung verbuchen (z.B. von Ernst Lissauer, Richard von Schaukal, Otto König und Georg von der Vring), sondern muss auch die ersten antisemitischen Verunglimpfungen, Schmähungen und ideologiegetränkten Unwahrheiten seitens der christlich-sozialen Kulturkämpfer (Tageszeitung *Reichspost*, Februar 1929) und der Nationalsozialisten (Alfred Rosenberg, *Der Sumpf*, o.J.) hinnehmen – „Einfühlung in die Ostjudenseele“, „Hofpoet der Demokratie“, „jüdischer Jargon“, „Verherrlicher der ‚Roten Armee““.¹³ Noch aber kann ihn eine demokratisch verfasste Gesellschaft schützen. 1929 folgt der Preis der Julius-Reich-Stiftung, seine Publikationsmöglichkeiten in vielen Zeitungen, Zeitschriften in Deutschland, Belgien und Österreich steigen, seine Gedichte werden in einige bekannte Lyrikanthologien der Zeit aufgenommen, er bekommt Einladungen zu Lesungen in Wiener Arbeiterheimen, in Volkshochschulen und in Rundfunkanstalten (z.B. in Stuttgart, Köln, Frankfurt am Main). So werden seine Gedichte etwa im Schlesischen und im Südwestdeutschen Rundfunk, auch im Wiener Sender vorgetragen, er wird Mitglied im *Kartell lyrischer Autoren* (Berlin, 1902–1933), das im Jahre 1930 Kramers schmales, 14 Jahreszeitgedichte umfassendes *Kalendarium* herausgibt. Er knüpft Freundschaften mit Dichterkolleginnen und -kollegen, u.a. Paul Elbogen, Georg von der Vring und Rudolf Brunngraber, und gewinnt Dichter und Freunde, die ihn schätzen und fördern (z.B. Josef Kalmer, Otto Spranger, Theodor Feldmann, Leo Perutz, auch Bruno Kreisky sowie Hilde Spiel).

Noch scheint die Welt in Ordnung, wenn man von schweren Erkrankungen absieht, die ihn 1931 ans Bett fesseln und ihn teilweise arbeitsunfähig machen. 1931 erscheint im

12 Theodor Kramer, Vorspruch [Theodor Kramer-Sendung im Südwestdeutschen Rundfunk, Frankfurt a.M., Dezember 1931], in: Kaiser, Nicht-Begeben, 26.

13 Chvojka/Kaiser, Kramer, 20 f.

Wiener Zsolnay-Verlag Kramers Anti-Weltkriegsbuch *Wir lagen in Wolhynien im Morast* ... – ca. 50 illusionslose, in keiner Weise den sprachlichen Versatzstücken eines pazifistischen Utopie- und Moral-Diskurses verpflichtete Gedichte, aber auch solche enthaltend, die dem Schrecken die Feier des Lebens abtrotzen. Sie entstanden 1928 und 1930 in Erinnerung insbesondere an seelisch-körperliche Entbehrungen und werden von Josef Luitpold Stern in der sozialdemokratischen Monatsschrift *Der Kampf* vernichtend und unverständig, ja böseartig rezensiert, so als ob der Rezensent nicht hätte lesen können: „Ergebnisse ohne Erlebnisse“, „der Spießier als Dichter“, „der Kleinbürger im Morast seiner Gleichgültigkeit“, so lauteten einige auf Kramer selbstbezogene ideologiegetränkte und auch diffamierende Formeln – später kam Ähnliches auch von Elias Canetti. Dem Kritiker fehlte offensichtlich die Belehrung, die Moral. Karl-Markus Gauß, einer der Wiederentdecker der Lyrik Kramers nach 1945, sieht in dieser Kontroverse durchaus Symptomatisches für die geistigen und ästhetischen Auseinandersetzungen innerhalb der Linken jener Zeit. Gauß nennt die Brennpunkte dieser Auseinandersetzungen:

„Fremd war Kramer das austromarxistische Leitbild vom ‚Neuen Menschen‘, der aus dem Industrieproletarier wachsen sollte, fremd war ihm jede sozialistische Asketik [...] und fremd war ihm jene zugleich grandiose und gefährlich abstrakte Orientierung auf eine bessere Zukunft hin, auf eine Welt jenseits der Entfremdungen. Kramer benötigte das Ideal vom Neuen Menschen nicht, um die Würde des Menschen zu entdecken und so seinen Anspruch auf Veränderung der entwürdigenden Verhältnisse zu legitimieren; ihm genügte dieser Mensch, um mit Wut und Zuneigung, Beharrlichkeit und Unversöhnlichkeit in abertausenden Gedichten von ihm zu sprechen.“¹⁴

Noch ist Kramer vor den Zugriffen des Staates und seiner Behörden geschützt – Zensur und ‚Vereinheitlichung‘ des literarischen Lebens haben noch nicht hegemoniale Macht. Noch ist ein demokratisch organisiertes freies Kulturleben intakt. Vor Ende Jänner 1933 – die Bücherverbrennungen in Hitlers Deutschem Reich im Mai 1933 standen unmittelbar bevor – wird Kramer in den Vorstand der neu gegründeten *Vereinigung sozialistischer Schriftsteller* gewählt (justament auch Kramers Rezensent J. L. Stern gehört diesem an, aber auch Ernst Waldinger, Fritz Brügel, Oskar Maria Graf sowie Hermynia zur Mühlen) und ein Jahr später, diesmal wiederum nur ein paar Tage vor dem Ausbruch des öster-

14 Gauß, Kramer, 5 f; vgl. auch: Daniela Strigl, Stern gegen Kramer, Kraus gegen Stern. Widersprüche zur sozialdemokratischen Lyrik der Ersten Republik, in: Wendelin Schmidt-Dengler/Johann Sonnleitner/Klaus Zeyringer (Hg.), Konflikte – Skandale – Dichterfehden in der österreichischen Literatur, Berlin 1995, 151–162; Ernst Glaser, Theodor Kramer und Josef Luitpold Stern. Versuch der literarisch-politischen Interpretation einer Kontroverse aus dem Jahre 1931, in: Kaiser, Kramer, 33–38.

reichischen Bürgerkrieges im Februar 1934, der im autoritär-faschistischen Ständestaat Österreich münden sollte, wird er Obmann-Stellvertreter dieses sozialistisch orientierten Schriftstellerbundes. Ähnlich wie Oskar Maria Graf, der anlässlich der NS-Bücherverbrennungen vom Mai 1933 dagegen protestierte, dass man sein Werk ignorierte, indem es nicht dem Feuer übergeben wurde, erklärte Theodor Kramer öffentlich schon vor diesem Autodafé, dass er „nicht daran denkt, an nationalsozialistischen Blättern mitzuarbeiten“.¹⁵ Denn die Wochenschrift *Literarische Welt* in Berlin hatte sein unpolitisches und die beglückende Schönheit einer Maiennacht feierndes Naturgedicht *Maifeuer* (1929) publiziert.

Die Weimarer Republik war nach dem Jänner 1933 passé, die Erste Republik Österreich nach dem Februar 1934. Beide Vorkommnisse bedeuteten für Kramer den Verlust der meisten mühsam seit den 1920er-Jahren aufgebauten Publikationsmöglichkeiten – in Deutschland wie auch in Österreich: Die *Vereinigung sozialistischer Schriftsteller* wurde 1934 wie alle Vereinigungen der Arbeiterbewegung verboten und aufgelöst. Zensur und ‚Vereinheitlichung‘ waren die ersten Schritte in die NS-Diktatur. Im autoritären Dollfuß-Österreich gab es zumindest Nischen beschränkter Freiheit – der Wiener Gsur-Verlag (Besitzer ist der christlichsoziale Politiker Ernst Karl Winter, der für eine Versöhnung mit der Arbeiterbewegung eintrat) veröffentlichte 1936 Kramers Sammelband *Mit der Ziehharmonika* – jenes Buch, das das zeitlebens umfangreichste bleiben sollte und das bis dahin der klarste Ausdruck Kramer’scher Identität blieb: Dichter der Armut, der Not, der Menschen am Rande, aber auch zugleich Poet von Momenten des Glücks und Formen der „Beschwörung der Vitalität“.¹⁶ Strigl spricht sogar von modernen Imaginationen der

„Reste des verlorenen Paradieses [...], wo es dem Menschen für einen Augenblick vergönnt ist, in dieser sinnlichen Wahrheit zu leben, sein Privatestes, den Körper, aus dem Produktionszusammenhang, aus der Masse, aus den Fesseln der Zivilisation zurückzugewinnen. Ein solches Körpergefühl, das Gefühl ursprünglichen und unverfälschten Daseins, stellt sich hin und wieder als Ergebnis bescheidener Ausschweifungen ein und ist unter Umständen das, was das Leben gerade noch erträglich macht“.¹⁷

Sein Sammelband *Verbannt aus Österreich* (1943, London, Austrian P.E.N.), die ausschließlich Exilarbeiten enthaltende Nachkriegssammlung *Wien 1938/Die grünen Kader* (1946 im Wiener Globus-Verlag) und sein 1946 zusammengestellter, aber zu Kramers

15 Erklärung Theodor Kramers, in: Arbeiter-Zeitung, 6.5.1933.

16 Strigl, Kramer, 206.

17 Ebd., 210.

Lebzeiten unpublizierter und schon damals einem Vermächtnis gleichkommender Band *Lob der Verzweiflung* (erschieden erst 1972, Wien, Verlag Jugend und Volk) sind dem 1936 auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens befindlichen *Mit der Ziehharmonika* vergleichbar. Ab 1938 dominieren lyrische Thematisierungen von Angst, Verfolgung, Heimatverlust, Flucht, Exil, Widerstand und schließlich Alter, aber in variiertem Fortführung männliche Sinnlichkeit und Erotik als Zeichen von Selbstbewahrung sowie Fremdsein als bevorzugte Themen und Motive seiner Lyrik.

Dass Kramer überhaupt in der Zeit bis zur Annexion Österreichs durch die Nationalsozialisten 1938 überleben konnte, hatte er vielen Freundinnen und Freunden zu verdanken, die verstanden, welche poetische Kapazität Kramer darstellte: Man veranstaltete private Leseabende und sammelte Spenden für den Dichter. Otto Basil, Anna Blaukopf, Fritz Hochwälder, Viktor Matejka, Erika Mitterer und Paula von Preradović gehörten zu diesen hilfsbereit-sensiblen Menschen.

Die Annexion Österreichs im März 1938 bedeutete auch für Kramer und seine Familie eine Lebenskatastrophe – sie mündete für ihn im psycho-physischen Zusammenbruch (Juli/August 1938). Für den sozialistisch orientierten Juden Kramer bedeutete das Jahr 1938 Berufsverbot, den Verlust der Wohnung, vorerst scheiternde Versuche, aus dem Land zu kommen (z.B. in die Schweiz, nach Schanghai, in die USA, die Dominikanische Republik), schließlich die Indizierung seiner Werke auf der „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ (1939), aber auch Hilfestellungen durch Freunde (z.B. Kurt Blaukopf, Ernst Waldinger sowie Johann Muschik) und Schriftstellerkollegen und Institutionen, z.B. Franz Werfel, Stefan Zweig, Thomas Mann, Arnold Zweig, englisches P.E.N.-Zentrum und Hubertus Prinz zu Löwenstein (*American Guild for German Cultural Freedom*). Kramer, der „ganz große[n] Seltenheit in unserer Zeit, ein[em] wirkliche[n], echte[n] Dichter von ganz außerordentlichen Gnaden und Gaben“ (Franz Werfel),¹⁸ gelingt es schließlich, im Juli 1939 nach England auszureisen. Sein Exilleben ist das eines in vielfacher Hinsicht Entwurzelten und Geschlagenen – die strenge, konventionell gestaltete Lyrik bietet offenbar Halt, auch das Schreiben selbst im „Überschwang“: halbjährige Internierung als „enemy alien“ (1940/41), schmale Publikationsmöglichkeiten (z.B. *Verbannt aus Österreich*, 1943), unentwegte und reichhaltige, aber unpublizierbare Gedichtproduktionen (z.B. seine *Internment-Camp*-Gedichte, viele erotische Gedichte, Fress- und Saufgedichte, Black-Country- und Slums-Gedichte), zeitweise auch Lesungen in deutschsprachigen Sendungen der BBC und im *Austrian Centre/Young Austria* sowie in Guildfords *Poetry Society*. Dass sich Exilbekanntschaften u.a. mit Eleanor Farjeon, Erich Fried, Hilde Spiel, Robert Neumann, Monty Jacobs oder Anna Krommer ergaben, liegt auf der Hand. Kramer konnte auch an einigen Konferenzen von Exilierten (Weltkongress

18 Chvojka/Kaiser, Kramer, 51.

des P.E.N. in London 1941, Kulturkonferenz des österreichischen Exil-P.E.N. 1942) teilnehmen. 1943 wird er Mitglied des vom *Freien Deutschen Kulturbund in Großbritannien* abgespaltenen *Club 1943* und engagiert sich für einen Vortrag über das „Schaffen der deutschen Emigration in den Jahren des Exils“. Kramers Gedichte, die in Großbritannien entstanden sind, sind im Kern Feuerzeichen der Exilerfahrung zwischen Ohnmacht, Frösteln und leiser Hoffnung, aber auch erinnernde Vergegenwärtigungen seines Herkommens, von Landschaften, Menschen, sind Nachfragen, wie es denn in der Heimat stünde, und geradezu beschwörende Ausblicke in eine ungewisse Zukunft. Sogar hymnische Glücksbeschwörungen eines Rückkehr-Festes werden formuliert, zu dem nicht nur die geliebten Toten, sondern auch „Kastanien, Flieder und Akazienschnee“ eingeladen werden, die ihre „Kerzen, Büschel, Rispen“ „tief in den herben Wein“ (*Wann in mein Grünes Haus ich wiederkehr*, 14.4.1944) eintauchen sollen. Für Kramer sind insbesondere Flieder und Akazien wiederholt Zeichen paradiesischer Natur.

Kramer sollte in Guildford (Surrey) zu Jahresbeginn 1943 eine Anstellung als Bibliothekar am *County Technical College* bekommen – dort konnte er bis nach dem Krieg bleiben. 1943 ist nicht nur das Jahr, in dem er sich von seiner Frau Inge, mit der er seit 1933 verheiratet war und die ebenfalls nach England hatte flüchten können, trennte, sondern auch das Todesjahr seiner Mutter Babette, die im KZ Theresienstadt umkam, was Kramer aber erst 1946 erfahren sollte. Anna Krommer erinnert sich an eine Lesung in Guildford:

„Es kam da Lyrik zur Geltung in strengem Versmaß, in harmonischen Reimen, die in ihrer Schlichtheit viel Sexuelles umfassten, das die alten Fräuleins erröten ließ und ihnen einen Schamschweiß auf die Stirn trieb. [...] Es waren Verse voll Heimweh und Einsamkeit, die mich traurig stimmten, denn ich hatte sie verstanden.“¹⁹

Erst nachdem die Rote Armee im Juli 1944 das KZ Majdanek bei Lublin befreit hat, wird weltweit die Dimension des Völkermordes wahrgenommen. Kramer reagiert mit seinem Gedicht *Der Ofen von Lublin*. Obwohl die Gruppe des österreichischen Exil-P.E.N.-Clubs ihm die Publikation *Verbannt aus Österreich* ermöglicht hatte, fühlte sich Kramer vergessen: „Leben in der Provinz, politische Zänkereien, Freunderlwirtschaft, Vorherrschaft der Nichtskönnner, die ihr Österreichertum plötzlich unter großem Geseres in London entdeckten, das mag einiges erklären.“²⁰

1951 wird Kramer britischer Staatsbürger. Es sind mehrere Gründe (z.B. wiederholt schwere Krankheit, ökonomische Perspektivenlosigkeit), die zusammenspielen und für

19 Ebd., 73 f.

20 Theodor Kramer an Paul Elbogen (Hollywood), 8.11.1945, in: ebd., 79; „Geseres“ = jidd., Gejammer, unnützes Gerede.

mehr als zehn Jahre eine Rückkehr nach Österreich verhindern. Überliefert ist ein besonders aufschlussreicher, auch in ästhetischer Hinsicht bemerkenswerter Briefwechsel mit Michael Guttenbrunner (1919–2004) seit 1951. Erst im Herbst 1957 gelingt es, Kramer nach Wien zurückzuholen – Ehrenpension ab 1. Jänner 1958. Sie musste allerdings nur drei Monate lang ausbezahlt werden, denn Kramer stirbt am 3. April 1958 und wird in einem „Grab in bevorzugter Lage“ (heute ist es ein „Ehrenggrab“) auf dem Wiener Zentralfriedhof begraben. Franz Theodor Csokor hält die Totenrede. Zwar gelingt es in der unmittelbaren Nachkriegszeit einigen seiner Freundinnen und Freunde zu veranlassen, dass Kramer und seine künstlerischen Leistungen nicht ganz in Vergessenheit geraten: z.B. die Publikation von zwei Lyrikbänden, *Wien 1938. Die grünen Kader* 1946 und *Vom schwarzen Wein* 1956, herausgegeben von Michael Guttenbrunner; aber vieles scheiterte auch, etwa die Veröffentlichung seines, wie er sagte, „beste[n], reifste[n] und wichtigste[n] Werk[es]“;²¹ der Sammlung *Lob der Verzweiflung*; 1947 die Verleihung des Preises der Österreichischen Liga für die Vereinten Nationen, 1956 und 1957 des Förderpreises der Theodor-Körner-Stiftung; einige Kramer-Sendungen im Rundfunk und ein paar Lesungen, aber Theodor Kramer konnte – so wie fast alle Exilantinnen und Exilanten – zeitlebens im literarischen Leben Österreichs nicht mehr Fuß fassen. Seine Enttäuschung war groß. An eine Freundin schrieb er im Juli 1956 in Erinnerung an eine Lesung in der BBC im Jahre 1943: „Im BBC las ich 1943 drei Gedichte nach Österreich und sagte in meiner ganz kurzen Einleitung: ‚Wo immer ich stehe, ist ein Stück von Österreich.‘ Sehr schwer aber wird es mir seit 1945 gemacht, so zu fühlen.“²²

DIE ABGETROTZTEN GLÜCKSMOMENTE

Es überrascht, dass in vielen Arbeiten über Theodor Kramers Gedichte die manifeste Dimension des dem elenden Leben abgetrotzten Glücks kaum eine Rolle spielt, auch wenn es sich nur um die lyrische Gestaltung etwa eines „Schrebergartenglücks“²³ handelt oder auch um die Gestaltung von „Rausch und Exzess“ und dessen, „was ihn [den Menschen] herausreißt aus dem Normalen“.²⁴ Dabei sollte klar gewesen sein, dass Kramers Werk ohne jene Einsicht, dass „das Menschsein [erst] mit einem kleinen Überfluß“

21 Ebd., 87.

22 Ebd., 97.

23 Daniela Strigl, Beim Stromwirt [Gedicht Kramers aus dem Jahr 1946 aus dem Band *Lob der Verzweiflung* 1946/1972], in: Theodor Kramer, Solange der Atem uns trägt. Gedichte, Wien 2004, 88.

24 Ebd.

beginnt,²⁵ schwer zu verstehen ist. Bei Siglinde Bolbecher heißt es diesbezüglich, aber bloß andeutungsweise: „Eine untergründig wirkende anarchische Freiheitsliebe kratzt, bohrt und hämmert gegen die Kruste des prosaischen Alltags und zeigt den Glanz verborgener Sinnlichkeit.“²⁶ Zu jener Wahrnehmungsverschiebung hin zum „Scharfen“, „Bitteren“ mag Kramer auch selbst beigetragen haben, nachdem er seine Verszeilen „Nicht fürs Süße, nur fürs Scharfe / und fürs Bittere bin ich da“ (30.1.1952) verfasst hatte.²⁷ Aber man hätte ja auch zugleich von der offenbar glückseligen Trunkenheit des Ziehharmonikaspielers beim Musizieren lesen können oder auch von seiner ins Spiel gebrachten Beschwörung von Geborgenheit im Schoße der Schönheit der Natur: „Weiß zuviel und möchte doch träumen / wie der Echs im Sonnenschein; / leeres Brausen in den Bäumen, / braus für mich, nick trüg ich ein!“²⁸ Jenes „Menschsein“, das „erst mit einem kleinen Überfluß“ (Strigl) beginnt, wird in seinen Gedichten insofern fassbar, als Kramer in seine Texte wiederholt bescheidene Glücksmomente, die das Leben bietet, einflieht – gewissermaßen als festliche Feiernomente von Lebendigkeit, Lust und Lebenssinn. Tatsächlich stellt die Spannung zwischen beklemmender Wirklichkeit und ihr abgerungenem Glück, welcher Art auch immer, einen Kernbestand seiner Gedichte dar.²⁹ Es war Konstantin Kaiser, der sich dieses zentralen Bausteins von Kramers Weltauffassung als eines „demokratischen Epikuräismus“ und „diesseitsbezogenen Humanismus“ zum ersten Mal in einem ästhetikgeschichtlich ausgerichteten Aufsatz annahm.³⁰ Bei Kramer heißt es in dem Gedicht *Unseren Toten* (20.7.1942):³¹ „Nicht um zu sterben, doch fürs Leben Bahn / zu brechen allen, die da untertan, / mit Brot und Wein und würdigem Genuß; / zu sterben, wann gestorben werden muß.“ „Brot und Wein“ und „würdiger Genuß“ als Leitbegriffe im Kontext eines schwer zu ertragenden, ja von Menschen verursachten Tötens – der Tod an sich ist existenziell. Daniela Strigl hat schließlich in ihrer Kramer-Biografie

25 Ebd.

26 Siglinde Bolbecher, Nicht fürs Süße, nur fürs Scharfe ... [Titel eines Gedichtes Kramers aus dem Jahr 1952], in: Kramer, Atem, 41.

27 Theodor Kramer, Nicht fürs Süße, nur fürs Scharfe, in: ders., Einer bezeugt es ... Eingel. u. ausgew. v. Erwin Chvojka, Graz/Wien 1960 (auch in: Chvojka, Gedichte, Bd. 3, 640).

28 Ebd.

29 Vgl. Primus-Heinz Kucher, Für die, die ohne Stimme sind ... [Gedicht Kramers aus dem Jahr 1935 aus dem Band *Mit der Ziehharmonika* 1936], in: Kramer, Atem, 69. Auch der Klagenfurter Germanist Primus-Heinz Kucher hat diese Glücksmomente in der Welt der „Mägde, Tagelöhner, Einpendler in Fabriken, auch Streuner und Säufer, bereits Gestrandete[n]“ entdeckt und weiß um solche Figuren Kramers, „die noch um ein wenig Glück rangen“, sowie von Kramers eigenwillig-hartnäckigem Festhalten „an solidarischen Haltungen wie sinnlichen Freuden“. Ebd., 69 f.

30 Kaiser, Epikuräismus, 39–56, 46.

31 Theodor Kramer, Unseren Toten, in: ders., Verbannt aus Österreich. Neue Gedichte, London 1943 (auch in: Chvojka, Gedichte, Bd. 1, 337).

1993 neben den anderen, bis dahin das Bild Kramers dominierenden Dimensionen,³² auch dieses Fundament von Kramers Schreiben ins Licht und sein „vitalistisch-epikuräische[s]“ Weltbild in die kultur- und literarhistorischen Kontexte seiner Zeit gerückt (Bertolt Brecht, Wilhelm Szabo, „expressionistische Körperbetonung“, austromarxistische Ideologie, Otto Neurath, Jannis Ritsos, Ernst Blochs „diesseitiges Evangelium“). Erst dadurch wurde ein äußerst wichtiger Baustein Kramer’schen Schreibens, Denkens und Fühlens in seiner Substanz erkannt.

Kramers „diesseitiger Humanismus“ – kann man auch vom horazischen Lob des *carpe diem* sprechen? – hat klarerweise mehrere Ausprägungen und äußert sich in variierenden sprachlichen Zeichenfolgen. Ist erst einmal die Sensibilität dafür geweckt, entdeckt man vieles Einschlägige – durch das gesamte Werk hindurch. Für den in Rede stehenden Aspekt hat Daniela Strigl einige treffliche Umschreibungen gefunden: „symbiotische Naturerfahrung“, „Evokation geradezu paradiesischer Harmoniezustände“, „Synchronschaltung mit der Natur“, Genuß und zugleich Leiden „an einem konkreten Ort der Geschichte“, antirationales „Zurückgehen vor den Sündenfall“, Lösung aus dem „Produktionszusammenhang, aus der Masse, aus den Fesseln der Zivilisation“, „Festhalten an Freiräumen beim Klang der Fabrikssirenen“, „Konkretion der Utopie“, das betörende Glück im „sensuellen Konzert“ der „Gerüche, Geschmäcker, Geräusche“ oder die Feier des ekstatischen „Überschwangs“ (ein Begriff Kramers) als „lust- und schmerzvolles Unvernünftigsein“ und dionysisches Trunkensein.³³

Hier können nur einige wenige Beispiele gegeben werden, die allerdings die Palette der Thematisierungen oder Andeutungen der Dimension der Nichtentfremdung, die Kramers Gedichte wiederholt evozieren, nicht ausschöpfen. Dabei werden etwa folgende Aspekte angeritzt: Räume und Situationen der intimen Geborgenheit, die innige Verschwisterung mit der Schönheit der Natur, Liebes- und Einheitserfahrung, Schreiben, Singen und Musizieren als Räume des trunkenen Glücks und der Sinnstiftung. Die Glücksevokationen beginnen im ganz Kleinen, feiern aber auch das nicht näher analysierte und reflektierte „Namenlose Glück“ und erweitern sich hin zum Einssein mit der Natur im „Überschwang“ und zur Feier des Lebens. Besonders gelungene Verszeilen stellen z.B. jene Passagen in seinem Gedicht *Der böhmische Knecht* (6.10.1927) dar, in denen dieser von seinem harten Arbeitsleben und der Geringschätzung, die er erfahren muss,

32 In ihrer Dissertation, publiziert 1993, schlägt Daniela Strigl die das Werk Kramers bestimmenden Schneisen, zeigt es aber auch in seiner (zeitgebundenen) Rezeptionsgeschichte: u.a. „jüdisch“ versus „bodenständig“ – „Das Dorf als soziales Panoptikum“/„Heimatdichtung und Sozialkritik“/„Heimat aller Heimatlosen“ – „Lyrik als Zeitgeschichte“/„Empathische Chronik“ – „Politische Lyrik?“/„Der Sozialdemokrat – ein Arbeiterdichter, ein Antifaschist?“ – „Heimatbegriff“ und „Schollenideologie“ (Strigl, Kramer).

33 Ebd., 203 f, 207, 210, 214 f, 223.

berichtet, aber dann auch seinen Rückzug in seine eigene bescheidenste Geborgenheit kundtut:

„Doch der Rausch ist mir mein Recht gewesen / und der Pfeifenrauch die eigne Hütte [...] / Meine Lungen sind belegt und heiser, / niemand wird mich also freundlich pflegen / wie sie hierzuland die Paradeiser / zwischen Doppelfenstern reifen legen. / Drum im Sonntagsstaat bei voller Flasche / laß ich wiederum die Pfeife qualmen.“

Pfeifenqualm und Rausch sind Rückzugsoasen und die letzten Freiräume für das Subjekt, das „die Rebschnur in der Außentasche“ mit sich herumträgt, wenn die Qual einmal nicht mehr zu ertragen wäre. Auch an das „Holzkreuz vor den Schachtelhalmen“ denkt der Gepeinigte – Freitag-Perspektive. Eine ganz ähnliche Stelle – nun aus der Außenperspektive formuliert – findet sich in dem Gedicht *Wer zum Branntweiner kommt* (29.6.1946):

„Wer zum Branntweiner kommt, der will seinen Frieden, / will nichts von sich wissen, als wär er verschieden; [...] // Wer zum Branntweiner kommt, will nicht scherzen und lachen, / er will auf ein Stündlein zum Leben erwachen, / der brennheiße Tropfen macht fest ihm die Hand und macht wie ein Messer ihm scharf den Verstand.“

In diesem intimen Glücksbereich bewegen sich auch Kramers Versuche, Liebe, Zärtlichkeit, Nähe und Lebenslust zu imaginieren. Da ist etwa das Liebesglück der Ausgebeuteten und offenbar Lungenkranken „vor der staubigen Jutefabrik“ in dem Gedicht *Der reiche Sommer* (12.4.1930). Da wird von zwei Menschen berichtet, die trotz ihrer schlimmen Lage nicht von der Faszination für den Geruch und die Augenweiden der Natur und für ihre Kindheitserinnerungen lassen können:

„und die Sonne beschien ihr Genick. [...] // Rein und blau war die Zeit und die Luft roch nach Seim, / sie erzählten sich Dinge von einst, von daheim, / die sie bisher noch keinem erzählt. // noch war keine der roten Begonien verdorrt, / und bemalt war das Leben und reich. / Reich war alles: der Sand und das Gras und das Wehn / und die strahlende Glut im Genick.“

Reich sind analoge Passagen von Liebesglück und Nähe, etwa in den Gedichten *Nach einem Wandertag* (20.4.1931), als einer der Wanderer den Tag vorüberziehen lässt und schließlich davon berichtet: „mit den Schläfen, mit den Wangen / schweigsam nahe deinem Hauch, / halt ich schläfrig dich umfassen / und Gesträuch und Rasen auch“. Oder wenn sich in *Altes Paar im Prater* (21.4.1935) ein Mann mit seiner „Alten“ nach dem Motto „schön ist am Leben nur der Überschuß!“ sich noch etwas vom schon zittrigen

Leben nehmen will – ganz so, wie es die Akazien vorzeigen, die „voll im Brechen [stehn]“, oder der zwar schön dürre, aber noch immer schwitzende „Pfirsichbaum“ und auch der „Jasmin, der golden in den Wind“ tropft. Kramer hat – gerade im Wissen um die schale Brüchigkeit der Dinge, aber gerade deswegen besonders intensiv – wirksame Geborgenheitsbilder, Rückzugsorte ins Bild gebracht, etwa *Kleines Café an der Lände* (10.6.1944) – zugleich sehnsüchtige Erinnerungsbilder an Wien im britischen Exil. Dazu gehört auch seine Sammlung *Niederhollabrunner Gedichte*, die zu Lebzeiten Kramers nie veröffentlicht wurde und in der Kramer thematisch einschlägige Gedichte der 1920er- und 1930er-Jahre gemeinsam mit Texten der Exilzeit bis 1949 zusammenstellte – bewegende Dokumente des Rückblicks in eine glücklichere Zeit und zugleich zukunfts-sehnsüchtige Ausblicke. Auch *Die untere Schenke* (23.3.1943) ist ein solcher Glücksort: „morsch ist die Wand und wacklig sind die Bänke, / doch schön im Fenster blüht der goldne Lack“. Erwähnt sei auch ein das Hohelied erinnerndes Liebesgedicht mit dem Titel *Lied am Rand* (25.7.1945), in dem die Geliebte „Apfelbaum“, „zarter Mohn“ und „süßer Schnee“ der Akazien ist.

Fast keine Glücksimagination kommt bei Kramer also ohne das Sprechen über faszinierende Naturschönheiten aus. Dies erinnert an die Antwort, die er seinem Parteigenossen Josef Luitpold Stern zukommen ließ, der anlässlich des Erscheinens des Gedichtbandes *Wir lagen in Wolhynien im Morast* (1931), wie bereits erwähnt, eine ideologiegetränkte und zugleich bösertige Abrechnung geschrieben hatte. Kramer schrieb: „Meine Vertrautheit mit der Natur ist eine innige, vielleicht eine innigere als sich Josef Luitpold Stern eine solche Verbundenheit überhaupt vorstellen kann.“³⁴

Von besonderem Interesse sind jene Stellen, in denen Kramer vom Einswerden mit der Natur, von Verschmelzungserfahrungen und von Ich-Entgrenzung spricht. Er lässt kleine Leute auftreten, etwa einen Krebsesammler, einen alten Mann am Kanal, einen Weinhändler oder einen Weinbergwächter, aber auch ein Ich, das man mit gutem Grund mit ihm selbst identifizieren kann. In dem Mottogedicht *Auf einen Vogelbeerbaum in Staffordshire* (14./22.9.1941) aus der einzigen Sammlung, die während seines Exils publiziert wurde (*Verbannt aus Österreich*, 1943), ist es ein „brennroter Vogelbeerbaum“, der den Erzähler packt, ihn an Kindheit und Jugend erinnert, ihn aber auch über die ungewisse Zukunft nachdenken lässt. Von der „geheimnisvollen Frucht“ heißt es schließlich: „lebendig ward ich wiederum / im fernen Land und beug mich stumm / in mir der schönen Wucht“. In einer poetischen Lebensbilanz *Mein Leben war nichts als ein langes Verlieren ...* (10.10.1941) hat Kramer zwar von seinem Leben als einem „lange[n] Verlieren“ gesprochen, doch immer blieb ihm das Glimmen und Gleißeln des Vogelbeerbaums ein glückhafter Rettungsanker, so „schwerer und leiser“, „schmerzhaft“, „banger“ und „nied-

34 Kramer, *Wir lagen in Wolhynien im Morast*, 1931, zit. nach: Kaiser, *Nicht-Begeben*, 88.

rer“ das Leben auch ging. Eine ähnliche Glückserfahrung dürfen auch die anderen bereits erwähnten Menschen machen. In dem Gedicht *Die Krebse* (Juli/August 1928) heißt es etwa: „So lag er und konnt sich nicht heben und schrein. / Das Wachstum der Fasern, Gesumm und Verfall / war rings ihm mit allem Lebendigen gemein“. In solchen Zusammenhängen ist auch von jenem „Verzückten“ die Rede, der in dem Gedicht *Vom Sich-eins-Fühlen* (25.4.1946) Folgendes zu berichten weiß: „Manchmal am hellichten Tag kann es einem geschehn, / daß nicht um einen die Dinge wie Dinge mehr stehn, / daß man sich eins fühlt so jäh, daß der Herzschlag fast hält, / eins für Sekunden, gefallen aus der Zeit, mit der Welt.“

Kramers Beschwörungen des Glücks – immer mit den einfachen Leuten im Bund, den Vagabunden oder den kleinen, soeben enteigneten Schrebergartenbesitzern – gipfeln in der nicht nur dem Rotwein zu verdankenden Trunkenheit, sondern auch der völlig antimetaphysisch gemeinten Schönheit des Himmels, der „über uns gespannt ist“, wie es in dem Gedicht *Zehn Jahre Grund* (22.8.1935) heißt. Und der „Vagabund“ (15.6.1927), des gewaltigen „Bauern“ „Erbfeind“, der aus seinem Leben berichtet und „doch das Land so tief“ liebt wie jener, der immer darauf den Alleinanspruch erhebt, lebt freilich kein Besitzerglück, sondern eine andere Dimension von Glück: „Die Nacht umwächst die schlanken Kirchturmspitzen; / nun fällt das Städtchen an die Welt zurück. / Ich hebe mich aus meinem langen Sitzen / und schreit, erfüllt von namenlosem Glück“.

Diese Trunkenheit gipfelt im Fest des Lebens, wie es Kramer in einem seiner bewegendsten Gedichte, *Wann in mein Grünes Haus ich wiederkehr* (14.4.1944), zum Ausdruck bringen konnte. Eine Glücksimagination, in der alle, auch die herrliche Natur, eingebunden sind. Wir haben schon davon gesprochen. Und sogar sein einem Gebet nachempfundenen *Lob der Verzweiflung* (5.2.1945) ist letztlich ein Loblied auf jenen Rest vom Leben – Paradoxie des Glücks.

Und nicht zuletzt: Das Schreiben, das Singen der Lieder, das Musizieren im „Überschwang“ (z.B. *Vom schwarzen Wein*, geschrieben am 46. Geburtstag Kramers, als Loblied auf die Kreativität) – die Ziehharmonika ist das einschlägige sprachliche Zeichen dafür – geben Halt, ordnen die Dinge, geben Sicherheit und stiften Sinn – Glückserfahrung.

Es sind die zarten und die feierlichen Stellen, in denen Kramer Bilder von Geborgenheit oder auch utopisch anmutender Festlichkeit findet – keine Idyllen im herkömmlichen Sinne, sondern Glücksimaginationen, durchdrungen von schmerzlich empfundener Wirklichkeit. Konstantin Kaiser hat einmal in einer kurzen Notiz die treffliche Formulierung gefunden: „Kramer rettete ins riesige Binnenland seiner Poesie, was zu retten war“.³⁵

35 Konstantin Kaiser, Der Ofen von Lublin [Gedicht Kramers, 22.8.1944 aus der Sammlung *Wien 1938/Die grünen Kader*, 1946], in: Kramer, Atem, 56.

Lieber Albert, ich darf mich glücklich schätzen, seit über 20 Jahren für die *Theodor Kramer Gesellschaft*, eine nicht in das universitäre Leben eingebundene Exilvereinigung mit etwa 500 Mitgliedern in der ganzen Welt – Exilant*innen und deren Nachkommen sowie mit ihnen Verbundene –, arbeiten zu dürfen. Theodor Kramer ist nicht nur der Namenspatron unserer Gesellschaft, sondern er ist uns Wegbegleiter geworden und wird es bleiben. In seinen Gedichten mahnt er uns, er macht uns sehender, sensibler und stachelt uns zugleich zum nicht-sturen Nicht-Beigeben (*Vom Nicht-Beigeben*, 7.7.1951) an, zu solidarischer Festigkeit und aufrechter Haltung, erinnert uns an die würdevollen Schönheiten und Glücksmomente des sogenannten Alltäglichen, des Kleinen, Unscheinbaren und weiß um das Nicht-Eingelöste, das vielleicht nie Einzulösende.

OMA GOODNESS!

REZEPTSAMMLUNGEN UND KOCHBÜCHER DES ÖSTERREICHISCHEN EXILS

VORGESCHICHTEN

Sie sind eine unterschätzte Gattung, nicht nur der Exilforschung. Gebrauchstexte wie Kalender, *scrapbooks* oder Alben fristen oft ein unbeachtetes Dasein in Nachlässen. Kochbücher und Rezeptsammlungen, auch sie heterogene und konservatorisch anspruchsvolle Textsorten, bilden keine Ausnahme und werden in institutionell aufbewahrten Hinterlassenschaften im Allgemeinen auch gar nicht erwartet oder gesucht.

Schon ein kurzer Blick in die Verzeichnisse künstlerischer Nachlässe in einschlägigen Archivbeständen zeigt, dass Rezeptsammlungen für die Bestandsbildner*innen gar nicht so selten erhaltenswert waren. Ob Prachtstück im Ledereinband mit schönem Vorsatzpapier und kalligrafisch handgeschrieben, ob Schulheft mit Zeichnungen und eingeklebten Ausschnitten oder – *work in progress* – Sammelsurium von Notizen, von rückseitig beschrifteten Kuverts und Zetteln mit Gebrauchsspuren, immer sind sie mehr als Ratgeberliteratur und Haushaltshilfen. Als Begleiter durch die langen Jahre von Emigration und Exil repräsentieren diese Sammlungen ein Stück persönlicher Familiengeschichte und sind zugleich Belegstücke der Wiener Koch- und Speisetraditionen vor 1938. Wie in einem *Gedächtnisspeicher* wird darin die Erinnerung an Geschmack und Geruch der Heimat, die verlassen werden musste, aufbewahrt. Bisweilen lassen die Rezeptbücher auch erkennen, dass die Vertriebenen das Zufluchtland anzunehmen lernten, indem sie dessen kulinarische Standards und gastlichen Gebräuche in ihr Leben integrierten.¹

1 Beispiele sind etwa Kochbücher und Rezeptsammlungen aus dem Haus Arthur Schnitzler: Österreichische Nationalbibliothek, Literaturarchiv, Sammlung L. und A. Schnitzler / Sammlung Heinrich Schnitzler, LIT 372/09, darin: die Kochbücher, 372/S4-S6; für den Hinweis auf Koch- und Backrezepte von Gina Kaus danke ich Jörn Hasenclever: Deutsches Exilarchiv 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek, Frankfurt a.M., Nachlass Gina Kaus, EB 96/082 II. C. 007; auf das Kochbuch von Ernst Kreneks Mutter Emanuela im Nachlass von Ernst Krenek hat mich

In der Handschriftenabteilung der *Österreichischen Nationalbibliothek* liegt, nicht leicht aufzufinden in der Sammlung Ida Gebauer, das *Kochbuch des Hauses Mahler-Werfel, 1906–1938*.² Ida Gebauer („Schulli“) war 1920 als Kindermädchen für Alma Mahlers Tochter Manon Gropius engagiert worden und verstärkte viele Jahre Almas Wiener Haushalt. Von Almas Tochter Anna Mahler wurde sie 1960 als Gesellschaftsdame und Pflegerin für Alma Mahler nach New York geholt und blieb dort bis zu deren Tod 1964. In Ida Gebauers Besitz hat sich jenes rund 100 Seiten starke private Konvolut erhalten, ein handschriftliches Kochbuch im Ledereinband, mit schönem Vorsatz und Register, dazu (getippte) lose Blätter. Alma Mahler war eine geschätzte Gastgeberin und wusste große Gesellschaften zu veranstalten, bei denen sie Frauen und Männer aus Kunst, Literatur und Musik mit Vertreter*innen des Hochadels, der Politik, der Philosophie oder mit Geistlichen zusammenbrachte. Ihr Kurzzeitschwiegersohn, der Komponist Ernst Krenek, schilderte Alma Mahler in den 1920er-Jahren als „prächtig aufgetakeltes Schlachtschiff“ und ihre Herrschaftsstrategie als

„ziemlich primitiv: Essen und Trinken. Ich bin kaum jemals mit ihr zusammengetroffen, ohne raffinierte, komplizierte und sichtlich teure Speisen und vor allem reichlich schwere Getränke aller Art serviert bekommen zu haben. Sie war in Hochform, wenn Sinne und Verstand ihres Gefolges gleichzeitig benebelt und erregt waren“.³

Einen gesellschaftlichen Höhepunkt bildeten die 1930er-Jahre, nachdem Alma 1931 die Villa Ast auf der Hohen Warte erworben hatte.⁴

In Hollywood setzte Alma Mahler ihr gesellschaftliches Leben unter den Bedingungen des Exils bescheidener, aber mit immer noch gehobenem Stil fort. Gäste waren jetzt prominente Emigrant*innen wie Friedrich Torberg, Fritzi Massary, Erich Wolfgang Korngold, Bruno Walter oder die Familien von Heinrich und Thomas Mann, und an der Bewirtung samt Champagner und Benediktiner im Übermaß scheint nichts auszusetzen

Antje Müller aufmerksam gemacht: Ernst-Krenek-Institut-Privatstiftung, Krems, DK 020. Clemens Zoidl verdanke ich die Provenienzgeschichte: Das Kochbuch wurde nach dem Tod der Mutter, 1972, von ihren Freundinnen Ernst Krenek als Andenken in die USA geschickt.

- 2 Österreichische Nationalbibliothek, Sammlung von Handschriften und alten Drucken (HAN), Sammlung Ida Gebauer, Cod. Ser. n. 41270 bis 41321. Lebensdokumente, Fotos, Werke, Dokumentationen von und zu Emil Jakob Schindler, Bruno Walter, Julius Tandler, Carl Moll, Alma Mahler-Werfel, Franz Werfel, Anna Mahler, Manon Gropius, Walter Gropius, Oskar Kokoschka u.a., darin: 41.279 OW, Hvizd, Agnes, Mahler, Alma: Kochbuch des Hauses Mahler-Werfel, 1906–1938.
- 3 Ernst Krenek, *Im Atem der Zeit. Erinnerungen an die Moderne*, Hamburg 1998, 340 f.
- 4 Vgl. Oliver Hilmes, *Witwe im Wahn. Das Leben der Alma Mahler-Werfel*, München 2005, 233–247.

gewesen zu sein. Der sonst kritische Thomas Mann notierte am 15. April 1947 in sein Tagebuch: „Kalte Ente, Alma amüsam.“⁵ Erinnerungen an Alma Mahler in ihren späten Jahren verknüpfen noch immer ihr Machtbewusstsein mit der kulinarischen Bildwelt. Claire Goll, die auch ungeniert Almas Alkoholkonsum benannte, beschrieb das Verhältnis zu ihrem Ehemann mit einer Kochmetapher: „Wer Alma Mahler zur Frau hat, muß sterben. Franz Werfel ließ sich dabei etwas Zeit; Alma hatte beschlossen, ihn auf kleiner Flamme zu schmoren.“⁶ Unabhängig von den vielen Anekdoten, Bildern und Sottisen, die über Alma Mahler-Werfel im Umlauf sind, spricht ihr Kochbuch seine eigene Sprache. Es ist ein authentisches persönliches Dokument zur klassischen Wiener Küche, an dem sich Stationen eines großbürgerlichen Lebens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ablesen lassen. Es enthält Einträge in der prägnanten Handschrift von Alma Mahler und von anderen Personen, auch in Kinderschrift. Wie in einem Familienrezeptbuch häufig anzutreffen, sind die Quellen der Rezepte genannt, etwa Mama (Anna Moll), Justi (Gustav Mahlers Schwester Justine), Agnes (Agnes Hvid).⁷ Der Musikschriftsteller und Gourmet Ludwig Karpath, ein Freund des Hauses, steuerte ein Rezept für Aspik bei. Wir erfahren die Leibspeisen von Walter Gropius und Alban Berg. Der Erste Weltkrieg bildet sich 1917 in einer Anleitung für „Kriegsstrudel“ ab, die Exiljahre schließlich in einem kurzen Abschnitt „America“ mit zwei englischen Rezepten und einer Umrechnungstabelle von österreichischen Gewichten in amerikanische. 2016 erschien eine mit Fotos angereicherte Auswahl dieser Rezepte als Buch.⁸ Diese Edition hat aber vielleicht weniger mit Quellensicherung oder Erinnerungsarbeit zu tun als mit der Bekanntheit jener Menschen, aus deren Küche die Rezepte kommen, und mit der guten Vermarktbarkeit von Kochbüchern. So gibt es heute die Rezepte von prominenten Emigrant*innen wie Helene Weigel oder der Trapp-Familie als Buch, und sogar die Lieblings Speisen von Sigmund Freud können nachgekocht werden.⁹

5 Thomas Mann, Tagebücher 28.5.1946–31.12.1948, Frankfurt a.M. 1997, 115.

6 Claire Goll, Ich verzeihe keinem. Eine literarische Chronique scandaleuse unserer Zeit, München/Zürich 1980, 172.

7 Agnes Hvid war viele Jahre Köchin im Haushalt Mahler und ist das Vorbild für die Hauptfigur in Franz Werfels auf dem Weg ins Exil konzipiertem Roman *Der veruntreute Himmel* (1939). Vgl. Alma Mahler-Werfel, *Mein Leben*, Frankfurt a.M. 1960, 281 f.

8 Claudia Nemeč, *Almas Küche. Originalrezepte aus dem Kochbuch der Alma Mahler-Werfel*, Wien 2016.

9 Martha Schad, *Komm und setz dich, lieber Gast. Am Tisch mit Helene Weigel und Bertolt Brecht*, München 2005; Irmgard Wöhr, *The Trapp Cookbook. Original Recipes from the Family Kitchen*, Salzburg 2012; Katja Behling-Fischer, *Zu Tisch bei Sigmund Freud. Lebensweise, Gastlichkeit und Essgewohnheiten des Gründers der Psychoanalyse*, Wien 2000.

KÜCHE DER ERINNERUNG

Die Geschichte nationalsozialistischer Verfolgung und Vertreibung 1933/38–1945 ist auch eine Geschichte von äußerstem Mangel und lebensbedrohendem Hunger, von Verlust und Fremdheit, von Überleben und Neuorientierung. Kochen und Küche, Essen und Mahlzeiten spielen im hier zu verhandelnden Kontext eine lebenswichtige Rolle. Dennoch geht es in diesem Beitrag über Kochbücher und Rezeptsammlungen des Exils nicht um Kulinarik oder Gastrosophie. Nicht was man aß, sondern dass man aß, war die Hauptsache, bringt es der als Jugendllicher nach Großbritannien geflüchtete Journalist Ernst Fettner in einem Interview auf den Punkt.¹⁰ Erinnert sei auch an das Kochbuch der Frauen von Theresienstadt, *In Memory's Kitchen*. Susan Cernyak-Spatz, eine Überlebende, nennt die Beschreibung von Nahrungsmitteln und ihrer Zubereitung durch die Lagerinsassinnen „cooking with the mouth“,¹¹ ein die Erinnerungen verbindendes Gespräch über das Kochen, das den Frauen im Lager zu überleben half. Die ‚Küche der Erinnerung‘ ist eine politische, bereitet von Menschen, die gewaltsam aus der Mitte ihres Lebens gerissen, existenziell bedroht und in die Emigration getrieben wurden. In diesem Zusammenhang interessieren die private, gesellschaftliche und symbolische Ebene des Essens im historischen Kontext, seine politische und kulturelle Essenz.

PRIVATE KÜCHE

Die Modistin und Schriftstellerin Mimi Grossberg und ihr Ehemann Norbert Grossberg, Handelsreisender für optische Waren, hatten das Glück, am 21. September 1938 Wien mit gültigen Papieren mit dem Zug verlassen zu können. Von Rotterdam aus gelangten sie per Schiff nach New York. Als Passagiere der dritten Klasse waren sie in Gesellschaft zahlreicher Emigrantenfamilien und wurden auf der *Volendam* – im Gegensatz zu den Passagier*innen anderer Fluchtschiffe – menschenwürdig untergebracht und versorgt. Es gab sogar Speisekarten in englischer Sprache. Ihren Inhalt, wie den der Menükarte vom 3. Oktober 1938, übersetzte Mimi Grossberg, die in Wien als Fremdsprachenbibliothekarin gearbeitet hatte, ins heimische Küchendeutsch: Aus „Fried Chopped Steak“

10 Vgl. Claudia Geringer, ... dass ich wegen unseres Essens gespürt hab, dass wir Emigranten sind. Erinnerungen an das Essen in der Generationenfolge, in: Veronika Zwirger/Ursula Seeber (Hg.), *Küche der Erinnerung. Essen und Exil*, Wien/Hamburg 2018, 308–326, 311.

11 Cara De Silva (Hg.), *In Memory's Kitchen. A Legacy from the Women of Terezín*, Lanham u.a. 2006. Das Zitat von Susan Cernyak-Spatz in der Einleitung der Herausgeberin, XXV–XLIII, XXIX.

wurden „Fleischlaberl“, aus „Baked Idaho“ „Kartoffel in d. Schale, gebraten / oben gespalten, m. Butter“.¹²

Mimi Grossberg war von Natur aus eine energische Archivarin und Chronistin, auch ihrer eigenen Biografie. Die Belegstücke ihrer Sammelleidenschaft erlauben eine dichte Rekonstruktion ihrer Flucht aus Europa und ihres Lebens in New York.¹³ Die Menükarten, Fahrscheine, Rechnungen, Ausweise, Kalender, Stadtpläne und vielen anderen erhaltenen Dokumente illustrieren die wehmütige Erinnerung an eine Existenz, die sie hinter sich lassen musste, und zugleich die Bereitschaft, sich auf ein Leben unter den erzwungenen Bedingungen einzulassen.

Die Grossbergs wohnten in New York zunächst bei einer Verwandten in der Bronx, ab 1942 im Emigrantenviertel Washington Heights. Beide hatten Fabrikjobs und führten einen bescheidenen Haushalt, zu dem aber immerhin ein Kühlschrank gehörte – für zeitgenössische Wiener Verhältnisse ein Luxus, den sie in ihrem Fotoalbum festhielten.¹⁴ Ein Haushaltsbuch aus dem Jahr 1950 belegt, dass die Grossbergs einfach lebten und fast nur Grundnahrungsmittel bzw. billiges Fleisch kauften: Milch, Brot, Salat, Obst, Hühnermägen, Hühnerfett. Gelegentlich gab es Zeitungen und *candy*, dazu kamen Ausgaben für Fahrscheine, Telefon und Kosten für das Mittagessen an ihren jeweiligen Arbeitsplätzen.

Im Fluchtgepäck hatte Mimi Grossberg ein handgeschriebenes Kochbuch mit Gerichten aus der heimatlichen Wiener Küche.¹⁵ Dazu kamen im Lauf der Jahre viele lose Zettel, auf der Rückseite von Briefumschlägen, Rechnungen und Veranstaltungsprogrammen notierte Rezepte und Menüpläne. Sie illustrieren nicht nur die allmähliche Annäherung Mimi Grossbergs an gastronomische Standards im Zufluchtsland USA – sie rechnet etwa Zutaten für ihre österreichischen Rezepte vom metrischen System auf „oz“ (*ounce*), „cup“ und „tsp“ (*tablespoon*) um –, sondern auch den Sprachwechsel bzw. Sprachwandel als entscheidendes Moment der Emigration. Das *Emigranto* ihrer Rezepte und Speisepläne liefert anschauliche Belege dafür, wie selbstverständlich ihr die Existenz zwischen den Sprachen und Kulturen geworden war: „Roasting Chicken 3 Pfd. ca. / Ausnehmen lassen, [...] / selbst gut cleanen“, so beginnt etwa ein Brathuhnrezept. Eines der wenigen datierbaren Schriftstücke ist ein Zettel mit Anweisungen der abwesenden Mimi

12 Österreichische Exilbibliothek im Literaturhaus, Wien (ÖEBW), Nachlass Mimi Grossberg (NLMG), N1.EB-17/4.10: Sammlung „Holland-American Line“.

13 Vgl. Christian Klösch, Mimi Grossberg (1905–1997). Eine österreichische Exilautorin in New York, Wien 1999, 19–25.

14 Vgl. ÖEBW, NLMG, N1.EB-17/3.5.3.: Album „Amsterdam, 1938, New York, USA“.

15 Vgl. ÖEBW, NLMG, N1.EB-17/3.3.: Persönliche Dokumente. Der folgende Abschnitt bezieht sich auf dieses Konvolut, das u.a. Kochrezepte, Menüpläne, ein Haushaltsbuch, Rechnungen und Kalender etc. aus den Jahren 1938 bis 1987 beinhaltet.

an ihren in Haushaltsdingen offensichtlich unroutinierten Ehemann Norbert, die dieser launig quittierte: „Zur Kenntnis genommen Norus I., der Gütige / April, 12, 41“. Er beginnt mit einer Kochanleitung:

„Das Oatmeal ist gezuckert.
 Giess so viel Milch nach,
 dass es etwas dünner wird
 u. mach es heiss.
Kaffee u. Juice sind
 fertig.
Luncheon ist links oben
 mit Namen drauf (Mazzes
 mit Fett, dann Stückerl
 Poulard)“

Mimi Grossberg, geprüfte Hutmacherin, war lebenslang mit Leidenschaft und Energie der österreichischen Literatur verbunden. Als Lyrikerin, Vortragende, Herausgeberin von Anthologien, Netzwerkerin, Ausstellungsmacherin und Dokumentaristin prägte sie über Jahrzehnte die deutschsprachige Exilliteraturszene in New York.¹⁶ Kurz nach dem Krieg fand sie Anschluss an eine Gruppe um die Zeitschrift *Aufbau* und lernte die Lyrikerin Rose Ausländer kennen. Man traf sich in privatem Rahmen und Clublokalen und verband den künstlerischen Diskurs mit einfachen Erfrischungen: einem „Glas Wein“ oder mit „Tee und mitgebrachten Sandwiches“.¹⁷ Ab den 1960er-Jahren engagierte sich Mimi Grossberg in der Exilorganisation *Austrian Institute*, später *Austrian Forum*, und baute ein dichtes literarisches Netzwerk auf. Sie lernte Ernst Waldinger, Friedrich Bergammer, Johannes und Gertrude Urzidil oder Margarete Kollisch kennen und korrespondierte mit Friderike Zweig und Gina Kaus. Die Veranstaltungen fanden u.a. in der *Liederkrantz Hall* (Ecke Fifth Avenue/87th Street), wo es nach den Lesungen „Kaffee mit Schlag“ gab,¹⁸ und ab 1963 im neugegründeten *Austrian Cultural Institute* (East 52nd Street) statt.

Mimi Grossberg war aber auch privat eine akkurate Gastgeberin und lud regelmäßig Emigrant*innen aus Kunst und Kultur ein, was ihr jüngst den Ehrentitel einer Salonnière des Exils einbrachte.¹⁹ Im Nachlass sind zahlreiche handgeschriebene Menüvorschläge

16 Vgl. Klösch, Grossberg, 32–49.

17 Mimi Grossberg, Biografische Notiz, in: Klösch, Grossberg, 32.

18 Eva Kollisch, Heimweh, in: ebd., 50–56, 50.

19 Vgl. Sabine Bergler, „Früher pflegte man sich Gäste einzuladen, wenn man Lust und Geld hatte. Heute ladet man sie ein, wenn Vollmond ist.“ Über Exilsalons und Emigrantenzirkel, in: Werner Hanak/Astrid Peterle/Danielle Spera (Hg.), *The Place to Be. Salons als Orte der Emanzipation*, Wien 2018, 162–187, 179–181.



Mimi Grossberg vor dem Café Eclair in New York 1993.

und Speisenabfolgen für Gäste erhalten. Sie belegen das Weiterleben der österreichischen Küche in Mimi Grossbergs Heim ebenso wie die allmähliche Akzeptanz eines *American way of dining*. Es gab „Schnitzl mit Gerösteten und Cranberries, Lemon, Gurke“, „Cucumbersalat mit Zwiebeln Sourcream“, „Erdäpfel m. Faschiertem“, „Mohnnudeln“ oder „mein[en] Gemüsesalat für Gäste“. In den späten Jahren hielten auch Dosenfrüchte, Bowle, „Creamcheese“, „Bluecheese“, „Potatochips“, „M.&M.“, „Partybread“ und belegte „Tidbits“ Einzug in Mimis Küche. Und auf jeden Fall gab es etwas „Obst zum Herumstehen“.²⁰

Die Zugeständnisse an amerikanische Partysitten ändern nichts daran, dass Mimi Grossberg, obwohl sie selbst flüchten musste und ihre Eltern im Holocaust ermordet worden waren, zeitlebens *Herzensösterreicherin* blieb. Die leidenschaftliche Nazi-Gegnerin

²⁰ Vgl. ÖEBW, NLMG, N1.EB-17/3.3.: Persönliche Dokumente.

existierte, „so homogen, so eisern um eine Mitte organisiert“,²¹ nur im Verhältnis zu Österreich, und zwar zu einem idealtypischen Vor-Hitler-Österreich, dessen Ingredienzen Kultur und Natur – und auch die heimatliche Küche – waren.

KÜCHE ALS ARBEITSPLATZ

Bekanntlich gelangten zu Kriegsbeginn 1939 rund 20.000 deutschsprachige Flüchtlinge, mit einem *domestic permit*, einer Arbeitserlaubnis für Hausgehilfinnen, nach Großbritannien. In der Mehrzahl kamen Frauen, der Großteil aus Österreich.²² Die meisten der *domestic servants* stammten aus der Mittelklasse, waren gut ausgebildet und, von zuhause oft selbst an Dienstboten gewöhnt, unerfahren in diesem Beruf. Abgesehen davon, dass diese Flüchtlingsfrauen mit den gastronomischen Besonderheiten britischer Haushalte wie der Zubereitung von Tee oder *breakfast* und launenhaften *landladies* zu kämpfen hatten, waren sie schlecht bezahlt und arbeitsrechtlich nicht geschützt. Im *Austrian Centre* in London, in dessen Umfeld sich die größte österreichische Exilbewegung überhaupt formierte, hatte u.a. die Interessenvertretung *Association of Austrian Domestic Workers* ihren Sitz. Ihre Verbandszeitschrift *Österreicherin im Haushalt* vernetzte die im Land verstreuten und meist isoliert lebenden Frauen und beriet sie bei Berufsproblemen. Einen Rezeptteil gab es wider Erwarten hier nicht, im Gegensatz zu anderen Zeitschriften des Exils wie *Die Zeitung* (London), *Pariser Tageszeitung* oder *Aufbau* (New York), die eigene Rubriken wie „Küchen-Notizbuch“ oder „Für die Küche“ hatten.²³

Der Nachlass von Hanna Kuh an der *Österreichischen Exilbibliothek* enthält die ersten Hefte dieser weithin verschollenen Zeitschrift,²⁴ und auch andere Dokumente der Sammlung belegen anschaulich, was es hieß, im Exil plötzlich eine professionelle Hausgehilfin und Köchin zu sein. Hanna Kuh war Röntgenassistentin und gelangte 1938 mit Hilfe der *Aktion Gildemeester* nach Großbritannien. In ihrem erlernten Beruf durfte sie nicht arbeiten, in ihrer Stellung als *domestic servant* war sie unglücklich, das englische Essen befremdete sie. Die Familie schickte ihr eine Ausgabe des in Österreich sehr

21 Kollisch, Heimweh, 53.

22 Vgl. Veronika Zwerger, *Österreicherin im Haushalt: The Periodical of Austrian Domestic. Überlegungen zu den Arbeits- und Lebensbedingungen der österreichischen Hausgehilfinnen in England*, in: Charmian Brinson/Andrea Hammel (Hg.), *Exile and Gender I: Literature and the Press*, Leiden 2016, 220–236.

23 Vgl. einschlägige Stichworte wie „Küche“, „Kochbuch“ oder „Kochrezept“ in der Datenbank „Exilpresse digital – Deutschsprachige Exilzeitschriften 1933–1945“ an der Deutschen Nationalbibliothek, Leipzig/Frankfurt a.M., http://www.dnb.de/DE/DEA/Kataloge/Exilpresse/exilpresse_node.html (18.11.2018).

24 Vgl. ÖEBW, Nachlass Hanna Kuh, N1.EB-93.

beliebten *Eckel/Ziegenbein* und ein handgeschriebenes,²⁵ von Bruder Jacob Kuh illustriertes Heft mit Rezepten aus der Wiener Küche. Freundin Hedy schrieb aufmunternd:

„Ich schicke dir hier ein paar sehr gute, ausprobierte Rezepte, zu denen man nicht viel braucht und die auch nicht viel Arbeit machen. Ob du die Vanillekipferln brauchen kannst, weiß ich nicht, weil Mandeln hineinkommen, aber nachdem sie fein gerieben werden, spüren es vielleicht die Kinder nicht und du würdest sehr gelobt werden.“²⁶

Nur bedingt geeignet für die praktischen Anforderungen einer britischen Küche, waren diese Rezeptsammlungen vor allem eine unterstützende Geste aus der Heimat und zugleich eine letzte Erinnerung an die Familie: Jacob, Helene und Victor Kuh konnten nicht mehr aus Wien entkommen und wurden im Holocaust ermordet.

Auch gut ausgebildete Frauen mit (akademischer oder künstlerischer) Berufserfahrung wurden unter den restriktiven Arbeitsbedingungen des Exils auf *weibliche* Bereiche wie Haushalt, Kinderbetreuung und Pflege zurückgeworfen und mussten mit diesen Jobs vielfach ihre Männer erhalten.²⁷ Unerschrocken und flexibel machten viele Emigrantinnen Küche und Kochen zur Grundlage ihres Lebensunterhalts im Exil. Sie verkauften Backwaren, waren Aushilfsköchinnen, richteten private Mittagstische ein oder eröffneten Lokale. Eine von ihnen war die Journalistin und Erzählerin Alice Penkala aus Wien. Mit ihrem ersten Mann Richard Charas gelangte sie nach einer transatlantischen Irrfahrt mit dem Flüchtlingsschiff *Cap Norte* 1939 nach Nordafrika; weil das Paar aus der *Kultusgemeinde* ausgetreten war und sich evangelisch hatte taufen lassen, wurde ihm die Unterstützung durch die jüdische Hilfsorganisation HICEM verwehrt.²⁸ Als Alleinverdienerin hielt sich Alice Penkala in der Internationalen Zone Tanger mit Gelegenheitsjobs wie Übersetzen, Sprachunterricht und Kartenlegen über Wasser, und sie eröffnete Anfang 1940 zusammen mit Rosa Goldberg, deren Mann eine Konzession hatte, in der Rue de la Marine das Café-Restaurant Alhambra.²⁹

25 Vgl. Hans Ziegenbein/Julius Eckel, Was koche ich heute? 2100 Speisenfolgen der einfachen Küche, feinen Küche, Sparküche, Kleinhaushalts- und Schnellküche für alle Tage des Jahres nebst Restenküche sowie etwa 2400 Rezepte und Anleitungen. 3. Aufl., Wien 1932.

26 Hedy, Ein reiner Kochbrief, in: Zwerger/Seeber, Küche, 173.

27 Zur Frauenberufstätigkeit im Exil vgl. Hans-Albert Walter, Deutsche Exilliteratur 1933–1950, Bd. 3: Internierung, Flucht und Lebensbedingungen im Zweiten Weltkrieg, Stuttgart 1988, 509–524, 509–511; Christine Backhaus-Lautenschläger, ... Und standen ihre Frau. Das Schicksal deutschsprachiger Emigrantinnen in den USA nach 1933, Pfaffenweiler 1991, 111–124.

28 Vgl. Heimo Halbrainer, Alice Penkala – eine Wiener Journalistin in Tanger, in: Margit Franz/Heimo Halbrainer (Hg.), Going East – Going South. Österreichisches Exil in Asien und Afrika, Graz 2014, 121–130, 125.

29 Vgl. ÖEBW, Nachlass Alice Penkala, N1.EB-41.III.1.4: Tanger. Alle Belege dieses Abschnitts stammen aus diesem Konvolut.

Erhalten hat sich nicht nur eine Reihe von Speiseplänen, Rezepten, Ausgabenlisten, Kalorientabellen und Preiskalkulationen, alle auf billigem Papier, oft Durchschlagpapier mit benützter Rückseite, getippt oder mit Bleistift geschrieben, sondern auch der Kooperationsvertrag mit Rosa Goldberg über einen gemeinsam betriebenen „Kuchen- und Kaffeeverbleiss“. Frau Dr. Charas, wie sie in dem Schriftstück genannt wurde, war für die Bäckereien zuständig und hatte den Dienst im Lokal in den verkehrstarken Nachmittags- und Abendstunden über. Sie scheint überhaupt der Kopf des Unternehmens gewesen zu sein, zumindest lassen eine Liste ihrer Vorleistungen und ein Geschäftskonzept darauf schließen:

„Vor allem Vitamine und Suesstoff. Mehrarbeit als Ersatz fuer mehr Geld. Von den Refugiés selbst Rezepte nur Beispiele, die auf Grund der momentanen Marktverhaeltnisse gewaehlt und sich nach Saison usw. richten. Preise, die ich derzeit auf dem Markt bezahle. Teilweise nur durchfuehrbar in anderer Kueche. Das Ganze wenn Einkauf und Menuefestsetzung in einer Hand ist und von einer Person gehandhabt wird, die genuegend Kenntnisse besitzt um Marktlage und Essen abzustimmen“.

Während diese Listen auf Deutsch geschrieben sind, liegen die Speisekarten in französischer Sprache vor. Zwischen internationale Gerichte wie „Omelette au fromage“, „Rognons sauce madeire garnis“ oder „Crêpes Suzette“ schummeln sich österreichische Nationalspeisen wie „Escalope Viennoise garnie“, „Salade de Pommes de terre“ und „Viande Moulue“, unschwer als ‚Fleischlaberl‘ zu identifizieren, allerdings mit landestypischem „Kouskous“. Das Alhambra war ein kurzlebige Projekt und dürfte schon im selben Jahr wieder aufgegeben worden sein. Der Misserfolg mag der kriegsbedingten Lebensmittelknappheit – es gab keine Rohstoffe wie Mehl und Zucker –, mangelndem gastronomischem Know-how oder dem fehlenden Publikum geschuldet gewesen sein. Wie immer: Küche und Kochen blieben auch nach 1946 ein Lebensthema für die Schriftstellerin, als sie nach Südfrankreich zog und mit ihrem zweiten Mann unter prekären wirtschaftlichen Verhältnissen als Selbstversorgerin lebte.

COOKING THE AUSTRIAN WAY

Obwohl sicher nicht die vordringlichsten Stücke im Fluchtgepäck, waren österreichische Kochbücher aus der Vorkriegszeit in bürgerlichen Emigrantenhaushalten doch häufig

anzutreffen. Wie Interviewte des Projekts „Küche der Erinnerung“ überliefern,³⁰ wurde in ihren Familien nach 1938 auch im Fluchtland österreichisch gekocht bzw. gab es zumindest einschlägige Kochbücher: Bei Anthony Grenville in London war es der seit 1913 in vielen Auflagen wiederaufgelegte *Heß*,³¹ bei dem Medizinhistoriker Paul Weindling großmütterliche Rezepte aus der *Rokitansky*.³² Die Kochbücher der nach London emigrierten Familie von Emerich und Erica Weindling,³³ beide Zahnärzte, sind nicht nur wegen des starken kulinarischen Österreichbezugs über die Generationen hinweg aufschlussreich, sie bilden auch die österreichische Kochgeschichte im Exil exemplarisch ab. Im Haushalt Weindling gab es das Kochbuch von Gertrude A. Ulrich *111 Viennese Dishes*.³⁴ Dieses Buch gehört zu den Werken, die von Mitgliedern der Exil-Community für diese geschrieben wurden, wie z.B. auch das in Buenos Aires erschienene Kochbuch *100 ausgewählte Rezepte der Wiener Küche nach Hess-Ziegenbein*,³⁵ das augenscheinlich (inklusive der Illustrationen) aus Kochbuchklassikern der Vorkriegszeit kompiliert wurde. Im weiteren Sinn gehört auch das Werk der aus Wien stammenden Autorin und – heute würde man sagen – Gastrojournalistin Gretel Beer, geborene Weidenfeld, in diese Kategorie, allerdings war es ganz auf das britische Publikum ausgerichtet. Ihr Kochbuch *Austrian Cooking*,³⁶ im Londoner Verlag des ungarisch-österreichischen Emigranten André Deutsch erschienen, wurde zum Standardwerk, das viele Auflagen und Übersetzungen erreichte, es folgten bis in die 1990er-Jahre weitere Kochbücher zur österreichischen und ungari-

-
- 30 2017/18 wurden von Claudia Geringer und Jana Waldhör für das Projekt *Küche der Erinnerung* der Österreichischen Exilbibliothek 14 Männer und Frauen unterschiedlichen Alters und sozialen Hintergrunds über ihre Erinnerungen an das Essen in Exil und Emigration befragt. Die Interviews wurden für die gleichnamige Ausstellung im Literaturhaus Wien für eine Videoinstallation bearbeitet, http://www.literaturhaus.at/index.php?id=244&tx_ttnews%5Btt_news%5D=2784&cHash=e9ec91d1c7c3a3387a8f8143a341a1f3 (18.11.2018). Sie sind auch die Grundlage für Geringer, *Essen*. Dieser Abschnitt bezieht sich u.a. auf die Interviews mit und Leihgaben von Anthony Grenville, Thomas Lachs und Paul Weindling.
- 31 Vgl. Olga und Adolf Fr. Hess, *Wiener Küche*. Sammlung von Kochrezepten. 25. Aufl., Leipzig/Wien [ca.] 1935.
- 32 Vgl. Marie von Rokitansky, *Die Oesterreichische Küche*. Eine Sammlung selbsterprobter Kochrecepte für den einfachsten und den feinsten Haushalt nebst Anleitungen zur Erlernung der Kochkunst, Innsbruck 1912.
- 33 Vgl. zu den Biografien von Emerich und Erica Weindling, https://gedenkbuch.univie.ac.at/?id=index.php?id=435&no_cache=1&person_single_id=40727 (18.11.2018); <https://www.nature.com/articles/4810207> (18.11.2018).
- 34 Vgl. Gertrude A. Ulrich, *111 Viennese Dishes*. A Selection of Quick and Easy Recipes, London 1946. Ein zeitgenössischer Rezensent des Buches moniert ein Apfelstrudelrezept, in: *Zeitspiegel* 7/8 (1945), 7.
- 35 Vgl. *100 ausgewählte Rezepte der Wiener Küche nach Hess-Ziegenbein*. Umschlag mit einer Zeichnung von Arthur Reiss, Buenos Aires 1946.
- 36 Vgl. Gretel Beer, *Austrian Cooking*, London 1954.

schen Küche. Gretel Beer schrieb auch Reiseberichte und arbeitete regelmäßig für die Londoner Tageszeitung *The Daily Telegraph*.³⁷

Aus der Zeit nach 1945 finden sich im Haushalt der Weindlings sowohl das 1950 als neue Folge der *Bibliothek der „Illustrierten Kronen Zeitung“* wiederaufgelegte Kochbuch *Die gute Küche* mit der Umschlagillustration von Alexander Stefandel als auch *Cooking the Austrian Way* von Ann Knox.³⁸ Die Verfasserin, die in dieser Kochbuchserie von Spring Books aus den frühen 1960er-Jahren auch einen Band über jüdische Küche betreute, wirkte von der österreichischen Nationalküche begeistert, verband aber ihren Enthusiasmus mit einem Klischee. Im Vorwort dieses ansonsten seriösen, mit deutschen Untertiteln versehenen Buches entwarf die Autorin fast in *Sound-of-Music*-Manier ein Bild von Österreich als einem Land der Phäaken: „The Austrians cook in the same way as they dance and make music – light-heartedly, lavishly and enthusiastically. [...] there is a gaiety and imagination, a let’s-have-a-party-feeling that is quite irresistible.“³⁹

Die Trinität von Kochen, Singen und Tanzen ist auch das Motto eines Kochbuchs, das sich in der Bibliothek von Mimi Grossberg erhalten hat, *Simple Viennese Cookery*:

„Waltz to the kitchen
Matilda, and cook,
(As they cooked in Vienna)
From this little book!
[...]
So cook, my good Schatzie,
As you dance and you whirl,
There’s a kiss in the offing
For a good little girl!“⁴⁰

Das Buch erschien in der bibliophilen Peter Pauper Press, die neben Papeteriewaren und Geschenkbüchern auch literarische Titel im Programm hatte und für die emigrierte Grafiker wie Fritz Kredel oder Fritz Eichenberg tätig waren. Die Buchkünstlerin Edna Beilenson, Frau des Verlegers, hatte in den 1950er-Jahren eine Kochbuchserie gestartet, in

37 Vgl. den Nachruf auf Gretel Beer, in: *The Telegraph*, 1.9.2010, <https://www.telegraph.co.uk/news/obituaries/culture-obituaries/books-obituaries/7975941/Gretel-Ber.html> (18.11.2018).

38 Vgl. *Die gute Küche*. Das Kochbuch der „Illustrierten Kronenzeitung“, Wien 1950. Das Buch mit einer langen Verlagsgeschichte vor und nach 1945 baut auf eingesandten Rezepten von Leser*innen der *Kronen Zeitung* auf.

39 Ann Knox, Introduction, in: dies., *Cooking the Austrian Way*. London 1962 [EA 1960], 6–8, 6.

40 Vgl. Edna Beilenson, *Simple Viennese Cookery*. Mount Vernon, NY 1960; zur Verlagsgeschichte vgl. <https://www.peterpauper.com/company.php> (7.11.2018).

der *Simple Viennese Cookery* mit Illustrationen von Ruth McCrea herauskam. Auch hier bildet sich eine Unschärfe ab. Die transatlantische Herausgeberin verstand – für zeitgenössische amerikanische Leser*innen wohl nicht störend – unter österreichischer Küche eine kontinentale, deshalb können „Stuffed Cabbage“ und „Wiener Schnitzel“ ungestört neben „Sauerbraten“ und „Bavarian Rum Cake“ existieren. Ob Mimi Grossberg dieses Büchlein benützt hat, war nicht zu ermitteln.

Eine ganz andere Kochbiografie im Exil hat Minna Lachs. Die Wiener Germanistin und Pädagogin, die schon in Wien immer berufstätig gewesen war, kam 1942 mit Mann und Kind nach New York. Aufgrund ihrer Sprachkenntnisse fand sie bald Arbeit an einer privaten High School, übernahm dazu noch Korrektur- und Lektoratsarbeiten. Zu Mittag gegessen hat die Familie nicht gemeinsam: Ernst Lachs, der einen Job in der Verwaltung des Kaufhauses Saks hatte, verpflegte sich in der dortigen Cafeteria, Thomas Lachs aß im Kindergarten, Minna Lachs besuchte bei einem befreundeten Wiener Ehepaar einen Mittagstisch – *American way of life*.⁴¹ Zwischen zwei Welten lebend, so der Titel ihrer Erinnerungen, nahm Minna Lachs die Herausforderungen, die der Alltag des Gastlandes für sie bereithielt, pragmatisch an. Schnell und einfach zu kochen scheint eine Devise in ihrem Haushalt in den amerikanischen Jahren gewesen zu sein. Thomas Lachs überliefert, dass seine Mutter das 1930 aus der Testküche des Magazins *Better Homes & Gardens* entwickelte *New Cookbook* verwendete, einen Klassiker der amerikanischen Küche.⁴² Das Neue war die Ringbindung, sodass das Buch flach auf dem Tisch liegen konnte, *tabs*, die eine leichtere Orientierung ermöglichten und die Vorteile des Buches mit dem der Rezeptkarte verbanden, und Fotos mit Schritt-für-Schritt-Anleitungen. Das Kochbuch, das 1940 einen im ikonografischen Gedächtnis der USA verankerten Umschlag mit einem rot-weiß karierten Tischtuch bekam, bestimmte im Lauf der Zeit amerikanische Koch- und Küchendesign-Trends und bildete Kultur- und Zeitgeschichte ab. Es informierte die Amerikaner*innen während der Kriegsjahre über sparsame Kochtechniken und Vorratsküche und gab nach 1945 Anleitungen für den Umgang mit Instantlebensmitteln oder Tiefkühlkost und, schon 1955, für das Kochen mit Mikrowelle.

NACHGESCHICHTEN

Häufig entstehen lebensgeschichtliche Werke von Frauen mit Blick auf Kinder und Enkel*innen, legitimieren sich also primär durch den familiären Kontext und weniger

41 Vgl. Minna Lachs, *Zwischen zwei Welten. Erinnerungen 1941–1946*, Wien 1992, 34–40.

42 Vgl. zur Geschichte des Kochbuchs, <https://www.bhg.com/recipes/how-to/cooking-basics/better-homes-and-gardens-timeline/> (18.11.2018).

durch die Absicht, das eigene Erlebte einer Öffentlichkeit weiterzugeben.⁴³ Das trifft auch auf Kochbücher des Exils zu. Manche wurden (spät) publiziert, um an eine kulinarische Familientradition zu erinnern, deren Wurzeln in der alten Heimat liegen, wie das Kochbuch des Schriftstellers Max Knight, der 1979 die Rezepte seiner Wiener Mutter Margarethe Kühnel herausgab.⁴⁴ Dazu gehört auch Rosl Schatzbergers Kochbuch *Oma Goodness! Austrian Magic in an English Kitchen*.⁴⁵

„There are many cookery books. This one is different. It mirrors one aspect of a satisfying and fulfilled life which has embraced wartime, emigration, a mixture of cultures, family and two careers. ‚Oma, please can I have the recipe for ...?‘ That’s how it started.“⁴⁶

Rosl Schatzberger stammt aus Wien.⁴⁷ 1939 kam sie mit ihren Eltern nach Großbritannien, wo diese in Manchester als *domestic servants* Arbeit fanden. Rosl Schatzberger traf im Umkreis des *Austrian Centre* ihren späteren Ehemann, gründete eine Familie, bildete sich als Hauswirtschaftslehrerin aus und wurde später Sozialarbeiterin und Mediatorin. Lebenslang war sie eine passionierte Köchin. Das für die dritte Generation, die Enkel*innen, geschriebene Kochbuch enthält erprobte Rezepte aus der jüdischen Küche wie Gefilte Fisch, gehackte Leber und Hühnersuppe, aber auch Klassiker der österreichischen Küche wie Marillenknoedel, Nockerln, Palatschinken, Apfelstrudel und Sachertorte.

Oma Goodness, obwohl für den familiären Kontext geschrieben und im Eigenverlag erschienen, ist nicht auf sein nostalgisches Erscheinungsbild zu reduzieren.⁴⁸ Das Kochbuch weist über das Private hinaus und bekommt in dem Kontext, in dem es geschrieben wurde, politische und ethische Relevanz. Küche, Kochen und Speisen werden in vielen Zeugnissen des Exils als identitätsstiftende und stabilisierende Momente beschrieben. Sie symbolisieren die Zugehörigkeit zu einer Gruppe – familiär, sozial, geografisch, politisch und religiös. In ihnen hat das (individuelle) Heimweh und die (kollektive) Erinnerung an eine Vergangenheit vor der Vertreibung einen guten Ort. Auch Kochbüchern und Rezeptsammlungen des Exils kommt dieses Verdienst zu. Sie laden ein zum Diskurs über Trauma und Resilienz, Vergessen und Erinnern.

43 Vgl. Jeannine Blackwell, Gedoppelter Lebenslauf der Pietistinnen. Autobiographische Schriften der Wiedergeburt, in: Michaela Holdenried (Hg.), Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen, Berlin 1995, 49–60, 58.

44 Vgl. Max Knight, *The Original Blue Danube Cookbook. Fine Recipes of the Old Austrian Empire*, Berkeley 1979.

45 Vgl. Rosl Schatzberger, *Oma Goodness! Austrian Magic in an English Kitchen*, York 2008.

46 Ebd., Vorwort, X–XIII, X.

47 Vgl. Katharina Schmidt, Kaddisch für eine verlorene Jugend, in: *Wiener Zeitung*, 31.5.2008, Beilage, 1, 4.

48 Vgl. Martha Blend, A nostalgia cookbook, in: *AJR Journal*, Dezember (2008), 10 f.

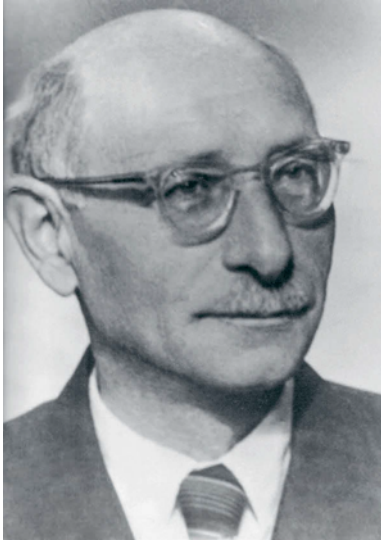
ZWISCHEN DONAULAND UND SCHANGHAI

AUS DEM LEBEN DES BERGSTEIGERS RUDOLF REIF (1891–1958)

Im Sommer 2018 traf im Archiv des *Österreichischen Alpenvereins* eine Schenkung ein: zwei Tourenbücher, zwei Skizzenblöcke mit Karikaturen und ein Typoskript von 131 Seiten mit dem Titel *Da lächeln die Berge*. Es handelte sich um den Nachlass des vor 60 Jahren verstorbenen Rudolf Reif, um persönliche Erinnerungsstücke eines ehemaligen Mitglieds des *Alpenvereins Donauland*. Als Reaktion auf den zunehmenden Antisemitismus im *Alpenverein* bildeten vorwiegend jüdische Mitglieder zunächst, 1921, in Wien eine *Sektion Donauland*. Von den Antisemiten massiv bekämpft, wurde sie schließlich im Dezember 1924 aus dem *Alpenverein* ausgeschlossen und bestand dann als selbstständiger Verein weiter. Es sind nur sehr wenige Zeugnisse dieses Vereins erhalten, beispielsweise das ‚Führerabzeichen‘ von Viktor Frankl oder einige wenige Mitgliedsausweise. *Donauland* fand jedoch Erwähnung in Interviews mit vertriebenen Österreicher*innen, u.a. in einem, das Albert Lichtblau mit Karl Deutsch, dem früheren Leiter der Jugendgruppe von *Donauland*, im Jahr 1991 geführt hat.¹

In Veröffentlichungen über den *Alpenverein Donauland* stand zunächst der Antisemitismus im *Deutschen und Österreichischen Alpenverein* und in anderen alpinen Vereinen im Mittelpunkt.² Ergiebige ‚Bruchstücke‘ zu einer inneren Geschichte von *Donauland* als Sektion des *Alpenvereins* von 1921 bis 1924 sowie als selbstständiger Verein in

- 1 Vgl. Albert Lichtblau, Ambivalenzen der Faszination: Sommerfrische & Berge, in: Hanno Loewy/Gerhard Milchram (Hg.), „Hast du meine Alpen gesehen?“ Eine jüdische Beziehungsgeschichte. Katalog zur Ausstellung des Jüdischen Museums Hohenems und des Jüdischen Museums Wien, Hohenems 2009, 116–130, 123. Die genannte Schenkung befindet sich im Archiv des Österreichischen Alpenvereins unter der Signatur KB 4.27.
- 2 Vgl. Martin AchRAINER/Nicholas Mailänder, Der Verein, in: Deutscher Alpenverein, Oesterreichischer Alpenverein, Alpenverein Südtirol (Hg.), „Berg Heil!“ Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945, Köln/Weimar/Wien 2011, 193–318; Martin AchRAINER, „So, jetzt sind wir ganz unter uns!“ Antisemitismus im Alpenverein, in: Loewy/Milchram, Alpen, 288–317; Nicholas Mailänder, Im Zeichen des Edelweiss. Die Geschichte Münchens als Bergsteigerstadt, Zürich 2006; Rainer Amstädter, Der Alpinismus. Kultur – Organisation – Politik, Wien 1996.



Rudolf Reif 1957.

den Jahren 1925 bis 1938 und 1945 bis 1976 publizierte Walter Kissling.³ Die Lebensgeschichte von Rudolf Reif stellt ein weiteres Puzzlestück dar.

Ganz vergessen ist Rudolf Reif freilich nicht. Als Erstbegeher zahlreicher Routen wird er noch heute in vielen alpinen Kletterführern genannt. Karl Lukan etwa legte ein kleines biografisches Porträt Reifs aus der Nachkriegszeit vor.⁴ Drei Beiträge aus der Feder Rudolf Reifs über Gesäuseltouren wurden vor einigen Jahren erst- bzw. wiederveröffentlicht.⁵

Geboren wurde Rudolf Reif am 1. Oktober 1891 in Müräu (Mírov) in Mähren, einem kleinen Markt im Hohenstädter Bergland, wo er auch die ersten Lebensjahre mit seinen Eltern und Geschwistern verbrachte. Um 1900 zählte der Ort 130 Häuser und 1.740 Bewohner*innen, einschließlich der Insassen des großen Zuchthauses,

das auf einem Hügel über der Ortschaft thronte. Jakob Reif, sein Vater, besaß in Müräu eine Gastwirtschaft, die er um die Jahrhundertwende aufgab. Die Familie, deren Geschichte weitgehend unbekannt ist, kann ab 1905 in Wien nachgewiesen werden.⁶

1912 war Rudolf Reif als Kontorist in Wien tätig, seine Eltern wohnten damals in Graz.

- 3 Vgl. Walter Kissling, „Ob Jude oder Christ, ob Hoch oder Nieder – wir wollen nur nach dem Menschen sehen.“ Bruchstücke für eine Geschichte des Wiener Alpenvereins „Donauland“ 1921–1938 und 1945–1976, in: Heinrich Berger u.a. (Hg.), Politische Gewalt und Machtausübung im 20. Jahrhundert. Zeitgeschichte, Zeitgeschehen und Kontroversen. Festschrift für Gerhard Botz, Wien/Köln/Weimar 2011, 287–316.
- 4 Vgl. Karl Lukan, Ein Stück vom Himmel. Als das Bergsteigen noch wild und gefährlich war. Klettergeschichten, Innsbruck 2013, 180–184; ders., Anekdoten, in: Peter Sova (Hg.), Alpinismus in Wien, Wien 1999, 353–367, 360 f.
- 5 Vgl. Josef Hasitschka/Ernst Kren/Adolf Mokrejs, Erlesenes Gesäuse. Eine alpinliterarische Zeitreise, Alland 2012, 52–58, 173–177, 202 f; vgl. auch: Amstädter, Alpinismus, 283; ders., Geachtet – verstoßen – vergessen. Geschichte und Schicksal des jüdischen Alpenvereins Donauland in Österreich, in: Evelyn Adunka/Gerald Lamprecht/Georg Traska (Hg.), Jüdisches Vereinswesen in Österreich im 19. und 20. Jahrhundert, Innsbruck/Wien/Bozen 2011, 195–224, 212.
- 6 Die Matriken der *Israelitischen Kultusgemeinde Loschitz* (Loštice) fehlen zwar, doch sind die Registerbände erhalten geblieben. Darin sind acht Kinder eingetragen, als deren Eltern Jakob und Emma Reif in Frage kommen, <http://www.badatelna.eu/fond/1073/inventar/> (2.12.2018). Nachweise für Wien bisher aus den Adressbüchern, <https://www.digital.wienbibliothek.at/nav/classification/2609> (2.12.2018).

Am 16. März 1922 trat Reif aus der jüdischen Religionsgemeinschaft aus, um am 21. April Hedwig Eitelberger, eine katholische Wienerin, zu heiraten. Rudolf Reif blieb konfessionslos. Das Paar lebte in der Beatrixgasse 6 im III. Bezirk.⁷

DA LÄCHELN DIE BERGE – ERSTE KLETTEREIEN

Das Typoskript *Da lächeln die Berge*, das in den letzten Lebensjahren entstanden sein dürfte, enthält eine Reihe von Anekdoten aus Reifs Bergerlebnissen, die er in kabarettistischer Manier ausbaute und mit Karikaturen versah. Von diesem Werk sind mehrere Exemplare nachweisbar, eines davon in der Nationalbibliothek, zwei in Privatbesitz und eines nun im Alpenvereinsarchiv. Den ersten Geschichten dieser Anekdotensammlung verdanken wir einige Hinweise auf Reifs Jugend. Zunächst wird aber nicht vom alpinen Werdegang des 14-Jährigen berichtet, sondern vom Widerstand seines Vaters gegen das Bergsteigen. Dieser meinte, ein Tourist, der gefährliche Touren unternehme, sei „im Kopfe nicht normal“. Als der Vater im Rucksack des Bubens ein Seil entdeckte, wollte er dieses verbrennen. Reif aber konnte belegen, dass er es von einem alpinen Verein geliehen hatte. Das Geldgeschenk einer Tante zum 15. Geburtstag investierte Rudolf in das erste eigene 30-Meter-Seil, zwei „Ortler-Hüte“ und zwei Paar Kletterschuhe für sich und seinen ebenso bergbegeisterten Freund. Eine Abseil-Vorführung für ungläubige Kameraden am Donaukanal brachte die beiden Jugendlichen, vermeintlich beim versuchten Einbruchsdiebstahl ertappt, auf die Polizeistation – für Reifs Vater eine Bestätigung dafür, dass die Kletterei „ins Kriminal“ führe.⁸

Die beiden Schulkameraden mussten sich zunächst wegen des knappen Taschengeldes auf die Kletterschulen der Umgebung Wiens beschränken. Eine Erzählung schildert eine Begegnung der zwei 15-jährigen ‚Maulhelden‘ mit Heinrich Krempel, dem Gründungsmitglied und Obmann des *Wiener Rettungsausschusses* auf der Rax.⁹ Im August 1912 wird Rudolf Reif als vermisst gemeldet: Als Kontorist in Wien tätig, verbrachte der „leidenschaftliche Tourist“ seinen Urlaub auf der Rax. Freunde erhielten Postkarten „mit der Nachricht, dass er den Neustädter Steig und den Zimmersteig gut zurückgelegt“ und die Absicht habe, in die Lechnermauern zu gehen. Als seine Eltern länger nichts von ihm gehört hatten und sich von Graz aus bei seinen Wiener Freunden nach ihm erkundigten,

7 Jakob Reif starb im Jahr 1930, Emma Reif 1937 vgl. Stadt- und Landesarchiv Wien, Meldeunterlagen Rudolf Reif; ebd., Opferfürsorge-Akten Hedwig Reif; Adressbücher Wien; Datenbanken auf <https://www.genteam.at/> (2.12.2018) und Verstorbenensuche der Wiener Friedhöfe unter https://www.friedhoefewien.at/grabsuche_de (2.12.2018).

8 Rudolf Reif, *Da lächeln die Berge*. Unveröffentlichtes Typoskript, 1–4.

9 Ebd., 5–10.

wandten sich diese an den alpinen *Rettungsausschuß* in Reichenau, um die Lechnermauern abzusuchen.¹⁰ Es stellte sich aber heraus, dass Rudolf Reif sich schon seit einer Woche in der Speckbacher-Hütte aufhielt „und von dort Partien unternahm“. „Da er nun erfahren“, schließt der im Grazer *Arbeiterwille* darüber erschienene Bericht, „daß eine Rettungsexpedition nach ihm sucht, dürfte Reif jedenfalls erst seine Angehörigen beruhigen, bevor er weitere Touren unternimmt“.¹¹

ÜBER DAS MITTELMASS HINAUS – ALPINISTENGILDE DER NATURFREUNDE UND ALPENVEREIN DONAULAND

1915 trat Reif den *Naturfreunden* bei.¹² Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern der *Alpinistengilde* und fungierte neben Julius Bauersax als zweiter Vorsitzender. Die Gilde wollte jene *Naturfreunde*-Mitglieder versammeln, „die Lust haben und Eignung besitzen, über das Mittelmaß hinausragende Fels- und Eisfahrten auszuführen“.¹³ Durch gegenseitige Unterstützung sollten einerseits schwierige Berg- und Gletscherfahrten erleichtert werden, andererseits sollte die Gilde „dem das Ansehen des Vereines schädigenden Treiben ungeübter Renommierhelden und Prahlhänsen entgegenwirken“.¹⁴ Doch zunächst folgten nur wenige Genossen dem Aufruf. 1921 zählte die Gilde 23 Mitglieder, im Jahr darauf 33.¹⁵ Die Fahrtenberichte erwähnten die schwersten Steige auf Rax und Schneeberg, Nordanstiege im Gesäuse und den Anstieg über die direkte Reichenstein-Nordwand. Weitere Fahrten führten in den Nachkriegsjahren zum Dachstein, in die Hohen Tauern und in den Wilden Kaiser.

1925 beklagte Julius Bauersax in einem ausführlichen Beitrag im Nachrichtenblatt der Wiener Ortsgruppe der *Naturfreunde*, „daß eine große Anzahl von Naturfreunden ihre bergsteigerische Betätigung in andere Vereine“ verlege.¹⁶ Es sei früher nicht verwunderlich gewesen, so Bauersax, wenn sich „Bergsteiger strengster Richtung“ auch an andere Vereine angeschlossen hätten, weil sie bei den *Naturfreunden* wenig Berücksichtigung gefunden hätten. Seit dem Weltkrieg seien die Verhältnisse aber anders, die Spannungen zwischen den verschiedenen Touristenvereinen erforderten ein Bekenntnis zu den *Natur-*

10 Grazer Tagblatt, 9.8.1912.

11 Arbeiterwille, 10.8.1912.

12 Vgl. Der Wiener Bote. Mitteilungen der Ortsgruppe Wien im TVDN, Beilage zu Naturfreund 7/8 (1958), 8.

13 Mitteilungen der Ortsgruppe Wien, Beilage zu Naturfreund 9/10 (1919), IV.

14 Mitteilungen der Ortsgruppe Wien, Beilage zu Naturfreund, 9/10 (1919), IV.

15 Vgl. Mitteilungen der Ortsgruppe Wien, Beilage zu Naturfreund, 3/4 (1921), II.

16 Der Gau-Bote Nr. 17, Beilage zu Heft 5/6 (1925) des Naturfreund, VI.



Rudolf und Hedy
Reif mit Hans
Eitelberger in der
Windberghütte.

freunden. „Mit voller Gleichberechtigung neben allen anderen bestehenden hochalpinen Vereinigungen kann unsere *Alpinistengilde* hingestellt werden“, so Bauersax weiter. Die Gilde hatte zu diesem Zeitpunkt 80 Mitglieder.¹⁷

Die *Alpinistengilde* schien bei den *Naturfreunden* aufgrund ihres – allerdings nur das bergsteigerische Können betreffenden – elitären Charakters „nicht unumstritten“ gewesen zu sein.¹⁸ Berichte über sie wurden nie im eigentlichen *Naturfreund*, sondern nur in der Beilage der Ortsgruppe Wien abgedruckt. Ob das allerdings dafür ausschlaggebend war, sich anderen Vereinen zuzuwenden, sei dahingestellt. Jedenfalls zählte offenbar auch Rudolf Reif zu jenen, die den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit von der *Alpinistengilde* verlegten,¹⁹ nämlich zur 1921 gegründeten *Alpenvereinssektion Donauland*. Zu deren Gründern zählte Ing. Rudolf Saxl, einer der häufigsten Tourenpartner von Rudolf Reif und ebenfalls Mitglied der *Alpinistengilde*. Bei der *Gilde* nachweisbar sind auch die prominenten *Donauland*-Mitglieder Otto Margulies und Friedrich Senders. Neben Rudolf Reif waren wohl auch seine Frau Hedwig und deren Bruder Hans Eitelberger *Donauland*-Mitglieder; Letzterer führte einige Jahre auch für den Verein.

Im April 1922 wurde Rudolf Reif erstmals als Tourenführer der *Alpenvereinssektion Donauland* erwähnt.²⁰ Im gleichen Jahr wurde er in den Vorstand der Skivereinerung von

17 Ebd.

18 Manfred Pils, „Berg frei!“ 100 Jahre Naturfreunde, Wien 1994, 130.

19 Freundliche Mitteilung von Gunnar Mertz (Wien), der Einblicke in einige Jahresberichte der *Alpinistengilde* aus Privatbesitz hat.

20 Vgl. Nachrichten der Sektion Donauland des DuOeAV 9 (1922).

Donauland berufen,²¹ 1923 auch in den Sektionsausschuss und nach Senders' Bergtod, im Mai 1923, zum ersten Tourenwart gewählt.²² Nicht weniger als 124 Sektionstouren mit 789 Teilnehmerinnen und Teilnehmern waren 1923 zu verzeichnen. Im selben Jahr begann die Sektion Kletterkurse anzubieten, die an bis zu zehn aufeinander folgenden Sonn- und Feiertagen abgehalten wurden.²³

Nach dem Ausschluss aus dem *Alpenverein* änderte sich am reichhaltigen Programm des nun selbstständigen *Alpenvereins Donauland* wenig. Eine *Hochtouristische Vereinigung* wurde gegründet und vom Vereinsvorsitzenden Karl Hanns Richter selbst geleitet. Die Tourenführer bildeten im Jahr 1927 eine selbstständige Untergruppe mit dem Namen *Führervereinigung* unter Reifs Leitung.²⁴ Im Juli 1932 legte Rudolf Reif seine Stelle als 1. Tourenwart und sein Ausschussmandat als unvereinbar mit seiner neuen Anstellung zurück. Er war nämlich inzwischen hauptamtlicher Mitarbeiter von *Donauland*. Schon im Jahr zuvor „provisorisch mit der Führung der Fahrtenkasse und den Agenden des Hilfssekretärs betraut“, hatte er diese Stellung nun definitiv inne. Reif blieb aber in der Führer- und Skivereinigung tätig.²⁵ Ein Mitgliedertreffen der *Führervereinigung* auf der Hohen Wand im Oktober 1933 endete im Naturfreundehaus, in dem Reif „Geschichten aus dem Wienerwald und anderen Bergen“ zum Besten geben sollte.²⁶ Der Jahresbericht vermerkt für 1934 nicht weniger als 30 Tourenführungen und 32 Tage Skikurse bei Reif und 24 Tourenführungen bei seinem Schwager Hans Eitelberger.²⁷

In den folgenden Jahren verlor *Donauland* nahezu 1.200 Mitglieder, wohl aufgrund der Wirtschaftskrise und vielleicht auch aus politischen Gründen. Das sinkende Budget bekam auch Rudolf Reif zu spüren – er schied im Juni 1937 aus der *Donauland*-Kanzlei aus und war anschließend arbeitslos.²⁸

21 Vgl. ebd., 16 (1922).

22 Vgl. ebd., 21 (1923), 48; 23 (1923), 74.

23 Vgl. ebd., 31 (1924), 27.

24 Vgl. Nachrichten des Alpenvereins Donauland 44 (1925), 51; 71 (1927), 75.

25 Ebd., 136 (1932), 130.

26 Ebd., 145 (1933), 108.

27 Vgl. Berg und Ski 158 (1934), 228.

28 Vgl. ebd., 187 (1937), 169. Die Arbeitslosigkeit ist vermerkt in Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA), VA 27.276, Vermögensanmeldung Hedwig Reif.

IM REICHE DES EWIGEN REGENS – GESCHICHTENREICHTUM UND BEGNADETER HUMOR

Im Februar 1931 hielt Rudolf Reif einen öffentlichen Vortrag mit dem Titel *Heiteres aus meinem Bergsteigerleben* im Donauland-Vereinsheim, der Eintritt von 50 Groschen floss der Führervereinigung zum Ankauf „notwendiger Tourenbehelfe“ zu. „Wer jemals Proben von Reifs unerschöpflichem Geschichtenreichtum vernommen hat, wird nicht zögern, der Einladung Folge zu leisten. Aber auch wer Reif nicht kennt, möge sich die Gelegenheit, einen heiteren Abend in ernster Zeit zu verbringen, nicht entgehen lassen“, so die Ankündigung.²⁹ Karl Lukan erinnerte sich daran, dass Rudolf Reif, wann immer er in eine Schutzhütte kam, „bald von jungen Leuten umgeben war, die ihm zuhörten, wenn er seine lustigen Bergsteigergeschichten erzählte“.³⁰ Auch Hasitschka, Kren und Mokrejs beschreiben ihn so: „Rudolf Reif war nach Aussagen von Zeitzeugen mehr ‚Sprechsteller‘ als Schriftsteller, war ein begnadeter Erzähler, der mit seinen ‚G’schichtln‘ die Zuhörer in seinen Bann zog.“³¹ Dementsprechend begann Reif in einem Schreiben an Karl Lukan im Jahr 1954 eine längere Geschichte mit „Hören Sie“.³² Aber auch schriftlich ist sein Talent nicht zu verkennen. Die Beschreibung der Erstbegehung der Haindlkarturm-Nordwand, die Reif 1920 gemeinsam mit seiner Frau Hedwig gelang, ist die früheste Veröffentlichung, die ich bisher finden konnte. Der Text beginnt mit dem Hinweis, dass er nie am Erklettern des Turms „über irgendeine seiner Wände“ interessiert gewesen sei. Vielmehr sei die Erstbegehung Resultat eines Irrtums gewesen, wie er prägnant ausgedrückt: „Wir hatten uns ‚verhaut‘!“³³ Eine weitere Geschichte erschien unter dem Über-
 titel *Im Reiche des ewigen Regens*, eine Redewendung, die der bekannte Bergsteiger und Donauland-Mitbegründer Guido Mayer für das Gesäuse eingeführt hatte.³⁴ Die Tourenbücher Reifs bestätigen übrigens den häufigen Regen, der zu kabarettreifen Situationen führte. Einige davon veröffentlichte Reif, in den *Donauland-Nachrichten* und, nach seiner Rückkehr aus Schanghai, in der Zeitschrift *Fels und Firn* der wiedererstandenen *Alpinistengilde der Naturfreunde*. Auf die dort erzählten Erlebnisse und Geschichten bezieht sich wiederum ein Teil seiner Karikaturen, die sich in der Schenkung an das Alpenvereinsarchiv befinden.

29 Nachrichten des Alpenvereins Donauland 115 (1931), 12.

30 Lukan, Stück, 180.

31 Hasitschka/Kren/Mokrejs, Gesäuse, 58.

32 Rudolf Reif an Karl Lukan, 23.9.1954, Privatbesitz Fritz Lukan (Wien).

33 Rudolf Reif, Die erste Begehung der Haindlkarturm-Nordwand, in: Nachrichten der Sektion Donauland 36 (1924), 116–119, 116.

34 Vgl. Rudolf Reif, Im Reiche des ewigen Regens. Das Nordostmassiv der Planspitze, in: Nachrichten des Alpenvereins Donauland 64 (1926), 140–142.

Die Anekdoten- und Karikaturesammlung *Da lächeln die Berge* stellte Reif wohl erst in seinen letzten Lebensjahren zusammen, sie scheint sein humoristisches Vermächtnis zu sein. Reif tritt darin als „Franzl“ auf, ein Großteil der Geschichten spielt in einer Art Doppelconférence mit seinem häufigen Kletterpartner und Seilgefährten „Ing. Hammel“ und erinnert an Vorbilder wie Karl Farkas mit Fritz Grünbaum und später Ernst Waldbrunn als Partner.

ANSPRUCHSVOLLE BERGTOUREN IN DEN OSTALPEN

Die beiden überlieferten Tourenbücher Rudolf Reifs beginnen im Mai 1924, als Reif bereits verheiratet war und die *Sektion Donauland* schon nahezu drei Jahre bestand. Eine Auswertung in alpinistischer Hinsicht kann der Verfasser dieses Beitrages nicht leisten, sie würde in diesem Rahmen auch zu weit führen. Ein erster Ein- und Überblick vermittelt allerdings einen Eindruck von Rudolf und Hedwig Reifs aktivem Bergsteigerleben. Die Bücher sind anfangs sehr detailliert geführt, in den 1930er-Jahren zeitweise stark zusammenfassend. Eingeklebte Fotografien und Ausschnitte seiner veröffentlichten Fahrtenberichte sind darin ebenso zu finden wie eine Reihe von gezeichneten Anstiegsrouten.

Die Tourenbücher verzeichnen zahllose Touren vor allem im Gebiet der Rax und des Schneebergs, des Wienerwalds und im Gesäuse. Ein großer Teil davon wurde als Vereinstour ausgeschrieben. Neben seiner Frau Hedwig und seinem Schwager Hans Eitelberger nannte Reif vor allem andere *Donauland*-Führer als Partner*innen, gelegentlich auch Mitglieder der *Alpinistengilde*, ein Großteil der Personen ist aber nicht eindeutig identifizierbar. Reif liebte anspruchsvolle Klettereien, und soweit sich das aus den Tourenbüchern entnehmen lässt, war ihm kaum etwas stärker zuwider als schlechte Geher*innen und Bergsteiger*innen, die das Seil nicht zu benutzen verstanden. Soweit Standquartiere oder einzelne Übernachtungen genannt werden, waren dies oft die von *Donauland* gepachteten Almhütten, besonders häufig die Brettstein-Hütte am Radstädter Tauern, sonst gerne Naturfreundehäuser, häufig die Hess-Hütte, die erst 1930 in den Besitz der *Alpenvereinssektion Austria* überging. Vereinzelt scheute Reif aber auch Alpenvereinshütten nicht. So wurden das Otto-Haus der *Sektion Reichenau* (übrigens die einzige österreichische Sektion, die nach 1924 noch zahlreiche jüdische Mitglieder hatte) und mehrere Austria-Hütten am Dachstein genannt. Bei seinen Reisen ins Hochgebirge standen Reif praktisch nur Alpenvereinshütten zur Verfügung. An längeren Urlaubsreisen finden wir in den Sommern 1924 bis 1926 je eine Fahrt in die Dolomiten und in italienische Gebirgsgruppen. Im Winter und Frühjahr 1926 war Rudolf Reif in den Beskiden und mehrfach in der Hohen Tatra, wohin er auch im Jahr 1928 reiste. 1927 verbrachte er



Rudolf Reif kletternd und rauchend.

Urlaubstage in den Öztaler Alpen. Offenbar von seinen Begleiter*innen genervt, von denen er sich laut seinem Tourenbuch getrennt hatte, „weil sie keinen Pfifferling wert waren“, versuchte er die *Donauland*-Vorstandskollegen Karl Hanns Richter und Dr. Josef Braunstein zu treffen, um etwas „Anständiges“ zu erleben, erreichte sie aber nicht.³⁵ Erwähnenswert ist auch eine Durchquerung der Niederen Tauern im Juni 1929. Ins Glocknergebiet, auf die vereinseigene Glorer-Hütte, und in die Schobergruppe zog es Reif mehrfach.

Nach einer Verletzung seiner Frau Hedwig im Jahr 1927 und aufgrund einer eigenen langwierigen Erkrankung im Jahr 1930 traten öfter Spaziergänge an die Stelle von Klettertouren. Ausführlich berichtete Reif Ende Juni 1925 vom Rettungseinsatz nach dem Absturz von Otto Margulies und drei weiteren Bergsteigern von der Hochtor-Nordwand (Jahn-Zimmer-Route). Es gab dabei einen skandalösen Auftritt eines Mitgliedes der

35 3. Tourenbuch Rudolf Reif, Eintrag Pfingsten 1927. OeAV KB 4.27.

Alpenvereinssektion Reichensteiner, das die Beteiligung von *Donauland*-Mitgliedern an der Bergung verhindern wollte. In den folgenden Jahren 1932 bis 1938 führte Reif sein Tourenbuch zeitweise etwas nachlässiger. Den vorläufigen Schluss bildete ein Skikurs im Bundschuhgebiet:

„2. bis 12. März 1938! leitete ich einen Skikurs im Bundschuhgebiet. Teilnehmer Frau Haber, Schneider aus Krumau, Sissy u. noch 2 Jünglinge. Am 10. III. traf ich auf der Abfahrt einen Jäger, der mich mit ‚Heil Hitler!‘ begrüßte. Meine Antwort war: ‚Kusch! Idiot!‘ Im Standquartier angelangt, erfuhr ich, daß die Deutschen in Wien einmarschieren. Konsternierung unsererseits. Meine Teilnehmer fuhren sofort nach Wien. Ich blieb noch 2 Tage. Als ich im Tal anlangte: überall Hakenkreuzfahnen, der kleinste Knabe u. der älteste Mann trugen Hakenkreuzabzeichen. Im Eisenbahnzug bereits verhaftete Nazigegner – – Aus – ! Am 2. Dezember 1938 fuhr ich nach Shanghai, China.“³⁶

HIRNKLETTERN IN SCHANGHAI

Schanghai war Ende 1938 eine der wichtigsten Destinationen jener Jüdinnen und Juden, die während des Novemberpogroms verhaftet und ins Konzentrationslager Dachau eingeliefert worden waren. Von dort konnte man unter Nachweis einer raschen Ausreisemöglichkeit freikommen – für Schanghai war kein Visum nötig. Was Rudolf Reif zwischen dem ‚Anschluss‘ und seiner Flucht nach Schanghai widerfuhr, wissen wir nicht. In Dachau ist kein Hinweis auf ihn vorhanden. Zweifellos erlebte er die Liquidierung des *Alpenvereins Donauland* mit, und Hedwig Reif berichtete:

„Als Gattin eines Juden hatte ich im Geschäft von Seiten der Angestellten immer große Demütigungen zu erleiden außerdem sollte ich mich scheiden lassen, und dann wurde das Geschäft S. Beer am 31/XII.38 vom Komisar [sic] plötzlich gesperrt. Dann ging ich mit meinem Mann in die Emigration.“³⁷

Rudolf Reif kam im Jänner 1939 in Schanghai an, Hedwig im August 1939.

Ende Dezember 1938, die Zahl der Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich betrug damals rund 1.500, gingen die Hilfskomitees in Schanghai daran, die Wohnungs- und Versorgungslage mit großen Flüchtlingsheimen in den Griff zu bekommen. Das erste dieser Heime, das Ward-Road-Heim, konnte Mitte Jänner 1939 eröffnet werden. Es han-

36 4. Tourenbuch Rudolf Reif, Eintrag 1938/39. KB 4.27.

37 ÖStA, S I/A-Zl. 3767, Hilfsfonds für politisch Verfolgte, Antrag Hedwig Reif, 6.8.1962.

delte sich dabei um ein ehemaliges Schulgebäude mit schweren Kriegsschäden. Die einzelnen Schulzimmer boten jeweils 20 bis 36 Personen notdürftigsten Platz in Stockbetten und waren insgesamt für rund 1.000 Flüchtlinge vorgesehen. Monatlich trafen durchschnittlich 1.600 bis 1.700 neue Flüchtlinge ein. Nun wurden in rascher Folge neue Heime eingerichtet, gestaltet nach dem Muster des ersten Heims. Die Verpflegung erfolgte von einer ständig erweiterten zentralen Küche in der Ward Road aus, die bis zu 6.000 Personen (auch außerhalb der Heime) verpflegte. Für die Organisation, die zentrale Heimleitung, war der Wiener Julius Weinberger verantwortlich. Er gestaltete die schwierige Aufgabe so, dass nach Möglichkeit „jede nur irgend denkbare Arbeit“ von Exilant*innen zu verrichten war, um ihnen Beschäftigung und zumindest geringe Verdienstmöglichkeiten zu verschaffen.³⁸ Rudolf Reif etwa wurde zum Heimleiter des Kinchow-Road-Heimes bestellt. Dieses Heim eröffnete im Mai 1939; kurz darauf wurde eine Schule für bis zu 700 Flüchtlingskinder eingerichtet. Eine Stelle in den Memoiren von Wilhelm Deman gibt einen Einblick in das Tätigkeitsfeld Rudolf Reifs. Deman und seine Frau Grete hatten in Wien ein Übersetzungsbüro betrieben und sprachen auf der Suche nach einer Arbeitsstelle beim ‚Zentral-Heimleiter‘ Julius Weinberger vor, um Englischkurse anzubieten:

„Nach Durchsicht der Nachweise über unsere Lehrbefähigung machte er [Weinberger] einige Telephonanrufe. Schliesslich verwies er uns an den Verwalter des Kinchowroad-Heimes, Herrn Reif, der sich mit der Leiterin der neuen Schule im gleichen Gebäudekomplex, Frau Lucie Hartwich, in Verbindung setzte.

Als wir bei Herrn Reif im Kinchow-Heim vorsprachen, zeigte er grosses Interesse für den englischen Unterricht für Heimbewohner. Schliesslich übertrug er mir offiziell die Organisation der Englisch Kurse und die Bildung einer ‚Kulturabteilung‘.

Im Verlauf der Unterhaltung erklärte uns Herr Reif ganz aufrichtig, dass er leider über keine Beträge für Gehälter und Kulturvorhaben verfüge, dass er aber mit Herrn Weinberger sprechen würde, um für uns ein kleines Fixum zu sichern. Wir waren mit Allem einverstanden um nur wieder in's Geleise zu kommen.“³⁹

-
- 38 Unsere Heime. Der Rechenschaftsbericht der Zentralheimleitung, in: Ein Jahr Aufbau, Sonderausgabe des Shanghai Jewish Chronicle, März 1940, 9–11; zugänglich in der Sammlung *Exilpresse Digital* der Deutschen Nationalbibliothek www.dnb.de (2.12.2018); zu Schanghai vgl. David Kranzler, *Japanese, Nazis & Jews. The Jewish Refugee Community of Shanghai, 1938–1945*, New York 1976; Georg Armbrüster/Michael Kohlstruck/Sonja Mühlberger (Hg.), *Exil Shanghai 1938–1947. Jüdisches Leben in der Emigration*, Teetz 2000.
- 39 Wilhelm Deman, *Ein verlorenes Jahrzehnt. Shanghai 1939–1949. Tagebuchblätter eines Heimatvertriebenen*, 87, Leo Baeck Institute (New York) ME 111, MM 16; online zugänglich unter www.lbi.org (2.12.2018).

Das Ehepaar Deman wurde schließlich mit dem Aufbau und der Leitung des *Shanghai Jewish Youth Association Junior Club* betraut, bei dessen feierlicher Eröffnung auch „Mr. and Mrs. Reif namens der Leitung des Kinchow-Road-Heims“ anwesend waren.⁴⁰ Die beiden wurden zudem im Rahmen einer Muttertagsfeier im Mai 1940, bei der Schulkinder ihre Fortschritte in der englischen Sprache präsentierten, als Ehrengäste erwähnt.⁴¹

Bei der Recherche zu den Heimen in Schanghai entdeckte ich das Ehepaar Reif auf einer Fotografie, die bei der Geburtstagsfeier für Hannelore Mansbacher, einer jungen Berlinerin, ungefähr Mitte 1940 aufgenommen worden war. Deren Eltern Julius und Käthe fanden in der Kinchow-Schule Beschäftigung als *janitors*, also wohl als Schulwarte.⁴² Diese Zeugnisse stammen noch aus einer Zeit, in der Schanghai als ‚Wartesaal‘ für die weitere Emigration, in die USA, vielleicht auch Australien, betrachtet wurde. Die Bedingungen in Schanghai sollten sich aber radikal verschlechtern. Die Aussichten auf eine baldige Weiterreise sanken und kamen mit dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor, dem Beginn des Kriegs im Pazifik, zum Stillstand. Der *Joint*, das *American Jewish Joint Distribution Committee*, die größte weltweit tätige jüdische Hilfsorganisation, stellte im Mai 1942 zunächst seine Zahlungen nach Schanghai ein. Die Essensausgabe in den Heimen musste drastisch reduziert werden. Nur mit der guten ärztlichen Versorgung, die aus der hohen Zahl an Ärzt*innen unter den Emigrant*innen resultierte, lässt sich erklären, dass es nicht zum Ausbruch von Seuchen und Epidemien kam.⁴³ Im Februar 1943 schließlich mussten alle staatenlosen Flüchtlinge, die Schanghai nach 1937 erreicht hatten – also die gesamte vor dem NS-Regime geflüchtete jüdische Bevölkerung – in den Stadtteil Hongkew übersiedeln und durften das dort eingerichtete Ghetto nur noch mit einer Sondererlaubnis verlassen. Bereits im März 1941 musste das Kinchow-Heim geschlossen werden, nachdem die Stadtverwaltung das Gebäude zurückgefordert hatte. Ob Rudolf Reif darauf in anderen Heimen eine Funktion ausübte, ist nicht bekannt. Hedwig Reif gab im Jahr 1962 zu Protokoll:

„Ich erkläre, daß ich bis 1943 keinerlei Einkommen hatte und nur von der Unterstützung des Joint und vom Abverkauf kleiner Wertgegenstände lebte. Mein Mann war Heimleiter und konnte ebenfalls etwas zum Haushalt beitragen. Im Jahre 1943 gelang es mir einen kleinen Laden zu eröffnen, der aber fast nichts einbrachte. Als Zeugen für meine Angaben mache ich namhaft die Herren Rosenberg und Fenster.“⁴⁴

40 Ein Geschenk an die Jugend, in: 8 Uhr Abendblatt der Shanghai Woche, 8.1.1940. Dieser und die im Folgenden zitierten Berichte sind bei Deman zwischen den Seiten 110 und 111 eingefügt.

41 Vgl. Die S.J.Y.A. School feiert den Muttertag, Shanghai, in: Jewish Chronicle, 20.5.1940.

42 Vgl. United States Holocaust Memorial Museum (Washington) Collections, Signatur 2006.253.

43 Vgl. David Kranzler, „The Miracle of Shanghai“. An Overview, in Armbrüster/Kohlstruck/Mühlberger, Exil, 35–45.

44 Aktenvermerk, 5.10.1962, Wiener Stadt- und Landesarchiv, Opferfürsorgeakt Hedwig Reif MA 208 A 36.

Die genannten Zeugen erklärten, das Ehepaar Reif sei jahrelang von sozialen Einrichtungen unterstützt worden: „Erst 1943 gelang es ihnen, durch Verkauf von Innereien einen kleinen Erwerb zu erreichen. Sie wohnten seit ihrer Einreise in jenem Stadtteil, der später zum Ghetto erklärt wurde.“⁴⁵

Wenn Rudolf Reif von Heimweh und der Sehnsucht nach den Bergen geplagt wurde, suchte er sich einen ruhigen Platz – in Schanghai keine leichte Herausforderung – „und erkletterte im Geist irgendeinen seiner Lieblingsanstiege an den Wiener Hausbergen“.⁴⁶ In diesem Zusammenhang wirkt die Formulierung Karl Lukans, „Besonders oft macht er den Wiener Neustädter Steig an der Rax“, über das „Hirnklettern des Herrn Reif“ geradezu skurril. Die Schlüsselstelle am ‚Büchlriss‘ überwand Reif, indem er sich an einer winzigen Vertiefung festhielt, von der er aber glaubte, dass sie nur in seiner Fantasie des ‚Hirnkletterns‘ existierte – bis er nach seiner Rückkehr diese Stelle tatsächlich vorfand. „Die Erinnerung hat den Griff vergessen – das Unterbewusstsein nicht!“, so Lukan.⁴⁷ Die Rückkehr nach Österreich gestaltete sich für ‚Schanghailänder‘ allgemein sehr schwierig.⁴⁸ Rudolf und Hedwig Reif trafen am 12. April 1949 in Wien ein und gehörten damit in Österreich zu den spätesten Schanghai-Heimkehrer*innen. Das Ehepaar Reif bezog wieder seine alte Wohnung in der Beatrixgasse im III. Bezirk.

„ALS JUNGER WAR ICH NICHT SO GUT!“ – ÜBERERSCHLIESSUNGEN EINES HEIMKEHRERS

„Eines Tages war er da, der Herr Reif. Ein kleiner drahtiger, schon etwas älterer Herr mit Brille und Glatze“, beginnt Karl Lukans Porträt Rudolf Reifs.⁴⁹ Im Mai und Juni 1949 vermerkte Rudolf Reif in seinem Tourenbuch „diverse“ Wienerwald-Ausflüge, dann aber schon „mit Hedy 3 Tage auf die Hohe Wand“. Ebenfalls noch im Juni folgen weitere Klettereien auf der Rax und am Schneeberg sowie die erste Nachkriegstour „mit Dozent Dr. Frankl. Akademikersteig, Wachthüttelkamm“, der Auftakt zu zahlreichen Unternehmungen mit Viktor Frankl und dessen Ehefrau Elly.⁵⁰ Der Psychiater Viktor Frankl war nach

45 Aktenvermerk, 15.10.1962, ebd.; Opferfürsorgeakten Entschädigungen (E) Hedwig Reif 622/1/43. Der Opferfürsorgeakt von Rudolf Reif war 1962, wie aus einem Aktenvermerk hervorgeht, bereits verloren.

46 Lukan, Stück, 182.

47 Ebd., 182–184.

48 Vgl. Helga Embacher, Neubeginn ohne Illusionen. Juden in Österreich nach 1945, Wien 1995, 123–126.

49 Lukan, Stück, 180.

50 4. Tourenbuch von Rudolf Reif, Einträge 1949. OeAV KB 4.27.

der zwangsweisen Auflösung der *Naturfreunde* 1934 zu *Donauland* gestoßen und brachte es dort bis zum Tourenführer, Rudolf Reif war sein Kletterlehrer gewesen. Die Ehepaare Frankl und Reif unternahmen nun zahlreiche Ausflüge und Touren gemeinsam. Es war wohl ein reichlich humorvolles Verhältnis: „Alsdann Ihre Karikatur – großartig!“, schreibt Reif an den Herrn Professor im Sommer 1955:

„Sie hat allgemeinen Anklang gefunden. Nur haben Sie vergessen, meine Antwort zu zeichnen. Als Frau Professor geruhten, mich zu verständigen, sie greife in den Reif, erwiderte ich doch: ‚Aber Elly! Wenn ich in Dich greifen würde! Was möchtest Du da sagen?‘ Leider muß ich es unterlassen, in einer Skizze darzustellen, wie so eine Revanche aussehen würde.“⁵¹

Rudolf Reif bewies sich erneut als exzellenter Kletterer. „Als Junger war ich nicht so gut!“, soll er gesagt haben. Er zerstörte damit die Illusionen von Hubert Peterka und der *Bergsteigergruppe* des *Österreichischen Gebirgsvereins*, die 1949 einen „Peilsteinführer für alle Zeiten“ herausgegeben hatten, in dem sämtliche alten Anstiege begangen und neu beschrieben worden waren. Erklärtes Versprechen des Kletterführers war es gewesen „alles, was am Peilstein noch an Erstbegehungen zu machen ist“, erschlossen zu haben. Kurz nach der Veröffentlichung tauchte Rudolf Reif auf und widerlegte diesen Anspruch, indem er knapp 20 weitere Erstbegehungen realisierte.⁵² Insgesamt verzeichnete Rudolf Reif in seinem Tourenbuch über 50 Erstbegehungen und Wegänderungen. Er arbeitete, schrieb er 1954 an Lukan, „weiter an der Übererschließung des Gesäuses“ und bezeichnete die zahlreichen Routen und Varianten gelegentlich als „Erfindungen“.⁵³ Hasitschek, Kren und Mokrejs bemerken zu den in älteren Rax- und Schneeberg-Führern verzeichneten Reif-Wegen, sie zeichneten sich „oft durch Brüchigkeit und reichliche Vegetation aus“ – mit Ausnahme des Weges in der Wachthüttelwand, „dem schönsten ‚Dreier‘ im Revier, der sein unvergängliches alpinistisches Denkmal darstellt“.⁵⁴

Am 3. Juni 1958 schrieb Rudolf Reif aus der Poliklinik in Wien an Karl und Fritzi Lukan:

„Leuchtend blühen die Rosenstöck'
Frisches Grün setzen an die Zerben
Ich aber werd' machen bald ein Eck
Unrühmlich werd' ich hier sterben.

51 Rudolf Reif an Viktor Frankl, 25.8.1955, Archiv Viktor-Frankl-Institut (Wien) 15206.

52 Lukan, Stück, 181 f.

53 Rudolf Reif an Karl Lukan, 23.9.1954; Rudolf Reif an Karl und Fritzi Lukan, 3.6.1958, Privatbesitz Fritzi Lukan (Wien).

54 Hasitschek/Kren/Mokrejs, Gesäuse, 177.

Doch schön gesagt, aber wahr. Man kommt nicht auf den Grund des Fiebers [...].
11 Wochen Fieber – ka Hund nôt.“⁵⁵

Der urwienerische Ausdruck ‚dös is ka Hund nôt‘ war bei Rudolf Reif häufig die Bezeichnung für schwierige Routen und Kletterstellen. Nun aber sah Reif sein irdisches Ende nahen. Zwei Wochen später, am 16. Juni 1958, starb er. 60 Jahre später, über neun Jahrzehnte nach dem Ausschluss von *Donauland* aus dem *Alpenverein*, findet Rudolf Reifs alpinistischer Nachlass nun seinen Platz im Archiv ebendieses *Österreichischen Alpenvereins*. Rudolf Reif hätte aus dieser Geschichte wohl eine amüsante Anekdote verfasst.

55 Rudolf Reif an Karl und Fritzi Lukan, 3.6.1958, Privatbesitz Fritzi Lukan (Wien).

AUSWANDERUNG AUS ÖSTERREICH NACH KANADA UND ERZWUNGENE FLUCHT, 1923 BIS 1945

„Und damit, sozusagen war es für uns ganz toll, weil sich ein neuer Horizont eröffnet hat. Also dass es plötzlich nicht nur um Akten geht, um Geschriebenes und um Archive, sondern man kann hinausgehen, man kann Menschen fragen und schauen, was sie von der Vergangenheit wissen.“ (Albert Lichtblau, 2012)¹

Die wirtschaftlichen Realitäten nach dem Ersten Weltkrieg – eine starke Rezession unmittelbar nach dem Krieg sowie die Folgen der Depressionsjahre ab 1929 – spiegeln sich in zunehmend restriktiver und selektiver werdenden Bestimmungen zur Einwanderung nach Kanada in der Zwischenkriegszeit wider. Im kanadischen *Immigration Act* von 1919 wurde die Liste unerwünschter Einwanderungsgruppen ausgebaut, u.a. wurde auch die Kategorie „feindliche Ausländer“ aufgenommen, was Anfang der 1920er-Jahre vor allem potenzielle Einwander*innen aus Österreich und Deutschland traf. Die Gesetzesnovelle ermächtigte das kanadische Kabinett außerdem, jederzeit ein permanentes oder zeitlich begrenztes Zuwanderungsverbot gegenüber bestimmten Gruppen auszusprechen, die man als ungeeignet für eine Ansiedlung betrachtete. Einige dieser Ausschlussmaßnahmen waren rassistischer Natur, um z.B. eine ‚asiatische Einwanderung‘² zu unterbinden oder bestimmte Gruppen, wie etwa Juden*Jüdinnen oder amerikanische ‚Schwarze‘, mit erheblichen Einschränkungen zu belasten.³

Kanadas Einwanderungspolitik zwischen den beiden Weltkriegen und ihre praktische Durchsetzung führten auch zu Unterschieden in der Akzeptanz europäischer Einwanderungsgruppen. Für (weiße) Staatsangehörige der beiden kanadischen Gründungsnationen Großbritannien und Frankreich sowie für US-Amerikaner*innen galten keine Einschränkungen. Eine Zuwanderung aus nord- und westeuropäischen Staaten war

1 Interview mit Albert Lichtblau, durchgeführt v. Katja Krause, Berlin, 31.8.2012, <https://www.zwangsarbeit-archiv.de/projekt/experteninterviews/lichtblau/index.html> (26.10.2018).

2 Unter ‚asiatischer Immigration‘ meinte man damals Migrationen aus Ländern östlich von Griechenland.

3 Vgl. Freda Hawkins, *Critical Years in Immigration. Canada and Australia Compared*. 2. Aufl., Montreal u.a. 1991, 17; Ninette Kelley/Michael Trebilcock, *The Making of the Mosaic. A History of Canadian Immigration Policy*. 2. Aufl., Toronto/Buffalo/London 2000, 202–210.

erwünscht, potenzielle Migrant*innen aus Norwegen, Schweden, Dänemark, Finnland, Luxemburg, Deutschland (ab 1926), der Schweiz, den Niederlanden und Belgien galten als bevorzugte Einwanderungsgruppen. Staatsangehörige von sogenannten *Non-preferred*-Ländern konnten hingegen nur mehr dann nach Kanada einwandern, wenn sie bestimmte benötigte Berufe ausübten (v.a. Farmer*innen, landwirtschaftliche Arbeiter*innen, Hausangestellte) oder es sich um nahe Verwandte kanadischer Einwohner*innen handelte.⁴ Zu den *Non-preferred*-Ländern zählten Österreich, Ungarn, Polen, die Tschechoslowakei, Litauen, Estland, Lettland, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Italien und weitere Staaten Süd- und Südosteuropas.⁵

Aufgrund der Weltwirtschaftskrise erließ die Regierung 1931 die restriktivsten Einwanderungsbestimmungen der kanadischen Geschichte:⁶ Die zulässige Einwanderung wurde beschränkt auf Staatsbürger*innen Großbritanniens und der USA, die über ausreichende Mittel zur Versorgung bis zur Aufnahme einer Beschäftigung verfügten, auf Farmer*innen mit Kapital zur Errichtung einer Landwirtschaft sowie auf Frauen und minderjährige Kinder kanadischer Einwohner*innen, die für deren Lebensunterhalt aufkommen konnten. Allen anderen Klassen von Immigrant*innen und Berufsgruppen wurde ab diesem Zeitpunkt die Einreise nach Kanada ausdrücklich untersagt.⁷ Daraus resultierte ein Rückgang des Einwanderungsniveaus um beinahe 90 %, die jährliche Zahl der Immigrant*innen sank von ca. 104.000 (1930) auf etwa 11.000 (1935) und blieb auf diesem niedrigen Niveau bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs.⁸

DIE AUSWANDERUNG AUS ÖSTERREICH NACH KANADA IN DER ZWISCHENKRIEGSZEIT

Österreicher*innen waren als Angehörige eines ehemaligen Feindstaates bis 1923 mit einem Einwanderungsverbot belegt. Auch nach der Aufhebung des Verbotes blieben die Zuwanderungsmöglichkeiten auf das sogenannte *Railway Agreement* (1925–1930) begrenzt. Dieses Abkommen gestatte den kanadischen Eisenbahngesellschaften, die in Kanada eine Lobby für eine weniger strikte Einwanderungspolitik darstellten, landwirt-

4 Vgl. Order-in-Council P.C. 183, 31.1.1923.

5 Vgl. Hawkins, Years, 26 f.

6 Anfang der 1930er-Jahre war etwa ein Drittel der kanadischen Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter arbeitslos; vgl. Kelley/Trebilcock, Making, 221.

7 Vgl. Order-in-Council P.C. 695, 21.3.1931.

8 Vgl. Statistics Canada, Section A: Population and Migration, Series A 350, <https://www150.statcan.gc.ca/n1/pub/11-516-x/sectiona/4147436-eng.htm#4> (12.10.2018).

schaftliche Kräfte für Kanada auch in den *Non-preferred*-Ländern anzuwerben.⁹ Formale Voraussetzungen für eine Anwerbung waren, dass potenzielle Immigrant*innen einen guten Gesundheitszustand aufwiesen und die Auswanderung direkt aus Österreich erfolgte. Der Reisepass musste von einer Behörde in Österreich ausgefertigt und durfte nicht älter als ein Jahr sein. Reisepässe, die für Österreicher*innen im Ausland von einem Konsulat ausgestellt worden waren, wurden von den kanadischen Behörden nicht anerkannt.¹⁰

Eine signifikante Auswanderung aus der Ersten Republik nach Kanada lässt sich zwischen 1926 und 1931 beobachten. Eine Untersuchung der österreichischen Auswanderungsstatistik ergibt, dass zwischen 1923 und 1931 rund 5.200 Österreicher*innen nach Kanada migrierten. Zwischen 1923 und 1925 war die jährliche Auswanderungsrate mit etwa 70 Personen gering, doch nach Inkrafttreten des Eisenbahnabkommens stiegen die Zahlen merklich an: 1926 wanderten 514 Personen aus, 1927 waren es 1.396 – die höchste jährliche Rate – und 1928 machten sich 1.377 Menschen auf den Weg nach Kanada. Danach fielen die Zahlen, 1929 migrierten noch 1.032 Österreicher*innen nach Kanada, während sich 1930 diese Zahl beinahe halbierte (621). Aufgrund der Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise wanderten 1931 nur noch 47 Personen nach Kanada aus, danach blieben die Zahlen so niedrig.¹¹ Die kanadische Einwanderungsstatistik gibt bis 1931 die Ankunft von rund 5.500 österreichischen Staatsbürger*innen in Kanada an. Die Differenz zur österreichischen Auswanderungsstatistik erklärt sich daraus, dass in diesem Zeitraum auch etwa 300 Österreicher*innen von den USA nach Kanada weitergewandert waren.¹² Die strengen Bedingungen des kanadischen Migrationsregimes seit 1923 zeigen sich deutlich in den Berufen der österreichischen Migrant*innen: 82 % von ihnen waren Landarbeiter*innen, etwa 4 % Industriearbeitskräfte, 4 % kamen als Hausangestellte und etwa 7 % als mitreisende abhängige Familienmitglieder ins Land. Um 1930 veränderte sich die Zusammensetzung ein wenig, wobei die Landarbeiter*innen immer noch die Mehrheit (68 %) stellten. Die Zahl der Hausangestellten war gestiegen (13 %), ebenso die Zahl der mitreisenden Familienmitglieder (15 %), während die Industriearbeitskräfte auf 1 % gesunken waren. Das Hauptmotiv für eine Auswanderung war Arbeitslosigkeit, viele der Migrant*innen kamen aus den wirtschaftlich schwächeren und agra-

9 Vgl. Kelley/Trebilcock, Making, 198 f; Library and Archives Canada (LAC), RG 76, Vol. 576, file: 816872, Immigration from Austria 1928–1947, Microfilm C-10652, Schreiben des Department of External Affairs, Ottawa, 25.7.1928.

10 Vgl. ebd.

11 Vgl. Statistisches Handbuch für die Republik Österreich, Band 13, 1933, 34.

12 Vgl. Gertrud Neuwirth/John De Vries, Demographic Patterns of Austrian Canadians 1900–1991, in: Franz A. J. Szabo (Hg.), Austrian Immigration to Canada. Selected Essays, Ottawa 1996, 34; Canada Year Book 1927–28, 194; 1930, 168 u. 1934, 190.

risch strukturierten Regionen wie dem Burgenland (50 %) und der Steiermark (17 %).¹³ Aufgrund der wirtschaftlichen Situation und der wachsenden Arbeitslosigkeit in den 1920er-Jahren betrachteten „Austrian authorities [...] emigration as an antidote to mass unemployment and even provided some financial assistance to facilitate the process“.¹⁴

Im Rahmen des *Railways Agreement* konnten die Eisenbahn- und Schifffahrtsgesellschaften so viele Immigrant*innen nach Kanada bringen, wie sie wollten, allerdings mit einer Einschränkung:

„One restriction was imposed upon the railway and steamship companies by the Canadian Government in their immigration activities in ‚Non-Preferred‘ countries, a restriction which will long remain a blot upon Canada’s reputation as a democratic and British country. They were informed that Jews living in ‚Non-preferred Countries‘ must not be accepted under the terms of the Railway Agreement, but must be in possession of a Special Permit issued by the Department of Immigration. In other words, the Canadian Government did not extend to all bearers of a passport issued by the Polish, Roumanian, Lithuanian, Austrian or other Government the same treatment and regulations, but made a distinction between the Jewish and non-Jewish subjects of those countries.“¹⁵

Bewerber*innen aus *Non-preferred*-Ländern, die als *Jewish subjects* erkennbar waren (z.B. durch einen Vermerk „Religion Jüdisch“ im Reisepass), mussten demgemäß eine solche spezielle Erlaubnis im Vorhinein beim *Department of Immigration* beantragen, denn sie konnten eine Schiffspassage nur nach Vorlage einer solchen Sondergenehmigung kaufen.¹⁶

Der kanadische Soziologe Louis Rosenberg bezifferte die Zahl österreichisch-jüdischer Immigrant*innen für die Zeit von 1926 bis 1938 mit 148 Personen.¹⁷ Eine ebenso geringe Anzahl von 171 Personen ermittelte er auch für Deutschland, das für Kanada sogar ein erwünschter Herkunftsort von Einwander*innen war. Es scheint, dass für jüdische Migrant*innen aus Österreich und Deutschland eine Auswanderung nach Kanada in der Zwischenkriegszeit wenig attraktiv war. Dies hat vermutlich einerseits mit den in Kana-

13 Vgl. Michaela C. Schober, *Austrian Immigration to Canada between the World Wars*, in: Frederick C. Engelmann/Manfred Prokop/Franz A. J. Szabo (Hg.), *A History of the Austrian Migration to Canada*, Ottawa 1996, 59–74, 60.

14 Ebd., 61.

15 Louis Rosenberg, *Canada’s Jews. A Social and Economic Study of Jews in Canada in the 1930s*, Erstauflage 1939, neu herausgegeben von Morton Weinfeld, Montreal 1993, 127 f.

16 Neben Jüdinnen und Juden aus *Non-preferred*-Ländern benötigten auch Staatsangehörige Griechenlands, Italiens, Bulgariens, Armeniens, Syriens und der Türkei damals eine solche Sondergenehmigung, vgl. ebd., 128.

17 Angabe nach Fiskaljahren, d.h. die Jahreszählung endete mit März 1938.

da gesuchten Berufsgruppen zu tun, denen jüdische Auswander*innen nur selten entsprachen, andererseits scheinen verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen zu Migrant*innen, die um 1900 in die USA migriert waren, wesentlich ausgeprägter gewesen zu sein.¹⁸

Der Großteil der in der Zwischenkriegszeit nach Kanada eingewanderten jüdischen Personen (ca. 26.000) kam aus Polen (54 %), Russland (17 %) und den Vereinigten Staaten (11 %).¹⁹ Vielen von ihnen war die Einreise nach Kanada in den 1920er- und 1930er-Jahren nur mit Unterstützung von bereits dort lebenden Verwandten möglich gewesen, denn die kanadische Politik und die Einwanderungsbehörde standen einer jüdischen Zuwanderung ablehnend gegenüber, „claiming that Jews were not farmers, of which Canada was most in need“.²⁰ Die seit 1919 praktizierte sogenannte *White Canada Policy* zielte auf eine ‚weiße‘, englischsprachige und christliche Zuwanderung ab. Juden galten in Kanada als nicht anpassungsfähig und stellten de facto eine nicht erwünschte Gruppe von Einwander*innen dar.²¹

Diese Grundhaltung wirkte sich ab 1933 auf den Umgang mit jüdischen Vertriebenen aus NS-Deutschland fatal aus. Während der Weltwirtschaftskrise hatten Xenophobie und Intoleranz in der kanadischen Gesellschaft und bei politisch Verantwortlichen zugenommen.²² Ebenso stieg in den 1930er-Jahren der Antisemitismus merklich an, obwohl die jüdische Bevölkerung damals nur etwa 1 % der kanadischen Wohnbevölkerung ausmachte. Besonders stark ausgeprägt war der Antisemitismus im katholischen Quebec, wo es in französischsprachigen Zeitungen aller politischen Richtungen diverse antisemitische Attacken gab; selbst eine Aufnahme bedrängter jüdischer NS-Flüchtlinge aus humanitären Gründen wurde abgelehnt. In diesem Kontext spielte der Quebecer Nationalismus, speziell der Sprachenkonflikt, eine große Rolle, denn der überwiegende Teil der jüdischen Quebecer Bevölkerung hatte sich aufgrund familiärer, wirtschaftlicher und institutioneller Verbindungen in andere englischsprachige Provinzen bzw. Länder angliedert.²³

18 Von etwa 1,8 Millionen Auswander*innen aus der österreichischen Hälfte der Habsburgermonarchie migrierten von 1876 bis 1919 über 80 % in die USA, aber nur etwa 8 % nach Kanada. Vgl. Karl Ritter von English, Die österreichische Auswanderungstatistik, in: Statistische Monatschrift, Neue Folge 18 (1913), 65–167, 78.

19 Vgl. Rosenberg, *Jews*, 46.

20 Kelley/Trebilcock, *Making*, 204.

21 Vgl. Hawkins, *Years*, 16–25. Schon um 1900 waren kanadische Regierungsdebatten über die Aufnahme russischer Juden von rassistischen Argumenten und Antisemitismus geprägt.

22 Vgl. Hawkins, *Years*, 30.

23 Vgl. Charles Asher Small, Kanada, in: Wolfgang Benz (Hg.), *Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart*, Band 1: Länder und Regionen, Berlin/New York 2008, 188–190.

DAS BRUCHSTÜCKHAFT ERFORSCHTE ÖSTERREICHISCHE EXIL IN KANADA UND DAS POTENZIAL DER *ORAL HISTORY*

Kanada unter William Mackenzie King (dritte Amtszeit als Premierminister 1935–1948) entwickelte in Bezug auf NS-Flüchtlinge keine spezifische Asylpolitik. Es fehlte auch die Bereitschaft, Vertriebene aus humanitären Gründen aufzunehmen. Ein wesentlicher Grund dafür lag in dem fragilen politischen Gleichgewicht zwischen dem frankofonen und dem anglofönen Kanada, das Mackenzie King bei einer Aufnahme einer größeren Zahl an jüdischen Flüchtlingen als gefährdet ansah. Auch wollte er als Premierminister wiedergewählt werden, weshalb politisches Kalkül letztendlich mehr Gewicht bekam als Menschlichkeit.²⁴ Um eventuell Aufnahme in Kanada zu finden, mussten also auch Flüchtlinge Einwanderungsanträge stellen. Die kanadische Immigrationsbehörde behandelte diese so, als ob es sich um gewöhnliche Einwander*innen handeln würde. Doch aufgrund der seit 1931 geltenden restriktiven Einwanderungsmöglichkeiten – als Landwirt*innen bzw. direkte Verwandte von bereits in Kanada ansässigen Personen – zeigten nur wenige Anträge Erfolg. Dem Direktor der Einwanderungsbehörde Frederick Charles Blair (1874–1944) kam in dieser Zeit eine besondere Rolle zu, denn er administrierte die Einwanderungsbestimmungen sehr streng. Trotz Blairs großem Einfluss auf die kanadische Immigrationspraxis und seiner weithin bekannten Judenfeindlichkeit handelte es sich bei der Frage der Aufnahme von zumeist jüdischen NS-Flüchtlingen letztlich aber um eine politische Entscheidung und nicht um eine bürokratische. Premierminister Mackenzie King und sein Kabinett waren politisch verantwortlich, dass Kanadas Türen für in Not befindliche Flüchtlinge aus Europa beinahe vollständig verschlossen blieben.²⁵

Eine im November 1938 im kanadischen Kabinett verabschiedete Verordnung verringerte die geringen Chancen auf Aufnahme zusätzlich: „On and after the 29th November, 1938, every person seeking to enter or land in Canada, shall be in possession of an unexpired passport, issued by the Government of which such person is a subject or citizen“.²⁶ Diese Vorschrift schränkte die Möglichkeiten jener, die aus Gebieten geflüchtet waren, die von der nationalsozialistischen Okkupationspolitik betroffen waren (z.B. österreichische oder tschechische Vertriebene),²⁷ noch zusätzlich ein. Österreicher*innen, die

24 Vgl. Valerie Knowles, *Strangers at our Gates. Canadian Immigration and Immigration Policy, 1540–2006*. 2. Aufl., Toronto 2007, 144.

25 Vgl. Irving Abella/Harold Troper, *None is too many. Canada and the Jews of Europe 1933–1948*. 3. Aufl., Toronto 2002, 7–9.

26 Order-in-Council P.C. 3016, 29.11.1938.

27 Zur Geschichte von Flüchtlingen aus der Tschechoslowakei in Kanada vgl. Patrick Farges, *Bindestrich-Kanadier? Sudetendeutsche Sozialdemokraten und deutsche Juden als Exilanten in Kanada. Studie zu Akkulturationsprozessen nach 1933 auf der Grundlage ihrer Selbstzeugnisse und Presse*, Bremen 2015, 154–222.

nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland geflüchtet und noch im Besitz eines gültigen österreichischen Reisepasses waren, konnte deshalb nun eine Aufnahme in Kanada verweigert werden. Mit der Kriegserklärung an das Deutsche Reich am 10. September 1939 verschwand für Vertriebene aus dem nationalsozialistischen Deutschland jegliche Chance auf eine legale Einwanderung, sie galten ab diesem Zeitpunkt als ‚feindliche Ausländer‘, denen die Einreise verboten war.²⁸

Beginnend mit den 1980er-Jahren setzten sich die kanadische und die britische Zeitgeschichtsforschung stärker mit einzelnen Aspekten hinsichtlich der Aufnahme und Behandlung von NS-Flüchtlingen in Kanada auseinander. Dies betrifft vor allem Analysen der historischen und politischen Rahmenbedingungen der kanadischen Immigrationspolitik, den Zusammenhang von Antisemitismus und der kanadischen Flüchtlingspolitik oder auch die politischen Rahmenbedingungen der Deportation deutschsprachiger Zivilinternierter und NS-Vertriebener als *enemy aliens* im Jahr 1940 von Großbritannien nach Kanada bzw. deren Internierung dort und die Möglichkeit zur Rückkehr nach Großbritannien noch während des Zweiten Weltkrieges.²⁹ Diese wissenschaftlichen Studien bilden eine wesentliche Grundlage für die Erforschung des Exils in Kanada. Allerdings bestehen einige Einschränkungen, die eine systematische und umfassende Erfassung der Fluchtmigrationen nach Kanada im Allgemeinen sowie von Österreicher*innen im Speziellen erschweren, weshalb die Erkenntnisse bis heute als fragmentarisch bezeichnet werden müssen. Heute kann nur mehr vage eruiert werden, wie viele jüdische NS-Flüchtlinge und politisch Verfolgte in den zwölf Jahren der NS-Herrschaft tatsächlich in Kanada Aufnahme fanden, denn aufgrund der nicht existenten Asylpolitik weist die kanadische Statistik für die Vorkriegsjahre auch keine Klassifizierung „Flüchtling“ auf. Aufgrund dieser Schwierigkeit kann die Zahl der aufgenommenen Flüchtlinge nur geschätzt werden. Laut den kanadischen Historikern Harold Troper und Irving Abella war die Anzahl sehr gering:

„Some Jews did find refuge, but measured against the millions who were murdered and the irreparable damage their deaths caused to the spirit of humanity, the number saved was pitifully small. [...] between 1933 and 1945 Canada found room within her borders for fewer than 5,000 Jews [...] That record is arguably the worst of all possible refugee-receiving states“³⁰

28 Vgl. Anna Maria Pichler/Gabrielle Tyrnauer, *Austrian Refugees of World War II*, in: Engelmann/Prokop/Szabo, *History*, 75–99, 89.

29 Grundlegende Forschungen dazu stammen u.a. von Peter und Leni Gillman, Paula J. Draper, Genevieve Susemihl, Eugen Banauch und Patrick Farges.

30 Abella/Troper, *None*, XXII.

wie sie in ihrer berühmt gewordenen Studie *None is too many* feststellten. Aufgrund dieser verschwindend kleinen Aufnahmequote stand die Untersuchung des deutschsprachigen bzw. österreichischen Exils in Kanada im Gegensatz zu den klassischen Zufluchtsländern wie Palästina, Großbritannien oder die Vereinigten Staaten auch nicht im Mittelpunkt der Exilforschung. Eine komplexe und disparate Quellenlage erschwert eine systematische Erforschung der Fluchtmigrationen nach der nationalsozialistischen Machtübernahme nach Kanada zusätzlich, was u.a. auch damit zusammenhängt, dass die Exilwege dorthin nur selten direkte waren. Viel häufiger war Kanada eine zweite, oft auch dritte Fluchtstation, weshalb sich maßgebliche Quellenbestände auf zahlreiche Archive in verschiedenen Ländern verteilen.³¹ Die skizzierten Schwierigkeiten und Unschärfen tragen dazu bei, dass die Erkenntnisse über das österreichische Exil in Kanada und das Wissen über das Weiterleben der dorthin geflüchteten Menschen, die überwiegend jüdischer Herkunft waren, bis heute fragmentarisch sind.

Jonny Moser errechnete auf Basis von Aufzeichnungen der *Israelitischen Kultusgemeinde Wien* (IKG), dass vor Kriegsbeginn 82 Personen direkt von Österreich nach Kanada auswandern konnten, in 54 Fällen scheint die Auswanderung mit Hilfe der IKG organisiert worden zu sein.³² Eine nähere Untersuchung dieser Fälle war noch nicht möglich, da Namen von Betroffenen nicht eruiert werden konnten.³³ Fälle individueller Auswanderungen nach Kanada nach dem ‚Anschluss‘ sind ohne weitere Informationen (v.a. Namen) nur schwer zu fassen. Mehr oder weniger durch Zufall stieß die Autorin auf die Geschichte der Familie Goldsand, die Wien im Oktober 1938 verließ, um nach Edmonton, Alberta, auszuwandern. Eine in Kanada lebende Verwandte hatte es nach monatelangen und zähen Verhandlungen mit der kanadischen Immigrationsbehörde geschafft, ein Einreisevisum für die ganze Familie auf Basis eines Familiennachzugs zu erhalten.³⁴ Sie hatte

31 Relevante Quellenbestände befinden in verschiedenen Archiven in ganz Kanada (z.B. *Library and Archives Canada* in Ottawa, Archiv des *Canadian Jewish Congress* in Montreal; Archive in den kanadischen Provinzen), aber auch in Österreich, Großbritannien oder den USA. Dies ist abhängig davon, welche Institutionen, Gruppen oder Vereine Unterstützung bei der Flucht boten (z.B. *American Jewish Joint Distribution Committee* [JDC], *Jewish Immigrant Aid Services* [JIAS], *United Jewish Relief Agencies* [UJRA]) bzw. wie die einzelnen Fluchtrouten verliefen.

32 Vgl. Jonny Moser, *Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945*, Wien 1999, 64, 71.

33 Es besteht die Hoffnung, dass nach der Neugestaltung der archivischen Verzeichnung im Archiv der *Israelitischen Kultusgemeinde Wien* dies eventuell möglich sein wird; vgl. <http://www.archiv-ikg-wien.at/archivportal/bestaende/archiv/> (12.10.2018).

34 Höchstwahrscheinlich wirkte sich in der Akzeptanz der Wiener jüdischen Familie durch die kanadischen Einwanderungsbehörden der Beruf des Vaters günstig aus. Er war diplomierter Landwirt, der an der Universität für Bodenkultur in Wien ein einschlägiges Studium abgeschlossen hatte.

sich gegenüber der kanadischen Einwanderungsbehörde mit einem *Affidavit* verpflichtet, für den Lebensunterhalt der Familie in Kanada aufzukommen. Die Familie erhielt in Kanada aber nur einen temporären Aufenthaltsstatus, als sogenannte *non-immigrants* hätten sie daher jederzeit wieder ausgewiesen werden können. Das Gefühl der Unsicherheit, das der befristete Aufenthaltstitel auslöste, stellte für Hans Goldsand trotz der geglückten Rettung aus Wien eine große Belastung dar, wie sein Sohn George, der bei der Auswanderung drei Jahre alt war, im Interview mehrfach betonte.³⁵ Sein Vater musste sich regelmäßig bei der *Royal Canadian Mounted Police* (RCMP) melden und wurde in diesem Zusammenhang von den kanadischen Behörden auch öfters an den befristeten Aufenthaltsstatus erinnert.³⁶ Beispielsweise erhielt die Familie während des Krieges auch keine Erlaubnis, ihren Wohnort zu wechseln, nicht einmal, um von einem Vorort in die Stadt Edmonton zu übersiedeln, als Hans Goldsand dort ein Arbeitsangebot hatte. Erst nach dem Krieg bekam die Familie im Jahr 1947, nach mehrfachen Eingaben, den Status *landed immigrants* und damit auch Sicherheit über den Verbleib in Kanada und persönliche Freiheit bei der Wahl des Wohnortes.³⁷

Vermutlich gibt es noch etliche weitere Fälle individueller Flucht aus Österreich nach Kanada vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, jedoch kann man solche Fälle aus den überlieferten Unterlagen der Immigrationsbehörde in staatlichen kanadischen Archiven ohne Namensangaben nicht herausfiltern, da sie von der *Immigration Branch* nicht als Flüchtlingsfälle, sondern als ‚normale‘ Einwanderungsanträge geführt wurden. Zudem wurden in den kanadischen Archiven zwischenzeitlich etliche Bestände der Immigrationsbehörde skartiert; so ist auch der Einwanderungsakt der Familie Goldsand nicht mehr vorhanden.

Die größte Gruppe von NS-Vertriebenen gelangte im Juni 1940 nach Kanada. Sie landeten dort aber nicht offiziell als Flüchtlinge, sondern als „feindliche Ausländer“, denn im Juni 1940 ließ die britische Regierung rund 1.950 deutsche Kriegsgefangene, 1.700 Matrosen der Handelsmarine, 2.700 deutschsprachige Zivilinternierte aller Risikostufen (darunter etwa 2.000 bis 2.300 NS-Flüchtlinge aus Österreich und Deutschland)³⁸ sowie

35 Interview mit George Goldsand, durchgeführt v. Andrea Strutz, Edmonton/Alberta. 19.9.2013.

36 Nach der Kriegserklärung an NS-Deutschland mussten sich alle „feindlichen Ausländer“ in Kanada bei der RCMP registrieren lassen und sich dort regelmäßig melden.

37 Die Möglichkeit, dass aufgenommene Flüchtlinge eine dauerhafte Niederlassung (*Status landed immigrant*) und eine Staatsbürgerschaft beantragen konnten, wurde durch die kanadische Regierung nach zähen Debatten erst im Oktober 1945 geschaffen.

38 Die Angaben über die Zahl der deportierten Zivilinternierten und Flüchtlinge schwanken in der Literatur zwischen ca. 2.300 und 2.700; vgl. Paul J. Draper, *The Accidental Immigrants. Canada and the Interned Refugees*, Part 1, in: *Canadian Jewish Historical Society* 2/1 (1978), 1–38, 10; Peter Gillman/Leni Gillman, „Collar the Lot!“ *How Britain Interned and Expelled its Wartime Refugees*, London/Melbourne/New York 1980, 205; Eric Koch, *Deemed Suspect. A Wartime Blunder*, Toronto u.a. 1980, XIV.

400 italienische Zivilinternierte als *enemy aliens* nach Kanada deportieren. Der Hintergrund war, dass aufgrund des Kriegsverlaufs im Frühjahr 1940 die Angst vor einer deutschen Invasion in Großbritannien stark zugenommen hatte. Die Regierung unter Winston Churchill veranlasste daraufhin ab dem 12. Mai 1940 Masseninternierungen der in den südlichen und östlichen Küstenregionen ansässigen deutschsprachigen Bevölkerung, was viele nach Großbritannien geflüchtete jüdische und/oder politisch Verfolgte aus Österreich und Deutschland inkludierte.³⁹ Da trotz dieser drastischen Maßnahme die Furcht vor Sabotageanschlägen irrational hoch blieb, beschloss die britische Regierung, neben Kriegsgefangenen auch zivilinternierte Männer, die in den Lagern als gefährlich und illoyal eingestuft worden waren (z.B. bekannte Anhänger der NSDAP, Mitglieder der italienischen faschistischen Partei), nach Kanada zu deportieren.⁴⁰ Jedoch war die Zahl der *dangerous enemy aliens* in den britischen Internierungslagern wesentlich geringer als ursprünglich angenommen – die vom britischen Inlandsgeheimdienst kalkulierte Zahl italienischer Faschist*innen in Großbritannien war viel zu hoch angesetzt –,⁴¹ weshalb absurderweise auch großteils junge und unverheiratete Flüchtlinge aus Österreich und Deutschland auf die Schiffe verladen wurden, um die kanadische Quote auszunützen.⁴² Die kanadische Regierung hatte nämlich zugestimmt, neben 3.000 Kriegsgefangenen auch 4.000 *dangerous enemy aliens* aufzunehmen. In Übersee wurde die Gruppe der *enemy aliens* auf acht Lager verteilt interniert, auch die Flüchtlinge waren bis zu drei Jahre in kanadischen Internierungslagern eingesperrt.

Einige historische, soziologische und literaturwissenschaftliche Studien setzten sich bereits mit dem politischen Hintergrund der Deportation dieser Flüchtlinge, ihrer Lagererfahrung in Kanada sowie mit Schicksalen und Lebensgeschichten einzelner dieser

39 Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hatten sogenannte *Alien Tribunals* ab September 1939 rund 74.000 deutschsprachige in Großbritannien lebende Personen auf ihre Loyalität hin überprüft. Rund 75 % wurden als „victim of Nazi oppression“ eingestuft und blieben vorerst unbehelligt. Doch im Zuge des *phoney war* wurden ab Mai auch österreichische und deutsche Vertriebene interniert (ca. 27.000) und nach der Kriegserklärung Mussolinis an Großbritannien auch einige Tausend Italiener; vgl. Gillman/Gillman, Lot, 61–159.

40 Österreichische und deutsche NS-Flüchtlinge wurden 1940 auch nach Australien deportiert.

41 Vgl. Lucio Sponza, *The Internment of Italians 1940–1945*, in: Richard Dove (Hg.), *‘Totally Un-English’? Britain’s Internment of ‘Enemy Aliens’ in Two World Wars*, Amsterdam/New York 2005, 153–164, 154.

42 Einige der deportierten Flüchtlinge waren gerade einmal 16 Jahre alt und wenig zuvor mit Kindertransporten in Großbritannien angekommen; vgl. Alexandra Ludewig, *The Last of the Kindertransporten. Britain to Australia, 1940*, in: Andrea Hammel/Bea Lewkowicz (Hg.), *The Kindertransport to Britain 1938/39. New Perspectives*, Amsterdam/New York 2012, 81–102; Andrea Strutz, *‘Detour to Canada’. The fate of juvenile Austrian-Jewish refugees after the ‘Anschluss’ of 1938*, in: Simone Gigliotti/Monica Tempian (Hg.), *The Young Victims of the Nazi Regime. Migration, the Holocaust and Postwar Displacement*, London u.a. 2016, 31–50.

Vertriebenen auseinander.⁴³ Doch das Wissen über diese „Schicksalsgemeinschaft im Exil“ ist bruchstückhaft.⁴⁴ Dies betrifft einerseits die Zusammensetzung und Beschaffenheit der Gruppe der rund 2.000 bis 2.300 deportierten Flüchtlinge, die überwiegend jüdischer Herkunft waren, und andererseits auch das Weiterleben der Männer nach ihrer Entlassung aus der kanadischen Internierung, sei es in Kanada, in Großbritannien, in den USA, in Israel oder in Europa. Ein Schritt, dieses Desiderat zu verringern, besteht aktuell darin, die Beschaffenheit der Gruppe der internierten Flüchtlinge anhand überlieferter Materialien der *United Jewish Refugee & War Relief Agencies* (UJRA) mit Hilfe einer Datenbankanalyse zu rekonstruieren. Die UJRA wurde 1939 in Montreal in Reaktion auf das von NS-Deutschland verursachte Flüchtlingsproblem gegründet. In Kooperation mit dem *Canadian Jewish Congress* setzte sich die Organisation stark für die Freilassung der internierten jüdischen Flüchtlinge ein. Im Zuge ihres Engagements wurden Indexkarten mit Personendaten von rund 1.800 internierten jüdischen Flüchtlingen angelegt,⁴⁵ die auch den überwiegenden Teil der nach Kanada verschifften Flüchtlinge ausmachten. Eine erste Datenbankanalyse dieser Personendaten zeigt, dass die deportierten jüdischen Flüchtlinge zu einem Drittel aus Österreich (ca. 600 Männer) und zu zwei Dritteln aus Deutschland stammten.⁴⁶ Hinsichtlich der Altersstruktur lässt sich feststellen, dass rund 65 % der Flüchtlinge jünger als 29 Jahre waren; etwa 30 % der deportierten Männer waren überhaupt erst zwischen 16 und 20 Jahre alt. Als die britische Regierung ab dem Herbst 1940 infolge der Kritik der Bevölkerung nach dem Bekanntwerden der völlig ungerechtfertigten Deportation der NS-Flüchtlinge nach Kanada unter Druck kam, ermöglichte man ihnen eine Rückkehr nach England.⁴⁷ Etwas mehr als die Hälfte der Männer im untersuchten Sample (ca. 51 %) entschloss sich daraufhin, während des Zweiten Weltkrieges bis Juni 1941 nach England zurückzukehren; darunter waren auch rund 300 Männer aus Österreich.⁴⁸ Die anderen österreichischen und deut-

43 Vgl. Koch, Suspect; Paul J. Draper, *The Accidental Immigrants. Canada and the Interned Refugees*, unveröff. Dissertation, Universität Toronto 1983; Geneviève Susemihl, „... and it became my home.“ *Die Assimilation und Integration der deutsch-jüdischen Hitlerflüchtlinge in New York und Toronto*, Münster 2004; Eugen Banauch, *Fluid Exile. Jewish Exile Writers in Canada 1940–2006*, Heidelberg 2009; Farges, *Bindestrich-Kanadier*.

44 Ebd., 126.

45 Vgl. Alex Dworkin *Canadian Jewish Archives*, UJRA Collection „Interned Refugees“, B series, box 5 (A–K) and box 6 (L–Z).

46 Dies beruht derzeit auf Angaben des Geburtsortes, Angaben zur Staatsbürgerschaft fehlen teilweise bzw. sind unklar und müssen in rund 10 % der Fälle noch näher recherchiert werden.

47 Vgl. Gillman/Gillman, *Lot*, 267–270.

48 Vgl. Andrea Strutz, *Interned as „enemy aliens“: Jewish Refugees from Austria, Germany and Italy in Canada*, in: *Yearbook of the Research Centre for German and Austrian Exile Studies* 20, London 2019, 24 Seiten (in Druck).

schen Flüchtlinge verblieben in Kanada und wurden bis Ende 1943 in einem langen und beschwerlichen Verfahren aus der Internierung entlassen; dies war erst möglich, nachdem ihr Status von *enemy aliens* zu *friendly enemy aliens* abgeändert werden konnte und sie somit von der kanadischen Regierung als Flüchtlinge anerkannt worden waren. Danach verlieren sich die Spuren vieler dieser Männer, denn die weiteren Lebenswege dieser speziellen Gruppe von Flüchtlingen in Kanada wurden bis auf einige Ausnahmen noch kaum untersucht.

Eine Erforschung der Geschichten(n) österreichischer NS-Vertriebener in Kanada lässt sich nur unter Anwendung einer Kombination aus quantitativen und qualitativen Forschungsmethoden bewerkstelligen, wobei der *Oral History* eine wichtige Rolle zukommt, um Erfahrungen und Erinnerungen Betroffener dokumentieren und analysieren zu können. In der Erforschung erzwungener Migrationen und von Exilerfahrungen im Speziellen spielte mündliche Geschichte von Beginn an eine zentrale Rolle. Mittlerweile schenkt die historische Migrationsforschung der „Bedeutung der subjektiven Wahrnehmung“ in Wanderungsprozessen generell erhöhte Aufmerksamkeit,⁴⁹ da der Ansatz großes Potenzial birgt. Zunehmend werden Migrant*innen als historische Akteur*innen gesehen, auf deren Subjektivität in der Untersuchung von Wanderungen nicht vergessen werden sollte, denn Migration ist ein höchst individueller Vorgang.⁵⁰

Erzählte Lebensgeschichten und andere Selbstzeugnisse sind auch für eine umfassende Aufarbeitung der Geschichte des österreichischen Exils in Kanada wesentlich. Aufgrund des späten Forschungsinteresses konnten in Kanada fast nur noch Erzählungen und Erinnerungen der jüngsten Generation von Vertriebenen aufgezeichnet werden.⁵¹ Die meisten Interviews stammen von jenen, die als Kinder oder Jugendliche dorthin gelangt waren, während die Erfahrungen und Erinnerungen älterer Generationen verloren gegangen sind und fehlen.⁵²

49 Jan Lucassen/Leo Lucassen, Alte Paradigmen und neue Perspektiven in der Migrationsgeschichte, in: Mathias Beer/Dittmar Dahlmann (Hg.), *Über die trockene Grenze und über das offene Meer. Binneneuropäische und transatlantische Migrationen im 18. und 19. Jahrhundert*, Essen 2004, 17–44, 20.

50 Vgl. Marita Krauss, *Migrationen – Akteure, Strukturen, Fragen*, in: Thomas Fischer/Daniel Gossel (Hg.), *Migration in internationaler Perspektive*, München 2009, 21–35, 21.

51 Eine erste breitere Untersuchung von Auswanderungen aus Österreich nach Kanada seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Mitte der 1990er-Jahre durchgeführt. In diesem Kontext wurde auch die Aufnahme von NS-Flüchtlingen in Kanada thematisiert und an einigen Beispielen demonstriert, aber nicht systematisch untersucht; vgl. Pichler/Tyrnauer, *Refugees*.

52 Für die laufende Forschungsarbeit konnten zwei Interviews mit ehemaligen Österreichern geführt werden, die als Kinder 1938 bzw. 1944 mit ihren Eltern nach Kanada gelangt waren. Vier Interviews wurden mit ehemaligen internierten Flüchtlingen geführt, die in Kanada bzw. später in den USA lebten. Aus einem früher durchgeführten Projekt (*Emigration. Austria – New York*) konnten zudem drei Interviews mit vertriebenen Wienern in Bezug auf ihre Internierung und

In diesem Kontext muss erwähnt werden, dass die wissenschaftliche Tätigkeit von Albert Lichtblau, dem dieser Band gewidmet ist, und sein großes Engagement als *Oral Historian* erhebliche Relevanz auch für die Erforschung des österreichischen Exils in Kanada haben. Speziell gemeint ist seine Tätigkeit für die und die Begleitung des Aufbaus der *Austrian Heritage Collection* (AHC) am *Leo Baeck Institute* (LBI), New York, ein Projekt, das in Kooperation des *Österreichischen Gedenkdienstes* mit dem LBI und dem *Österreichischen Kulturinstitut* in New York durch finanzielle Unterstützung des *Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus* seit 1996 umgesetzt werden konnte.⁵³ Das über Jahre hinweg entwickelte Projekt wollte sich einerseits um die Sicherung von Lebensgeschichten und Dokumenten von jüdischen Vertriebenen und Überlebenden aus Österreich, die in den USA leb(t)en, kümmern. Andererseits erlaubte das Projektdesign, dass Gedenkdienstler*innen am LBI im Rahmen ihres Auslandsdienstes Interviews durchführten, transkribierten und archivierten sowie dass sie den „Kontakt zwischen jungen Menschen aus Österreich, die sich der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit in aktiver Erinnerungsarbeit widmeten, und den aus Österreich stammenden Überlebenden“ herstellten.⁵⁴ Dieser direkte Kontakt hatte „einen geschichtspolitischen Hintergrund, denn er sollte Überlebenden signalisieren, dass es neue Generationen in Österreich gab, die sich darum kümmern, dass die Geschichten der NS-Opfer nicht verdrängt und vergessen werden“.⁵⁵ Der Aufbau des AHC-Projektes erfolgte in mehreren Schritten. Zuerst wurden Überlebende in den USA durch eine briefliche Aussendung des *Nationalfonds*, die in mehreren Etappen erfolgte, vom Projekt informiert. Durch diese Vorgangsweise konnte man auch darauf Bedacht nehmen, dass die am weitesten zurückliegenden Geburtsjahrgänge zuerst kontaktiert wurden. Die Resonanz auf den ersten Brief war sehr groß, bis 2010 antworteten beinahe 3.700 Menschen darauf und waren bereit, einen ausführlicheren Fragebogen auszufüllen. Unter ihnen waren auch 90 Überlebende, die zum Zeitpunkt der Kontaktaufnahme in Kanada lebten (ca. 2 % der Rückantworten).⁵⁶ Neben dem Fragebogenprojekt, das in zwei Phasen durchgeführt wurde, wurden zahlreiche Interviews geführt. Zwischenzeitlich umfasst die AHC rund 680

das Weiterleben nach 1945 ausgewertet werden, wobei alle drei aus beruflichen Gründen Ende der 1940er-Jahre bzw. in den 1950er-Jahren in die USA weiter migrierten.

53 Vgl. Christian Klösch, *The Austrian Heritage Collection at the Leo Baeck Institute*. Ein wissenschaftliches Projekt zur Dokumentation von Lebensgeschichten vertriebener ÖsterreicherInnen in den USA, in: Martin Horváth u.a. (Hg.), *Jenseits des Schlussstrichs. Gedenkdienst im Diskurs über Österreichs nationalsozialistische Vergangenheit*, Wien 2002, 235–239, 236.

54 Albert Lichtblau, *Community-orientierte Arbeit konkret. Die Austrian Heritage Collection in New York*, in: Ulla Kriebner u.a. (Hg.), „Nach Amerika nämlich!“ *Jüdische Migrationen in die Amerikas im 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 2012, 135–156, 138.

55 Ebd.

56 Vgl. ebd., 139 f.

Interviews,⁵⁷ darunter sind über 30 Interviews von Überlebenden in Kanada.⁵⁸ Diese Bestände der AHC stellen weitere wertvolle Materialien dar, um mehr Licht ins Dunkel eines bislang vernachlässigten Kapitels der österreichischen Exilforschung zu bringen.

57 Vgl. Center for Jewish History, Digital Collection, Leo Baeck Institute, Austrian Heritage Collection, <https://www.lbi.org/digibaeck/results/?term=AHC%20interview%20with&qtype=basic&stype=contains&paging=25&filter=All&dtype=any> (12.3.2019).

58 Für die im Juli 2018 erteilte Auskunft über die in der AHC vorhandenen Interviews von Überlebenden, die in Kanada leb(t)en, bedanke ich mich herzlich bei Anna Jungmayr (*Gedenkdienst* am LBI 2017/18).

FLÜCHTLINGS- UND DP-SPORTVEREINE IN SALZBURG NACH 1945

Ein Kapitel der österreichischen Sportgeschichte, das noch wenig beleuchtet ist, ist der Fußball in den Lagern für Flüchtlinge und *Displaced Persons* (DP) nach 1945.¹ In diesen Lagern waren Überlebende aus Konzentrations- und Vernichtungslagern, Vertriebene, Kriegsflüchtlinge, Zwangsarbeiter*innen und andere Personen untergebracht, die aus verschiedensten Gründen nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren konnten. Auf dem Gebiet des Bundeslands Salzburg konzentrierten sich nach dem Ende der NS-Herrschaft und des Zweiten Weltkriegs verschiedenste Flüchtlingsströme. Häufig handelte es sich um jüdische DPs, aber auch um sogenannte ‚Volksdeutsche‘, die in Salzburg auf ihre Auswanderung in andere Staaten warteten, in der Regel nach Übersee oder im Fall von jüdischen DPs oft auch nach Palästina bzw. in das heutige Israel.²

In der und um die Stadt Salzburg hielten sich gegen Kriegsende 1945 über 60.000 Menschen in Flüchtlingslagern auf. Nach den ersten Rückführungen wurden auf dem Stadtgebiet 1947 noch 36.000 sogenannte DPs gezählt. Alleine in der Stadt Salzburg existierten im Oktober 1946 rund 20 DP-Camps und Flüchtlingslager.³ Schon nach sehr kurzer Zeit kam es in vielen Lagern zu sportlichen Aktivitäten und Vereinsgründungen.⁴

- 1 Vgl. Barbara Liegl/Georg Spitaler, *Legionäre am Ball. Migration im österreichischen Fußball nach 1945*, Wien 2008, 38–50; Robert Hummer, „Das haben sie nicht verkraftet, die gestandenen Österreicher“, in: Michael John/Franz Steinmaßl (Hg.), ... wenn der Rasen brennt ... 100 Jahre Fußball in Oberösterreich, Grünbach 2008, 122–127.
- 2 Vgl. Susanne Rolinek, *Jüdische Fluchthilfe im Raum Salzburg. Das Netzwerk von Bricha und Betar 1945 bis 1948*, in: Thomas Albrich (Hg.), *Flucht nach Eretz Israel. Die Bricha und der jüdische Exodus durch Österreich nach 1945*, Innsbruck/Wien 1998, 93–118, 93.
- 3 Vgl. Ingrid Bauer/Thomas Weidenholzer, *Baracken, Flüchtlinge und Wohnungsnot: Salzburger Nachkriegsalltag*, in: Herbert Dachs u.a. (Hg.), *Wohnen in Salzburg. Geschichte und Perspektiven*, Salzburg 1989, 33–48, 33 f; Harald Waitzbauer, *Flüchtlinge und „Displaced persons“*, in: Erich Marx (Hg.), *Befreit und besetzt. Stadt Salzburg 1945–1955*, Salzburg/München 1996, 67–74, 69.
- 4 Vgl. Mathias Beer, *Sport in Expellee and Refugee Camps in Germany after the Second World War. Expressing Identity between Bačka and Stuttgart*, in: Gregor Feindt/Anke Hilbrenner/Dittmar Dahlmann (Hg.), *Sport under Unexpected Circumstances. Violence, Discipline, and Leisure in Penal and Internment Camps*, Göttingen 2018, 199–222, 205.

Fußball war dabei eine Sportart, die sich besonderer Beliebtheit erfreute. Aber auch Boxen und Tischtennis wurden in und zwischen den Baracken ausgeübt. Die US-Militärregierung verfügte am 9. März 1946, dass DPs und Staatenlose die gleichen Möglichkeiten zur Sportausübung gewährt werden müssen wie Österreicherinnen und Österreichern.⁵ Die Vorgehensweise der amerikanischen Besatzungsmacht gegenüber Vereinsgründungen und sportlichen wie kulturellen Aktivitäten in Lagern war jedoch unterschiedlich. Während jüdischen DPs eine weitgehende Selbstverwaltung gestattet wurde,⁶ befanden sich beispielsweise russische Internierte unter Beobachtung. Relativ bewegungsfrei waren auch sogenannte ‚volksdeutsche‘ Sportvereine, die zum Teil von öffentlicher Hand und durch private Mäzene Unterstützung erfuhren.

Im Bundesland Salzburg gab es vier DP-Sportvereinsgründungen: den *Unionsportklub (USK) Grödig* im Lager Anif-Niederalm (gegründet 1948), *Danubia Salzburg* im Lager Lehen (gegründet 1948), *Viktoria Salzburg* im Lager Rosittenkaserne (gegründet 1949) und *Hakoah Hallein* im Lager Hallein (gegründet 1951). Diese Vereine wurden alle im Umfeld der Stadt Salzburg gegründet, da sich dort genügend Flüchtlinge befanden, um eigene Vereinsstrukturen zu schaffen. Daneben gab es noch DP-Vereine, deren Gründung von den amerikanischen Besatzungsbehörden untersagt wurde oder die über eine geplante Gründung nie hinaus kamen, in kleineren Gemeinden ‚gemischte Vereine‘, die zwar von Einheimischen gegründet wurden, aber einen großen Anteil an DPs unter den Mitgliedern hatten, und Vereine, deren Status (DP-Verein oder nicht) aufgrund der Quellsituation heute nicht mehr eindeutig festgestellt werden kann.

Der DP-Sport in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg hatte vor allem mit drei Problemen zu kämpfen: Armut (finanzieller Natur), Mangel (an Geräten und Infrastruktur) und Hürden (durch Sportverbände auferlegt). Hierbei ist anzumerken, dass Armut und Mangel nicht nur auf die Flüchtlingsvereine beschränkt waren. Die Frage nach der Begleichung anfallender Kosten (hierbei sind z.B. Verbandsgebühren, Strom- und Wasserkosten für die Sportplätze, Kosten für Ausrüstung, Fahrtkosten zu Spielen und Wettkämpfen) sowie der Mangel an Geräten und Sportstätten (bzw. deren Instandsetzung nach Kriegsschäden) betrafen de facto sämtliche Sportvereine Salzburgs. Der dritte Punkt – vom Verband auferlegte Hürden – betraf aber vor allem die DP-Vereine. Ein Beispiel dafür ist die Ausländerregelung, die bereits 1947 eingeführt wurde.⁷ Diese besagte, dass pro Verein nur drei Personen ohne österreichische Staatsbürgerschaft spielberechtigt waren (bei Freundschafts-

5 Vgl. Margit Roth u.a. (Hg.), *Chronik der Stadt Salzburg 1945–1955*, 36.

6 Vgl. Jim G. Tobias, „Arojs mitn bal cu di tojznter wartnde cuszojer“. Die Fußballvereine und -ligen der jüdischen Displaced Persons 1946–48, in: ders./Peter Zinke (Hg.), *nurinst 2006. Beiträge zur deutschen und jüdischen Geschichte. Schwerpunktthema: Fußball, Nürnberg 2006*, 105–120, 106; Waitzbauer, *Flüchtlinge*, 68.

7 Vgl. Archiv des Salzburger Fußball Verbandes (SFV), *Mitteilungsblatt des SFV Nr. 11, 12.8.1947*.

spielen waren sechs Nichtösterreicher spielberechtigt),⁸ und zielte darauf ab, Nichtösterreichern die Teilnahme an Meisterschaften zu erschweren.⁹ Daraufhin wurde ein kurios anmutendes System eingerichtet: DP-Vereine konnten nur ‚außer Konkurrenz‘ an der Meisterschaft teilnehmen, die restlichen Vereine hatten sogenannte Pflichtfreundschaftsspiele gegen die DP-Vereine zu absolvieren, und zu Saisonende gab es zwei Abschlusstabellen – eine offizielle ohne DP-Vereine und eine ‚außer Konkurrenz‘ mit den DP-Vereinen. Weiters wurde den DP-Vereinen der Aufstieg in eine höhere Spielklasse untersagt. In anderen Worten: DP-Vereine hatten zwar die gleichen Pflichten wie die restlichen Verbandsvereine, vor allem was die diversen Gebühren (Verbandsgebühren, Schiedsrichtergebühren, Strafzahlungen etc.) betraf, jedoch nicht dieselben Rechte. Da nicht nur bei DP-Vereinen, sondern auch bei vielen anderen Vereinen Spieler ohne österreichische Staatsbürgerschaft tätig waren, kam es deswegen immer wieder zu Strafverifizierungen, was den sportlichen Wert der damaligen Meisterschaften massiv schmälerte.¹⁰ Erst auf der außerordentlichen Versammlung des Österreichischen Fußball-Bundes (ÖFB) am 17. April 1950 wurde festgelegt, dass Flüchtlingsvereine an allen Wettkämpfen ohne Beschränkung teilnehmen durften.¹¹

DAS LAGER ANIF-NIEDERALM UND DER *USK GRÖDIG*

Der *Sportverein (SV) Grödig* erlangte in den letzten Jahren internationale Bekanntheit durch den Aufstieg vom Salzburger Fußball-Unterhaus bis in die höchste österreichische Spielklasse und in die *UEFA Europa League*. Aber selbst in Grödig ist kaum bekannt, dass der Verein von sogenannten ‚volksdeutschen‘ DPs im Flüchtlingslager Anif-Niederalm gegründet wurde. Im Sommer 2018 feierte der als *Unionsportklub (USK) Grödig* gegründete Verein sein 70-jähriges Bestehen und beauftragte uns, die Vereinsgeschichte zu erforschen. Die Resultate unserer Recherchen, die in der Festschrift *SV Grödig – 70 Jahre Blau/Weisses Jubiläum* veröffentlicht wurden,¹² waren für uns die Initialzündung zur Beschäftigung mit dem Thema dieses Aufsatzes.

8 Vgl. ebd., Mitteilungsblatt des SFV Nr. 14, 2.6.1948.

9 Ausländerbeschränkungen im Sport waren bis zum Bosman-Urteil im Jahr 1995 üblich und führten z.B. in Salzburg zur Gründung eigener Wettbewerbe ausländischer Vereine (wie der Salzburger *Jugoliga* in den 1970er-/1980er-Jahren) außerhalb des geregelten Spielbetriebes der Sportverbände.

10 In den Mitteilungsblättern des SFV finden sich zahlreiche Strafverifizierungen aufgrund der Ausländerregelung. Betroffen waren vor allem Vereine kleinerer Orte, in denen die geringere Anzahl von Flüchtlingen dazu führte, dass diese keine eigenen Vereinsstrukturen schaffen konnten, sondern bei von Einheimischen geführten Vereinen mitspielten.

11 Vgl. Neuland, 2.7.1950.

12 Festschrift *SV Grödig – 70 Jahre Blau/Weisses Jubiläum*, Grödig 2018.

Der *USK Grödig* wurde am 20. März 1948 gegründet.¹³ Im Gründungsausschuss waren Georg Prinz (Obmann), Anton Straubhaar (Obmann-Stellvertreter), Hans Schiffler (Sektionsleiter), Georg Berger (Kapitän).¹⁴ In einem Brief vom 25. Juni 1948 an den *Salzburger Fußballverband (SFV)* meldete der *USK Grödig* mit Wirkung vom 1. Juli 1948 eine Fußballsektion an, die am selben Tag ihren Spielbetrieb aufnahm. Zum Obmann des Vereins wurde Eduard Leberl (1908–1973) gewählt, Angestellter beim *Amt der Landesregierung – Landesstelle für Umsiedlung*, Sektionsleiter wurde Hans Schiffler und sein Stellvertreter Bela Wintergerst.¹⁵ Das in weiten Kreisen der Bevölkerung als ‚Schwabenlager‘ Grödig bekannte DP-Camp, offiziell ‚Lager Anif-Niederalm‘, befand sich eigentlich auf dem Gemeindegebiet von Anif, auf dem Areal des ehemaligen Flüchtlingslagers aus dem Ersten Weltkrieg und der HJ-Führerschule.¹⁶ Weil es jedoch mit der *Österreichischen Turn- und Sportunion (ÖTSU) Anif* bereits seit Mai 1947 einen Verein in Anif gab, war ein zweiter Fußballklub unerwünscht. Der damalige Bürgermeister von Grödig, Franz Moser (im Amt von Mai 1946 bis November 1964), war jedoch mit einem Grödiger Verein einverstanden, und so entstand, anstelle eines *USK Anif*, der *USK Grödig*.¹⁷ Die herausragenden Spieler der ersten Grödiger Mannschaft, die ab 1950/51 an der Salzburger Meisterschaft in der 2. Klasse A teilnahm, waren die Brüder Franz (Ferry) und Peter Klaus. Die beiden Stürmer (Peter war Linksaußen, Ferry war Mittelstürmer) wurden 1928 bzw. 1929 im Königreich Jugoslawien geboren und wohnten nach ihrer Flucht, ebenso wie die meisten anderen Mitglieder des *USK Grödig*, im Flüchtlingslager Anif-Niederalm.¹⁸ Mit ihren Toren trugen sie wesentlich zu den frühen Erfolgen der Grödiger bei. Doch schon bald warf der österreichische Staatsligaverein *Sturm Graz* ein Auge auf die beiden talentierten *goalgetter*. Noch vor Beginn der Frühjahrsmeisterschaft im Februar 1951 wechselten die beiden Brüder nach Graz.¹⁹ Mit dem Abgang der beiden Stützen klappte plötzlich eine Lücke im Grödiger Angriff, die nur schwer zu füllen war. Ab

13 Vgl. Marktgemeinde Grödig (Hg.), *Grödig. Aus der Geschichte eines alten Siedlungsraumes am Untersberg, Grödig* 1990, 316.

14 Vgl. Toni Wallinger, *50 Jahre Salzburger Fussball-Verband 1921–1971*, Salzburg 1971, 64.

15 Archiv des SFV, Schreiben des USK Grödig an den SFV, 25.6.1948.

16 Vgl. Salzburger Landesarchiv (SLA), Landesamt für Umsiedlung, Lager Anif, 851/101–200; Julia Walleczek-Fritz, *Kriegsgefangene im Kronland Salzburg im Ersten Weltkrieg*, in: Oskar Dohle/Thomas Mitterecker (Hg.), *Salzburg im Ersten Weltkrieg. Fernab der Front – dennoch im Krieg*. Wien/Köln/Weimar 2014, 153–175, 157, 174.

17 Vgl. Wallinger, *50 Jahre*, 64; *SV Grödig, 25 Jahre SV Grödig (Festschrift)*, Grödig 1973, 5.

18 Franz Klaus, geboren am 11. Juli 1928, und Peter Klaus, geboren am 27. November 1929, tauchen zwar in den Akten auch als Klaus und Peter Franz auf. Es ist aber davon auszugehen, dass es sich bei den Genannten um die beiden Grödig-Spieler Klaus I und II handelt. Vgl. SLA, Landesamt für Umsiedlung, Lager Anif, 851/101–200; Neuland, 10.9.1950.

19 Vgl. ebd., 18.2.1951.

der Saison 1951/52 taten sich die Lagerfußballer daher schon wesentlich schwerer, gegen die mittlerweile gutsituierten Stadtvereine zu bestehen. In der Herbstmeisterschaft 1951 rutschten die Grödiger ans Ende der Tabelle ab und belegten in der 2. Klasse A nur mehr Platz acht, während *Danubia* als Favorit die Führung verschenkte und *Viktoria* mit Rang fünf im Mittelfeld landete.²⁰

Die Herkunft der Gründungspersonen spiegelt die Ursprünge des *USK Grödig* im DP-Lager Anif-Niederalm wider und gibt Aufschlüsse über die Geschichte der Flucht und Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg. Ein Großteil der Fußballfunktionäre und Spieler der Gründungsmannschaft 1948 stammte aus deutschsprachigen Gebieten im ehemaligen Jugoslawien. Sie zählten zur deutschsprachigen Minderheit der Donauschwaben, die ab dem Frühjahr 1944 vor dem Einmarsch der Roten Armee und der jugoslawischen Partisan*innen evakuiert und ab Herbst 1944 vertrieben sowie verfolgt wurde.²¹ Unter der von Tito angeordneten Militärverwaltung setzten im Oktober 1944 erste Repressionsmaßnahmen als Vergeltung für die nationalsozialistische Herrschaft ein. Es folgte eine Welle von Erschießungen und Internierungen in Lagern, die nicht nur die deutschsprachige Bevölkerung traf.²²

Der erste Obmann-Stellvertreter des *USK Grödig*, Anton Straubhaar, konnte der Verfolgung entkommen. Er wurde am 13. Juni 1914 in Neu-Futok geboren.²³ Futok war eine Doppelgemeinde in der Batschka und ist heute eine Vorstadt von Novi Sad.²⁴ Zum Zeitpunkt der Vertreibung der deutschen Bevölkerung im Oktober 1944 zählte die Doppelgemeinde rund 8.500 Einwohner*innen, wobei Neu-Futok eine rein deutsche Bevölkerung aufwies und Alt-Futok eine gemischt deutsch-serbische.²⁵ Der gelernte Kaufmann Straubhaar betrieb in Neu-Futok eine Limonadenfabrik sowie einen Getreidegroßhandel

20 Vgl. ebd., 2.12.1951.

21 Vgl. Stephan Philip Kenzian, *Rechtliche und historische Grundlagen der Völkervertreibung in Ost-Südosteuropa – am Beispiel der deutschen Minderheiten in der Tschechoslowakei und Jugoslawien*, unveröffentlichte Dissertation, Universität Salzburg 2010, 137, 139.

22 Schätzungen zufolge gerieten im Herbst 1944, nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Besatzung, zwischen 160.000 und 170.000 ‚volksdeutsche‘ Zivilist*innen unter die Herrschaft Titos. Sie galten, ebenso wie Kroaten oder Magyaren, als Volksfeinde. Die Mehrheit von ihnen befand sich auf dem Gebiet der autonomen Provinz Vojvodina, also im Banat, der Batschka und in Syrmien. Vgl. Michael Portmann, *Die donauschwäbische Bevölkerung in der Vojvodina. Flucht, Internierung und Aussiedlungspolitik (1944–1954)*, in: *Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung/Donauschwäbisches Zentralmuseum (Hg.), Vom „Verschwinden“ der deutschsprachigen Minderheiten. Ein schwieriges Kapitel in der Geschichte Jugoslawiens 1941–1955*, Berlin/Ulm 2016, 96–106, 97 f.

23 Ungarisch: Futak, serbisch: Futog.

24 Die Batschka ist eine Region zwischen Serbien und Ungarn, wobei der südliche und größte Teil davon auf Serbien entfällt.

25 Vgl. <http://www.donauschwaben-bayern.de/images/futok.pdf> (18.5.2018).

mit angeschlossenem Lebensmittelgeschäft und wohnte, genauso wie seine späteren Vereinskollegen Georg Prinz, Hans Haarich und Stefan May, bis zum Zeitpunkt der Flucht in der Ortschaft. Ebenso wie ein Großteil der deutschsprachigen Einwohnerschaft brach er mit seiner Familie, den beiden Kindern und seiner Frau, vor Heranrücken der Roten Armee mit einem Flüchtlingszug entlang der Donau Richtung Westen auf. Die Flucht der Familie führte zunächst über Ungarn bis nach Tulln in Niederösterreich. Dort fand Straubhaar eine Anstellung in der Zuckerfabrik. 1946 erreichten die Straubhaars das Lager Anif-Niederalm. Ab 1947 arbeitete Straubhaar in der Zellulosefabrik Hallein, ehe er ab 1951 ein Gemischtwarengeschäft und einen Kiosk betrieb.²⁶ Straubhaar suchte am 2. Februar 1951 um die Zulassung eines Kantinenbetriebs im Flüchtlingslager an. Der im Jahr 1950 für die Meisterschaft neu adaptierte Sportplatz des Vereins befand sich direkt auf dem Gelände des Flüchtlingslagers, unmittelbar vor den Baracken. Die Adresse lautete Niederalm (Anif), Haus Nr. 68.²⁷ Vermutlich dürfte dieser Kantinenbetrieb ebenso für den *USK Grödig* bei Fußballspielen genutzt worden sein. Der gleichnamige Sohn von Anton Straubhaar erinnert sich an die Anfänge des Lagerfußballs:

„Da sind wir da hergekommen, da vorne war das Lager. Da waren eh schon 500 Leute da. Und da vorne war der Fußballplatz, direkt vor der Haustüre. Dann im [19]47-er/48-er, 48 offiziell, 47 inoffiziell, haben mein Vater halt und noch vier, fünf so Hansln den Verein gegründet.“²⁸

Ein weiteres Mitglied der Gründungsmannschaft des *USK Grödig* war Emmerich (genannt Peter) Florian bzw. Florin.²⁹ Florian wurde am 21. Juli 1930 in der heute in Kroatien liegenden Stadt Osijek geboren.³⁰ Nach der Eroberung der Stadt durch jugoslawische Partisanenverbände gegen Ende des Zweiten Weltkriegs befand sich Florian aufgrund seiner Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit der ‚Donauschwaben‘ auf der Flucht. „Nach der Befreiung dieser Gebiete darf kein Schwabe mehr bleiben, sondern jeder kommt entweder nach Deutschland oder in die Lager, und Verbrecher werden verhaftet und bestraft“,³¹ hieß es in den Richtlinien der jugoslawischen Geheimpolizei *Odjeljenje za zaštitu naroda*

26 Interview mit Anton Straubhaar (jun.), durchgeführt v. Andreas Praher u. Robert Schwarzbauer, Anif, 12.6.2018.

27 Vgl. SLA, Landesamt für Umsiedlung, Lager Anif, 851/101–200.

28 Interview Straubhaar.

29 In den Quellen ist sowohl der Nachname Florian als auch Florin überliefert, wobei Florin (abgeleitet von Florian) der ursprüngliche Familienname sein dürfte.

30 Deutsch: Essegg bzw. Esseg.

31 Zit. nach: Vladimir Geiger, Die Internierungslager für die deutsche Bevölkerung in Kroatien (1945–1947), in: Flucht, Vertreibung, Versöhnung/Donauschwäbisches Zentralmuseum, Verschwinden, 107–117, 107.

(Abteilung für Volksschutz, OZNA). Allein im sogenannten ‚Blutigen Herbst‘ 1944 wurden über 7.000 Zivilpersonen während der Operation *Intelligenzija* ermordet. Im September 1946 erreichte Florin gemeinsam mit seiner späteren Ehefrau (die beiden heirateten zu Pfingsten 1950) das Lager Anif-Niederalm. Seine Schwiegereltern und sein Schwager lebten ebenso im DP-Camp. Florin fand während seines Lageraufenthaltes Arbeit in den benachbarten Leube-Zementwerken in St. Leonhard, von der er seine Familie (das gemeinsame Kind kam 1950 im DP-Lager zur Welt) ernähren konnte.³² Laut den Mitteilungen des *Salzburger Fußballverbandes* spielte Florin ab August 1948 gemeinsam mit seinen Brüdern Hermann und Sepp beim neugegründeten *USK Grödig*.³³ Für die Saison 1950/51 wurde Florin zum ersten Tormann in der Grödiger Mannschaft nominiert.³⁴

Während Florin über mehrere Saisonen als sicherer Rückhalt im Tor der Grödiger galt, suchte der bereits erwähnte Grödig-Stürmer Peter Klaus seine sportliche Perspektive zunächst in der Steiermark beim damaligen Staatsligisten *Sturm Graz* und in weiterer Folge in Übersee. Der um ein Jahr jüngere Bruder von Franz Klaus wurde am 27. November 1929 in der serbischen Stadt Pančevo geboren und wechselte nach seinem Gastspiel in Graz zum *Schwaben AC* nach Chicago.³⁵ Dort trat er u.a. in einer Auswahlmannschaft im Mai 1952 gegen die *Stuttgarter Kickers* an.³⁶ Im Juni 1956 nahm Peter Klaus in Fort Richardson (Alaska) die amerikanische Staatsbürgerschaft an.³⁷

Weitere Grödig-Spieler, die auswanderten, waren der 1909 geborene Bela Wintergerst und der um knapp 20 Jahre jüngere Adam Straubhaar (Neffe des oben erwähnten Anton Straubhaar). Sie waren Teil der Gründungsmannschaft, ihr Verbleib in Grödig war jedoch nur von begrenzter Dauer. So wie die in der Festschrift zur Markterhebung mit 23 bezifferten ausgewanderten Kampf- und Reservespieler³⁸ migrierten Bela Wintergerst und Adam Straubhaar Ende der 1940er-Jahre bzw. Anfang der 1950er-Jahre in die USA. Das war durchaus nicht ungewöhnlich. Gegen Ende der 1940er- und im Lauf der 1950er-Jahre wanderten Tausende DPs wie die Donauschwaben nach ein paar Jahren Aufenthalt im Nachkriegsösterreich oder -deutschland auf der Suche nach besseren Arbeits- und

32 Vgl. SLA, Landesamt für Umsiedlung, Lager Anif, 851/101–200.

33 Vgl. Archiv des SFV, Mitteilungsblatt Nr. 21, 26.8.1948.

34 Vgl. Neuland, 3.9.1950.

35 Deutsch: Pantschowa.

36 Vgl. Neuland, 18.5.1952.

37 Vgl. U.S. Naturalization Record Indexes, 1791–1992, Peter Klaus, www.ancestry.com (1.6.2018).

38 Die Festschrift zur Markterhebung von Grödig beziffert die Zahl der nach Amerika ausgewanderten Kampf- und Reservespieler des Sportvereins Grödig auf 23, nennt aber keine Namen. Vgl. Joseph Reitsamer, Grödig im Pulsschlag unserer Zeit. Kleines Biogramm des jüngsten Marktes Österreichs, in: Marktgemeinde Grödig (Hg.), Festschrift zur Markterhebung Grödig, Grödig 1968, 70–93, 86.

Lebensbedingungen in die USA, nach Kanada, Australien oder Südamerika aus.³⁹ Nicht selten schlossen sich diese Auswanderer wiederum in Sportvereinen zusammen. So erlebte der bereits Ende der 1920er-Jahre gegründete deutsch-ungarische Fußballklub in Brooklyn ab den 1950er-Jahren regen Zulauf an donauschwäbischen Spielern aus Österreich und Deutschland. Der nach Salzburg geflohene und später nach Stuttgart ausgewanderte Franz Hamm schildert das folgendermaßen:

„Meinen ersten Sonntag in Amerika verbrachte ich auf dem Fußballplatz meiner Landsleute und sah dort ganze Gruppen von Freunden aus Werbaß und aus Torschau sowie aus Sekitsch. Nach fast dreißig Jahren Unterbrechung begegnete ich dort meinen Schulfreunden David Bieber und Heinrich Krautwurst. Auch viele neue Einwanderer sah ich, darunter jüngere Leute. Sie finden über den Sportverein in die Zusammenschlüsse unserer Landsleute.“⁴⁰

Doch zurück zu den beiden Grödig-Spielern Bela Wintergerst und Adam Straubhaar. Wintergerst, der ab Juli 1948 stellvertretender Sektionsleiter des *USK Grödig* und ab August 1948 zeitgleich Spieler war, suchte nicht einmal ein Jahr später, im Juni 1949, gemeinsam mit seiner Ehefrau Viktoria in den USA sein neues Glück. Die beiden bestiegen am 17. November 1949 in Genua das Passagierschiff *Sobieski* und liefen am 29. November 1949 den Hafen von New York an. In den Passagierlisten wurden beide als ‚staatenlos‘ geführt.⁴¹ Bela Wintergerst lebte bis zu seinem Tod im März 1966 in der Stadt Pontiac im US-Bundesstaat Michigan.⁴²

Adam Straubhaar wanderte im Mai 1952 gemeinsam mit seinen Eltern und seinem jüngeren Bruder über Bremerhaven nach New York aus.⁴³ Straubhaar, geboren am 19. November 1927 in dem zwei Jahre später in Jugoslawien umbenannten Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, erhielt im Mai 1959 die amerikanische Staatsbürgerschaft und lebte später in Cleveland, Ohio.⁴⁴

39 Die zunächst stark auf DPs beschränkte Auswanderung nach Amerika wandelte sich mit den Einreisebestimmungen in eine generelle Arbeitsmigration. Vgl. Friedhelm Vahsen, *Auf der Suche nach dem amerikanischen Traum. Lebensgeschichten und Zukunftsträume deutscher und österreichischer Auswanderer*, Wien/Berlin/Münster 2006; Alexander Freund, *Aufbrüche nach dem Zusammenbruch. Die deutsche Nordamerika-Auswanderung nach dem Zweiten Weltkrieg*, Göttingen 2003, 391–393.

40 Franz Hamm, *Bei den Donauschwaben in den USA. Eine Besuchsfahrt*, Salzburg 1952, 9.

41 Vgl. New York, Passenger Lists, 1820–1957, Bela Wintergerst, www.ancestry.com (22.5.2018).

42 Vgl. U.S., Social Security Death Index, 1935–2014, www.ancestry.com (22.5.2018).

43 Vgl. New York, Passenger Lists, 1820–1957, Adam Straubhaar, www.ancestry.com (23.5.2018).

44 Vgl. U.S. Naturalization Records Indexes, 1794–1995, Adam Straubhaar und Ohio, County Naturalization Records, 1800–1977, Adam Straubhaar, www.ancestry.com (23.5.2018).

DAS LAGER LEHEN UND DER *USK DANUBIA SALZBURG*

Das Lager Lehen wurde am 3. August 1948 von den amerikanischen Besatzungsbehörden der *Landesstelle für Umsiedlung* in der Verwaltung der Landesregierung Salzburg übergeben. Es bestand aus acht großen ehemaligen Baracken des ‚Reichsarbeitsdienstes‘ (RAD), die Wohnraum für ca. 600 Personen boten.⁴⁵ Im Lager wurden heimatlos gewordene Donauschwaben, die hauptsächlich aus dem heutigen Serbien kamen, untergebracht. In Anlehnung an die Donau gaben sie ihrem Verein den latinisierten Namen *Danubia*. Im Juli 1948 erfolgten die vereinspolizeiliche Genehmigung und der Beitritt zur *Union* und am 14. April 1949 die Aufnahme in den *SFV* als Schutzverein. Die ersten Spieler des neuen Vereins waren u.a. Julius Schäfer, Josef Apellshoffer, Hans Eckert sowie Jakob Pfister, und auch der langjährige Obmann des *Union Fussballclubs (UFC) Salzburg*, Helmut Schmidt, schnürte seine ersten Fußballschuhe im Lager Lehen.

Die Heimspiele trug der Verein auf dem Sportplatz im Lager Lehen aus. Dieser von den ehemaligen RAD-Baracken umgebene Platz lag an der Salzach, ungefähr dort, wo heute der Sportplatz der Handelsakademie und die Stockbahn am Rande des Lehener Parks sind. Hauptmieter des Platzes war der *Amateur-Sportverein (ASV) Blau-Weiß Salzburg*, die Platzmiete betrug für die *Danubia* zehn Schilling monatlich.

Während der *USK Grödig* mit Abgängen zu kämpfen hatte, stieg die *Danubia* zum donauschwäbischen Vorzeigeklub in Salzburg auf. Der Verein verfügte nicht nur über die besseren Spieler, sondern konnte auch auf prominente und finanzkräftige Unterstützer verweisen. Dem Verein stand ab März 1952 der angesehene Salzburger mit ‚volksdeutschen‘ Wurzeln, Paul Fraß, vor, während der Herausgeber der Wochenschrift *Neuland*, Hans Schreckeis, als Obmann die sportlichen Geschicke leitete.⁴⁶ Schreckeis war Arzt und wurde 1905 in Vukovar geboren. In den 1950er-Jahren war er zudem Vizepräsident des *Landeskomitees für Flüchtlingshilfe* und engagierte sich im *Verband Katholischer Donauschwäbischer Akademiker*.

Hans Brandner, der 1955 mit seiner Mutter und seinen vier Geschwistern eine Dreizimmerwohnung beziehen konnte, nachdem die Familie zuvor eine Lagerbaracke bewohnt hatte, erinnert sich an den Fußballverein *Danubia* im Salzburger Stadtteil Lehen:

„Als ich nach Lehen kam, war ich 17 Jahre alt. Und ein begeisterter Fußballspieler, wie auch meine beiden Brüder. Wir hatten das Glück, den damaligen Sportplatz des SV Danubia in unserer Nähe zu haben und benutzen zu dürfen. Nach den Matches kehrten wir meistens in der ‚Druckerbar‘ ein – einer Sportlerkantine, die Frau Drucker führte – um dort Tischfuß-

45 Vgl. SLA, Landesamt für Umsiedlung, Lager Lehen, 515/101–200.

46 Vgl. Neuland, 16.3.1952.

ball zu spielen. Gleich daneben befand sich die amtsbekannte ‚Hundsgräfin‘, deren zahlreiche, provisorische Hundehütten oft einen penetranten Gestank verbreiteten. An der Südseite des Platzes befand sich damals noch das Lager der Donauschwaben. Die letzte große Veranstaltung auf diesem Platz fand im Juni 1961 statt. Es war das Gastspiel des Zirkus Busch aus Berlin. An der Kreuzung Schießstattstraße/Althofen-Straße stand damals eine große Baracke, in der Herr Andessner Senior eine Schuhwerkstatt betrieb, und nach der nächsten großen Kreuzung links stand ebenfalls eine große Baracke, die von Herrn Gabauer als Gaststätte geführt wurde. Diese war für uns Jugendliche ein beliebter Treffpunkt, weil wir dort Billard spielen konnten.“⁴⁷

Im Gegensatz zum *USK Grödig* konnte die *Danubia* die kontinuierliche Abwanderung von Spielern ab Mitte der 1950er-Jahre nicht mehr kompensieren. Dazu kam, dass der Lagersportplatz in Lehen nicht mehr benutzt werden durfte. In der Hauptversammlung vom 12. Juli 1957 wurde die Auflösung des Vereins und der Übertritt zum *Fussballclub (FC) Salzburg*, der gleichzeitig den Namen *UFC Salzburg-Danubia* annahm, mit 30 Stimmen bei drei Gegenstimmen und einer Enthaltung beschlossen. Interessant ist, dass die Fusion vom Union-Dachverband unterstützt wurde, der die Vereinsschulden übernahm und somit die Wirksamkeit der beschlossenen Vereinsauflösung erst ermöglichte.⁴⁸

DAS LAGER ROSITTENKASERNE UND DER *USC VIKTORIA* SALZBURG

Das Lager Rosittenkaserne befand sich in der Stadt Salzburg in unmittelbarer Nähe zum heutigen Freibad Leopoldskron südlich der Nußdorferstraße und der Leopoldskronstraße. In diesem Lager, das mit „1560 Lagerinsassen bzw. 410 Familien“ das größte DP-Flüchtlingslager der Stadt nach 1945 war,⁴⁹ wurde am 10. Juni 1949 vom Sportausschuss des Flüchtlingslagers „im Einvernehmen mit der Landesregierung, Landstelle für Umsiedlung“ ein Sportverein gegründet.⁵⁰ Aufgabe des *Union Sport Club Viktoria*⁵¹ genannten Vereins war „die Erfassung der Jugend- und Freizeitgestaltung. Neben Lieder[n] und

47 Hans Brandner, Stationen einer Biographie, in: Petra Burgstaller u.a. (Hg.), Von Lehen. Mitten aus dem Stadtteil, Salzburg 2009, 23.

48 Vgl. SLA, SID Vr 4101/49 aufgelöste Vereine.

49 SLA, Landesamt für Umsiedlung, Lager Rosittenkaserne, 724/1–300, Stand Zählung am 3.1.1948.

50 Archiv des SFV, Schriftverkehr *Viktoria Salzburg* (SVS), Schreiben des Sportausschusses des Flüchtlingslagers Rosittenkaserne, 21.6.1949.

51 Der Verein wurde auch von den Vereinsverantwortlichen sowohl mit „k“ (*Viktor*ia) als auch mit „c“ (*Victor*ia) geschrieben. Eine einheitliche Schreibweise wurde damals offensichtlich als nicht notwendig erachtet.

Tänze[n] wird ein besonderes Augenmerk dem Sport gewidmet und damit die geistige und körperliche Ertüchtigung der Jugend verfolgt“.⁵² Der Sportausschuss des Rosittenlagers bestand aus 21 Personen, von denen sieben als „VD. Jug.“ und elf als „VD. Rum.“, also als sogenannte jugoslawische und rumänische ‚Volksdeutsche‘ geführt wurden; in ihm waren mit Obmann Karl Friesenbichler und Obmann-Stellvertreter Franz Petter nur zwei Personen als österreichische Staatsbürger aufgelistet.⁵³

Heimstätte der *Victoria* war der Sportplatz neben dem Rosittenlager, wo sich heute der Parkplatz des Leopoldskroner Bades befindet. Die dortige Fläche, auf der sich zwei Bombentrichter befanden, wurde in abendlicher Handarbeit mit Kübeln von den Vereinsangehörigen eingeebnet und hatte anfangs anstelle von Rasen nur eine Schotteroberfläche.⁵⁴ Der Platz wurde am 16. Juli 1950 mit den Spielen *Viktoria Salzburg Jugend vs. Sportclub (SC) Alpenstraße Salzburg Jugend*, *Viktoria Salzburg Alte Herren vs. Firmenmannschaft Stranz & Scio* sowie *Viktoria Salzburg vs. SC Alpenstraße Salzburg* eingeweiht.⁵⁵ Nach der Auflösung der *Viktoria* 1956 wurde der Platz von dem in diesem Jahr gegründeten *Fußballclub (FC) Gneis* übernommen und bis zu seinem Abriss wegen des Schwimmbadbaus im Jahr 1962 benutzt.⁵⁶

Wie alle DP-Vereine in Salzburg war auch die *Viktoria* in der kurzen Zeit ihrer Existenz (1949–1956) vom Problem der Abwanderung ihrer Spieler und Funktionäre betroffen. Schon 1950 findet sich eine Notiz in der Zeitung *Neuland*, dass ein Abwehrspieler namens Mester aus Spielermangel das Tor hüten müsse: „Mester, der bisher den Posten des Verteidigers mit außerordentlichem Erfolg bei der *Viktoria* versah, nun zwischen die Pfosten gehen [wird], um seiner Mannschaft aus der Pfanne herauszuhelfen“.⁵⁷ Im Mai 1952 konnten die beiden letzten Spiele in der Nachwuchs-Meisterschaft aufgrund von Spielermangel durch Abwanderung nicht mehr gespielt werden.⁵⁸ Existenzbedrohend wurde der Personalmangel für den Verein im Jahr 1955. Im Herbst dieses Jahres trat die *Viktoria* nur mehr zu sechs Spielen an und gab ihre Abschiedsvorstellung am 23. Oktober mit einem 1:0-Auswärtssieg in Golling. Bei der Jahreshauptversammlung vom 7. Jänner 1956 wurde „das Problem der anhaltenden Auswanderung von Spielern, Funktionären und Mitgliedern, [die] große Lücken gerissen“ hatte,⁵⁹ thematisiert. So konnte z.B. der

52 Archiv des SFV, SVS, Schreiben des Sportausschusses des Flüchtlingslager Rosittenkaserne, 21.6.1949.

53 Vgl. Archiv des SFV, SVS, Namensliste des Sportausschusses.

54 Vgl. Interview mit Josef Wieber, durchgeführt v. Robert Schwarzbauer, Salzburg, 7.3.2009.

55 *Neuland*, 9.7.1950.

56 Heute *USK Gneis*.

57 *Neuland*, 10.9.1950.

58 Vgl. Archiv des SFV, Schriftverkehr *Viktoria Salzburg*, Schreiben des *USC Viktoria*, 16.5.1952.

59 SLA, Landesamt für Umsiedlung, Lager Rosittenkaserne, 724/1–300.

Jugendwart des Vereins, Gero Illic, keinen Bericht zur Hauptversammlung abliefern, da er wenige Tage zuvor in die USA ausgewandert war.⁶⁰ Nachdem Gespräche mit dem „Bruderverein SK Danubia bzgl. Zusammenlegung“ erfolgreich waren,⁶¹ wurde die Auflösung der *Viktoria* einstimmig beschlossen und am 24. Februar 1956 bei der Bundespolizeidirektion angezeigt. Der Beitritt zur *Danubia* wurde am 13. Jänner 1956 vollzogen.

DAS LAGER HALLEIN UND DER SC HAKOAH HALLEIN⁶²

Im Lager ‚Beth Israel‘ (auch Lager Hallein genannt) gab es zwischen 1951 und 1953 einen jüdischen Sport-/Fußballverein mit dem Namen *SC Hakoah Hallein*. Das Lager für jüdische DPs befand sich im Süden von Hallein in unmittelbarer Nähe zur Papierfabrik. Der Komplex bestand aus den Baracken einer ehemaligen SS-Kaserne. Ab ca. 1947 wurden dort jüdische DPs, vor allem aus Ungarn, Polen und Rumänien, untergebracht, die hier auf ihre Ausreise warteten.⁶³

Der *SC Hakoah Hallein* wurde im Juni 1951 gegründet und kurze Zeit später im *SFV* als Schutzverein aufgenommen. Erster Obmann war Georg Lásár, trainiert wurde die Mannschaft im ersten Jahr von Heinrich (genannt „Beppo“) Schönfeld, geboren am 3. August 1900 in Klausenburg, dem heutigen Cluj-Napoca, in Rumänien. Er begann seine Karriere beim *Sportclub (SC) Rudolphshügel* in Wien, wechselte Mitte der 1920er-Jahre nach Italien, wo er u.a. beim *Associazione Calcio (AC) Torino 1923/24* (als Enrico Schönfeld) italienischer Torschützenkönig wurde, ehe er bei *Hakoah Wien* landete und, wie einige andere Vereinskollegen auch, bei der Amerikatournee im Frühjahr 1926 in New York blieb.⁶⁴ In den 1930er-Jahren war Schönfeld als Trainer in Italien tätig. Im Sommer 1951 landete er im Lager Hallein, wo er die *Hakoah Hallein* bis zu seiner Ausreise nach Kanada, im Mai 1952, trainierte.⁶⁵

Die Karriere der Halleiner *Hakoah* innerhalb des Spielbetriebes des *SFV* war aufgrund von Abwanderung und wirtschaftlichen Schwierigkeiten eine eher bescheidene. In den offiziellen Verbandsmitteilungen ist der Verein wegen regelmäßiger Vereinsschulden

60 Vgl. SLA, SID Vr 9336/49 aufgelöste Vereine.

61 Ebd.

62 Vgl. Andreas Praher/Robert Schwarzbauer, Der jüdische Sport im Salzburg der Zwischenkriegszeit, in: *Aschkenas* 27/1 (2005), 57–70.

63 Vgl. Walter Reschreiter, *SC Hakoah Hallein*. Unveröffentlichte Broschüre, o.O., o.J.

64 Vgl. Bernhard Hachleitner, Bannerträger jüdischer Stärke. Die Wiener Hakoah als Vorbild für hunderte Vereine in aller Welt, in: Susanne Helene Betz/Monika Löscher/Pia Schölnberger (Hg.), „... mehr als ein Sportverein“. 100 Jahre Hakoah Wien 1909–2009, Innsbruck/Wien/Bozen 2009, 131–149, 138.

65 Reschreiter, *Hakoah*.

und diverser Strafen angeführt.⁶⁶ An der Meisterschaft 1952/53 der 1. Klasse A nahm der Verein teil, musste sich jedoch nach fünf Spielen und ebenso vielen Niederlagen (Tordifferenz 3:30) Anfang Oktober 1952 zurückziehen. Am 2. April 1953 erfolgte die offizielle Vereinsauflösung, womit die kurze Geschichte des einzigen jüdischen Sportklubs in Salzburg endete. Das Lager Hallein selbst wurde ein Jahr später, im Juli 1954, geschlossen.⁶⁷

Im Oktober 2011, also 60 Jahre nach der Vereinsauflösung, organisierte der Halleiner Vizebürgermeister und Historiker Walter Reschreiter ein Erinnerungsturnier mit Nachwuchsmannschaften der beiden Halleiner Vereine *FC* und *Union* sowie *Maccabi München* als Gast, womit auch in Hallein ein Stück Erinnerungskultur stattfand.

DAS LAGER PARSCH UND DER *RUSSISCHE SPORTKLUB*

Im sogenannten ‚Russienlager‘ im Salzburger Stadtteil Parsch waren es hauptsächlich Personen aus der damaligen Sowjetunion, vornehmlich aus Russland, Weißrussland und der Ukraine, die sich zusammenfanden, um Fußballspiele auszutragen. Das Lager in der Nähe der Fürbergstraße war gut organisiert, und bereits im Mai 1946 gründete sich dort ein *Verein Russischer Ingenieure, Landwirte und Techniker in Emigration*. Ziel war die gegenseitige Unterstützung und die Verbesserung der materiellen und kulturellen Lebensbedingungen. Die Mitglieder hatten eine abgeschlossene Hoch- oder zumindest Mittelschulbildung vorzuweisen. Neben diesem Verein schlossen sich Vladimir Fischer und drei andere Männer im Juni 1946 zur Gründung des *Russischen Sportklubs* zusammen. Dieser bediente die Sektionen Volleyball, Basketball, Fußball, Gymnastik, Pingpong, Boxen, Skifahren und Schach. Der angegebene Vereinszweck war die physische Entwicklung der Jugend. Das Klubabzeichen symbolisierte die russischen Nationalfarben Weiss-Blau-Rot. Der Vereinsvorstand wollte die Fußballsektion in den *Österreichischen Fußball-Bund* (ÖFB) eintragen lassen, um sich am österreichischen Fußballgeschehen zu beteiligen. Daraus wurde aber nichts, da die amerikanische Militärregierung die weitere Vereinstätigkeit Ende August 1946 wegen Spionageverdacht und Propagandatätigkeit untersagte sowie jede weitere Aktivität unter Strafe stellte.⁶⁸

66 Vgl. SFV, Offizielle Mitteilungen. Diverse Mitteilungsblätter zwischen Nr. 14/1951 u. Nr. 5/1953.

67 Vgl. Folder zum SC-Hakoah-Hallein-Gedenktourier, veranstaltet am 30. November 2011 vom 1. FC Hallein 04, verfasst von Walter Reschreiter.

68 Vgl. SLA, SID Vr 3493/46 aufgelöste Vereine. Russian Sport-Club/Russischer Sportklub (im Lager Parsch), Vereinsbildung; Andreas Praher, Vergessen und verdrängt. Salzburgs Sport im Nachkriegsösterreich, in: Minas Dimitriou u.a. (Hg.), Salzburgs Sport in der NS-Zeit. Zwischen Staat und Diktatur, Salzburg 2018, 357–382, 377.

SK JUGOSLAVIA

Ebenso kurzlebig war die Existenz eines anderen Flüchtlingsvereins in Salzburg, des *Sportklubs (SK) Jugoslavia*. Dieser betrat im Jänner 1946 die sportliche Bühne bei einem Freundschaftsspiel gegen den *Fußballclub (FC) Wien*, das im Rahmen eines Einladungsturniers beim *Salzburger Athletiksport-Klub (SAK) 1914* ausgetragen wurde. Die „körperlich weit überlegenen“ jugoslawischen Fußballer traten am zweiten Turniertag gegen die Wiener an und erspielten ein beachtliches 3:3-Unentschieden. Interessant ist die Tatsache, dass in der Mannschaft des *SK Jugoslavia* auch andere Nationalitäten spielten. So erzielte ein ukrainischer Rechtsaußen namens Palwicka nach nur fünf Minuten die Führung.⁶⁹ Das Spiel hatte aber ein ‚unsportliches‘ Nachspiel zur Folge. So hätte die Partie laut einem Bericht in der Zeitung *Neues Österreich* gar nicht ausgetragen werden dürfen, weil der *SK Jugoslavia* weder Mitglied des ÖFB noch des jugoslawischen Fußballverbandes war. Die eigentliche Sorge war aber nicht die fehlende Mitgliedschaft in einem Verband, sondern politisch begründet. So argumentierte die Zeitung: „Über diese sportlichen Fragen hinaus muß aber festgestellt werden, daß die Mannschaft aus den Insassen eines Emigrantenlagers besteht, also aus Leuten, die im Geruche stehen, Heimatflüchtige, Faschisten, vielleicht sogar Kriegsverbrecher zu sein.“⁷⁰

OFFENE FRAGEN UND DIE GESELLSCHAFTLICHEN FUNKTIONEN DES LAGERFUSSBALLS

Kaum dokumentiert ist die Geschichte des *USK Blau-Weiß Parsch*, da der Verein in der kurzen Zeit seines Bestehens nur wenige Freundschaftsspiele durchgeführt hat. Gegründet wurde er im November 1947, die Auflösung erfolgte am 17. September 1954, da „seit dem Jahr 1950 keine Vereinstätigkeit mehr ausgeübt wurde, der Verein kein Vermögen besitzt [und die] Vereinsmitglieder offensichtlich ausgewandert sind“.⁷¹ Aufgrund der Tatsache, dass die Auswanderung der Mitglieder zur Vereinsauflösung geführt hat, ist eine Verbindung mit dem Flüchtlingslager Parsch möglich, bewiesen werden kann sie jedoch nicht. In der donauschwäbischen Wochenzeitung *Neuland* vom 2. Juli 1950 wird neben *Danubia Salzburg*, *Viktoria Salzburg* und *USK Grödig* mit der *Union Pannonia Salzburg* noch ein vierter donauschwäbischer Sportverein in Salzburg angegeben, der „sich noch in den Kinderschuhen“ befand, dessen Gründung aber nie vollzogen wurde.⁷²

69 Vgl. Salzburger Nachrichten, 7.1.1946.

70 Neues Österreich, 17.1.1946.

71 SLA, SID Vr 19688/47 aufgelöste Vereine.

72 Vgl. Neuland, 2.7.1950.

Diese Beispiele zeigen, wie schwierig es oftmals sein kann, die Spuren von Flüchtlingsvereinen der österreichischen Nachkriegszeit nachzuzeichnen, allein deshalb, weil die Quellenlage spärlich ist. Das heißt aber nicht, dass die Flüchtlings- und DP-Vereine der Nachkriegszeit keine sportlichen Impulse gesetzt oder keine Bedeutung gehabt hätten. Im Gegenteil, trotz ihrer Außenseiterrolle waren sie ein fester Bestandteil der Sportkultur inner- und außerhalb der Lager und trugen einen wichtigen Teil zur Identitäts- und Gemeinschaftsbildung der männlichen Bewohner bei. Das manifestiert sich mitunter in den überlieferten Erinnerungen der Akteure. Wie weit auch Frauen am männlich geprägten Fußballspiel als Zuschauerinnen und damit an der Sportkultur teilnahmen, erschließt sich aus den bisherigen Quellen noch nicht. Es kann aber durchaus angenommen werden, dass Frauen, wenn nicht schon auf dem Platz, dann zumindest im Umfeld mitwirkten. Mit Hilfe des Fußballs gelang es den in Salzburg gestrandeten Menschen, die Lagergrenzen zu überwinden und den Lageralltag hinter sich zulassen. Das bezeugen dokumentierte Freundschafts- und Gastspiele gegen andere DP-Vereine in Deutschland oder gar in den USA. Darüber hinaus eröffnete der Fußball unter Umständen die Möglichkeit, den individuellen Handlungsspielraum zu erweitern. Denken wir nur an die erwähnten Brüder Klaus, die beim damaligen Staatsligisten *Sturm Graz* unter Vertrag genommen wurden und von denen einer beim *Schwaben AC* in Chicago landete. Inwieweit dies nur Einzelfälle waren, müssen weitere Forschungen zum Nachkriegsfußball klären.

JÜDISCHE *DISPLACED PERSONS* IN SÜDITALIEN: UNRRA CAMPS IM SALENTO 1945–1947

„Ernest Ignazio Salzer wurde am 22.01.1886 in Wien geboren, kam am 15.07.1939 nach Mailand und wurde mit Kriegsbeginn im faschistischen ‚Konzentrationslager‘ Ferramonti di Tarsia in Kalabrien interniert – die britische und die US-amerikanische Armee befreiten das Lager am 14. 09. 1943 und nutzten es fortan als Flüchtlingslager – Ernest Ignazio Salzer blieb dort, bis er im Mai 1945 ins Displaced Persons Camp von Santa Maria al Bagno in Salento in Apulien kam“.¹

Die Landung der britischen und amerikanischen Truppen in Sizilien leitete die Befreiung der süditalienischen Regionen vom Faschismus und der deutschen Besatzung ein. Ausländische und staatenlose Jüdinnen und Juden waren die ersten, die befreit und betreut wurden. In den vom NS-Regime besetzten und von der Italienischen Sozialrepublik kontrollierten Regionen Mittel- und Norditaliens hingegen wurden die italienischen Jüdinnen und Juden zunächst vor Ort interniert und dann in ‚Konzentrations- und Vernichtungslager‘ deportiert. Während des Krieges und direkt danach erreichten Jüdinnen und Juden aus den ehemaligen faschistischen Lagern in Italien als Erste die von der britischen und der US-Armee in Süditalien eingerichteten Flüchtlingslager. Es folgten jüdische Flüchtlinge aus dem Balkan und schließlich jene aus Osteuropa.

Der Fokus dieses Aufsatzes richtet sich auf die Flüchtlingslager in Süditalien, insbesondere auf diejenigen, die von der UNRRA (*United Nations Relief and Rehabilitation Administration*) zwischen 1945 und 1947 im Salento in der Region Apulien eingerichtet wurden. Die Überlebenden schrieben der in den vier *Displaced Persons Camps* verbrachten Zeit eine bedeutende Rolle für ihre physische und psychische Regeneration zu. Die Erfahrungen, die sie im Salento gemacht und dann beschrieben haben, ermöglichten vielen von ihnen, „als Mensch wiedergeboren zu werden“.² Neben der Unterstützung durch die UN-Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung UNRRA und die *Jewish Agency* waren es vor allem die nicht separierte Unterbringung, integriert in kleinen Ortschaften

-
- 1 Archivio di Stato di Lecce (ASL), Commissariato di pubblica sicurezza di Nardò, N. 23, B. 350, F. 4297.
 - 2 Das Internetportal *Profughi Ebrei in Puglia* sammelt Interviews und Dokumente über die Erinnerungen der Jüdinnen und Juden, die in den DP-Camps im Salento gelebt haben, Università del Salento, <http://www.profughibreinpuglia.it> (13.12.2018).

an einem besonders malerischen Küstenstreifen, sowie die Möglichkeit, persönliche Beziehungen mit der ortsansässigen Bevölkerung zu unterhalten, die dazu beitrugen, dass die Überlebenden wieder Vertrauen fassen und Hoffnung schöpfen konnten.

DIE ANTISEMITISCHE POLITIK DES ITALIENISCHEN FASCHISMUS

Am 14. Juli 1938 veröffentlichte die Zeitung *Il Giornale d'Italia* einen Text mit dem Titel *Der Faschismus und die Rassenproblematik*, der den Begriff der ‚Rasse‘ als einen ‚biologischen Begriff‘ definierte und so die vermeintliche theoretische Grundlage für die Diskriminierung und Verfolgung von Jüdinnen und Juden legte. Aufgrund des ‚arischen Ursprungs‘ der ‚reinen italienischen Rasse‘ wurde gefolgert, dass „die Juden nicht zur italienischen Rasse gehörten“.³ Dieser Logik folgend und in Vorbereitung auf die antisemitischen Rassengesetze vom Herbst 1938 wurde eine „außerordentliche Erfassung der Juden“ durchgeführt, der zufolge 58.412 Personen mit mindestens einem jüdischen Elternanteil seit mindestens sechs Monaten in Italien lebten, darunter 46.657, die „erklärt hatten, dem jüdischen Glauben anzuhängen“. Unter diesen waren 37.241 italienische und 9.415 ausländische Jüdinnen und Juden. Es wurden etwas mehr als 7.000 Kinder aus ‚Mischehen‘ gezählt und in etwa 2.600 Personen, die sich vom jüdischen Glauben losgesagt hatten.⁴ Als „der jüdischen Rasse zugehörig“ galten alle Personen, die „mehr als 50 % jüdisches Blut“ hatten.⁵ Ab Herbst 1938 verdrängte die antisemitische Gesetzgebung alle Italiener*innen ‚jüdischer Rasse‘ aus öffentlichen Ämtern, beginnend mit dem Bildungswesen, gefolgt vom Wirtschaftssektor und den freien Berufen.⁶ Zusätzlich wurde das religiöse und kulturelle Leben der jüdischen Bevölkerung starken Einschränkungen unterworfen.⁷ Die Rassengesetze und die antisemitische Propaganda des faschistischen Regimes dienten dem Ziel, Jüdinnen und Juden vom Rest der italienischen Bevölkerung zu trennen und zur Emigration zu bewegen.⁸ Zur Erleichterung ihrer Emigration in einer Zeit, in der immer mehr Länder ihnen den Zutritt erschwerten, sorgte das italienische Innenministerium dafür, dass auf den Pässen die „Zugehörigkeit des Passinhabers zur jüdischen Rasse“ nicht vermerkt war.⁹ Ausländische Jüdinnen und Juden, die nach dem 1. Januar 1919 in Italien ansässig geworden waren, wurden zur Ausreise aufgefordert; sie

3 Michele Sarfatti, *Gli Ebrei nell'Italia fascista. Vicende, identità, persecuzioni*, Turin 2007, 151.

4 Ebd., 160.

5 Ders., *La Shoah in Italia. La persecuzione degli ebrei sotto il fascismo*, Turin 2005, 80 f.

6 Vgl. ebd., 89.

7 Vgl. ebd., 92.

8 Vgl. ebd., 78, 162.

9 Sarfatti, *Ebrei*, 192.

sollten Italien bis zum 12. März 1939 verlassen haben. Außerdem wurde es ausländischen Jüdinnen und Juden verwehrt, nach Italien einzuwandern, ab Mai 1940 wurde ihnen auch die Durchreise verboten.¹⁰ 1.400 Jüdinnen und Juden, die nach 1918 eingebürgert worden waren, wurde die Staatszugehörigkeit wieder entzogen, und sie wurden des Landes verwiesen.¹¹ Gemäß der neuen faschistischen Gesetzgebung vom Herbst 1938 war 3.100 ausländischen Jüdinnen und Juden der Aufenthalt in Italien weiterhin gestattet, während 8.100 das Land verlassen mussten. Infolge der gesetzlich verordneten Ausweisung zu Beginn des Krieges verringerte sich die Zahl der geduldeten Jüdinnen und Juden auf ca. 2.000 und derjenigen ohne Aufenthaltsgestattung auf ca. 4.000.¹²

DER KRIEG UND DIE FASCHISTISCHEN INTERNIERUNGSLAGER

Am Vorabend des Kriegseintritts Italiens, am 10. Juli 1940, verfügte das Innenministerium die Verhaftung und Internierung von ausländischen und italienischen Zivilist*innen, die als „kriegsgefährdend“ eingestuft wurden. Angehörige „feindlicher Staaten“ (wie Engländer*innen, Französ*innen oder Griech*innen) wurden „aus Kriegsgründen“ interniert, italienische Regimegegner*innen hingegen „aus polizeilichen Gründen“. Ausländische und staatenlose Jüdinnen und Juden im Alter zwischen 18 und 60 Jahren wurden ebenfalls verhaftet, sie wurden als „vom Hass auf totalitäre Regime durchdrungene, unerwünschte Elemente“ bezeichnet.¹³

Bereits in den 1930er-Jahren hatte der italienische Faschismus ‚Konzentrationslager‘ als Instrument genutzt, um seine Kolonialmacht zu stärken.¹⁴ Beispielhaft hierfür ist die Deportation von ca. 100.000 Nomad*innen in 15 ‚Konzentrationslager‘ im libyschen Kyrenaika, die den Tod von 40.000 Menschen zur Folge hatte.¹⁵ Während des Zweiten Weltkriegs gab es zwei verschiedene Arten von ‚Konzentrationslagern‘: Die einen unterstanden der direkten Kontrolle des Innenministeriums, lagen überwiegend in Italien, hielten sich weitgehend an die internationalen Normen der Genfer Konvention von 1929

10 Vgl. ebd., 163, 187.

11 Vgl. Sarfatti, Shoah, 83, 86.

12 Vgl. Sarfatti, Ebrei, 187.

13 Ebd., 188; Carlo Spartaco Capogreco, *I campi del duce. L'Internamento civile nell'Italia fascista (1940–1943)*, Turin 2004, 93.

14 Vgl. Bruno Maida, *Campi di concentramento*, in: Mario Isnenghi/Giulia Albanese (Hg.), *Gli Italiani in guerra. Vol. 4/2*, Turin 2002, 586–592, 587.

15 Vgl. Nicola Labanca, *L'Internamento coloniale italiano*, in: Costantino Di Sante (Hg.), *I campi di concentramento in Italia. Dall'Internamento alla deportazione (1940–1945)*, Mailand 2001, 40–67.

und unterschieden sich damit von nationalsozialistischen ‚Konzentrationslagern‘.¹⁶ Die anderen unterstanden der direkten Kontrolle des Militärs und befanden sich hauptsächlich in den von Italien besetzten Gebieten in Jugoslawien, Albanien und Griechenland. Diese Lager waren Orte der Unterwerfung der lokalen Bevölkerung, der Gebietskontrolle und der ethnischen Säuberungen.¹⁷ In Jugoslawien etwa gab es 21 davon, auf der Insel Rab (Arbe) in Dalmatien waren im Dezember 1942 10.000 Menschen interniert, 1.200 sind als Todesopfer registriert, aber Zeitzeug*innen sprechen von 3.500 bis 4.500 Toten.¹⁸ In Italien erfolgten die Internierungen entweder in kleinen Ortschaften oder in ‚Konzentrationslagern‘. Hierfür wurden bereits bestehende Strukturen genutzt, wie Schulen, Häuser, Bauernhöfe, oder – wie etwa in Ferramonti-Tarsia in Kalabrien und Fraschette im Latium – eigens dafür Baracken errichtet.¹⁹ Insgesamt wurden zwischen 1940 und 1943 in Italien an die 50 Internierungslager für die Zivilbevölkerung eingerichtet,²⁰ vor allem abseits vom Kriegsgeschehen in den südlichen Regionen des Landes.²¹ Hier wurden englische, französische, griechische und jugoslawische Zivilist*innen festgehalten, ausländische Jüdinnen und Juden sowie Romnija und Roma, Angehörige der slawischen Minderheit aus der Region Julisch Venetien und ausländische und italienische Oppositionelle.²² Im Oktober 1940 waren von den 10.000 Ausländer*innen, die die Faschist*innen als internierungspflichtig ansahen, 4.251 in Lagern untergebracht, darunter 2.412 Jüdinnen und Juden.²³ Zudem waren ungefähr 4.200 Jüdinnen und Juden aus den von Italien besetzten Gebieten in Jugoslawien, Libyen und Rhodos in italienische Lager deportiert worden.²⁴ Insgesamt waren 6.384 Jüdinnen und Juden interniert, 4.339 davon in kleinen Ortschaften und 2.047 in ‚Konzentrationslagern‘.²⁵

16 Vgl. Carlo Spartaco Capogreco, *L'entrata in guerra dell'Italia e l'internamento degli ebrei stranieri: il campo di Ferramonti*, in: ebd., 83–94, 89; Klaus Voigt, *Zuflucht auf Widerruf. Exil in Italien 1933–1945*, Bd. 2, Stuttgart 1993.

17 Vgl. Maida, *Campi*, 588.

18 Vgl. Davide Conti, *L'occupazione Italiana dei Balcani. Crimini di guerra e mito della „Brava gente“ (1940–1943)*, Rom 2008, 61–71.

19 Di Sante, *Campi*, 579 f, 582.

20 Vgl. Capogreco, *Entrata*, 89.

21 Vgl. Di Sante, *Campi*, 581.

22 Vgl. ebd., 580.

23 Vgl. ebd., 88; Sarfatti, *Ebrei*, 199.

24 Vgl. ders., *Shoah*, 85.

25 Vgl. ders., *Ebrei*, 189.

DAS LAGER FERRAMONTI DI TARSIA

Die meisten Jüdinnen und Juden waren im ‚Konzentrationslager‘ Ferramonti-Tarsia in Kalabrien untergebracht, das sich über 16 Hektar erstreckte, eingezäunt war und von der Polizei und der faschistischen Miliz bewacht wurde. In jeder der 92 Holzbaracken fanden bis zu 40 Personen Platz, es gab getrennte Baracken für Frauen und Männer wie auch Familienbaracken.²⁶ Die ersten Insassen waren jüdische Männer (die Frauen waren zunächst in kleinen Ortschaften untergebracht) aus Deutschland, Österreich, Polen und der Tschechoslowakei, ab September 1940 kamen jüdische Frauen, Männer und Kinder aus Libyen, Jugoslawien und Albanien hinzu.²⁷ In dem Lager herrschte auf gewissen Ebenen eine Form von Selbstorganisation. Es gab eine gewählte Interessenvertretung, die die Bedürfnisse der Insass*innen gegenüber der Lagerverwaltung vertrat, und ein internes Schieds- und Disziplinargericht, um Streitigkeiten ohne Einschaltung der Lagerleitung lösen zu können, ein Hilfswerk für die Bedürftigsten, außerdem einen Kindergarten und eine Schule. Es lebten in dem Lager sowohl liberale als auch orthodoxe Gläubige, das kulturelle Leben war bestimmt von internierten Künstler*innen, die Theateraufführungen, Konzerte und Ausstellungen organisierten. Diese Selbstorganisation in Ferramonti-Tarsia war vor allem möglich durch die Präsenz der ‚Intelligenzija‘ aus Ost- und Mitteleuropa, die ihre Kenntnisse und Fähigkeiten in die Lagergesellschaft einbrachte.²⁸ Auch wenn Jüdinnen und Juden in Ferramonti-Tarsia bei Weitem die Mehrheit der Internierten ausmachten, gab es auch Griech*innen, Französ*innen und Jugoslaw*innen sowie italienische Antifaschist*innen.

Am 14. September 1943 wurde Ferramonti von britischen Truppen befreit. Die Insass*innen emigrierten daraufhin vor allem nach Palästina und in die Vereinigten Staaten. Ein weiterer Teil jedoch blieb im ehemaligen Lager, das von den Alliierten in ein *DP Camp* umgewandelt wurde und wo bald eine der „größten und eifrigsten jüdischen Gemeinden des befreiten Italien“ entstand.²⁹ Als das Lager im September 1945 geschlossen wurde, wurden die dort verbliebenen Personen in *DP Camps* nach Apulien umgesiedelt.

26 Vgl. Voigt, *Zuflucht*, 164 f.

27 Vgl. Capogreco, *Entrata*, 88

28 Vgl. Voigt, *Zuflucht*, 175–199.

29 Capogreco, *Entrata*, 91.

DIE ITALIENISCHE SOZIALREPUBLIK (RSI) UND DIE DEUTSCHE BESATZUNG MITTEL- UND NORDITALIENS

Nach dem 8. September 1943 besetzten die nationalsozialistischen Truppen Mittel- und Norditalien und setzten Mussolini an die Spitze der Italienischen Sozialrepublik. Die Vernichtungsmaschinerie gegen Jüdinnen und Juden sowie Regimegegner*innen durch Faschist*innen und die ‚Schutzstaffel‘ (SS) kam schnell in Gang.³⁰ Zu dieser Zeit lebten in der Sozialrepublik 32.000 Jüdinnen und Juden, 3.000 waren in das Königreich des Südens und 6.000 in die Schweiz geflohen.³¹ Die Italienische Sozialrepublik bezeichnete Jüdinnen und Juden im Manifest von Verona vom 14. November 1943 als „Feinde der Nation“ und ordnete ihre Festsetzung an, zuerst in „Konzentrationslagern auf Provinzebene“, dann in „speziell dafür ausgerüsteten Konzentrationslagern“.³² Bereits am 18. Oktober 1943 waren nach einer Razzia im Ghetto von Rom 1.023 Jüdinnen und Juden ins Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau verschleppt worden, davon überlebten nur 184.³³ Anfang 1944 organisierte das ‚Reichssicherheitshauptamt‘ (RSHA) mit Sitz in Verona die Deportation von Gefangenen mit „politischem und rassischem Hintergrund“ aus den „Polizeihaft- und Durchgangslagern“ wie Fossoli, Bozen-Gries und der Risiera di San Sabba in Triest, unterstützt von militärischen Einheiten und faschistischer Polizei.³⁴ Zwischen dem 11. September 1943 und dem 22. April 1945 sind mindestens 7.579 jüdische Opfer der nationalsozialistischen und faschistischen Verfolgung registriert, wovon 322 in Italien ermordet wurden und 6.806 (davon mindestens 3.202 Frauen und 3.598 Männer) in nationalsozialistische ‚Vernichtungslager‘ kamen. Von ihnen überlebten nur 937.³⁵ Zudem gab es 23.826 aus politischen Gründen Deportierte (mindestens 1.514 weibliche und 22.204 männliche), von denen 10.129 ihr Leben verloren.³⁶

30 Vgl. Enzo Collotti, *L'Europa nazista. Il progetto di un nuovo ordine (1939–1945)*, Florenz 2006, 412.

31 Vgl. Liliana Picciotto, *Il libro della memoria. Gli Ebrei deportati dall'Italia, 1943–1945*, Mailand 2002, 855.

32 Dies., *Salvati. Gli Ebrei d'Italia sfuggiti alla Shoah 1943–1945*, Turin 2017, 45.

33 Vgl. Brunello Mantelli, *Le razzie di ebrei*, in: Isenghi/Albanese, *Italiani*, 571–578, 575.

34 Juliane Wetzels, *Italien*, in: Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hg.), *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 9: Arbeitserziehungslager, Ghettos, Jugendschutzlager, Polizeihaftlager, Sonderlager, Zigeunerlager, Zwangsarbeiterlager, München 2009, 292–312.

35 Vgl. Picciotto, *Libro*, 28.

36 Vgl. Giovanna D'amico/Francesco Cassata/Giovanni Villari, *Come leggere le schede biografiche*, in: Brunello Mantelli/Nicola Tranfaglia (Hg.), *Il Libro dei deportati*, Vol. 1/1, Mailand 2009, 35–92, 47.

DIE BEFREIUNG SÜDITALIENS UND DIE *DP CAMPS*

Der Vormarsch der britischen und amerikanischen Truppen verhinderte, dass die in Süditalien internierten Jüdinnen und Juden in die nationalsozialistischen ‚Konzentrations- und Vernichtungslager‘ deportiert wurden. Auf diese Weise wurden etwa 2.200 ausländische und 400 italienische Jüdinnen und Juden befreit, der Großteil – mehr als 1.500 – aus dem Lager Ferramonti in Kalabrien, die anderen aus kleineren Lagern in den Abruzzen, in Molise und in Kampanien.³⁷ Außerdem wurden auch die Angehörigen der slawischen Minderheit aus der Region Julisch Venetien befreit, die in den faschistischen Lagern in Apulien, Kalabrien und in der Basilikata interniert waren.³⁸

Bei ihrem Vormarsch nach Norden kümmerten sich die britischen und amerikanischen Besatzungseinheiten durch die Militärregierung AMGOT (*Allied Military Government for Occupied Territories*) und die Kontrollkommission ACC (*Allied Control Commission*) auch um ehemalige Internierte, Kriegsgefangene, Evakuierte und Menschen, die aus den nationalsozialistisch besetzten Gebieten im Norden Italiens geflohen waren. Die AMGOT agierte unmittelbar an der Front, die ACC in den bereits befreiten Gebieten, wo sie die *Displaced Persons Sub-Commission* für ausländische und staatenlose Flüchtlinge einsetzte und die *Italian Refugees Sub-Commission*, die sich in Zusammenarbeit mit den italienischen Zivilbehörden um die italienischen Flüchtlinge kümmerte.³⁹ Im Frühjahr 1944 betreute die ACC etwa 23.000 ausländische und 60.000 italienische Flüchtlinge.⁴⁰ Die bereits eigenständigen italienischen Behörden richteten ein Wohlfahrtsamt für Flüchtlinge im Kriegsministerium (*Ufficio Assistenza Profughi del Ministero della Guerra*) ein und unterstützten die Arbeit der ACC über die lokalen Wohlfahrtsstellen der ECA (*Enti Comunali di Assistenza*), indem sie die Flüchtlinge in die bereits befreiten Provinzen transferierten und dort unterbrachten.⁴¹

Auch Kriegsflüchtlinge aus dem Balkan, Zivilist*innen, die aus den Kriegsgebieten geflohen waren, sowie Partisan*innen fanden in den befreiten Regionen Süditaliens Zuflucht.⁴² Besonders in der Region Apulien im äußersten Südosten des Landes fanden sich zahlreiche Flüchtlinge aus Jugoslawien ein, 36.000 bis Ende 1944.⁴³ Viele von ihnen

37 Vgl. Sarfatti, *Ebrei*, 199; Capogreco, *Campi*, 95.

38 Vgl. Vito Antonio Leuzzi, *Occupazione alleata, ex internati ebrei e slavi in Puglia dopo l'8 settembre 1943*, in: ders./Giulio Esposito (Hg.), *La Puglia dell'accoglienza. Profughi, rifugiati e rimpatriati nel Novecento*, Bari 2006, 75–103, 85.

39 Vgl. Voigt, *Zuflucht*, 430.

40 Vgl. Costantino Di Sante, *I campi profughi in Italia (1943–1947)*, in: Guido Crainz/Raoul Pupo/Silvia Salvatici (Hg.), *Naufraghi della Pace*, Rom 2008, 143–156, 149.

41 Vgl. ebd., 143 f.

42 Vgl. ebd., 80 f.

43 Vgl. Voigt, *Zuflucht*, 427.

wurden nach Ägypten gebracht und kamen dort in britische *DP Camps*, andere wurden in Apulien in ehemaligen faschistischen Internierungslagern untergebracht.⁴⁴ Jene Kriegsflüchtlinge, die bereit waren, die deutschen Truppen in Jugoslawien zu bekämpfen, wurden in zwei Gruppen geteilt: die kommunistischen Anhänger*innen Titos kamen nach Bari, die Monarchist*innen um König Peter II. nach Brindisi. Dort wurden sie von britischen und amerikanischen Besatzungseinheiten für den Widerstandskampf in Jugoslawien ausgebildet. Im südlichsten Teil Apuliens, im Salento, wurden ungefähr 6.000 jugoslawische Zivilist*innen untergebracht.⁴⁵

Insgesamt betreute die Kontrollkommission ACC bis Kriegsende über die *Displaced Persons and Repatriation Sub-Commission* in 91 Flüchtlingslagern ungefähr 60.000 ausländische und 177.000 italienische Flüchtlinge.⁴⁶ Zu Beginn des Jahres 1945 übernahm die UN-Nothilfe- und -Wiederaufbauverwaltung UNRRA den Betrieb der Flüchtlingslager von der alliierten Militärverwaltung. Die wesentlichen Ziele der Vereinten Nationen waren die Versorgung und Rückführung der *Displaced Persons* sowie die Unterstützung von Kindern, Müttern und Kranken.⁴⁷ Recht auf Unterstützung durch die UNRRA hatten „people of United Nations nationalities and stateless persons forced to leave their homes by reasons of the war“, davon ausgeschlossen waren „persons of enemy or ex-enemy nationalities, except for those forced to leave their home by reason of race, religion or activities in favour of the United Nations“.⁴⁸ Ab 1946 kam der UNRRA die Aufgabe zu, sich um die nichtitalienischen *Displaced Persons* zu kümmern, während der italienische Staat für Kollaborateur*innen und die rund 400.000 italienischen Flüchtlinge zuständig war.⁴⁹ Die UNRRA bot 44.000 *Displaced Persons* Unterstützung an, davon 18.000 in den 15 von ihr direkt betriebenen Lagern in den Regionen Apulien, Marken, Emilia, Lombardei und Julisch Venetien. Die größten Gruppen kamen aus Polen (16.000), gefolgt von Menschen aus Jugoslawien (9.000) und „Staatenlosen“, vor allem Jüdinnen und Juden (5.000).⁵⁰

44 Vgl. ebd., 428.

45 Vgl. Leuzzi, *Occupazione*, 91.

46 Vgl. Di Sante, *Campi*, 150; Leuzzi, Paolo Pisacane, *Il campo profughi di Santa Maria al Bagno. Con testimonianze di Profughi ebrei*, in: Leuzzi/ Esposito, *Puglia*, 137–154, 151.

47 Vgl. UNRRA at work, *UNRRA in Italy*, No.7, London, July 1946, 2 f.

48 UNRRA at work, *UNRRA's work for Displaced persons in Europe*, N.8, London, May 1946, 5.

49 Vgl. Silvia Salvatici, *Le displaced persons, un nuovo soggetto collettivo*, in: Crainz/Pupo/Salvatici, *Naufraghi*, 91–109, 94; UNRRA, *Vgl. Italy*, 146, 13.

50 Ebd., 32 f; Martina Ravagnan, *I campi Displaced Persons per profughi ebrei stranieri in Italia (1945–1950)*, in: *Storia e Futuro* 47 (2018), <http://storiaefuturo.eu/i-campi-displaced-persons-per-profughi-ebrei-stranieri-in-italia-1945-1950/> (13.12.2018).

DIE LAGER FÜR JÜDISCHE FLÜCHTLINGE IM SALENTO

Mit Kriegsende riss der Flüchtlingsstrom nicht ab. Insbesondere Jüdinnen und Juden aus Osteuropa, die Opfer neuer antisemitischer Ausschreitungen geworden waren, wandten sich nach Südeuropa mit dem Ziel, von dort nach Palästina auszuwandern. Die britische Politik versuchte hingegen, die jüdische Emigration nach Palästina zu begrenzen, und behinderte die Auswanderungsbestrebungen. Ab März 1945 errichtete die jüdische Organisation *Bricha* ein Untergrundnetzwerk, das in ganz Europa tätig war und bis Mai 1948 rund 69.000 Jüdinnen und Juden die Auswanderung nach Palästina ermöglichte. 20.000 setzten von Italien aus nach Palästina über.⁵¹ Das Herzstück dieser Geheimorganisation befand sich beim Jüdischen Komitee in Mailand, die Aktionen der *Bricha* wurden auch mit Unterstützung von Teilen der *Jüdischen Brigaden*, die u.a. in Südtirol und Apulien stationiert waren, ermöglicht.⁵²

Die ersten Schiffe nach Palästina starteten aus den großen Häfen Norditaliens (vor allem La Spezia und Genua), das wurde jedoch bald von den britischen Besatzungseinheiten verhindert. 1946 änderte die *Bricha* ihre Taktik und ließ kleinere Schiffe heimlich und hauptsächlich aus apulischen Häfen starten.⁵³ Es gab zwei Hauptwege, die aus dem Norden und Osten zu den apulischen Häfen führten: über die Alpenpässe und mit Zwischenstopps in Mailand und Rom sowie über Jugoslawien und das Mittelmeer direkt nach Bari.⁵⁴ Die illegalen Flüchtlingsbewegungen geschahen im stillen Einvernehmen mit den Ordnungskräften und der italienischen Regierung, trotz des britischen Protests gegen die illegale Einreise nach Palästina. Das Nachkriegsitalien wollte sich vom Faschismus und seiner antisemitischen Politik distanzieren und seine Rolle im Mittelmeerraum neu definieren.⁵⁵ Dennoch waren durch die starke Begrenzung der Einwanderung nach Palästina viele Jüdinnen und Juden gezwungen, zunächst in den *DP Camps* in Italien zu bleiben, bis im Mai 1948 das britische Mandat in Palästina endete und der neugegründete Staat Israel alle Einreisebeschränkungen aufhob. In der Zeit vom Kriegsende bis 1947 durchliefen gemäß der UNRRA etwa 30.000 Jüdinnen und Juden auf ihrer Reise nach Palästina die italienischen Transitcamps. Ab dem Jahr 1945 wurden die meisten in vier Lagern im Salento untergebracht – in jenen Küstenorten, in denen zuvor die jugos-

51 Vgl. Mario Toscano, *l'Italia e l'Aliyà Bet*, in: Marco Paganoni (Hg.), *Per ricostruire e ricostruirsi, Astorre Mayer e la rinascita ebraica tra Italia e Israele*, Mailand 2010, 75–88, 75 f.

52 Vgl. Andrea Villa, *Dai Lager alla terra promessa. La difficile reintegrazione nella ‚nuova Italia‘ e l’immigrazione verso il medio Oriente (1945–1948)*, Mailand 2005, 175–190.

53 Vgl. Leuzzi, *Occupazione*, 93.

54 Vgl. Eva Pfanzelter, *Between Brenner and Bari. Jewish Refugees in Italy 1945 to 1948*, in: Thomas Albrich/Ronald W. Zweig (Hg.), *Escape Through Austria. Jewish Refugees and the Austrian Route to Palestine*, London/Portland 2002, 89–104, 90.

55 Vgl. Toscano, *Italia*, 76–78.

lawischen Flüchtlinge einquartiert gewesen waren. In den Dörfern Santa Caterina, Santa Maria al Bagno, Santa Maria di Leuca und Tricase Porto wurden im November 1946 rund 4.500 Jüdinnen und Juden betreut.⁵⁶ Die britischen und amerikanischen Behörden hatten Tausende Villen, Feriendomizile und Gutshäuser der Großgrundbesitzer konfisziert, diese wurden zum Teil als Unterkünfte, zum Teil für religiöse, kulturelle und gesellschaftliche Zwecke genutzt.⁵⁷ Im Salento lebten die jüdischen DPs nicht in eingezäunten, abseits gelegenen Baracken, sondern inmitten des sozialen Gefüges der kleinen Ortschaften. Sie hatten dort medizinische Versorgung, materielle Unterstützung und die Möglichkeit zur Ausbildung und Arbeit.⁵⁸ Das Leben war geprägt von kulturellen Aktivitäten und dem Kontakt und Austausch mit der lokalen Bevölkerung und blieb vielen Betroffenen dauerhaft in positiver Erinnerung.⁵⁹

Neben dem *Joint (American Jewish Joint Distribution Committee)* waren zahlreiche jüdische Organisationen in diesen *DP Camps* aktiv: Die *Jewish Agency (Sokenut ha-yehudit)* gründete die Trainingslager *Haksharoth* und mehrere Abgesandte (*shelihim*) unterschiedlicher politischer Bewegungen aus Palästina hatten die Aufgabe, die Jüdinnen und Juden zu betreuen und auszubilden, und schufen in ihrer Umgebung Kibbuzim.⁶⁰ „Es gab rechtsgerichtete *shelihim*, die der religiösen Partei *Mizrahi* angehörten, linke *shelihim* der marxistischen Arbeiterbewegung *Ha-shomèr ha-tza'ir* und *shelihim* der Mitte-links-Bewegung *Mapà'i*. Außerdem gab es auch *shelihim* der *Betà'r*-Bewegung, die gewaltsamen Widerstand gegen die Briten in Palästina leistete.“⁶¹ Im Lager von Tricase Porto hatte sich z.B. der Kibbuz *Betà'r* gegründet, der ungefähr 120 Kinder und Jugendliche, die ohne Eltern waren, in seine Obhut genommen hatte. Die jungen Flüchtlinge fanden dort ein reichhaltiges Angebot an sportlichen und kulturellen Aktivitäten. So wurden Fußball-, Volleyball-, Leichtathletik-, Schwimm- und Tischtennisturniere organisiert, an denen Mannschaften aus allen Lagern des Salento teilnahmen, zudem gab es Theater- und Filmvorführungen. Das Lager missfiel jedoch insbesondere den britischen Besatzungseinheiten, denn, wie einem Bericht der UNRRA zu entnehmen ist, der *Betà'r* spiel-

56 Vgl. ASL, Organization of Jewish Refugees in Italy, Southern Region, 10. Nov. 1946, Commissariato di Pubblica Sicurezza di Nardò, Lecce, N. 23, B. 350, fasc. 4297.

57 Vgl. Leuzzi, *Occupazione*, 95.

58 Vgl. Voigt, *Zuflucht*, 437.

59 Vgl. Fabrizio Lelli, *l'odissea di Moshe Ron e le testimonienze letterarie dei profughi ebrei nei campi di transito del Salento*, in: Fabrizio Lelli (Hg.), *Moshe Ron, Un'odissea dei nostri giorni*, Galatina (Lecce) 2004, 7–28.

60 Vgl. Fabrizio Lelli, *Testimonianze dei profughi ebrei nei campi di transito del Salento*, in: Marco Paganoni (Hg.), *Per ricostruire e ricostruirsi, Astorre Mayer e la rinascita ebraica tra Italia e Israele*, Mailand 2010, 111–119, 112–114; Lelli, *Odissea*, 13.

61 Mandy Feingers u.a., *Profughi Ebrei nei campi di transito salentini*, 7, http://www.profughiereinpuglia.it/images/stories/documents/revisionoflecture_ita.pdf (13.12.2018).

te eine bedeutende Rolle bei der Organisation illegaler Ausreisen nach Palästina.⁶²

Zwischen den jüdischen DPs und der örtlichen Bevölkerung entstanden enge Beziehungen im Alltag. Sie besuchten zusammen Bars, Restaurants und Lebensmittelgeschäfte, die Kinder waren gemeinsam in den Schulen, unternahmen gemeinsame Sportaktivitäten, während der Erntezeit halfen die Flüchtlinge bei der Feldarbeit, und Arbeiter*innen aus dem Dorf fanden Arbeit in den Werkstätten der Camps.⁶³ In ihren Erinnerungen bezeugen Jüdinnen und Juden wie Italiener*innen die täglichen Beziehungen, den wechselseitigen Respekt vor den unterschiedlichen religiösen Traditionen, die Freundschaft zwischen den Flüchtlingen und den Bäuerinnen und Bauern sowie Fischerinnen und Fischern des Salento.⁶⁴ So fasst eine Frau aus Santa Maria al Bagno die Zeit zusammen, in der Jüdinnen und Juden in Santa Maria al Bagno untergebracht waren: „Die Juden kamen 1945 [...] und mit ihrer Ankunft ist Santa Maria al Bagno wiederauferstanden.“⁶⁵ Und zwei jüdische Frauen erinnern sich:

„Von Seiten der lokalen Bevölkerung gab es nie indiskrete Blicke oder ein spöttisches Lächeln über uns, die wir so komisch angezogen waren. Ich erinnere mich an meinen ersten Mantel, der aus einer Militärdecke geschneidert war und über den ganzen Rücken den Aufdruck der amerikanischen Armee trug [...]. Ich erinnere mich an den Tag, an dem Fischer aus dem Dorf eine riesige Meeresschildkröte fingen, die über hundert Kilo wog. Vor Freude über so viel Fleisch zum Essen feierten sie ein Fest am Strand und wir wurden alle spontan und überaus herzlich eingeladen am Festschmaus teilzunehmen [...]. Als wir Santa Maria verließen, fühlten wir uns wieder wie zivilisierte und normale Menschen und bereit, ein neues Leben zu beginnen.“⁶⁶

Der Aufenthalt in diesen Küstenorten half den Flüchtlingen sich zu erholen und sich anschließend wieder als vollwertige Menschen zu fühlen. Dennoch wurden die Flüchtlingslager im Salento im Jahr 1947 geschlossen – einerseits als Folge des britischen Protests wegen antibritischer politischer Aktivitäten und der zahlreichen illegalen Auswanderungen, andererseits als Folge von Anschuldigungen der enteigneten Grundbesitzer*innen, die mit Unterstützung der lokalen Presse eine erfolgreiche Verleumdungskampagne gegen die als kriminell und unmoralisch gebrandmarkten jüdischen Flüchtlinge führten, obgleich die *Organisation der jüdischen Flüchtlinge in Italien* (*Organization of Jewish Refugees in Italy*) beweisen konnte, dass diese Anschuldigungen unbegrün-

62 Vgl. Ercole Morciano, *Ebrei a Tricase Porto (1945–1947)*, Lecce 2017, 45 f.

63 Vgl. Mario Mennonna, *Ebrei a Nardò. Campo profughi n. 34 Santa Maria al Bagno (1944–1947)*, Tarent 2008, 38.

64 Vgl. Morciano, *Ebrei*, 135–270; Mennonna, *Ebrei*, 31–41.

65 Familie Pisacane in Leuzzi, *Occupazione*, 96.

66 Brief von Lisa Schotten und Pinna Horowitz an Paolo Pisacane, Jerusalem, 28.10.1997, in: Leuzzi, *Occupazione*, 96.



Zvi Miller, Murales 1945–1946.

det waren.⁶⁷ Die meisten Flüchtlinge wurden zum Großteil ins Lager von Bari-Palese verlegt.⁶⁸ Die häufige Verlegung von Menschen von einem *DP Camp* in ein anderes wurde ab 1947 und bis zur Gründung des Staates Israel (1948) zu einer von der italienischen Regierung genutzten Praxis, um das Handeln der *Bricha* zu beeinträchtigen. Die Position Italiens in Bezug auf die illegale Auswanderung hatte sich geändert, die 1947 gebildete Regierung hatte linke Parteien von der Führung des Landes ausgeschlossen und wurde mit der Verhärtung der Fronten im Kalten Krieg immer starrer.⁶⁹

So erinnert sich Gertrude Goetz an die Schließung des *DP Camps* Santa Maria al Bagno und an ihre Umsiedlung und wie sie sie erlebt hat:

„Wir wurden nach Palese gebracht, einem ehemaligen Lager der Alliierten an der Adriaküste bei Bari. Während wir in Santa Maria in normalen Unterkünften untergebracht waren, lebten wir jetzt in Militärunterkünften, jeweils zwei Familien zusammen. Das Lager war mit Stacheldraht umschlossen und erweckte bei uns den Eindruck, dass die Freiheit, die wir so hart erobert hatten, wieder eingeschränkt wurde, auch wenn die Tore nicht mehr verschlossen waren.“⁷⁰

Die Besonderheit der Erfahrung der Jüdinnen und Juden in den *DP Camps* des Salento kann nur anhand einer international vergleichenden Studie über die Lebensbedingungen innerhalb und außerhalb der *DP Camps* in Deutschland, Österreich und Italien vertieft werden.

67 Vgl. ASL, Organization of Jewish Refugees in Italy, Southern Region, 10.11.1946, Commissariato di Pubblica Sicurezza di Nardò, Lecce, N. 23, B. 350, fasc. 4297.

68 Vgl. Leuzzi, *Occupazione*, 98.

69 Vgl. Silvia Salvatici, *Between National and International Mandates: Displaced Persons and Refugees in Postwar Italy*, in: *Journal of Contemporary History* 49/3 (2014), 514–536.

70 Gertrude Goetz, *In segno di gratitudine. Crescere nell'Europa lacerata dalla guerra*, Nardò (Lecce) 2007, 124.

ERINNERT/UMKÄMPFT

„LEBEN BEDEUTET KAMPF!“

EDUARD PAUL TRATZ UND DIE ANPASSUNG AN DEN BIOLOGISTISCHEN DETERMINISMUS DER NS-IDEOLOGIE¹

Der Senat der Paris Lodron Universität Salzburg fasste in seiner Sitzung vom 14. Oktober 2014 den Beschluss, die 1973 erfolgte Verleihung des Ehrendoktorats an den Gründer und langjährigen Direktor des *Hauses der Natur* in Salzburg, Eduard Paul Tratz, zu widerrufen. Als Begründung wurde angeführt, dass „im Verfahren der Verleihung [...] wesentliche Tatsachen, nämlich die gravierende Verstrickung von Eduard Paul Tratz in nationalsozialistisches Unrecht, verschwiegen“ worden sei.² Der Beschluss des Senats über den Widerruf der Ehrung wurde nur cursorisch begründet. Zum einen wurde auf Tratz' Beteiligung an Kulturraub-Aktionen zugunsten des ‚SS-Ahnenerbes‘ in Ost- und Mitteleuropa Bezug genommen. Auf diesen Sachverhalt soll hier nicht näher eingegangen werden. Zum anderen wurde Tratz vorgeworfen, „als Autor pseudowissenschaftlicher Publikationen sozialdarwinistischen Inhalts hervorgetreten“ zu sein, in denen „er die Überlegenheit des ‚arischen‘ und ‚naturnahen‘ Wesens“ betont und „Beeinträchtigungen durch ‚fremdrassige Belastungen‘ hervorgehoben“ habe. Vor allem habe er sich in einer seiner Schriften auf die „rücksichtlose Ausmerzungen von ‚Krüppeln und Mißgeburten‘ in der Natur“ berufen, was man als Befürwortung der Euthanasie auslegen könne.³

- 1 Erweiterte Fassung eines Vortrags, den der Verfasser am 6. November 2015 bei der Tagung anlässlich der Pensionierung von Univ.-Prof. Dr. Karl Müller im *Literaturarchiv Salzburg* hielt.
- 2 Widerruf einer Ehrung. Beschluss des Senats vom 14. Oktober 2014, http://www.uni-salzburg.at/fileadmin/multimedia/Senat/Widerruf_einer_Ehrung.pdf (31.8.2015); aus heutiger Sicht ist allerdings auszuschließen, dass den Initiatoren der Ehrung Tratz' NS-Vergangenheit nicht bekannt gewesen ist; vgl. auch: Alexander Pinwinkler, *Die Tabula honorum der Paris-Lodron-Universität Salzburg. Akademische Ehrungen im Schatten der NS-Vergangenheit*, unpubl. Abschlussbericht, Salzburg 2015, 8.
- 3 Widerruf einer Ehrung (14.10.2014); in der Begründung bezog sich der Senat auf Robert Hoffmann, *Ein Museum für Himmel. Eduard Paul Tratz und die Integration des Salzburger „Hauses der Natur“ in das „Ahnenerbe“ der SS*, in: *Zeitgeschichte* 35/3 (2008), 154–175.

Im Folgenden sei näher auf die Rahmenbedingungen und Beweggründe eingegangen, welche Tratz veranlassten, sich in einigen seiner Schriften im Geiste einer biologischen nationalsozialistischen Moral radikal vom herkömmlichen bürgerlichen Humanismus abzugrenzen. Bemerkenswert ist zunächst, dass sich in Tratz' Biografie vor 1938 kaum Anzeichen dieser späteren Entwicklung aufspüren lassen. Tratz entstammte einer angesehenen Salzburger Bürgerfamilie. Bereits in jungen Jahren profilierte er sich als Autodidakt ohne Universitätsstudium als Ornithologe, dem dank seines persönlichen Charismas und einer – vielfach überlieferten – außergewöhnlichen Überzeugungskraft bei der Durchsetzung seiner Interessen unter den wirtschaftlichen schwierigen Bedingungen der Nachkriegszeit die Gründung eines Naturkundemuseums gelang, das später in *Haus der Natur* umbenannt wurde.

Nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs an das ‚Dritte Reich‘ erwies sich Tratz, der sich zuvor noch nicht für die nationalsozialistische Sache engagiert hatte, jedoch sehr rasch als aktiver Opportunist, der bei seiner Anpassung an die neue politische Situation ein beträchtliches Maß an Eigeninitiative entwickelte, wozu selbstverständlich auch der Eintritt in die NSDAP zählte. Zukunftsweisende Perspektiven zeichneten sich für ihn jedoch erst ab, als es ihm gelang, mit der SS-Lehr- und -Forschungsgemeinschaft ‚Ahnenerbe‘ in Kontakt zu treten. Die Integration des *Hauses der Natur* in das ‚Ahnenerbe‘ erfolgte nach einem Museumsbesuch Heinrich Himmlers im März 1939. Großzügig ausgestattet mit finanziellen und personellen Ressourcen, identifizierte sich Tratz in den Folgejahren in vielfältiger Weise mit den Forschungszielen und -vorhaben der SS-Wissenschaftsorganisation, wobei er die Vision verfolgte, das *Haus der Natur* zum führenden naturwissenschaftlichen Forschungsmuseum im Deutschen Reich zu machen.⁴ Entscheidend für Tratz' erfolgreiche Karriere im NS-Wissenschaftsbetrieb indessen war, dass er bereits unmittelbar nach dem ‚Anschluss‘ erkannte, dass die dem *Haus der Natur* zugrunde liegende Konzeption eines kombinierten Natur- und Gesellschaftsmuseums kompatibel zum nationalsozialistischen Naturverständnis war und es nur geringfügiger Anpassungen bedurfte, um das Museum als mustergültige Institution im Sinn der herrschenden Ideologie zu präsentieren. Tratz wusste, was von ihm erwartet wurde: Es sei die „selbstverständliche Pflicht der naturwissenschaftlichen Museen“, verkündete er 1939, „der Volksgemeinschaft zu dienen“. Indem sie „zu den wertvollsten und verantwortungsvollsten Einrichtungen des Dritten Reiches“ zählten, seien sie wesentlich dazu berufen, „mitzuwirken an der naturwissenschaftlichen Unterbauung des großen und einmaligen Werkes unseres Führers“.⁵

4 Eine umfassende Darstellung des Themas wird 2019 im Studienverlag Innsbruck erscheinen: Robert Hoffmann, Ein Museum für Himmler? Das Haus der Natur 1938–1945, in: Robert Hoffmann/Robert Lindner (Hg.), Ein Museum zwischen Innovation und Ideologie. Das Salzburger „Haus der Natur“ in der Ära von Eduard Paul Tratz, 1913–1976.

5 Eduard Paul Tratz, Über die Aufgaben der naturwissenschaftlichen Museen im allgemeinen und

Tratz vollzog seinen ‚Anschluss‘ an den biologistischen Zeitgeist zwar erst 1939, dann aber umso konsequenter. Das „Wiederfinden des Weges zur Natur als unserer Alleinberrscherin“, schreibt er in seinem programmatischen Artikel über die Aufgaben der naturkundlichen Museen, sei „in klarer und umfassender Weise nur möglich, wenn [...] diese ihre weltanschauliche Verpflichtung nicht nur erkennen, sondern auch zu erfüllen vermögen“. Das „Innere“ des Menschen sollte dorthin geführt werden, „wohin wir Menschen im Rahmen unserer naturgesetzlichen Stellung gehören, nämlich in die erb-, blut- und bodengebundene Abhängigkeit der uns vom Geschick zugewiesenen Sendung“.⁶

Als die Aufnahme ins ‚Ahnenerbe‘ unmittelbar bevorstand, nahm Tratz die teilweise Umgestaltung bereits bestehender Ausstellungsteile in Angriff, welche der Öffentlichkeit schließlich unter den Bezeichnungen „Der Mensch: Anatomie, Entwicklung und Konstitution“ sowie „Grundlagen der Vererbung; Vererbungserscheinungen bei Pflanzen, Tieren und Menschen; Arten- und Rassenbildung; Domestikation und Rückzüchtung; Rassenhygiene und Eugenik“ präsentiert wurden.⁷ In Eigeninitiative verschaffte er sich „äußerst lebenswahre Naturabgüsse verschiedener Rassen und Typen“. Diese wurden vom Münchner Dermoplastiker Willi Gabel angefertigt, der von Tratz auch später gerne für Präparationsarbeiten herangezogen wurde.⁸ Neben Köpfen nordischer, westischer, ostischer und dinarischer ‚Rassevertreter‘ befanden sich darunter auch Abformungen von jüdischen Häftlingen aus dem Konzentrationslager Dachau,⁹ die als dreidimensionale biologistische Belege einer „minderwertigen Rasse“ in den Ausstellungsteil „Rassen und Typen des deutschen Volkes und ihrer Parasiten“ integriert wurden. Seinem Kollegen Walter Greite, der seit Januar 1939 in der Wiener ‚Jüdischen Auswandererzentrale‘ für das ‚Ahnenerbe‘ anthropologische Untersuchungen „an Fremdrossigen und Mischlingen“ durchführte,¹⁰ ließ Tratz pflichteifrig durch ‚Ahnenerbe‘-Geschäftsführer Wolfram Sievers ausrichten, er solle sich, ebenso wie er, in Dachau „von den wichtigsten Typen Moulagen nach dem Pollerschen Verfahren“ anfertigen lassen.¹¹ Die Eröffnung

über Arbeiten im „Haus der Natur“ in Salzburg im besonderen, in: *Der Biologe* 8/12 (1939), 401–405, 402.

6 Ebd., 405.

7 Vgl. auch: Gert Kerschbaumer, Das „Deutsche Haus der Natur“ zu Salzburg, in: Herbert Posch/Gotfried Fliedl (Hg.), *Politik der Präsentation. Museum und Ausstellung in Österreich 1918–1945*, Wien 1996, 180–212, 197 f.

8 Vgl. Bundesarchiv Berlin (BArch), NS 21/655, Aktenvermerk vom 7.12.1940; NS 21/48, Tratz an Sievers, 20.10.1941.

9 Vgl. BArch, BDC/DS, E.P. Tratz, Bericht über die im „Haus der Natur“ vom 25. April bis 15. Juli 1939 geleisteten Arbeiten.

10 Michael H. Kater, *Das „Ahnenerbe“ der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches*, Stuttgart 1974, 98 f.

11 BArch, NS 21/608, Sievers an Greite, 1.3.1939.

des neuen ‚rassekundlichen Schausaals‘ erfolgte Ende 1940 und wurde in der regionalen wie auch überregionalen Presse eifrig beworben. Obgleich dieser Ausstellungsteil abgesehen von den neu hinzugekommenen ‚Rasseköpfen‘ überwiegend aus unverfänglichen Exponaten und Schautafeln aus der Zeit vor 1938 stammte, gelang es Tratz mit der Einrichtung der ‚Rassekundlichen Abteilung‘, sein Museum als ideologisch linientreue Einrichtung des SS-Wissenschaftsbetriebs zu profilieren. Nach Ansicht des Medizinhistorikers Ernst Klee war das ‚Dritte Reich‘ eine „Diktatur der Biologie“, in der sich die Biologen gemeinsam mit den Rassenhygienikern „als Sieger der Weltanschauungsschlacht“ fühlen durften.¹² Biologie wurde nunmehr als die Lehre von den Lebensgesetzen definiert, welche das Recht des Stärkeren im Kampf ums Dasein legitimierte. Indem sich der Nationalsozialismus als „politisch angewandte Biologie“ verstand,¹³ verloren die ethischen Prinzipien von Humanismus und Religion ihre Gültigkeit. In Übereinstimmung mit den ewigen „Lebens- und Naturgesetzen“ sollte an die Stelle des Naturrechts das „Recht der Natur“ treten.¹⁴ Nach Ansicht der nationalsozialistischen Rassenbiologie hat erst die Zivilisation dazu geführt, „dass sich die Menschen einbildeten, eine Sonderstellung in der Natur zu haben und dass es unter ihrer Würde sei, Naturgesetze zu beachten“. Angesichts der „ewigen, göttlichen Gesetze des Lebens und der Natur“ könne es „kein Erbarmen für das Schwache und Kranke, sondern nur einen Sieg des Starken und Gesunden“ geben.¹⁵ Die neue nationalsozialistische Moral begründete sich allein auf Rasse und Blut. Weder das einzelne Individuum noch die Menschheit als Ganzes stellten den moralischen Bezugspunkt dar, sondern ausschließlich das eigene Volk, die eigene Rasse.

Die Umsetzung der biologistischen Weltanschauung in Wissenschaft und Unterrichtswesen wurde vom ‚Reichsministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung‘ bereits im September 1933 in einem Erlass als allgemein verbindlich dekretiert: „Die Kenntnis der biologischen Grundtatsachen und ihrer Anwendung auf Einzelmensch und Gemeinschaft ist für die Erneuerung unseres Volkes unerlässliche Voraussetzung.“¹⁶ An die Stelle der Religion trete, verkündete wenig später der in Münster lehrende Zoologe Heinrich J. Feuerborn, der übrigens im *Haus der Natur* kein Unbekannter war,¹⁷ „eine neue Ethik des

12 Ernst Klee, *Deutsche Medizin im Dritten Reich. Karrieren vor und nach 1945*, Frankfurt a.M. 2001, 141.

13 Uwe Hoßfeld, *Von der Rassenkunde, Rassenhygiene und biologischen Erbstatistik zur Synthetischen Theorie der Evolution: Eine Skizze der Biowissenschaften*, in: ders. u.a. (Hg.), „Kämpferische Wissenschaft“. Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus, Köln/Weimar/Wien 2003, 519–574, 521.

14 Wolfgang Bialas, *Moralische Ordnungen des Nationalsozialismus*, Göttingen/Bristol, Connecticut 2014, 41.

15 Ebd., 42.

16 *Der Biologe*, 14.11.1933, 344, zit. nach: ebd., 211.

17 Feuerborn hatte 1926 mit seinen Studenten dem Museum einen Besuch abgestattet. Vgl. *Haus*

Staatsbürgers“, die seine rassische und völkische Eigenart auf biologische Grundlagen stellte.¹⁸

Für Eduard Paul Tratz ließ sich das szientistische, sozialdarwinistische ‚Gesetz des Lebens‘, wie es die Nationalsozialisten propagierten, problemlos mit dem eigenen Naturverständnis vereinbaren. Wie viele Naturwissenschaftler seiner Generation war auch er bereits in jungen Jahren vom monistischen Biologismus Ernst Haeckels und dessen sozialdarwinistischer Geschichtsdeutung geprägt worden.¹⁹ Haeckels naturwissenschaftliches Weltbild wurde von einem Teil der nationalsozialistischen Biologen zwar als unvereinbar mit der völkisch-biologistischen Sichtweise eingestuft, was Tratz aber nicht daran hinderte, 1944 im *Haus der Natur* eine Sonderschau über Leben und Wirken seines Vorbilds einzurichten. Haeckel wurde von ihm für die NS-Ideologie instrumentalisiert, indem er ihn „als Kündler und Kämpfer an der Schwelle des neuauftretenden Weltbildes lebensgesetzlicher Prägung“ präsentierte, „um dessen Deutung und Zielsetzung im weltanschaulichen Kampf unserer Tage gerungen“ werde.²⁰ Zu diesem Zeitpunkt hatte Tratz die Lehren von Darwin und Haeckel bereits in einem vulgärdarwinistischen Sinn uminterpretiert. Während er in seinen vor 1938 publizierten Schriften den Begriff ‚Rasse‘ weder auf den Menschen noch in einem politischen Kontext verwendet hatte²¹ und er sogar als Herausgeber des Werks eines deklarierten Gegners der NS-Rassenideologie in Erscheinung getreten war,²² passte er sich nach der nationalsozialistischen Machtergreifung rasch dem neuen Zeitgeist an. Anknüpfungspunkt war seine auf den Lehren von Darwin und Haeckel basierende Überzeugung von der Abhängigkeit des Menschen von der Natur, welche er in seinen Publikationen nahtlos mit der biologistischen Weltanschauung des Nationalsozialismus verknüpfte.

Bereits unmittelbar nach der NS-Machtergreifung erprobte Tratz sich in der passenden Terminologie. Im Entwurf zu einer unveröffentlichten Huldigungsschrift an die neu-

der Natur Salzburg (HNS)-Archiv-2015/120, „Prominenten“-Besucherbuch mit Einträgen vom 10.7.1919 bis 31.5.1968, Eintrag vom 21.4.1926.

- 18 Heinrich J. Feuerborn, Das Kernstück der deutschen Volksbildung: die Biologie, in: *Der Biologe* 6/4 (1935), 99–105, 104, zit. nach: Bialas, Ordnungen, 211.
- 19 Vgl. HNS-Archiv-2015/029, E.P. Tratz, Erinnerungen an die Kinder- und Jugendzeit, handschr. Manuskript.
- 20 HNS-Archiv-2015/182, SW-Fotos der Tafelbilder der Haeckelausstellung 1944.
- 21 Vereinzelt hatte Tratz allerdings bereits in frühen Schriften eine idealistisch-metaphysisch geprägte Vorstellung von der in der Evolution gesetzmäßig vorgesehenen „Auslese“ degenerativer Formen – wie etwa Albinos – vertreten. E.P. Tratz, Man kann auch anderer Ansicht sein, in: St. Hubertus (1921), 506–507.
- 22 Vgl. Viktor Lebzelter, Rassengeschichte der Menschheit, Salzburg 1932 (Die Welt, Bd. 4, hg. von Eduard Paul Tratz); zu Lebzelter vgl. Brigitte Fuchs, „Rasse“, „Volk“, Geschlecht. Anthropologische Diskurse in Österreich 1850–1960, Frankfurt a.M./New York 2003, 283 f.

en Machthaber pries er „die Großtaten unseres Führers“ als den „sichtbaren Ausdruck einer klaren, naturnahen Seele, die sich nie in Gegensatz zu unserer Allmutter setzt, sondern sich immer ihren Gesetzen unterstellt“. Für die Vertreter der Naturwissenschaft ergebe sich daraus die Verpflichtung, „ihre ganze Kraft und ihr ganzes Wissen und Können einzusetzen, um der politischen und sozialen Revolution des Nationalsozialismus die gleichgerichtete weltanschauliche Revolution naturwissenschaftlich zu unterbauen“.²³ 1939 versprach er den „deutschen Menschen“ in seinem Museum „zur Erkenntnis des innigen Zusammenhangs zwischen ihm und seiner Umwelt“ zu führen und dafür zu sorgen, dass er sich nicht in „Gegensatz zu den ehernen Gesetzen des Lebens und damit zu den Grundgedanken der nationalsozialistischen Weltanschauung“ stelle.²⁴

Eine demonstrative Abkehr von den Werten des bürgerlichen Humanismus vollzog Tratz in seinen Schriften aber erst während des Krieges. War es ihm bis dahin vor allem um eine Schärfung des Bewusstseins für die „Gesetze des Lebens“ und um die Festigung des Glaubens an die Macht von „Allmutter Natur“ im völkischen Leben gegangen, so wurde der „Kampf in der Natur“ nun zu seinem Leitthema. Im November 1942, als sich der sowjetische Belagerungsring um Stalingrad eben geschlossen hatte, philosophierte er in der *Salzburger Zeitung* über den Zusammenhang zwischen deutscher Naturverbundenheit und deutschem Kampfeswillen:

„Sich den Mächten der Natur entgegenzustellen, wäre gleichbedeutend mit dem Untergang. Und kein anderes zivilisiertes Volk auf Erden hat von allem Anbeginn seiner Geschichte und in allen Phasen seines Lebens, bis in seine religiöse Vorstellungswelt hinein, eine derart innere Naturverbundenheit wie das deutsche. Der deutsche Mensch ist eins mit seiner Heimat und mit seiner Natur. Daraus ergibt [sic!] sich auch seine bewunderte und auch gleichzeitig gefürchtete innere Kraft, der gesunde Kampfeswille und der Hang zur Arbeit und Tat des deutschen Menschen.“²⁵

Der propagandistische Auftrag war offensichtlich: Seitdem sich das ‚Dritte Reich‘ militärisch in der Defensive befand, mussten die Gesetze der Biologie beweisen, dass sich im Kampf ums Dasein naturgesetzlich zwingend die Stärkeren gegen die Schwächeren durchsetzen würden. Humanistische oder christliche Überzeugungen, dass alle Menschen gleich seien, sollten durch die Einsicht in die rassische Ungleichheit abgelöst werden. Damit verbunden war die Hinwendung zu einer radikal sozialdarwinistischen Terminologie.

23 HNS-Archiv-2015/100, Tratz, Manuskript (1938).

24 Tratz, Aufgaben, 404.

25 Eduard Paul Tratz, Unser „Haus der Natur“, in: *Salzburger Zeitung*, 21.11.1942.

Der „Kampf in der Natur“ war im *Haus der Natur* zwar bereits vor 1938 in verschiedenen Ausstellungsteilen veranschaulicht worden, während des Krieges vertiefte Tratz dieses Thema jedoch mit der offenkundigen Absicht einer Stärkung des Wehrwillens. „Leben bedeutet Kampf!“, lautete die Überschrift über einer Schautafel aus dem Jahr 1942, auf welcher am Beispiel von Amöben, wehrhaften Gämsen und kämpfenden Hirschkäfern der allgegenwärtige Lebenskampf in der Natur veranschaulicht wurde, der umso heftiger geführt werde, je höher entwickelt ein Wesen sei. Deshalb habe auch der Mensch, so konnte man im Begleittext lesen, „als das vielseitigste und höchst entwickelte Wesen unseres Erdballes die weitaus schwersten Kämpfe zu bestehen. Und je fortgeschrittener und überragender ein Volk oder ein Mensch ist, desto mehr Gegner stellen sich ihm in den Weg“. Niemals habe daher das Gehirn des Menschen einen größeren Unsinn erdacht als die „orientalische Vorstellung vom Paradies“, in dem „zwischen den Geschöpfen ewiger Friede und Sanftmut herrschen“ würde.²⁶ Als im Juli 1943 eine anonyme Besucherin im Besucherbuch ihr Befremden über diese Diffamierung des „Traums vom friedlichen Paradies“ artikulierte, verfasste Tratz umgehend eine scharfe Replik: „Solange es Tiere und Menschen gibt, wird es auch einen Kampf geben, daran kann auch die sentimental pazifistische Einstellung einzelner nichts ändern. Leben ist eben Kampf. Das hat natürlich gar nichts zu tun mit Völkerversöhnung und politischer Befriedung!“²⁷

Im Jahr 1943 stellte sich Tratz zudem in Absprache mit ‚Ahnenerbe‘-Reichgeschäftsführer Sievers publizistisch in den Dienst der „weltanschaulichen Schulung“, welche das ‚Rasse- und Siedlungshauptamt‘ (RuSHA) der SS im Gefolge der Niederlage von Stalingrad mit dem Ziel einer Festigung des Durchhaltewillens und der Kampfkraft insbesondere der Waffen-SS intensivierte. Tratz' Bereitschaft kam Sievers insofern sehr gelegen, als sich das ‚Ahnenerbe‘ gegenüber dem RuSHA bereits 1942 als Gegenleistung für finanzielle Zuwendungen verpflichtet hatte, regelmäßig Aufsätze für die *SS-Leithefte* beizusteuern,²⁸ welche vom Schulungsamt im RuSHA herausgegeben wurden und vor allem an die Verbände der Waffen-SS an der Front verschickt wurden.²⁹ Da möglichst jeder „auf einsamem Posten stehende SS-Mann“ die Gelegenheit haben sollte, das *Leitheft* selbst zu lesen, wurde dessen Auflage 1942 auf 250.000 Exemplare gesteigert.³⁰ Himmler selbst ordnete im Juni 1942 an, „dass in den Leitheften unseren Männern ein über alle Zeiten hinweg gültiger weltanschaulicher und umfassender naturwissenschaft-

26 HNS-Archiv-2015/243, SW-Foto der Schautafel „Leben bedeutet Kampf“, 1942.

27 HNS-Archiv-2015/120, „Prominenten“-Besucherbuch, Eintrag vom 7.7.1943.

28 Vgl. Kater, *Ahnenerbe*, 342.

29 Vgl. Isabel Heinemann, „Rasse, Siedlung, deutsches Blut“. Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas, Göttingen 2003, 94 f.

30 Vgl. Hans-Christian Harten, *Himmlers Lehrer. Die Weltanschauliche Schulung in der SS 1933–1945*, Paderborn 2014, 428.

licher Unterricht sowie eine Unterweisung in der Geschichte der indogermanischen Völker, insbesondere des germanisch-deutschen Volkes, sowie die Kenntnis seiner Feinde darzubieten ist“.³¹ Himmler regte in diesem Zusammenhang auch an, alle naturwissenschaftlichen Themen für die *Leithefte* vom *Haus der Natur* aus bearbeiten zu lassen,³² was eine Vereinbarung zwischen Sievers und Tratz zur Folge hatte, nach der Tratz „regelmäßige Veröffentlichungen vierteljährig“ für das *SS-Leitheft* liefern sollte, wobei ihm die Auswahl der Themen überlassen blieb.³³ Nach Himmlers Vorstellungen sollte in den *Leitheften* eine Art Ersatz-Religion präsentiert werden, welche naturwissenschaftliche Erkenntnisse und germanische Glaubensvorstellungen verband, was letztlich darauf hinauslief, der nationalsozialistischen Weltanschauung „eine (pseudo-)naturwissenschaftliche und -philosophische Fundierung in einer vulgärdarwinistischen Metaphysik des Heroismus und ‚ewigen Kampfes‘“ zu geben.³⁴ Bereits im Frühjahr und Sommer 1943 verfasste Tratz zwei Texte, in denen es um den allgegenwärtigen „Kampf in der Natur“ ging, wobei er seine vulgärdarwinistische Diktion im Vergleich zu früheren Äußerungen noch weiter verschärfte. Radikal wie in keiner anderen seiner Schriften distanzierte er sich etwa im *SS-Leitheft* vom April 1943 von der seiner Ansicht nach widernatürlichen Moral der christlich-abendländischen Kultur:

„Neben so manchem anderen fragwürdigen Geschenk der nahezu zweitausendjährigen geistigen Versklavung durch den nahen Orient hat der nordische Mensch auch die Vorstellung von einem Traumland aufgezwungen bekommen, die ihm unter dem Namen ‚Paradies‘ eine Welt vorgaukelt, die niemals bestand noch jemals bestehen wird. Süßlichkeit und Verweichlichung bilden den Grundton dieses semitischen Gedankengutes, das, auf die Schwächen des südlichen Menschen abgestimmt, von ungetrübter Liebe und Güte spricht und den reißenden Löwen voll Sanftmut neben dem duldsamen Esel schreiten läßt. Solche Wunschträume sind der Ausdruck einer dekadenten Naturfremdheit. Niemals hätte der klare und gesunde Verstand eines deutschen Menschen solchen Unsinn erfinden können. Dazu war er immer schon oder noch zu naturverbunden und stand zu sehr mit beiden Füßen im Kampf in und mit der rauhen Wirklichkeit. Es ist daher hoch an der Zeit, daß wir endgültig mit solchen ausgesprochen fremdrassigen Belastungen unseres arischen und naturnahen Innenlebens aufräumen und zu der dem deutschen Gemüt einzig und allein zustehenden Wahrheit zurückkehren.“³⁵

31 Ebd.

32 Vgl. ebd., 429.

33 BArch, NS 21/53, Dienstagebuch Sievers, 6.4.1943.

34 Harten, Lehrer, 430.

35 Eduard Paul Tratz, Kampf in der Natur, in: *SS-Leitheft* 9/4 (1943), 17–20, 17.

Das Wort „Kampf“ findet sich auf den dreieinhalb Seiten Text insgesamt 31-mal. Gebetsmühlenartig beschwört Tratz den „Kampf in der Natur“ als ewiges Gesetz des Lebens:

„Das Leben des einen setzt häufig den Tod des anderen voraus. So war es immer und so wird es immer sein; zumindest solange die Erde Leben zeugt. Aus diesem ewigen Naturgesetz heraus hat jedes Lebewesen um sein Dasein zu kämpfen, gleichgültig, ob es Tier, Pflanze oder Mensch ist. [...] Daher hat auch ein tüchtiger Mensch mehr Gegner als ein bedeutungsloser. Und wenn nicht, dann ist er eine Niete, die beseitigt werden muss. Und in weiterer Folge: je tüchtiger ein Volk ist, desto zahlreicher sind seine Neider und damit seine Feinde.“³⁶

Letztlich ging es in dem Text aber darum, die Soldaten der Waffen-SS im Glauben an die Naturnotwendigkeit des „Endsieg“ zu stärken:

„Ein Volk, das sich der menschlichen Naturverbundenheit klar bewußt ist, das den Bogen seiner zivilisatorischen Entwicklungsmöglichkeiten niemals überspannt, also niemals alt und schwächlich wird, sondern durch die richtige Anwendung der Gesetze des Lebens und damit des Blutes und Bodens sich andauernd erneuert, ist jedem anderen Volke gegenüber, das diese Vorbedingungen nicht erfüllt, an Tüchtigkeit und Dauer des Lebens weit überlegen. Allerdings erfordert diese bewußte Einstellung zum Leben andauernd Kampf, Kampf in mannigfacher Form. Vor allem Kampf um die Erhaltung der eigenen Rasse, Kampf um den Raum und Kampf im Rahmen von Arbeitsleistungen.“³⁷

Unter dem Titel *Deine Stellung in der Natur* wandte sich Tratz wenige Monate später ein weiteres Mal an seine „Kameraden“ in der SS, und wieder appelliert er an sie, den Glauben an die allgegenwärtige Macht der Natur fest im Bewusstsein zu verankern:

„Hand aufs Herz, lieber Kamerad: hast Du schon einmal darüber nachgedacht, welche Stellung Du in der Natur eigentlich einnimmst? Bist Du Dir schon einmal darüber klar geworden, daß auch Du bloß ein winziges Stück der großen Allmutter Natur bist und daß all Dein Handeln und Tun ihren ewigen Gesetzen unterworfen sind?“

Denn nur dem Volk, dessen Wirken auf verstehender Naturverbundenheit aufgebaut sei, werde „jene innere und äußere Haltung und Kraft zuteil, die notwendig ist, um den Kampf um das Dasein siegreich bestehen“ zu können. Deshalb bürge

³⁶ Ebd.

³⁷ Ebd., 18.

„die seit grauer Vorzeit dem deutschen Menschen eigene Verehrung der Natur und die innige Beziehung zu ihr dafür, daß die große Entscheidung im Ringen zwischen einer überlebten, auf haltlosen Vorstellungen fußenden heimatentwurzelten Welt und dem heimat- und naturliebenden deutschen Volk nur zu unseren Gunsten entschieden werden kann.“³⁸

Wie sich einer Rede Himmlers vom Januar 1944 entnehmen lässt, entsprachen Tratz' Texte exakt den Vorstellungen des Reichsführers SS über die inhaltliche Ausrichtung der *Leithefte*:

„Die Leithefte [...] haben im Laufe der Jahre manche Wandlung erfahren. Denn es ist sehr schwer, den Ton zu treffen. Der Soldat der SS oder Waffen-SS ist Nationalsozialist und Soldat. Er ist ein ausgesprochen politischer Soldat. [...] Heute kriegen wir die Jungen, oder wenigstens sehr viele, von außerhalb. In diesen Leitheften bemühen wir uns, die politischen Grundgedanken unmerklich, aber immer wieder in jedem Aufsatz, in jedem Kapitel aufzuzeigen, den Gedanken des ewigen Kampfes auf dieser Erde, den Gedanken des Niemals-nachgebens und dass letzten Endes im Kampf der Pflanzen, der Tiere, der Kleinlebewesen, oder der Menschen, der Völker fortgesetzt der Starke übrig bleibt, dass es niemals einen Frieden gibt, sondern immer nur Kampf. [...] Der Kampf ist Weltgesetz, und die Welt ist nur dadurch am Leben geblieben.“³⁹

Die ersten Kontakte von Tratz zum Schulungsamt im RuSHA datieren im Übrigen aus dem Jahr 1940, und bereits damals ging es um die Publikation von Schulungsschriften, die unter dem Titel „Das Kampfgesetz in der Natur“ und „Du und die Natur“ erscheinen sollten.⁴⁰ Da Himmler zu diesem Zeitpunkt jedoch anderen Publikationsvorhaben den Vorrang gab, nahm Tratz gerne das Angebot von ‚Ahnenerbe‘-Reichsgeschäftsführer Sievers an, sein bereits weit gediehenes Manuskript „Du und die Natur“ beim ‚Ahnenerbe‘-Stiftungs-Verlag herauszubringen.⁴¹ Die Hoffnung auf eine rasche Veröffentlichung dieses Bildwerks erfüllte sich jedoch nicht, da man es von Seiten des ‚Ahnenerbe‘-Verlags wegen stilistischer und anderer Mängel nicht für publikationsfähig erachtete und im Frühjahr 1942 ohne Wissen von Tratz den mit Sievers befreundeten Schriftsteller Anton Graf Knyphausen mit einer Überarbeitung beauftragte. Tratz reagierte auf die Verzögerungen mit wachsender Ungeduld:

38 Eduard Paul Tratz, *Deine Stellung in der Natur*, in: SS-Leitheft 9/8 (1943), 20–22, 22.

39 Rede Himmlers auf einer Tagung der Leiter der ‚Rassenpolitischen Ämter‘ der NSDAP am 28.1.1944, zit. nach: Harten, *Lehrer*, 430.

40 BArch, NS 21/2543 (DSG/140), Tratz an Sievers, 27.8.1941.

41 Vgl. ebd., Tratz an Sievers, 24.11.1941.

„Seien Sie nicht ungehalten, daß ich schon wieder daran erinnere, aber gerade in letzter Zeit ist so viel über ähnliche Themen geschrieben und gesprochen worden, daß ich mit der Veröffentlichung meiner Arbeit nicht mehr warten kann, sonst erscheine ich – der ich ja eigentlich schon seit Jahrzehnten diese Probleme praktisch behandle – nachher noch als Kopist.“⁴²

Tratz lehnte es brüsk ab, auf die ihm vorgeschlagenen inhaltlichen Änderungen und Ergänzungen einzugehen, da es ihm „ganz und gar unmöglich“ sei, diese mit seinem Namen zu versehen.⁴³ Als sich die Veröffentlichung noch weiter verzögerte, brachte er die Schwierigkeiten bei seinem Zusammentreffen mit Himmler am 19. November 1942 in Salzburg zur Sprache, der sogleich Nachforschungen über den Stand des Publikationsvorhabens anstellen ließ.⁴⁴ Weitere publikationstechnische und kriegswirtschaftlich bedingte Hemmnisse verzögerten trotz dieser Intervention das Erscheinen des Buchs jedoch noch bis zur Jahreswende 1943/44, als es dann endlich unter dem geänderten Titel *Natur ist alles. Ein Buch zum Lesen, Anschauen und Nachdenken* veröffentlicht wurde.⁴⁵ Entgegen dem ursprünglichen Plan reduzierte sich die Höhe der Auflage von 100.000 auf lediglich 5.000 Stück.⁴⁶ Himmler fand zwar Gefallen an Tratz' Werk, bedauerte aber die niedrige Auflage, die eine „Verschickung an jeden SS-Führer“ leider unmöglich mache.⁴⁷ Der Plan einer weiteren Auflage von 40.000 Stück scheiterte jedoch in den Wirren der letzten Kriegsmonate.

Der Grund, warum Tratz gegenüber der ‚Ahnenerbe‘-Leitung sein gesamtes Prestige in die Waagschale warf, um gegen alle Widrigkeiten die Veröffentlichung eines schmalen Bandes von 130 Seiten zu erzwingen, der aus einem Textteil von lediglich 25 Seiten und einem übergewichtigen Bildteil von 100 Seiten bestand, liegt auf der Hand. Wie so oft ging es ihm auch bei dieser Publikation in erster Linie um Reklame für sich und sein Museum. Bereits im Vorspann wird für dessen Besuch geworben: „Eine ausführliche Darstellung des Inhaltes dieses Buches in einer museal völlig neuartigen und reizvollen Form findet der Leser im ‚Haus der Natur‘ in Salzburg.“ Vor allem der Bildteil sollte einen Besuch des Museums schmackhaft machen.

Es ist hier nicht der Ort, um den dürftigen Inhalt des Textteils genauer zu analysieren, der auch im Kontext der NS-Biologie kaum als tiefeschürfende naturwissenschaftliche

42 Ebd., Tratz an Sievers, 11.2.1942.

43 Ebd., Tratz an Sievers, 4.7.1942.

44 Vgl. BArch, NS 21/381, Brandt an Sievers, 22.11.1942.

45 Vgl. Eduard Paul Tratz, *Natur ist Alles. Ein Buch zum Lesen, Anschauen und Nachdenken*, Berlin-Dahlem 1943; der ‚Ahnenerbe‘-Verlag hatte erst kurz vor dem Erscheinen von Tratz' Werk erfahren, dass bereits 1934 ein Buch mit dem Titel „Du und die Natur“ erschienen war.

46 Zur Abwicklung der Publikation vgl. den Schriftwechsel im Bestand BArch, NS 21/381.

47 Ebd., Brandt an Sievers, 22.1.1944.

Abhandlung gelten konnte. Im Grunde veranschaulichte Tratz mit einigen Beispielen aus dem alltäglichen Leben lediglich seine altbekannten zivilisationskritischen Thesen vom Staat „als einer blutmäßig, seelisch und geistig gleichgerichteten Volksgemeinschaft“, die nur dann bestehen könne, „wenn sie aus und in sich die natürlichen Lebensgesetze“ verwirklichen würde.⁴⁸ Anders als in seinen im Auftrag des Schulungsamts im RuSHA verfassten Texten widmete sich Tratz in dieser an einen breiteren Leserkreis gerichteten Schrift dem „Kampf in der Natur“ nur am Rande. Allerdings beinhaltet sie einige Passagen, die sich als eine Rechtfertigung von Euthanasie und Rassenkrieg interpretieren lassen:

„Mitunter erzeugt die Natur allerdings auch Negatives. Störungen im Zustand des Werdens und Wachsens eines Wesens behindern es später in seiner vollen Lebensbetätigung oder machen es gar unfähig dazu. In freier Natur werden solche Krüppel oder Mißgeburten daher rücksichtslos ausgemerzt. Auch viele ursprüngliche Völkerstämme halten an dieser natürlichen Auslese fest. [...] Nur der zivilisierte Mensch hat als Folge seiner naturfremd gewordenen Verweichlichung und anders gearteten Moralvorstellungen den klaren Blick für solche Härte gegen sich selbst eingebüßt. Doch kann ein Volk an Körper und Seele nur dann gesund und kräftig bleiben, wenn es sich auch diesem Naturgesetz wenigstens in bedingtem Maße über Gefühlsregungen hinweg unterstellt. Denn hier entscheidet nicht das Schicksal des Einzelnen, sondern das der Gesamtheit.“⁴⁹

Aus diesem Text lässt sich zwar nicht ableiten, dass Tratz als geistiger Wegbereiter der Euthanasiemaßnahmen einzustufen ist, die zum Zeitpunkt des Erscheinens dieser Schrift vom Regime aufgrund des massiven Widerstands der Bevölkerung bereits weitgehend eingestellt worden waren.⁵⁰ Als willfähriger Autor im Dienste der SS lieferte Tratz allerdings – ob bewusst oder unbewusst, bleibt offen – eine aus dem sozialdarwinistischen Naturverständnis abgeleitete Rechtfertigung des mörderischen Geschehens, mit der er sich im Übrigen im Einklang mit den damals vorherrschenden sozialdarwinistischen Moralvorstellungen befand. Fast zur selben Zeit brachte das SS-Hauptamt einen *Lehrplan für die weltanschauliche Erziehung in der SS und Polizei* heraus, in dem es in fast wörtlicher Übereinstimmung mit Tratz heißt: „Jedes Naturvolk merzt in richtiger Erkenntnis das Minderwertige aus. Bei den sogenannten ‚Kulturvölkern‘ hat eine falsche Nächstenliebe, vor allem von kirchlichen Kreisen in die breite Masse getragen, eine Gegenauslese geradezu gefördert.“⁵¹

48 Tratz, *Natur*, 29.

49 Ebd., 11.

50 Die Aktion T4 war zu diesem Zeitpunkt zwar eingestellt, dezentrale Euthanasiemaßnahmen gab es aber weiterhin.

51 SS-Hauptamt, *Lehrplan für die weltanschauliche Erziehung in der SS und Polizei*, zit. nach: Gerd

Wie so viele im biologistischen Zeitgeist der NS-Ära verfasste Schriften vermitteln auch Tratz' Publikationen das Zerrbild einer Moral, die durch eine radikale Abkehr von humanistischen Überzeugungen und einem pervertierten Glauben an die auf Rasse und Blut gründenden ‚ewigen Gesetze‘ der Natur gekennzeichnet war. Die Antwort darauf, wie es unter dem Deckmantel einer ‚nationalsozialistischen Moral‘ zu einer derartigen Transformation überlieferter moralischer Prinzipien kommen konnte, ist Tratz der Nachwelt allerdings schuldig geblieben, da er nach 1945 nie öffentlich zu seinen während der NS-Zeit veröffentlichten sozialdarwinistischen Äußerungen Stellung bezogen hat. Allerdings lässt ein nicht publizierter Text von 1944 darauf schließen, dass Tratz nur wenige Monate nach dem Erscheinen von *Natur ist alles* darum bemüht war, sich von seinen extremen Aussagen in dieser Schrift wie auch jenen im *SS-Leitheft* zu distanzieren.⁵² Auch fällt auf, dass er entgegen den mit Sievers getroffenen Vereinbarungen ab 1944 keine Beiträge mehr für das Schulungsorgan der SS lieferte. Für eine opportunistische Kehrtwende angesichts des vorhersehbaren Kriegsendes war es dann allerdings schon zu spät.

Nach 1945 waren Tratz' sozialdarwinistische Äußerungen weder ein Thema seines Entnazifizierungsverfahrens noch in weiterer Folge seiner beruflichen Reintegration, sodass er keine Veranlassung hatte, sich im Nachhinein von ihnen zu distanzieren. Ganz im Gegenteil, die betreffenden Publikationen schienen auch weiterhin in seinem Publikationsverzeichnis auf. Sowohl in einem *Verzeichnis der Veröffentlichungen* von 1953 als auch in der Festschrift zum 70. Geburtstag von 1958 werden Tratz' Publikationen aus der Zeit von 1938 bis 1945 lückenlos aufgelistet, darunter auch das im ‚Ahnenerbe‘-Verlag erschienene Buch *Natur ist alles* sowie die im *SS-Leitheft* sowie im *Völkischen Beobachter* erschienenen Artikel. Als einzige Konzession an die veränderten Rahmenbedingungen mag die Weglassung der „SS“-Signatur interpretiert werden. Aus dem *SS-Leitheft* wurde ein schlichtes *Leitheft*.⁵³

Mit der Rehabilitation von Tratz und seiner Wiedereinsetzung als Direktor des *Hauses der Natur*, 1949,⁵⁴ war die Weichenstellung für eine zweite Phase der ‚Ära Tratz‘ erfolgt, die – wie bereits eingangs erwähnt – gekennzeichnet war durch ein hohes Maß an öffentlicher Wertschätzung für seine Person.⁵⁵ Gleichzeitig wurde die Erinnerung an

Simon, <https://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/SSHAlpl.pdf> (31.8.2018); vgl. auch: Florian Wolf-Roskosch, *Ideologie der Waffen-SS. Ideologische Mobilmachung der Waffen-SS 1942–45*, Hamburg 2014, 109.

52 Vgl. dazu demnächst Hoffmann, *Ein Museum für Himmler?*

53 *Verzeichnis der Veröffentlichungen* von Prof. Dr. Eduard Paul Tratz, Salzburg 1953, 15 f; Autorenkollektiv, Eduard Paul Tratz [Festschrift zum 70. Geburtstag], Salzburg 1958, 48.

54 Tratz war von 1945 bis 1947 von den US-Besatzungsbehörden im Lager Marcus W. Orr interniert gewesen.

55 Zur gesellschaftlichen Reintegration von Tratz nach 1945 vgl. demnächst: Robert Hoffmann, *Interregnum – Das Haus der Natur 1945–1949*, in: Hoffmann/Lindner, *Museum*.

die NS-Vergangenheit des *Hauses der Natur* und seines Direktors auf Jahrzehnte unter einem Mantel des Schweigens begraben. Aber nicht nur Tratz erhielt damals die Chance zu einem Neubeginn, sondern auch andere ehemalige Salzburger Mitarbeiter sowie auch eine Mitarbeiterin des ‚Ahnenerbes‘. Der Volkskundler Richard Wolfram konnte seine universitäre Laufbahn schon bald wieder fortsetzen. Der Urgeschichtlicher Kurt Willvonseder wurde 1954 zum Direktor des Museums *Carolino Augusteum* bestellt.⁵⁶ Seine Nachfolgerin Friederike Prodinger war eine vormalige Mitarbeiterin von Wolfram im ‚Ahnenerbe‘ gewesen und der deutsche Germanist Hans Schneider kehrte – wenn auch mit gewandelter Identität – unter dem Namen Schwerte in den 1980er-Jahren als Gastprofessor unserer Universität nach Salzburg zurück. Bernd-A. Rusinek sprach in seinem Gutachten zur Causa Schneider/Schwerte von der kommunikativen Atmosphäre dieser Jahre, in denen die Devise gegolten habe: „Man stellt doch keine dummen Fragen!“⁵⁷ Der Philosoph Hermann Lübke prägte für dieses Phänomen bereits 1983 den Begriff des „kommunikativen Beschweigens“.⁵⁸ Gemeint damit ist eine Haltung, nach der die Distanzierung vom Nationalsozialismus nach 1945 gesellschaftlich als „normativer Konsens“ akzeptiert war, dieser Konsens aber nur deshalb tragfähig gewesen sei, weil Übereinstimmung darin bestanden hatte, dass die individuelle ‚Verstrickung‘ eines großen Teils der Bevölkerung in das NS-Regime, die allseits bekannt gewesen sei, öffentlich nicht thematisiert werden durfte, um die Akzeptanz der wiedererstandenen demokratischen Gesellschaftsordnung nicht zu gefährden. Diese These ist nicht unumstritten.⁵⁹ Es scheint dennoch plausibel, dass der Begriff des „kommunikativen Beschweigens“ jene Atmosphäre sehr präzise umschreibt, in der sich die Reintegration ehemaliger Nationalsozialisten und damit auch jene von Tratz vollzog.

Bleibt abschließend noch die Frage: Waren Tratz’ Anpassung an das NS-System und seine Karriere als hochrangiger Funktionär des ‚Ahnenerbes‘ primär von einem rein interessegeleiteten Opportunismus geprägt, wie er es in seinem Entnazifizierungsverfahren nach 1945 darzustellen versuchte? Diese Rechtfertigung ist partiell insofern nachvollzieh-

56 Vgl. Bernd-A. Rusinek (Bearb.), Zwischenbilanz der Historischen Kommission zur Untersuchung des Falles Schneider/Schwerte und seiner zeitgeschichtlichen Umstände, Düsseldorf 1996, 134, <http://www.rusinek.eu/wp-content/uploads/2012/03/Schneider-Schwerte-Gutachten-f%C3%BCr-die-Landesregierung-NRW-Unver%C3%B6ffentlicht.pdf> (31.8.2018); Roland Obermair, Kurt Willvonseder. Vom SS-Ahnenerbe zum Salzburger Museum Carolino Augusteum, Salzburg/Wien 2016.

57 Rusinek, Zwischenbilanz, 134.

58 Hermann Lübke, Vom Parteigenossen zum Bundesbürger. Über beschwiegene und historisierte Vergangenheiten, Paderborn/München 2007, 7–9.

59 Vgl. Heinrich August Winkler, Aus der Geschichte lernen? Zum Verhältnis von Historie und Politik in Deutschland nach 1945, in: *Die Zeit*, 25.3.2004, <https://www.zeit.de/2004/14/winkler> (31.8.2018).

bar, als die Absicherung des *Hauses der Natur*, seines ‚Lebenswerks‘, wie er es nannte, für ihn stets absoluten Vorrang hatte. Dass er sich daneben aber, vor allem in jenen Schriften, auf die in diesem Beitrag eingegangen wurde, als ideologisch geleiteter Überzeugungstäter präsentierte, der die biologistische Moral des Nationalsozialismus verinnerlicht hatte, steht ebenfalls außer Frage. Der Widerruf des Ehrendoktorats von Eduard Paul Tratz war daher ohne Zweifel angebracht. Mit der Verleihung dieser Würde war und ist die Annahme verbunden, dass die Geehrten Vorbilder sind. Und daran knüpft sich die Erwartung, dass sie auch in schwierigen Situationen so handeln, wie man sich selbst wünschen würde, gehandelt zu haben. Niemand kann allerdings sicher sein, wie er selbst gehandelt hätte. Man kann nur hoffen, dass man das Richtige getan hätte.

(UN-)GELIEBTE APHRODITE?¹

EIN STREIT UM EINE STATUE ALS AUSDRUCK

ERINNERUNGSKULTURELLER KONFLIKTE IN DER STADT LINZ

1941 wurde in deutschen Kinos der Film *Venus vor Gericht* uraufgeführt.² In dem NS-Propagandafilm geht es darum, dass der junge Bildhauer Peter Brake³ eine von ihm geschaffene Venusstatue in einem Acker vergräbt und ihre kurz darauf stattfindende ‚archäologische‘ Auffindung dazu nutzen möchte, aufzuzeigen, was wahre Schönheit sei. Diese sei nämlich im Gegensatz zu der von ihm so verachteten Moderne im Vorbild der Antike zu suchen. Der Plan des jungen Künstlers scheint allerdings zunächst nicht aufzugehen, denn die Statue wird tatsächlich für antik gehalten und er muss seine Autorschaft vor Gericht beweisen. Der Film, zeitlich angesiedelt in den Jahren der ‚Weimarer Republik‘, zielt gegen die in NS-Terminologie als ‚entartet‘ bezeichnete moderne Kunst und die ‚jüdische‘ Kunstkritik, die den Kunstmarkt beherrsche und ‚ehrliche‘, ‚deutsche‘ Künstler wie den jungen Brake in den Ruin treibe. Die von den NS-Filmpropagandisten wohl nicht beabsichtigte Botschaft des Films könnte aber – angesichts der Schwierigkeiten, die der junge Bildhauer damit hatte, seine Autorschaft zu beweisen – auch so verstanden werden, dass die im Nationalsozialismus propagierte sogenannte ‚deutsche‘ Kunst so wenig Eigenständigkeit aufwies, dass sie als solche nicht einmal erkannt wurde.

Szenenwechsel. Nur kurze Zeit nach Uraufführung dieses Films, im Jahr 1942, wurde in Linz in einem klassizistischen Rundtempel in der weitläufigen Bauernberg-Parkanlage eine ebenfalls klassisch-antik anmutende Venus- bzw. Aphroditenstatue zur Aufstellung gebracht.⁴ Die nackte Göttin stammte vom Mecklenburger Bildhauer Wilhelm

1 In Anlehnung an Woody Allens Film *Mighty Aphrodite* (dt.: *Geliebte Aphrodite*), USA 1995.

2 *Venus vor Gericht*, Deutschland 1941, Regie Hans Heinz Zerlett, vgl. <http://www.murnau-stiftung.de/filmtheater/kinoprogramm/venus-vor-gericht> (12.9.2018).

3 Der Name verweist auf das reale Vorbild, den von Adolf Hitler hochgeschätzten und mit zahlreichen Staatsaufträgen versehenen Bildhauer Arno Breker (1900–1991).

4 Aphrodite ist die griechische Göttin der Liebe, Schönheit und Begierde, Venus ihr römisches Äquivalent. Die hier beschriebene Skulptur wird zumeist als Aphrodite, in manchen Quellen als Venus betitelt.

Wandschneider. Er hatte einen ersten Entwurf vermutlich schon im Jahr 1907 angefertigt,⁵ 1940 wurde die Bronze bei der *Großen Deutschen Kunstausstellung* (GDK) in München ausgestellt,⁶ wo sie Adolf Hitlers Gefallen fand. Hitler kaufte Wandschneiders Aphrodite und beauftragte den Bildhauer gleichzeitig mit einem weiteren Abguss der Statue, der als „Geschenk des Führers“ an seine Heimatstadt Linz übergeben werden sollte.⁷ Wandschneider kam zu diesem Zweck nach Linz und besichtigte den geplanten Aufstellungsort. Im Frühjahr 1942 wurde die Aphrodite schließlich im Rundtempel am Bauernberg aufgestellt. Auf Basis von Informationen der Stadtverwaltung berichtete auch die lokale Presse darüber. Die Berichte verweisen einerseits auf die klassisch-antike Schönheit der Statue – womit wir wieder beim eingangs erwähnten Film und der darin propagierten NS-Kunstästhetik wären – und andererseits auf die Großzügigkeit des Geschenks, mit dem Adolf Hitler erneut seine besondere Verbundenheit mit seiner ‚Heimatstadt‘ Linz gezeigt hätte. So hieß es in der *Linzer Tages-Post*:

„Der Sockel des Tempels trägt nämlich seit kurzem eine ausnehmend schöne Plastik von Professor Wandschneider, die – wir dürfen sie wohl ‚Aphrodite auf der Gugl‘ taufen – eine sehenswerte Zierde dieser an Naturschönheit so reichen Örtlichkeit ist. In edler Haltung bietet sich der patinierte Bronzeleib der griechischen Göttin der Schönheit dar, das stolze Haupt ist nach Osten gewendet, die eine Hand ruht auf einer Amphora, die andere hält ein Linnen von strengem Faltenwurf, das Spielbein geht leicht in die Beuge. Die etwa lebensgroße Statue trägt in allem Maß und Ausdruck des antiken Vorbildes und ihre Proportionen sind auch im Verhältnis zum Tempelbau selbst wohl abgewogen. Professor Wandschneider, ein Mecklenburger, erweist sich mit diesem Kunstwerk als ein deutscher Plastiker von Rang. Es wird zugleich der Stadt eine teure Erinnerung mehr sein, denn kein anderer als der Führer selbst ist es ja, der ihr diese Statue für den Rundtempel stiftete.“⁸

-
- 5 Vgl. Bernd Ruchhöft/Fred Ruchhöft, Wilhelm Wandschneider. Leben und Werk eines Mecklenburger Bildhauers, Plau am See 1992, 48.
 - 6 Große Deutsche Kunstausstellung 1940 im Haus der Deutschen Kunst, Juni bis Oktober 1940, Offizieller Ausstellungskatalog, München 1940, 97; vgl. auch: www.gdk-research.de (8.12.2018).
 - 7 In den vorhandenen zeitgenössischen Linzer Quellen (Gemeinderatsprotokolle und lokale Zeitungsberichte) ist es so dargestellt, dass Hitler in der GDK ein Gipsmodell der Skulptur Wandschneiders gesehen und beschlossen hätte, den Bildhauer mit dem Guss einer Bronze für den Linzer Bauernberg-Rundtempel zu beauftragen. Fakt ist aber, dass bei der GDK bereits eine Bronze ausgestellt war, für Linz also ein *zweiter* Guss angefertigt wurde, der sich vom ‚Original‘ lediglich in der Form der Standfläche unterschied.
 - 8 Linzer Tages-Post, Bilder-Beilage *Welt und Heimat*, 16.5.1942.

Etwas weniger kunstsinnig und noch stärker auf den Hintergrund – nämlich die Schenkung durch Adolf Hitler – fokussiert, berichtete auch die *Volksstimme*, das Organ der ‚NSDAP Oberdonau‘, von der „hochherzigen Spende des Führers“.⁹ Und fast hymnisch beschrieb der Kunsthistoriker Hermann Ubell in der Gaukunstzeitschrift *Oberdonau* die Skulptur in seinem Beitrag *Alte und neue Denkmäler in Linz*. Ubell skizzierte die Ausgangsbasis – wie sehr der leere Tempel am Bauernberg nach Füllung verlangt hätte:

„Wie lange stand der schöne, aus einem oberitalienischen Park stammende, im Münchener Kunsthandel erworbene Marmor-Rundtempel leer, den Ludwig Hatschek auf eine Terrasse seiner Bauernberganlagen hatte stellen lassen. Sein jonisches Säulenrund verlangte gebietend nach einer Bronzefigur – nackt mußte sie sein, aus Bronze und der aufgehenden Sonne zugewendet! Ich dachte mir immer eine Kopie des Adoranten im Berliner Antikenmuseum hinein.“¹⁰

Der Wunsch des Kunsthistorikers wurde erfüllt:

„Mit dem ihm eigenen Schnell- und Scharfblick hat der Führer (wohl nur im Vorüberfahren, vom Auto aus) diesen Mangel erspät, und ihm auch gleich aufs beste abgeholfen, indem er eine Bronzestatue der Venus, voll strenger Anmut, zum Schmuck des Tempietto bestimmte und der Stadt Linz zum Geschenk machte. Sie rührt von dem mecklenburgischen Bildhauer Professor Wandschneider her, ist fast lebensgroß und zeigt im Kontrapost bewegt, als echte Rundplastik von allen Seiten gesehen, ein reizvolles Linienspiel und schöne ‚Luftornamente‘. Im Begriff, ins Bad zu steigen und ihr letztes Gewandstück abzulegen, wendet sie ihr maskenhaft herbes Antlitz der aufgehenden Sonne zu [...]. Sei sie uns ein Symbol der Sonne, die nach dem zweiten Weltkrieg über unserer mächtig aufstrebenden Stadt aufgehen und eine ungeahnte Blüte der bauenden und der schmückenden Künste ins Leben rufen wird!“¹¹

Woher Ubell zu wissen glaubte, Hitler hätte den leeren Rundtempel am Bauernberg nur aus dem Auto gesehen, muss offenbleiben. Ausgeschlossen werden kann jedenfalls, dass Hitler diesen Tempel bereits als Jugendlicher in Linz bei etwaigen Spaziergängen gesehen hatte, da dieser erst 1913 in der Bauernbergparkanlage aufgestellt wurde, zu einem Zeitpunkt also, zu dem Hitler nicht mehr in Linz lebte. Interessant ist, dass die Erzäh-

9 *Volksstimme*, 16.5.1942.

10 Hermann Ubell, *Neue und alte Denkmäler in Linz*, in: *Oberdonau. Querschnitt durch Kultur und Schaffen im Heimatgau des Führers*, Dezember 1942/Feber 1943, 23–25, 25.

11 Ebd.

lungen rund um die Schenkung jeweils als Beleg dafür dienen, dass Hitler zum einen der Stadt Linz in besonderer Weise verbunden sei und zum anderen ein besonderes Gespür für Kunst habe, indem er quasi intuitiv genau das richtige Objekt für diesen Platz gefunden habe. Der Rundtempel und die darin aufgestellte Statue passten stilistisch tatsächlich so sehr zueinander, dass sie schon bald als ein Ensemble mit gleichem Ursprung wahrgenommen wurden.¹² Nicht zuletzt ein Grund für die Empörung, als die Aphrodite im Jahr 2008 von ihrem Sockel ‚gestürzt‘ wurde. Damit greife ich aber vor.

Denn bevor es im Jahr 2008 zur später noch im Detail beschriebenen Entfernung der Statue kam, vergingen mehr als 60 Jahre, in denen die Schönheitsgöttin unbehelligt am Bauernberg residierte. Informationen zur Skulptur gab es vor Ort nicht. Bei Passantinnen und Passanten erfreute sie sich großer Beliebtheit. Nicht wenige, darunter z.B. der aus Linz stammende Autor Martin Pollack, haben Erinnerungen an die „Nackerte“, die er als Kind häufig näher inspizierte, über deren Herkunft er aber nichts wusste.¹³ Die Historikerin Monika Sommer erinnert sich, dass die Bauernberg-Aphrodite bei Spaziergängen bei ihr Fragen ausgelöst hat wie: „Ist die Frauengestalt wirklich schön? Wie werde ich aussehen?“ Die „bronzene Schöne“ beherrschte jedes Mal bis zum Eintreffen auf der nahegelegenen Spielwiese ihre Gedanken.¹⁴ Viele Linzerinnen und Linzer haben ähnliche Erinnerungen, nicht zuletzt wohl auch an erste Stelldichens und Küsse, zu denen der Rundtempel mit der nackten Schönheits- und Liebesgöttin geradezu einzuladen schien.

2008 veränderte sich die Situation. Die romantische Wahrnehmung der Aphrodite wurde politisch. Im Zuge des Projekts *Hohlräume der Geschichte* hatte sich eine Gruppe Studierender der Kunstuniversität Linz unter Leitung von Renate Herter darangemacht, vergessene oder nicht beachtete nationalsozialistische Hinterlassenschaften in der Stadt Linz zu suchen und auf sie hinzuweisen. Alexander Jöchel als Mitwirkender des Projekts wurde auf die Aphrodite am Bauernberg aufmerksam, recherchierte zu ihrer Geschichte und konzipierte die Arbeit *formlos*. Er umhüllte – auf eigene Faust und ohne Genehmigung – die Skulptur mit einem Kubus aus Pressspanplatten und fixierte einen Zettel dar-

12 Wandschneiders Aphrodite ist offenbar der berühmten antiken *Aphrodite von Knidos* des Bildhauers Praxiteles nachempfunden. Eine Kopie davon befindet sich im Ensemble einer Rundtempelanlage in der Hadriansvilla in Rom. Es gibt zwar bislang keinen Beleg dafür, aber es ist zumindest nicht auszuschließen, dass entweder Adolf Hitler selbst oder einer seiner kunsthistorischen Berater dies als Vorbild vor Augen hatte. Für diesen Hinweis danke ich herzlich Marion Meyer vom *Institut für Klassische Archäologie* der Universität Wien.

13 Martin Pollack, *Der Unbekannte, mein Vater*, in: ders., *Topografie der Erinnerung. Essays*, Salzburg/Wien 2016, 48–60, 52.

14 Monika Sommer, *Im Museumsdepot: Zwischen großem Unbehagen und forschender Neugierde*, in: Stefan Oláh/Martina Griesser-Stermscheg (Hg.), *Museumsdepots. Inside the Museum Storage*, Salzburg 2014, 44–46, 44.

an, auf dem ein Zitat aus den Linzer Gemeinderatsprotokollen von 1942 zu lesen stand, wonach die von Adolf Hitler der Stadt Linz geschenkte Skulptur „formlos“ zu enthüllen sei.¹⁵ Etwa zwei Wochen passierte nichts. Dann aber überschlugen sich die Ereignisse. Die Stadt Linz ließ die Aphrodite entfernen, „bei Nacht und Nebel“, wie es später vorwurfsvoll heißen sollte. Es folgte Empörung, die vielfacher Natur war: Die einen erregten sich darüber, dass die beliebte Statue nicht mehr da war. Die anderen fanden es nicht in Ordnung, Geschichte einfach so wegzuräumen, und unterstellten, bei der Entfernung der Statue handle es sich nicht um konsequente Distanz zum NS-Erbe, sondern um konsequentes Verdrängen. Und dann gab es noch das Bundesdenkmalamt, das die Stadt Linz bezichtigte, gegen das Denkmalschutzgesetz zu verstoßen, da die gesamte Parkanlage seit 2004 unter Ensembleschutz stehe.¹⁶ Angeheizt wurde die Situation dadurch, dass sich Linz kurz vor Beginn des Linzer Kulturhauptstadtjahres 2009 befand und damit einer größeren Wahrnehmung ausgesetzt war. Als sich im Zuge von *Linz09* dann auch noch mehrere Projekte mit der lokalen NS-Geschichte auseinandersetzten,¹⁷ entbrannte eine intensive Debatte über den Umgang mit der NS-Vergangenheit, über ein mögliches Zuviel oder Zuwenig an Erinnern. Die Aphrodite wurde immer wieder in die Diskussion einbezogen, sie war zum Symbol der erinnerungskulturellen Konflikte der Stadt geworden.

Wandschneiders Bronzegöttin befand sich indes im Depot des *Stadtmuseums Nordico*.¹⁸ Stadt und Bundesdenkmalamt waren übereingekommen, während des Kulturhauptstadtjahres die Diskussion ruhen zu lassen, d.h., das Denkmalamt akzeptierte, dass die Statue zumindest vorläufig nicht wieder aufgestellt würde und die Entscheidung darüber erst nach 2009 fallen sollte. Am 8. April 2010 verabschiedete schließlich der Linzer Gemeinderat mehrheitlich eine Resolution, in der das Bundesdenkmalamt ersucht wurde, den Denkmalschutzbescheid hinsichtlich des Bauernbergparks abzuändern, basierend auf der

15 Archiv der Stadt Linz (ASL), Gemeinderatsprotokolle (GRP), Ratsherrensitzung vom 15.5.1942. Zur Installation *formlos* vgl. die im *Stadtmuseum Nordico* vorhandene Dokumentation von Alexander Jöchel. Der genaue Text auf Jöchels Installation lautete: „Linz, 18. April 1942. ‚Die Plastik auf der Gugl soll formlos enthüllt werden. Der Führer übergibt sie der Stadt Linz als Geschenk.‘ Linz, 13. Mai 2008. ‚Die Plastik auf der Gugl wird formlos sichtbar gemacht.“

16 Vgl. Andrea Bina/Martin Krenn, Aphrodite – Eine Bestandsaufnahme, in: NORDICO Stadtmuseum Linz (Hg.), *Stadtoasen. Linzer Gärten, Plätze und Parks*, Wien/Köln/Weimar 2018, 258–267, 260 f.

17 Ein Überblick über alle zeitgeschichtlichen Projekte von *Linz09* findet sich in Niko Wahl (Hg.), *Geschichte Buch. Linz 2009, Kulturhauptstadt Europas, Linz 2009*.

18 In der Presse und in der Öffentlichkeit wurde dabei immer wieder das Bild des „Kellers“ bedient, in den die Skulptur verräumt worden wäre. Dies hatte zwar keine faktische Grundlage, schien sich aber als Metapher gut zu eignen. Der Keller als geheimnisvoller und dunkler Ort findet sich auch in anderen Zusammenhängen – vgl. beispielsweise Ulrich Seidls Film *Im Keller* (Österreich 2014) – als Topos für verdrängte Geschichte.



Säulentempel mit Aphrodite 1942.



Säulentempel mit Installation von Alexander Jöchl 2008.

Argumentation, dass sich die Statue ursprünglich nicht im Ensemble befunden habe. Im darauffolgenden Antrag des Gebäudemanagements der Stadt Linz vom 22. April 2010 hieß es, man erachte es nicht für angemessen, die Statue im Bauernbergtempel zu belassen, und weiter: „Auch sieht es die heutige Stadtregierung für unangebracht an, diesbezügliche Anordnungen des Diktators Adolf Hitler, an den heute allgemein als Massenmörder und Verantwortlichen für die Auslösung des Zweiten Weltkriegs erinnert werde, zu befolgen.“¹⁹ Das Bundesdenkmalamt folgte der Argumentation nun zumindest bedingt. Man akzeptierte die Tatsache, dass der Rundtempel ursprünglich und auf die Dauer von 30 Jahren ohne Statue war, wies aber auch darauf hin, dass es sich bei Rundtempel und Aphrodite um einen „gewachsenen Zustand“ handelte, der als „stilvoll“ bezeichnet werden könne. Gleichzeitig räumte man wiederum ein, das „Führergeschenk“ wäre „zweifellos eine peinliche Belastung“ für die Stadt.²⁰ Der Text wirkte damit ein wenig unentschlossen, ebenso uneindeutig war auch die Entscheidung, die (bereits vollzogene) Verbringung der Statue in das *Stadtmuseum Nordico* zunächst nur für die Dauer von fünf Jahren zu

19 ASL, Akt Bescheid des Bundesdenkmalamts, GZ 38.622/3/2010, zit. nach: Bina/Krenn, Aphrodite, 261.

20 Ebd.



Säulentempel am Linzer Bauernberg
mit Informationstafel 2018.

genehmigen. Intention war, dass in dieser Zeit eine befriedigende Dauerlösung gefunden werden sollte, gleichzeitig war mit diesem Spruch aber die Diskussion neuerlich vertagt worden bzw. wurde die Möglichkeit geschaffen, sie nach Jahren wieder aufleben zu lassen – was dann prompt nach Ablauf der Fünf-Jahres-Frist auch geschah.²¹ Bei der neuerlichen Debatte im Gemeinderat machten sich ÖVP, FPÖ und die NEOS für eine Wiederaufstellung der Aphrodite (mit Kontextualisierung vor Ort) stark, SPÖ und Grüne waren dagegen. Die beiden Letzteren befürchteten, dass gerade durch den Akt einer Wiederaufstellung die Aphrodite zu einem attraktiven Ziel für NS-affine Besucher*innen werden könnte. Die Befürworter*innen einer Rückkehr der Aphrodite in den öffentlichen Raum argumentierten ähnlich wie 2008/09, das Wegschaffen der Skulptur wäre kein konstruktiver Umgang mit der NS-Geschichte. Der Kulturausschuss des Linzer Gemeinderates kam schließlich nach Beiziehung eines Expert*innenrats doch zu einer konsensuellen Lösung, in der beschlossen wurde, die Aphroditenstatue dauerhaft dem *Stadtmuseum Nordico* zu überlassen und sie gleichzeitig historisch kontextualisiert in einer Ausstellung zu thematisieren.²² Ebenso wurde vor Ort, beim Säulentempel am Linzer Bauernberg, eine von mia2/ARCHITEKTUR gestaltete Informationstafel angebracht.²³ Auf Basis des genannten

21 Vgl. Erneut Gezerre um ein Hitler Geschenk, in: Oberösterreichische Nachrichten (OÖN), 14.6.2016.

22 Vgl. Bina/Krenn, Aphrodite, 262.

23 Vgl. https://www.linz.at/medienservice/2018/201804_90551.php (28.2.2019).

politischen Beschlusses eröffnete im März 2018 und damit zehn Jahre nach der Kunstaktion *formlos* und der Entfernung der Skulptur aus dem öffentlichen Raum die Ausstellung *Aphrodite. Eine Bestandsaufnahme*.²⁴ Im sogenannten Linzer Zimmer des *Stadtmuseums* wurde die Statue gemeinsam mit Dokumenten, Fotografien und Informationstexten präsentiert. Kuratorisch stellte sich dabei – wie immer bei der Ausstellung von NS-Artefakten – die Frage, wie der affirmativen Falle entgegengewirkt werden könne.²⁵ Dazu wurde entschieden, der Figur der Aphrodite ein starkes Gegen-Objekt an die Seite zu stellen. Als solches diente eine Replik der Installation *formlos* von Alexander Jöchel.²⁶

Im Rahmen der Ausstellung wurden verschiedene Themenbereiche benannt bzw. zur Diskussion gestellt, u.a. auch die Frage „Ist die Aphrodite Nazi-Kunst?“ Das Modell der Skulptur war ja von Wilhelm Wandschneider bereits 1907 – und somit lange vor der NS-Zeit – angefertigt worden.²⁷ Fakt ist aber auch, dass Wandschneider seine Aphrodite bei der *Großen Deutschen Kunstausstellung* 1940 ausgestellt hatte, der Leistungsschau nationalsozialistischen Kunstschaffens. Zu diskutieren ist somit die Frage, ob und wodurch sich NS-Kunst formal oder inhaltlich überhaupt festlegen lässt. Im Fall der Aphrodite ist diesbezüglich der – zweifellos auch in anderen Zusammenhängen stattfindende – Bezug auf antike, klassische Formensprache zu nennen. In der NS-Kunstdoktrin, speziell in Aussagen von Adolf Hitler zur Kunst, wird immer wieder positiv und als für die ‚deutsche Kunst‘ vorbildhaft auf die Antike rekurriert.²⁸

Ein weiterer Teilbereich der Ausstellung widmete sich unter dem Titel „Aphrodite x 2“ der ‚Original‘-Aphrodite Wandschneiders, die im Zuge der Ausstellungsvorbereitung lokalisiert werden konnte: Das Vorbild für den Linzer Nachguss steht heute im Wintergarten

24 Die Ausstellung, kuratiert von Andrea Bina und Birgit Kirchmayr, war von 22. März 2018 bis 28. Februar 2019 im *Stadtmuseum Nordico* zu sehen. Danach sollte die Skulptur in die Dauer- ausstellung des Hauses integriert werden. Vgl. <http://www.nordico.at/html/de/1824.aspx> (8.12.2018).

25 Vgl. zu dieser Thematik auch: Birgit Kirchmayr, Nationalsozialismus ausstellen. Überlegungen zu den Herausforderungen von Zeitgeschichte, Geschichtspolitik und Erinnerungskultur, in: Salzburg Museum (Hg.), *Anschluss, Krieg & Trümmer. Salzburg und sein Museum im Nationalsozialismus*, Salzburg 2018, 39–42.

26 Bei der Entfernung der Statue im Jahr 2008 wurde die Installation Jöchls zerstört bzw. nicht aufbewahrt. Eine schriftliche und fotografische Dokumentation zur Installation *formlos* befindet sich im *Stadtmuseum Nordico*.

27 Vgl. Ruchhöft/Ruchhöft, Wandschneider. Gesicherte Daten über die Datierung des ersten Entwurfs und den Zeitpunkt des ersten Bronzegusses liegen nicht vor.

28 Nur als Beispiel sei auf die Eröffnungsrede Adolf Hitlers für das *Haus der Deutschen Kunst* in München verwiesen. Unter anderem heißt es dort – in Bezug auf die Darstellung ‚schöner‘ und ‚kraftvoller‘ Körper: „Niemals war die Menschheit im Aussehen und ihrer Empfindung der Antike näher als heute“, zit. nach Peter-Klaus Schuster (Hg.), *Nationalsozialismus und „Entartete Kunst“*. Die „Kunststadt“ München 1937, Darmstadt 1998, 250.

des tschechischen Schlosses Hluboká nahe Budweis. Gemeinsam mit anderen Skulpturen aus dem Eigentum Adolf Hitlers war die Bronze zu Kriegsende in dem vom ‚Gau Oberdonau‘ enteigneten Zisterzienserkloster Hohenfurth/Vyšší Brod gelagert und 1945 von den Alliierten dem tschechoslowakischen Staat zugesprochen worden. Viele der so an die Tschechoslowakei gelangten Kunstwerke schmückten bis dato öffentliche Institutionen, Park- und Schlossanlagen in Böhmen und Mähren,²⁹ so auch Wandschneiders Aphrodite, die im Wintergarten des Schlosses Hluboká neben einem *Stehenden Jüngling* und einem *Ruderer* (beide ebenfalls Objekte der *Großen Deutschen Kunstausstellungen*) zur Aufstellung gelangte. Im Gegensatz zu Linz scheint in Hluboká bzw. der Tschechischen Republik aber keine Diskussion über eine etwaige Entfernung oder Kontextualisierung der NS-Statuen stattzufinden. Zweifellos ist der Hintergrund ein anderer: Während die Linzer Aphrodite als „Hitler-Geschenk“ kontaminiert ist, wird die in Schloss Hluboká zur Aufstellung gebrachte Statue wohl bis dato als Reparationsleistung wahrgenommen.

Die im Gegensatz dazu intensive Diskussion in Linz wurde ebenfalls in der Ausstellung thematisiert. Sie zeigt, wie sehr die Aphrodite hier längst zu einem Symbol geworden ist – für den Umgang mit dem NS-Erbe der Stadt. So wurde in zahlreichen Reaktionen auf Aphrodites Entfernung Bezug genommen auf andere Hinterlassenschaften der NS-Zeit. Der Inhalt des folgenden Leserbriefes mag dafür beispielhaft stehen: „Wenn der Herr Bürgermeister die arme, kleine Aphrodite entfernen hat lassen, weil sie ein Geschenk Hitlers gewesen war, so soll er doch im gleichen Sinne Nibelungenbrücke und beide Finanzgebäude sprengen lassen.“³⁰

Die Stadt Linz (ehemals eine der fünf ‚Führerstädte‘ des Deutschen Reichs) zeichnet sich durch eine für Österreich vergleichsweise frühe und den damaligen Stand umfassende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der NS-Zeit aus.³¹ Gleichzeitig gibt es bis heute eine Reihe von *disturbing remains* im Stadtraum,³² die zwar fallweise zum Anlass von Diskussionen werden, für die eine nachhaltige und konsequente Markierung vor Ort aber immer noch fehlt. Dies betrifft besonders die unmittelbar nach dem ‚Anschluss‘ 1938 errichtete Nibelungenbrücke; die damit im Zusammenhang entstandenen monumentalen Brückenkopfbauten, die den Abschluss des Linzer Hauptplatzes bilden; die bis dato als ‚Hitlerbau-

29 Vgl. Carolina Damianová, Die Kunstsammlung Adolf Hitlers in Tschechien, unveröffentlichte Bachelor-Arbeit, Karls-Universität, Prag 2013.

30 Leserbrief in: OÖN, 22.3.2010.

31 1998 wurde im Linzer Gemeinderat eine wissenschaftliche Aufarbeitung der NS-Zeit der Stadt beschlossen. Aus einem daraufhin im *Archiv der Stadt Linz* angesiedelten Forschungsprojekt mit zahlreichen externen Mitarbeiter*innen entstand folgende Publikation: Fritz Mayrhofer/Walter Schuster (Hg.), *Nationalsozialismus in Linz*, 2 Bde., Linz 2001.

32 Angelehnt an den Titel der Tagung *Disturbing Remains. Der Umgang mit den materiellen Resten des Nationalsozialismus*, Linz/Mauthausen, 21.–22.9.2009.

ten¹ bezeichneten Wohnanlagen der Jahre 1938 bis 1945; die 1941 (eigentlich für die Salzburger Staatsbrücke) gefertigten „Löwen“-Skulpturen des Bildhauers Jakob Adlhart am Hauptbahnhof und nicht zuletzt auch das industrielle Zentrum der Stadt, die ehemaligen ‚Hermann-Göring-Werke‘ und heutige voestalpine. Abgesehen von wissenschaftlicher Erfassung gab/gibt es zu den genannten Orten nur teilweise öffentlich wahrnehmbare Formen der Auseinandersetzung: Zu den ‚Hitlerbauten‘ zeigte das *Stadtmuseum Nordico* 2012/13 eine Ausstellung,³³ eine Form der historischen Einordnung vor Ort, in den Wohnanlagen selbst, gibt es nicht. Ebenso wenig befindet sich an der Nibelungenbrücke ein Hinweis auf ihre Entstehungsgeschichte. Eine Diskussion zum historischen Kontext der zentralen Donaubrücke, nicht zuletzt in Bezug auf ihre Bezeichnung als ‚Nibelungenbrücke‘ (die von vier monumentalen Nibelungenfiguren des deutschen Bildhauers Bernhard Graf von Plettenberg hätte geziert werden sollen) fand bis dato nicht statt. Rund um die Brückenkopfbauten, die heute von der Kunstuniversität Linz genutzt werden, gab es im Zuge der Sanierung der letzten Jahre Diskussionen zum Denkmalschutz, und im Zuge des Kulturhauptstadtjahres 2009 erinnerte das bemerkenswerte Kunstprojekt *unter uns* an die Geschichte der Gebäude.³⁴ Die voestalpine leistete mit der Eröffnung eines öffentlich zugänglichen Zeitgeschichtemuseums im Jahr 2014 einen wichtigen Beitrag zur Auseinandersetzung mit der auf Zwangsarbeit beruhenden Entstehungsgeschichte des Linzer Stahlwerks.

Es gab, gibt und gäbe also viele Orte im Linzer Stadtraum, die sich zur Diskussion in Bezug auf das NS-Erbe anbieten. Warum ausgerechnet Aphrodite, die Göttin der Schönheit und Begierde, die Gemüter so stark bewegt (hat), darüber lässt sich nur mutmaßen. Zweifelsfrei bot die Skulptur, die sich im Gegensatz zu Wohn- oder Industrieanlagen oder einer Donaubrücke relativ unaufwändig entfernen lässt, die Möglichkeit, symbolisch ein Exempel zu statuieren. Weiters – so meine Vermutung – sind Kunstwerke wohl besonders prädestiniert dafür, eine emotionale Ebene anzusprechen. Dies zeigt sich auch in der Heftigkeit mancher Reaktionen, wie in dem oben zitierten Leserbrief, in dem von der „armen, kleinen Aphrodite“ in fast vermenschlichter Form die Rede ist.

Die nun gefundene Lösung der Musealisierung mag die zehnjährige Diskussion rund um die (un-)geliebte Aphrodite zu einem Ende gebracht haben. Es stellt sich die Frage, ob und wann sich der nächste erinnerungskulturelle Konflikt an einem anderen Ort entzünden wird.

33 Vgl. Stadtmuseum NORDICO (Hg.), „Hitlerbauten“ in Linz. Wohnsiedlungen zwischen Alltag und Geschichte. 1938 bis zur Gegenwart, Salzburg 2012.

34 Vgl. Wahl, Geschichte.

ERINNERUNGSKULTUR BRAUCHT FAKTEN: *DIE STADT SALZBURG IM NATIONALSOZIALISMUS*

EIN PROJEKT DES STADTARCHIVS UND DER UNIVERSITÄT SALZBURG

Wer sich in der Stadt Salzburg auf die Suche nach NS-Mahn- und -Denkmalen begeben, stoße „immer wieder auf das Phänomen, dass selbst Personen, die sich tagtäglich in der Nähe dieser Orte bewegen, selbige nicht wahrnehmen“, kritisierte Albert Lichtblau 2012. Lichtblau nennt diesen Sachverhalt: „Verdecken – Verstecken“, „Un/sichtbar-Machen“ oder „tourismusindustrielle Banalisierung“.¹ Problematische Straßenbenennungen bis weit in die 1970er-Jahre und darüber hinaus, das Beschweigen des Entstehungszusammenhanges etwa der Thorak-Statuen im Kurpark, das Anbringen einer Schrifttafel mit Erinnerungen Theodor Herzls an seinen Salzburger Aufenthalt, die aber dessen Verdruss über den hier herrschenden Antisemitismus zensurierte und erst nach Protesten vervollständigt wurde, die lange hinziehenden Debatten über den Standort des Euthanasie-Mahnmals, das Verkommen des Antifaschismus-Mahnmals zum ‚Taubenklö‘ und anderes mehr seien Ausdruck eines erinnerungspolitischen Desasters, so Lichtblau.²

Ähnliches sei über das Mahnmal zur Erinnerung an die Bücherverbrennung zu konstatieren. 1987 erstmals gefordert von der *Initiative Freies Wort*, an der Albert Lichtblau maßgeblich beteiligt war, wurde 2011 zuerst eine Erinnerungstafel an der Michaelskirche angebracht, 2018 ein künstlerisch gestaltetes Mahnmal auf dem Residenzplatz realisiert.³ Aber auch dieses sei an den Rand gerückt, nicht auf dem historisch korrekten Standort, erheische keine Aufmerksamkeit und ‚funktioniere‘ daher nicht, wurde als Kritik vorge-

-
- 1 Albert Lichtblau, In Salzburg möglichst unauffällig: NS-Vergangenheit als Erinnerungsdilemma, in: *Zeitgeschichte* 39/4 (2012), 257–275.
 - 2 Vgl. ebd., 261. Zu einer etwas optimistischeren erinnerungskulturellen Einschätzung gelangen: Christoph Kühberger/Herbert Neureiter, *Zum Umgang mit Nationalsozialismus, Holocaust und Erinnerungskultur. Eine quantitative Untersuchung bei Lernenden und Lehrenden an Salzburger Schulen aus geschichtsdidaktischer Sicht*, Schwalbach 2017.
 - 3 Albert Lichtblau/Karl Müller, *Über das Verbrennen von Büchern. Wechselrede auf dem Residenzplatz*, <https://fedora.phaidra.univie.ac.at/fedora/get/o:300593/bdef:Content/get> (18.11.2018).

bracht.⁴ Wenn man die Auflagen des Denkmalschutzes außer Acht lassen könnte, könnte man das so sehen. Zuletzt hat Anselm Wagner, Festredner bei der Enthüllung des Bücherverbrennungs-Mahnmals im April 2018 angemerkt, Mahnmale an das NS-Regime würden in Salzburg möglichst unauffällig und nur an peripheren Orten angebracht, „um nicht den Interessen von Tourismus, Kommerz und Denkmalschutz im Weg zu stehen“.⁵ Nach Anselm Wagner ist dies Ausdruck einer „faschistischen Kulturpolitik 1947–1989“.⁶ Das kann man nicht so stehen lassen! Das ist zurückzuweisen. So einfach ist die Sache nicht.

Ohne Zweifel war Salzburgs Kulturpolitik in den Nachkriegsjahren von einer konservativen Grundhaltung geprägt, die Antimoderne war der Mainstream.⁷ Trotzdem war Salzburg in Österreich eine der ersten Städte, die 1985 – also noch vor den Debatten um Kurt Waldheims Kriegsvorgängen 1986 und noch vor der Erklärung der österreichischen Bundesregierung 1991 – ihre Mitschuld an den Verbrechen des Nationalsozialismus einbekannten und dies öffentlich in einem Mahnmal kundtaten.⁸ Auch wenn dieses Bekenntnis durch den Zaun der Salzburger Synagoge und damit auch vor allgemeiner Aufmerksamkeit ‚geschützt‘ ist, so antizipierte dieses Mahnmal doch die Dekonstruktion der Opferthese, nach der Österreich das erste Opfer (und nur Opfer) nationalsozialistischer Herrschaft gewesen sei.⁹ Ähnliches gilt für das ‚Zigeuner‘-Mahnmal (zum Zeitpunkt seiner Errichtung noch so genannt). Das Mahnmal befindet sich in Salzburg-Aigen in der Nähe des Trabrennplatzes, auf dem Roma und Sinti ab 1940 ‚konzentriert‘

-
- 4 Vgl. Stefanie Ruep, Bücherverbrennung: Salzburger Mahnmal am falschen Ort, in: Der Standard, 5.3.2017, <https://derstandard.at/2000053613924/Buecherverbrennung-Salzburger-Mahnmal-am-falschen-Ort> (20.11.2018).
 - 5 Dies., Erinnerungskultur in Salzburg an den Rand gedrängt, in: Der Standard, 1.5.2018, <https://derstandard.at/2000078966131/Erinnerungskultur-in-Salzburg-an-den-Rand-gedraengt> (16.11.2018).
 - 6 Anselm Wagner, Unter dem Pflaster brauner Sumpf. Beobachtungen zur Restaurierung faschistischer Kunst und Kulturpolitik in Salzburg 1947–1989, in: Salzburg Museum (Hg.), Anschluss, Krieg & Trümmer. Salzburg und sein Museum im Nationalsozialismus, Salzburg 2018, 63–75.
 - 7 Vgl. Karl Müller/Gert Kerschbaumer, Begnadet für das Schöne. Der rot-weiß-rote Kulturkampf gegen die Moderne, Wien 1992.
 - 8 Vgl. Gert Kerschbaumer, Gedenken und Mahnen in der Stadt Salzburg 1945–2005, in: Kulturabteilung der Stadt Salzburg (Hg.), Antifaschistisches Mahnen und Gedenken in Salzburg. Das Mahnmal auf dem Südtirolerplatz, Salzburg 2005; Heidemarie Uhl, Das „erste Opfer“. Der österreichische Opfermythos und seine Transformation in der Zweiten Republik, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 30 (2001), 19–34.
 - 9 Vgl. Gert Kerschbaumer, Gespaltenes Gedenken im öffentlichen Raum – verschwiegene Opfer des NS-Terrors, in: Alexander Pinwinkler/Thomas Weidenholzer (Hg.), Schweigen und erinnern. Das Problem Nationalsozialismus nach 1945, Salzburg 2016, 22–64.

worden waren.¹⁰ Das Mahnmal wurde 1985, also lange vor der gesetzlichen Anerkennung der Roma und Sinti als Opfergruppe, seiner Bestimmung übergeben.

Die Suche nach einem Standort für das ‚Euthanasie‘-Mahnmal war langwierig und konfliktreich. Bereits 1987 vom *Arbeitskreis Psychiatrie* angeregt, scheiterte eine Aufstellung auf dem Gelände der Landesnervenklinik am Einspruch von deren Leitung, eine Aufstellung vor dem ehemaligen ‚Gauamt für Volksgesundheit‘ an dem der Anrainer*innen. 1992 wurde es nach einem von der Stadt ausgeschriebenen künstlerischen Wettbewerb im Kurgarten enthüllt, einem von Salzburger*innen und Tourist*innen frequentierten Ort.¹¹ Nach der neonazistisch motivierten Zerstörung des Mahnmals im Jahr 2014 wurde das Denkmal in einem städtischen Festakt um Bodenplatten erweitert, in die die Namen aller bekannten Opfer eingraviert und damit dem Vergessen entrissen sind. Auch wenn gelegentlich der historisch nicht korrekte Standort moniert wird (so zuletzt Wagner),¹² als ob ein solcher Bezug zwingende Voraussetzung eines Mahn- oder Denkmals wäre, bleibt das Faktum, dass es sich um einen frequentierten Ort handelt. Wenn man einen topografischen Bezug zum NS-Krankenmord herstellen wollte, so ließe sich darauf verweisen, dass in der Nähe das Standesamt untergebracht ist, jene Behörde, die nicht nur ‚deutschblütige‘ Abstammung testierte (Stichwort: Ahnenpass), sondern auch ‚Erbgesundheit‘, die *Nürnberger Rassengesetze* und die Bestimmungen zur ‚Erbgesundheit‘ exekutierte.¹³

Das 2002 enthüllte Antifaschismus-Mahnmal auf dem Bahnhofsvorplatz (Südtiroler Platz) fand und findet viel Kritik. Es sei „unsichtbar“, so Lichtblau, und als „nicht genutzte Gedenkruine“ sei es eher ein „Schandmal“ als ein Mahnmal.¹⁴ Wir meinen aber, dass zuletzt das Forschungsprojekt *Die Stadt Salzburg im Nationalsozialismus* eine Reihe von Informationen lieferte und Zusammenhänge beleuchtete, die das Mahnmal erinnerungskulturell aufwerten können. Das Antifaschismus-Mahnmal geht gegenüber dem Mahnmal bei der Synagoge einen Schritt weiter und leitet vom Bekenntnis der Mitschuld an

10 Vgl. Gert Kerschbaumer, Respekt vor allen Opfern des nationalsozialistischen Terrors, in: Thomas Weidenholzer/Albert Lichtblau (Hg.), *Leben im Terror. Verfolgung und Widerstand*, Salzburg 2012, 16–63.

11 Vgl. Kerschbaumer, *Gespaltene Gedanken*, 28.

12 Vgl. Anselm Wagner, *Das Unsichtbare sichtbar machen*, Rede zur Enthüllung des Mahnmals zum Gedenken an die Bücherverbrennung vom 30.4.1938 am Salzburger Residenzplatz, 30.4.2018.

13 Vgl. Albert Lichtblau, *In Lebensgefahr: die jüdische Bevölkerung der Stadt Salzburg*, in: Weidenholzer/Lichtblau, *Leben*, 64–109; Johannes Hofinger, „Euthanasie“ – Die Ermordung „lebensunwerten Lebens“. Stand der wissenschaftlichen Forschung – Desiderata – Perspektiven, in: ebd., 182–223; Thomas Weidenholzer, *Wohnen im Nationalsozialismus. Wohnpolitik für die „Volksgemeinschaft“?*, in: ders./Peter F. Kramml (Hg.), *Gauhauptstadt Salzburg. Stadtverwaltung und Kommunalpolitik*, Salzburg 2015, 396–435.

14 Lichtblau, *Salzburg*, 262.

den Verbrechen des Nationalsozialismus die Verpflichtung zum Einsatz für die Prinzipien der Demokratie und der Menschenrechte, der Toleranz und der Rechtsstaatlichkeit, der Solidarität und der Nachhaltigkeit ab. Trotz dieses offensiven Statements wurde das Mahnmal als unsichtbar und unverständlich kritisiert. Das von Heimo Zobernig entworfene Kunstwerk ist als Hütte gestaltet, als Wartehäuschen vielleicht, in grauem Beton, ohne heroisches Pathos.¹⁵ Es besteht aus einer Bodenplatte und drei Pfeilern, die eine Dachplatte halten. Die fehlende vierte Säule nimmt dem Mahnmal seine statische Sicherheit. Jederzeit kann – so der Eindruck – das Häuschen einstürzen. Man muss sich des antifaschistischen Grundkonsenses stets aufs Neue versichern. Ein bronzenener Kopf, weder Frau noch Mann, weder alt noch jung, am oberen Ende der dritten Säule symbolisiert den Archetypus menschlichen Seins und Denkens. Der Kopf ist es, der die Dachplatte trägt, Reflexion anstelle von Emotion. In die Dachplatte ist der Bekenntnis- und Widmungstext eingraviert. Das Antifaschismus-Mahnmal ist Aufforderung an gegenwärtiges und künftiges Handeln. Das Mahnmal greift aber auch die Charakteristik des Ortes auf, an dem es sich befindet, das Thema des Kommens und Gehens, des Instabilen.

Dass das Antifaschismus-Mahnmal wenig Resonanz findet und ein Wahrnehmungsproblem hat, ist offensichtlich,¹⁶ es deswegen aber an einen anderen Standort verlegen zu wollen, wie bisweilen gefordert, ist aus unserer Sicht nicht angebracht. Es steht auf dem richtigen Ort, auf einem frequentierten Platz, und es kann auf keinem anderen stehen. Aufwerten kann es letztlich nur zivilgesellschaftliches Engagement, wie etwa das jährliche Begehen des Holocaust-Gedenktages am 27. Jänner. Voraussetzung dafür ist aber Wissen und Aufklärung über den Nationalsozialismus und auch darüber, was vor Ort geschah.

Der Bahnhofsvorplatz ist ein Platz mit hoher Symbolkraft. Im Süden befand sich das ‚Wehrkreiskommando XVIII‘, vom Platz aus sah man eine Reihe von Baracken, die von der Wehrmacht genutzt wurden.¹⁷ Unweit von hier befand sich das Durchgangslager Itzling, von dem aus Zwangsarbeiter*innen auf ihre unfreiwilligen Arbeitsplätze verteilt wurden. Im Norden, an der Bahnhofstraße, befand sich ein weiteres Zwangsarbeiterlager.¹⁸ Diesen Platz passierten die zur Deportation bestimmten Jüdinnen und Juden,

15 Wir folgen hier weitgehend der Interpretation von Hildegard Fraueneder, Works of Memoires, in: Kulturabteilung der Landeshauptstadt Salzburg (Hg.), Antifaschistisches Gedenken und Mahnen in Salzburg. Das Mahnmal auf dem Südtiroler Platz im Kontext, Salzburg 2005, 46–52; Informationsfolder zum Antifaschismus-Mahnmal, https://www.stadt-salzburg.at/pdf/antifaschistisches_mahnen_und_gedenken_in_salzburg.pdf (24.11.1018).

16 Vgl. Kühberger/Neureiter, Umgang, 65 f.

17 Vgl. Hanno Bayr, Generalkommando XVIII Salzburg. Die Deutsche Wehrmacht in der Stadt Salzburg 1938–1945, in: Helga Embacher/Thomas Weidenholzer (Hg.), Machtstrukturen der NS-Herrschaft. NSDAP – Polizei/Gestapo – Militär – Wirtschaft, Salzburg 2014, 362–416.

18 Vgl. Thomas Weidenholzer, „Arbeitseinsatz“ für den Krieg. Zwangsarbeit in der Stadt Salzburg, in: Weidenholzer/Lichtblau, Leben, 110–163.

Roma*Romnija und Sinti* Sintizas. Diesen Platz überquerten die politischen Häftlinge auf ihrem Gang zu den Zügen, die sie zu den Hinrichtungsstätten in München und Berlin brachten. Diesen Platz passierten ‚Schutzhäftlinge‘ auf ihrem Weg nach Dachau. Hier vor dem Bahnhof kreuzten sich die Wege vieler, etwa jene der vor dem Terror Flüchtenden mit ihren couragierten Fluchthelfer*innen wie etwa Josef Pfeffer. In den Werkstätten der Reichsbahn rund um Franz Aschenberger und Josef Haidinger wie auch in jenen der Lokalbahn (SETG) rund um August Gruber hatten widerständige Eisenbahner ihre Zellen. In der Nähe wohnte Engelbert Weiß, der 1944 enthauptet wurde. Auf dem Hauptbahnhof liefen die Kommunikationskanäle des Widerstands zusammen, die sich entlang des weitverzweigten Schienennetzes ausbreiteten.¹⁹ Seit 2015 erinnern elf vor dem Mahnmal verlegte Stolpersteine an Zwangsarbeiter*innen und Kriegsgefangene, die auf dem Gelände der Reichsbahn zu Tode kamen oder auf diesem Platz von der Gestapo liquidiert wurden.²⁰ Auf diesem Platz wurde aber auch das Polizeibataillon 181 nach seinem siebenmonatigen Einsatz im Generalgouvernement empfangen.²¹ Der Platz sah also nicht nur die Opfer, er sah auch die Täter*innen, die Gaffenden, die Vorbeischauenden. Er sah die ‚Volksgemeinschaft‘.²² Während die Stolpersteine Empathie mit den Opfern einfordern, mahnt das Mahnmal Verantwortung ein, Verantwortung für die Verbrechen und Verantwortung für die gegenwärtige und künftige Gesellschaft.

Mahnmale können dann ‚funktionieren‘, wenn sie topografische Beziehungen zu Ereignissen und Personen herstellen. Eine solche Verortung ist allerdings dafür keine zwingende Voraussetzung. Aber auch mit Verortung ‚funktionieren‘ Mahnmale nicht von selbst. Sie brauchen immer ihre Aktivierung durch die Zivilgesellschaft, die wiederum Information zur Voraussetzung hat.²³ Ohne weitere Informationen wären auch die Stolpersteine sinnlos.²⁴ Sie ‚funktionieren‘ deshalb, weil jedem Stein eine Biografie zugrunde liegt, welche aufwändig recherchiert und im Internet auf Deutsch und Englisch publiziert ist. Die NS-Verbrechen treten uns so nicht mehr abstrakt, sondern konkret mit Namen gegenüber, sind nicht mehr nur kaum begreifbare Zahlen, sondern greifbare

19 Vgl. Hanns Haas, Politisch motivierter und organisierter Widerstand, in: ebd., 326–372.

20 Vgl. http://www.stolpersteine-salzburg.at/de/orte_und_biographien?victim=%C4%8Celikovi%C4%87,Latif&hilitte=S%C3%BCdtirolerplatz (24.11.2018).

21 Vgl. Gernod Fuchs, Polizei/Gestapo und SS-Sicherheitsdienst. Organisation und Führungspersonal, in: Embacher/Weidenholzer, Machtstrukturen, 304–361.

22 Dazu in einem anderen Zusammenhang: Albert Lichtblau, Topografie und Erinnerung, in: Eleonore Lappin/Albert Lichtblau (Hg.), Die „Wahrheit“ der Erinnerung. Jüdische Lebensgeschichten, Innsbruck/Wien/Bozen 2008, 98–116.

23 Vgl. Lichtblau, Salzburg, 270.

24 Seit 2007 betreibt das *Personenkomitee Stolpersteine*, eine überparteiliche Plattform, mit Unterstützung der Stadt Salzburg das international beachtete Projekt *Stolpersteine* des deutschen Künstlers Gunter Demnig, http://www.stolpersteine-salzburg.at/de/das_projekt (18.12.2018).

Schicksale. Die täglich 100-fachen Zugriffe auf die Homepage der *Stolpersteine Salzburg* belegen das breite Interesse für die Stolpersteine als Erinnerungsform. Übrigens sind die Stolpersteine ein Kunstwerk im öffentlichen Raum, dem jegliches Pathos fehlt und das vielleicht deshalb nachhaltiger als andere Mahnmale wirkt.

Trotz ihrer Erfolgsgeschichte gab und gibt es skeptische bis ablehnende Stimmen zu den Stolpersteinen. Die Gegenargumente reichen vom Vorwurf, es sei unwürdiges Gedenken oder es sei nicht geklärt, wer als Opfer definiert ist, bis zu der Behauptung, es mangle an Rücksichtnahme auf Angehörige, die die Verlegung eines Stolpersteins ablehnen und so weiter.²⁵ Es wird auch vorgebracht, die Stolpersteine seien nur ein niederschwelliges Erinnerungsangebot, das nicht viel abverlange. Die Stolpersteine erinnerten nur an die Opfer des Nationalsozialismus, an Unschuldige. Es falle daher leicht, sich vor ihnen zu verneigen, und man könne damit den bohrenden Fragen nach dem Mitmachen der Vielen aus dem Weg gehen wie auch der unbequemen Frage, wie es zum Holocaust hatte kommen können.²⁶ Damit Erinnerung nicht zu einer Übung der Leichtigkeit verkommt, bedarf es umfangreichen und faktenbasierten Wissens. Das Projekt *Die Stadt Salzburg im Nationalsozialismus* hat sich deshalb zum Ziel genommen, die Herrschaft des Nationalsozialismus in der Stadt Salzburg in umfassender Breite darzustellen. Es startete 2009 unter der Projektleitung des *Stadtarchivs* in Zusammenarbeit mit dem *Fachbereich Geschichte* der Universität Salzburg. Kooperationen wurden mit dem *Salzburger Landesarchiv*, dem *Archiv der Erzdiözese Salzburg*, der Pädagogischen Hochschule Salzburg Stefan Zweig, dem Projekt *MenschenLeben* der Österreichischen Mediathek, der *Aktion Film Salzburg* und dem *Personenkomitee Stolpersteine* eingegangen. Ein Expert*innenrat aus Vertreter*innen der angesprochenen Institutionen begleitete das Projekt, darunter auch Albert Lichtblau.

Sieben thematische Vortragsreihen mit insgesamt 43 Vortragsabenden, die zumeist vor jeweils an die 200 Besucher*innen stattfanden, wurden durchgeführt. Sieben Bände der Reihe *Die Stadt Salzburg im Nationalsozialismus* sind mit mehr als 3.300 Druckseiten gefüllt. Die Projekthomepage bietet Tausende Dokumentseiten an.²⁷ Eine ausführliche Zeitungsdokumentation für die Jahre 1938 bis 1945 ergänzt das Informationsangebot.²⁸ Ein auf Interviews, die im Rahmen dieses Projektes geführt wurden, basierender

25 Zusammenfassend zuletzt: Ulrike Schrader, Die „Stolpersteine“ oder: Von der Leichtigkeit des Gedenkens, in: Matthias Frese/Marcus Weidner (Hg.), *Verhandelte Erinnerungen. Der Umgang mit Ehrungen, Denkmälern und Gedenkorten nach 1945*, Paderborn u.a. 2018, 237–250.

26 Vgl. ebd., 250.

27 Vgl. https://www.stadt-salzburg.at/internet/websites/nsprojekt/ns_projekt/home.htm (18.12.2018).

28 Weitere Aktivitäten: Vorstellung der Salzburger NS-Forschungsergebnisse beim Österreichischen Zeitgeschichtetag 2016 in Graz; Durchführung der Internationalen Tagung *Stadt im Nationalsozialismus. Salzburg im Vergleich* 2017; Workshop: *Holocaust-Education in der Volksschu-*

Band *Erzählte Geschichte* sowie ein Indexband mit ausführlichen biografischen Informationen werden folgen.

Auf der Ebene eines kleinen Gemeinwesens wie der Stadt Salzburg wurden Entwicklung,²⁹ Entfaltung (Band 2 bis 6) und Nachwirkung (Band 7) des Nationalsozialismus untersucht und die Funktionsweisen seiner Herrschaft dargestellt.³⁰ Das Projekt beschäftigte sich nicht nur mit der Stadtverwaltung und den Parteistrukturen inklusive der angeschlossenen Verbände, sondern auch mit den Strukturen und Wirkweisen der Machtblöcke von SS- und Polizeiapparat, der Wirtschaft und der Wehrmacht.³¹ Die Lebenswelt und der Alltag der Anwesenden, sowohl der Täter*innen, der Zuschauenden, der Wegschauenden, der Widerständigen als auch der Opfer war konsequenterweise Gegenstand des Projektes, wie auch die Inszenierung der Macht, ihre Wahrnehmung und der Umgang mit ihr.³² ‚Nationalsozialistische Kultur‘ – welcher ein Begriff, aber er ist operationalisierbar – verband das Kunstpopuläre mit dem ‚gesunden Volksempfinden‘ und vertrieb das Geistige. Ein ganzer Band ist dieser Thematik gewidmet.³³

Mikrogeschichtliches Detailwissen und lokale Einordenbarkeit darf weder die großen Zusammenhänge noch die verschiedenen Phasen der Herrschaft aus den Augen verlieren. Es ist klar, dass bei Weitem nicht alles geklärt und dargestellt werden konnte. Das Projekt war aber so weit erfolgreich, dass weitere Fragen, neue Fragen, bohrende Fragen gestellt werden müssen und können. Es ist nicht möglich, alle Beiträge der sieben Bände zu referieren, nicht einmal alle Autor*innen zu nennen.³⁴ Näher eingegangen wird an dieser Stelle nur auf Beiträge, die erinnerungskulturell aktiviert werden können.

In einer mikrogeschichtlich ausgerichteten Studie fordert Gert Kerschbaumer Respekt vor allen Opfern des nationalsozialistischen Terrors ein,³⁵ benennt die Opfergruppen und zeichnet detailliert ihre Geschichte, verortet sie in der Stadt, verknüpft sie mit der

le, gemeinsam mit der Pädagogischen Hochschule Salzburg; *NS-Raubkunst. Die Suche nach verbrachten Kulturgütern*, gemeinsam mit der Botschaft der Republik Polen und der Universität Salzburg 2014.

29 Vgl. Peter F. Kramml/Ernst Hanisch (Hg.), *Hoffnungen und Verzweigung in der Stadt Salzburg 1938/39. Vorgeschichte – Fakten – Folgen*, Salzburg 2010.

30 Vgl. Peter F. Kramml/Christoph Kühberger (Hg.), *Inszenierung der Macht. Alltag – Kultur – Propaganda*, Salzburg 2011; Weidenholzer/Lichtblau, *Leben*; Sabine Veits-Falk/Ernst Hanisch (Hg.), *Herrschaft und Kultur. Instrumentalisierung – Anpassung – Resistenz*, Salzburg 2013; Embacher/Weidenholzer, *Machtstrukturen*.

31 Vgl. ebd.

32 Vgl. Kramml/Kühberger, *Inszenierung*.

33 Veits-Falk/Hanisch, *Herrschaft*.

34 Vgl. https://www.stadt-salzburg.at/internet/websites/nsprojekt/ns_projekt/projekt/die_stadt_salzburg_im_nationalsozialismu_327680.htm (24.11.2018).

35 Vgl. Kerschbaumer, *Respekt*.

Geschichte der Täter*innen, ohne Pathos, die übergeordneten Gewaltzusammenhänge nicht aus dem Auge verlierend. Er zeichnet auch ihre Geschichte nach der Befreiung. Eine Opfertopografie für den Stadtteil Lehen knüpft direkt an das Konzept der Stolpersteine an. Gelebte Erinnerungskultur könnte diese Opfertopografie aktivieren, etwa durch Stadtführungen oder schulische Projekte. Hingewiesen werden könnte dabei etwa auf das von der Stadt betriebene Kriegsgefangenenlager am Paumannplatz, auf die Gewaltverhältnisse im Lager und auf den, wenn auch bescheidenen, positiven Saldo, den die Stadt aus dem Betrieb dieses Lagers zog. Im Übrigen erinnert derzeit keine Informati- onstafel an das Lager. Verwiesen werden könnte auf die Bedeutungs- differenz zwischen dem Elend der Baracken und der wehrhaften Architektur des vierkanthofartigen Wohn- blocks der Wehrmacht an der nahen Rosengasse.³⁶ Aufmerksamkeit verdiente auch der Umstand, dass die unweit gelegene Scherzhauserfeldsiedlung, ein Sozialbau, eine auffal- lend hohe Zahl an Krankenmorden zu beklagen hat.³⁷ Kaum zehn Gehminuten davon entfernt liegt die *Christian-Doppler-Klinik*, die frühere *Landesheilanstalt für Geistes- und Gemütskranke*, in den Gewaltjahren ein organisatorisches und logistisches Zentrum der Krankenmorde.³⁸ Zurück in die Ignaz-Harrer-Straße: Dort befand sich die Trinkerfür- sorge. Wir wissen, es gab Alkoholikerlisten, die die Fürsorge für die Polizei erstellte. Waren auf diesen Listen spätere Opfer der Aktion ‚Arbeitszwang Reich‘ notiert?³⁹ Wir wissen es nicht. Schräg gegenüber, auf der anderen Straßenseite befand sich eine Nieder- lassung der Prager Firma Fischels Söhne, 1939 als jüdisches Eigentum enteignet, 1954 restituiert, der in Prag lebende Eigentümer 1944 in Theresienstadt ermordet.⁴⁰ Und man könnte die in der NS-Zeit real existierende soziale Wirklichkeit Lehens mit den stadtpla- nerischen Vorstellungen konfrontieren.⁴¹ Auf einem kleinen Areal, in einem Spaziergang von einer Stunde begangen, ließen sich zahlreiche Aspekte der NS-Herrschaft darstellen. Auch der Band über die nationalsozialistische Stadtverwaltung kann erinnerungskultu- rell genutzt werden. Er beschäftigt sich mit lebensnahen Feldern wie Fürsorge, Wohnen und Versorgung, und er zeigt, wie Rechtstaatlichkeit ausgehebelt wurde, wie das ‚Füh- rerprinzip‘ durchgesetzt,⁴² gleichzeitig aber auf kommunaler Ebene Räume selbstständi-

36 Vgl. Bayr, Generalkommando.

37 Vgl. Kerschbaumer, Respekt.

38 Vgl. Hofinger, Euthanasie.

39 Vgl. Sabine Veits-Falk, Kommunale Sozialpolitik im Nationalsozialismus. Integration – Ausgrenzung – Vernichtung, in: Weidenholzer/Kramml, Gauhauptstadt, 278–338.

40 Vgl. Kerschbaumer, Respekt; Lichtblau, Lebensgefahr; Albert Lichtblau, Problematik der Rückstellungen von entzogenem Eigentum, in: Pinwinkler/Weidenholzer, Schweigen, 182–219.

41 Vgl. Christoph Braumann, Stadtplanung im Nationalsozialismus: Raumordnung, Verkehrspla- nung und Wohnungswesen, in: Weidenholzer/Kramml, Gauhauptstadt, 340–394.

42 Vgl. Peter F. Kramml, „Doppelherrschaft“, NS-Machtergreifung und „Anschluß“. Vom Berch- tesgadener Abkommen zur Anschluss-Volksabstimmung, in: Kramml/Hanisch, Hoffnungen,

ger Initiativen der Ausgrenzung und Verfolgung entfaltet wurden.⁴³ Auch die Stadtgemeinde Salzburg war Teil des „Netzwerkes der Verfolgung“:⁴⁴ von ‚Arisierung‘, über Raub jüdischer Kunstsammlungen bis zur Versteigerung des ‚Judensilbers‘ usw. Große Pläne dominierten die Salzburger Kommunalpolitik: vom großzügigen Ausbau des Straßennetzes über die Lösung des ‚Bettlerunfuges‘, die Beseitigung der Wohnungsnot durch den Bau Tausender ‚Volkswohnungen‘ usw. – und dies alles als Sofortprogramm.⁴⁵ Durchgreifen und ‚Saubermachen‘ waren die Leitvorstellungen.

Für exemplarisches Lernen eignen sich kommunale Politikfelder besonders. Fürsorge bildete gemeinsam mit der Gesundheitspolitik eines der zentralen Politikfelder des Nationalsozialismus. Nationalsozialistische Sozialpolitik war Instrument zur Schaffung eines ‚gesunden Volkskörpers‘. Gerade auf dem Gebiet der Sozialpolitik kann die exkludierende Seite der ‚Volksgemeinschafts‘-Ideologie gut vermittelt werden. Parteigliederungen übernahmen immer öfter öffentlich-kommunale Aufgaben. Die ‚Konzentrierung‘ der ‚Zigeuner‘ auf der Aigner Rennbahn, ihre Internierung im ‚Zigeunerlager‘ Maxglan waren die Vorstufen zum Genozid. Beteiligung der städtischen Sozialverwaltung an der Aktion ‚Arbeitsscheu Reich‘, Maßnahmen gegen den ‚Bettlerunfug‘, Alkoholikerbekämpfung usw. sind allerdings nach wie vor Forschungsdesiderate wie auch das ‚Arbeitserziehungslager‘ (AEL) Ibm-Waidmoos: Für die Einweisung in das AEL war formal der Oberbürgermeister zuständig. Anträge zur Einweisung konnten nicht nur der Polizeidirektor oder das Arbeitsamt stellen, sondern auch die Gauleitung der NSDAP, der Kreisleiter oder der Kreisobmann der ‚Deutschen Arbeitsfront‘. Auch die Gesundheitspolitik ist nach wie vor ein Desiderat. Dies ist insofern bedauerlich, als Gesundheitspolitik nicht

162–237; Peter F. Kramml, Die Neuordnung der Stadtverwaltung nach dem „Führerprinzip“. Städtische Entscheidungsträger 1938–1945, in: Weidenholzer/Kramml, Gauhauptstadt, 18–237.

- 43 Vgl. Thomas Weidenholzer, Kommunalpolitik im Nationalsozialismus. Bürokratie und Parteiherrschaft, in: ebd., 238–277.
- 44 Sabine Mecking/Andreas Wirsching, Stadtverwaltung als Systemstabilisierung? Tätigkeitsfelder und Handlungsspielräume kommunaler Herrschaft im Nationalsozialismus, in: dies. (Hg.), Stadtverwaltung im Nationalsozialismus. Systemstabilisierende Dimensionen kommunaler Herrschaft, Paderborn u.a. 2005, 1–19, 6. Vgl. Wolf Gruner, Öffentliche Wohlfahrt und Judenverfolgung. Wechselwirkungen lokaler und zentraler Politik im NS-Staat (1933–1942), München 2002; ders., Die Kommunen im Nationalsozialismus: Innenpolitische Akteure und ihre wirkungsmächtige Vernetzung, in: Sven Reichhardt/Wolfgang Seibel (Hg.), Der prekäre Staat. Herrschen und Verwalten im Nationalsozialismus, Frankfurt a.M./New York 2011, 167–211; Rüdiger Fleiter, Stadtverwaltung im Dritten Reich. Verfolgungspolitik auf kommunaler Ebene am Beispiel Hannovers, Hannover 2006; Bernhard Gotto, Nationalsozialistische Kommunalpolitik. Administrative Normalität und Systemstabilisierung durch die Augsburger Stadtverwaltung 1933–1945, München 2006; Paul-Moritz Rabe, Die Stadt und das Geld. Haushalt und Herrschaft im nationalsozialistischen München, Göttingen 2017, 259–278.
- 45 Vgl. Braumann, Stadtplanung; Veits-Falk, Sozialpolitik; Weidenholzer, Wohnen.

nur ein zentrales Politikfeld des Nationalsozialismus war, sondern weil alle davon betroffen waren. Das *Gesetz über die Vereinheitlichung des Gesundheitswesens* schuf ein ganzes Set von Institutionen, in das auch städtische Stellen involviert waren. Aber das ‚Erbgesundheitsgericht‘, sein Zusammenspiel mit dem ‚Rassenpolitischen Amt‘, das Landeskrankenhaus, die Ärztekammer sind weitere *terrae incognitae*. Die bisher vorliegenden Arbeiten des Projektes *München im Nationalsozialismus* des *Historischen Seminars der LMU München* und des *Stadtarchivs München* sind für eine weitere Beschäftigung mit diesen Themenfeldern richtungweisend.⁴⁶

Die Planungen von ‚Groß-Salzburg‘ (davon realisiert wurde die Eingemeindung) folgten analog den Ordnungsvorstellungen,⁴⁷ die die Partei für das ‚Volk‘ bereit hatte. Die Raumordnung für die Stadt Salzburg sah den großzügigen Ausbau der Verkehrswege vor, entwickelte einen Wirtschaftsplan und erarbeitete Bebauungspläne für einzelne Stadtteile. Detailpläne sahen HJ-Heime, Parteihäuser, Appellplätze und dergleichen vor. Kriegsbedingt waren diese Visionen Planungen für die Schublade, für die Zeit nach dem ‚Endsieg‘.⁴⁸ Der Spielraum der städtischen Planung wurde darüber hinaus durch die Erhebung Salzburgs zur ‚Neugestaltungsstadt‘ erheblich eingeschränkt. Selbst die megalomanen Planungen zum ‚Gauforum‘ und ‚Wehrkreiskommando‘ blieben „Verheißung“.⁴⁹

Am Beispiel der Weichselbaumsiedlung in Parsch lässt sich nicht nur nationalsozialistischer Wohnbau, sondern auch die Wirkweise der ‚Volksgemeinschafts‘-Ideologie zeigen: Die nationalsozialistische Mustersiedlung wurde in Wirklichkeit weniger eine für ‚Volksgenossen‘, sondern eher für ‚Parteigenossen‘. An diesem Beispiel zeigt sich aber auch in einem bisher wenig beachteten ‚Detail‘ drastisch die exkludierende Dimension der ‚Volksgemeinschaft‘. Bei mindestens sieben ukrainischen oder russischen Haushaltshilffinnen aus dieser Siedlung, zum Teil unter 14 Jahren, verzeichnet die polizeiliche Meldekartei unter der Rubrik „verzogen nach“: Gestapo. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt. Fragen der Wohnraumlenkung, der Wohnungsvergabe, der ‚Arisierung‘ von Wohnungen müssen vorläufig Desiderat bleiben.

46 Vgl. Florian Wimmer, *Die völkische Ordnung von Armut. Kommunale Sozialpolitik im nationalsozialistischen München*, Göttingen 2014; Annemone Christians, *Amtsgewalt und Volksgesundheit. Das öffentliche Gesundheitswesen im nationalsozialistischen München*, Göttingen 2013; Rabe, *Stadt*; Mathias Irlinger, *Die Versorgung der „Hauptstadt der Bewegung“*. Infrastrukturen und Stadtgesellschaft im nationalsozialistischen München, Göttingen 2018.

47 Vgl. Florian Stehrer, „Das Gebilde, das wir Groß-Salzburg nennen wollen“. Die Eingemeindungen der Umlandgemeinden durch die Stadt Salzburg, Salzburg 2018.

48 Vgl. Braumann, *Stadtplanung*.

49 Ingrid Holzschuh, *Otto Strohmayer (1900–1945). Hitlers Architekt für die Neugestaltung der Stadt Salzburg im Nationalsozialismus*, Wien/Köln/Weimar 2015.

Das Ineinandergreifen von Maßnahmen- und Normenstaat wird am Beispiel des Gewerberechts deutlich.⁵⁰ Die *Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden* vom April 1938 lieferte das entscheidende (maßnahmenstaatliche) Instrument. Im Sommer 1938 begann das Gewerbeamt, eine normenstaatliche Institution, im Auftrag des Landeshauptmannes, der gleichzeitig Gauleiter war, mit der Anlage eines jüdischen Gewerberegisters und erstellte 35 ‚Eintragungsbescheide‘. Ein Bescheid ist ein hoheitlicher Akt und damit wesentlicher Bestandteil eines Rechts(schutz)systems, denn gegen Bescheide kann berufen werden. Die Feststellung ‚jüdischer‘ Betriebe war also quasi ein normenstaatliches Verfahren, auch mit der Möglichkeit des Einspruches, von der elf Betriebe Gebrauch machten. Infolge des Pogroms im November 1938 wurde Jüdinnen und Juden die Ausübung eines Gewerbes verboten. Aber noch bevor die *Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben* kundgemacht war, bereits am Morgen nach dem Pogrom, veröffentlichte der Oberbürgermeister den Entzug von Gewerbeberechtigungen in den Tageszeitungen. Die ‚Gewerbeverbote für Juden‘ traten am 1. Jänner 1939 in Kraft, da waren die gewerbebehördlichen Bescheide über die Entziehung der Gewerbeberechtigung längst zugestellt. Ein Desiderat auf Kommunalebene – zumindest in Salzburg – ist auch die ‚Familienpolitik‘. Wir haben keine validen Informationen etwa über die Ehestandsdarlehen, eine auf den ersten Blick wohlfahrtsstaatliche Aktion, in Wirklichkeit aber ein Instrument von Inklusion und Exklusion, war die Vergabe der Darlehen doch an ‚rassische‘ und erbgesundheitliche Überprüfung sowie an Wohlmeinung politischer Gutachten der Partei gebunden.

Die ‚Volksgemeinschafts‘-Ideologie gründete sich nicht zuletzt auf die traumatischen Erfahrungen des Ersten Weltkrieges. Deshalb waren für die NS-Machthaber die ausreichende Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und Gebrauchsgütern sowie deren gerechte Verteilung (unter den Volksgenoss*innen) entscheidend. Ein ausgefeiltes Rationalisierungssystem (neben Ausbeutung und Raub) sollte Mangel vermeiden helfen. Nur mit den Techniken einer professionellen Bürokratie konnte dies bewerkstelligt werden. Gleichzeitig wurden in den Erhebungs- und Verteilungsmechanismen Parteiorganisationen eingebunden. Städtisches Ernährungs- bzw. Wirtschaftsamt haben zur Stabilisierung der ‚Heimatfront‘ und damit der nationalsozialistischen Herrschaft beigetragen.⁵¹

Anstelle der verheißenen Lösung der Wohnungsnot erlebten die Salzburger*innen die Zerstörung Tausender Wohnungen. Ab 1943 wurden Personen wegen ‚Luftgefährdung‘

50 Vgl. Ernst Fraenkel, *Der Doppelstaat*. 3. Aufl., Hamburg 2012.

51 Vgl. Birgit Pelzer-Reith/Reinhold Reith, *Rationen und Karten: Das städtische Ernährungsamt in Salzburg*, in: Weidenholzer/Kramml, *Gauhauptstadt*, 484–537; dies., *Das städtische Wirtschaftsamt und die Versorgung der Bevölkerung mit Bedarfsgütern in der Kriegswirtschaft*, in: ebd., 538–583.

und Fliegerschäden in (vermeintlich) sichere Gebiete abgesiedelt. Ab Oktober 1944 mussten zusätzlich jene Salzburger*innen mit Wohnraum versorgt werden, deren Wohnungen bei Luftangriffen zerstört oder beschädigt worden waren. Das Desaster der Zerstörungen forderte Verwaltung und Zivilgesellschaft, eine gleichgeschaltete Zivilgesellschaft, geordnet von Kommune und Parteigliederungen. Wenn sich jemals die Schimäre der ‚Volksgemeinschaft‘ einer Realisierung angenähert hat, dann nach den Angriffen, aber nur für kurze Zeit. Was sich so unbürokratisch darstellte, die sich helfende, wie selbstverständlich zusammenrückende ‚Volksgemeinschaft‘ bot jede Menge Konfliktstoff.

Wie auch das weite Feld der ‚Kultur‘ erinnerungskulturell genutzt werden kann, zeigt nicht nur das Mahnmal zur Bücherverbrennung,⁵² sondern auch die Erläuterungstafel zum Karl-Böhm-Saal im Festspielhaus oder die Demontage der Gedenktafel für den Mozartforscher Erich Schenk.⁵³ Debatten um Straßennamen haben Konjunktur.⁵⁴ Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden, erwähnt werden soll aber, dass der 2015 in Salzburg installierte *Fachbeirat für Straßennamen* in gewisser Weise eine Weiterführung des NS-Forschungsprojektes ist.⁵⁵ Ziel ist, für alle personenbezogenen Straßennamen Erläuterungstafeln zu montieren. NS-Belastungen von Personen sind auf den Tafeln und bei den Erläuterungen zu Straßennamen im digitalen Stadtplan erläutert. Alle 200 Personen, die in der NS-Zeit gelebt haben und nach denen Straßen benannt wurden, wurden auf Parteimitgliedschaft und allfällige ‚Verstrickungen‘ untersucht. Als Ergebnis wurde festgestellt, dass 46 Mitglieder der NSDAP waren, drei Parteianwärter, und von 15 weiteren Personen sind (unterschiedlich stark ausgeprägte) ‚Verstrickungen‘ in das NS-System bekannt, obwohl sie keine Parteimitglieder waren.⁵⁶ Für diese Personengruppe werden wissenschaftliche Biografien erarbeitet und auf der Homepage der Stadt Salzburg mit zitierfähigen PDF-Dokumenten eingelagert. Derzeit sind u.a. Josef Thorak und

52 Vgl. Karl Müller, Die Vernichtung des „undeutschen“ Geistes. Theater und Literatur im Dienste des Nationalsozialismus, in: Veits-Falk/Hanisch, Herrschaft, 400–459.

53 Vgl. Alexander Pinwinkler, Erich Schenk (1902–1974) – ein Musikwissenschaftler und Mozartforscher im langen Schatten des „Dritten Reiches“, in: Pinwinkler/Weidenholzer, Schweigen, 388–431.

54 Überblick zu Österreich zuletzt: Florian Wenninger, Kommunalpolitische Handlungsspielräume im Umgang mit belasteten Straßennamen. Das Beispiel Österreich, in: Frese/Weidner, Erinnerungen, 319–358. Einen Überblick über das geschichtswissenschaftlichen Forschungsfeld und die erinnerungspolitischen Diskurse bietet: Saskia Handgroß, Historische Orientierung gesucht! Straßennamendebatten als Forschungsgegenstand und geschichtskulturelle Praxis, in: ebd., 253–278.

55 Vgl. Peter F. Kramml, Adolf-Hitler-Platz, Imberg, Gaismair-Hof ... Um- und Neubenennungen öffentlicher Räume im Zeichen der NS-Ideologie, in: Pinwinkler/Weidenholzer, Schweigen, 432–498; Sabine Veits-Falk, Der lange Schatten der NS-Vergangenheit. Salzburgs Straßennamen nach 1945, in: ebd., 500–528.

56 Vgl. https://www.stadt-salzburg.at/pdf/aufstellung_strassennamen_.pdf (23.11.2018).

Herbert von Karajan fertiggestellt.⁵⁷ Bis 2020 wird der Fachbeirat mit Hilfe eines Kriterienkatalogs eine Bewertung der Ergebnisse vornehmen. Bei Personen, deren ‚Verstrickung‘ im Vergleich zur Gesamtbiografie vergleichsweise wenig gravierend ist, wird zwar in der digitalen Stadtkarte darauf hingewiesen, nicht jedoch auf der Erläuterungstafel. In einer zweiten Kategorie wird die NS-Belastung auf der öffentlichen Erläuterungstafel ausgewiesen. Bei schwerwiegenden Fällen besteht erhöhter Diskussionsbedarf bei den politischen Entscheidungsträger*innen. Eine Empfehlung des Beirates zur Umbenennung ist möglich.⁵⁸

In direktem Zusammenhang mit den Straßennamen steht auch die Liste der Ehrenbürger*innen. Nachdem dem früheren Direktor des *Hauses der Natur*, Eduard Paul Tratz, von der Universität Salzburg sein Ehrendoktorat aberkannt worden war, wurden ihm sowie auch dem Komponisten und Direktor des *Mozarteums* Josef Reiter im Jahr 2014 auf Vorschlag des *Stadtarchivs* die 1963 bzw. 1938 verliehenen Ehrenbürgerschaften vom Gemeinderat aberkannt. Die Aberkennungen sind auf der Homepage öffentlich vermerkt.⁵⁹ Der *Audiovisuelle Atlas*, ein Projekt der Österreichischen Mediathek, für Salzburg in Zusammenarbeit mit dem *Stadtarchiv*, verortet Tondokumente in einem digitalen Stadtplan. Müßig darauf hinzuweisen, dass die *Oral History* den Laureaten ein Forscherleben lang begleitet hat. Derzeit sind mehr als 100 Ausschnitte aus Interviews des *Stadtarchivs* online abrufbar, in denen Erlebnisse im Zusammenhang mit dem jeweiligen Ort erzählt werden. Zahlreiche Interviews wurden im Rahmen des NS-Projektes durchgeführt. Seit 2018 ist diese Topografie um Tonbeispiele über die Jahre der NS-Herrschaft in Salzburg ergänzt.⁶⁰

Mahnmale oder auch Kunstwerke kommen oft ohne Erläuterungen und Kontextualisierung nicht aus. Informationsstelen im Salzburger Kurpark kommentieren nun die beiden Thorak-Statuen, das Jahn-Denkmal und das Euthanasie-Mahnmal. Weitere Erläuterungstafeln werden folgen.

Recherchen zu den Stolpersteinen haben eine Reihe von bisher unbekanntem Opfern des NS-Terrors zu Tage gebracht und auch gezeigt, dass einer Opfergruppe bisher zu wenig Beachtung zu Teil wurde: den Frauen. Nachdem der *KZ-Verband* angeregt hatte, das 1947 errichtete Denkmal für Rosa Hofmann zu einem Denkmal für politische Wider-

57 Vgl. https://www.stadt-salzburg.at/internet/websites/nsprojekt/ns_projekt/veranstaltungen/biografien_439210.htm (29.11.2018).

58 Vgl. https://www.stadt-salzburg.at/internet/websites/nsprojekt/ns_projekt/veranstaltungen/kriterien_und_katego_468548/kriterien_und_kategorien_fuer_strassenna_468550.htm (24.11.2018).

59 Vgl. https://www.stadt-salzburg.at/pdf/die_ehrenbuergerinnen_und_ehrenbuerger_der_landesh.pdf (29.11.2018).

60 Vgl. www.mediathek.at/audiovisueller-atlas/ (12.11.2018).

standskämpferinnen auszugestalten,⁶¹ werden nun die Namen aller (bisher bekannten) widerständigen Frauen genannt. Derzeit läuft ein von der Stadt ausgelobter künstlerischer Wettbewerb.

Noch sind bei Weitem nicht alle Tat-Orte bewusst gemacht: das Polizeigefängnis, das Justizgebäude, die Kriegsgefangenenlager der Stadt, die Zwangsarbeiterlager usw. Erläuterungstafeln, Informationsstelen, Mahnmale und deren Erweiterungen, Dokumentationen, digitale Informationen könnten das bisher Unsichtbare sichtbar machen. Das antifaschistische Mahnmale am Bahnhof greift in seiner künstlerischen Aussage über das empathische Mitfühlen mit den Opfern und über die moralische Verurteilung von Täterinnen und Tätern, also über ein Schwarz-Weiß-Denken, hinaus und nimmt sich der Komplexität des Mitmachens und Widerstehens an. Das Lehener Beispiel, das hier nur cursorisch angerissen wurde, zeigt, wie mit einem lebensweltlichen Zugriff eine simple Reduktion auf ‚Opfer‘ und ‚Täter*innen‘ überwunden werden kann. Die Skandalisierung blinder Flecken in der braunen Vergangenheit wie auch die Heroisierung des Widerständigen beflügeln eher die Selbstexkulpierung, als dass sie die zentrale Frage einer Didaktik der Demokratie in den Mittelpunkt rücken: die nach dem „Mitmachen der Vielen“.⁶²

61 Vgl. Haas, Widerstand.

62 Alf Lüdtke, Funktionseliten: Täter, Mit-Täter, Opfer? Zu den Bedingungen des deutschen Faschismus, in: ders. (Hg.), Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien, Göttingen 1991, 559–590; Ernst Hanisch, Warum die Geschichte des Nationalsozialismus nicht vergeht. Reflexionen eines alten Historikers, in: Kramml/Hanisch, Hoffnungen, 10–31.

ERINNERN VERSUS WIEDERVERSÖHNUNG

DIE RISIKEN EINER ZENTRAL GELENKTEN ERINNERUNGSKULTUR AM BEISPIEL RUANDAS

1994 gipfelte der primär ethnisch geprägte Konflikt in der ruandischen Gesellschaft in einem Völkermord. Präsident Paul Kagame hat seither die Wiederversöhnung der Nation zu einer seiner zentralen politischen Aufgaben gemacht. ‚Erinnern‘ ist dabei ein bewusst eingesetztes Instrument, eine Anklage gegenüber der internationalen Gemeinschaft und Waffe gegen Kritiker*innen im eigenen Land. Dabei werden Probleme einer staatlich gelenkten Erinnerungskultur deutlich, die das Potenzial haben, den schwierigen und langfristigen Prozess der Wiederversöhnung zu gefährden, was einem Scheitern des Staates gleichkommen würde.

Durch ein gemeinsames historisches Narrativ verschiedener ethnischer Gruppen lasse sich das nationale Bewusstsein stärken. Derartiges *nation-building* im eigentlichen Wortsinn spiegelt einen in Afrika jungen Trend wider, Geschichte als konstruktives Werkzeug zur Ausformung eines positiven Wir-Bewusstseins in einem postkolonialen gesellschaftlichen Umfeld zu nutzen. Eine gemeinsame Vergangenheit verbinde, besonders, wenn in dieser Vergangenheit auch gemeinsam erlittene Krisen oder zusammen erreichte Höhepunkte vorkommen. Das Problem dabei: Geschichte kann, wie jedes Werkzeug, auch destruktiv wirken – trotz positiver Intentionen. Das integrative Wir-Gefühl, im afrikanischen Kontext hier als ‚Ethnizität‘ bezeichnet, kann in einen negativ besetzten ‚Tribalismus‘ umschlagen, in ein ausgrenzendes Ihr-Gefühl mit dem Zweck, andere zu erniedrigen oder zu marginalisieren.

Genau solchen Tribalismus spiegelte die sehr erfolgreiche Propaganda als Vorbereitungsarbeit zum Völkermord in Ruanda wider. 1994 töteten radikalisierte Hutu bis zu einer Million Tutsi und gemäßigte Hutu binnen 100 Tagen. Einer der Hauptverantwortlichen hinter der Mobilisierung zum Mord war Ferdinand Nahimana – ein Historiker! Sein Akt aus dem *International Criminal Tribunal for Rwanda* (ICTR) weist ihn als Mitbegründer der ‚Hass-Radio-Station‘ RTML im Jahr 1992 aus. Zudem war er politischer Berater der Übergangsregierung in Kigali nach dem Abschluss der Regierungsmaschine

von Präsident Juvénal Habyarimana – dem Auftakt zur hemmungslosen Gewalt. Das ICTR verurteilte Nahimana 2007 wegen Völkermords, Aufruf zum und Mittäterschaft am Völkermord sowie Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu 30 Jahren Haft.¹ In der von ihm mitverantworteten Propaganda wurde an „historische Feindbilder“ angeknüpft, um den Graben zwischen den Bevölkerungsgruppen so weit zu vertiefen, dass Genozid als legitime Waffe erschien, sich gegen die zu traditionellen Todfeinden stilisierte Gruppe zu wehren bzw. sich zu revanchieren. Einer der prägnanten Radio-Slogans dazu lautete:

„Sie verstehen hoffentlich, dass die Grausamkeiten der ‚Inyenzi‘ [‚Küchenschaben‘ – Schmä-
hung für Tutsi] nicht mehr rückgängig zu machen sind und nur mit der vollständigen Aus-
löschung der ‚Inyenzi‘ wiedergutmacht werden können, mit ihrer endgültigen
Vernichtung.“²

Seit seinem Sieg über die Völkermörder versucht Langzeit-Präsident Paul Kagame die Geschichte erneut als Werkzeug einzusetzen – diesmal allerdings nicht tribalistisch, sondern mit dem Ziel der Wiederversöhnung. Geschichte, so die Überlegung dahinter, könne als Teil eines komplexen Programmes zur Überwindung des Hasses dienen.

Die Zielsetzung von Kagames Umgang mit der Geschichte Ruandas ist zwar positiv zu bewerten, die Methode bleibt aber problematisch und birgt Risiken. Geschichte ist letztendlich immer konstruiert, genau dies macht sie auch so wirkmächtig im öffentlichen Diskurs. Der Extremfall, Geschichtsfälschung zur Unterstützung politischer Ziele, hat eine lange Tradition. So ließ schon Pharao Ramses der Große nach seiner Niederlage gegen die Hethiter 1275 v.u.Z. geschichtsfälschende Reliefs anfertigen, die seinen Untertanen einen Sieg vorgaukelten.³ Auch Österreich hat Erfahrungen mit Geschichtsklitterung: Nach 1945 stilisierte sich der Staat als erstes Opfer des Nationalsozialismus, wobei der vom überwiegenden Teil der Bevölkerung bejubelte ‚Anschluss‘ 1938 und die überproportional hohe Beteiligung von Österreichern an Naziverbrechen bewusst ausgeklammert wurden. Aber was genau ist Paul Kagame bezüglich einer Instrumentalisierung von Geschichte vorzuwerfen? Drei Problemfelder lassen sich identifizieren: 1.) Er setzt auf

1 Vgl. International Criminal Tribunal for Rwanda (ICTR), Trial Chamber I. The Prosecutor v. Ferdinand Nahimana, Jean-Bosco Barayagwiza, Hassan Ngeze. Judgement and Sentence, ICTR-99-52-T, 358–361.

2 Assumpta Mugiraneza, Der Genozid an den Tutsi und seine Sprache, in: Milo Rau (Hg.), Hate Radio. Materialien, Dokumente, Theorie, Bonn 2014, 112–121, 117.

3 Vgl. Sabine Fick, Bewirken der Macht und Realpolitik. Die zwei Wirklichkeiten der Macht des Pharaos, in: Andreas Exenberger (Hg.), Afrika – Kontinent der Extreme, Innsbruck 2011, 19–46, 24–26.

den kurzfristigen Nutzen einer idealisierten Geschichte von oben; jede Kritik an diesem Narrativ ist untersagt – besonders die Fragen nach Vergehen seiner *Rwandan Patriotic Front* (RPF) im Kampf gegen die Völkermörder, 2.) er nutzt Erinnerungspolitik als permanente Anklage gegenüber der internationalen Gemeinschaft sowie als Waffe gegen Kritiker*innen, und 3.) wird Geschichte von ihm als Argument zur Verteidigung eines autoritären Regierungsstils verwendet. Das Vorgehen Kagames verhindert also eine echte Vergangenheitsbewältigung und gefährdet damit – trotz gegenteiliger Intention – die Zukunft des Landes.

GESCHICHTE VON OBEN

Zum ersten Problem: kurzfristiger Nutzen versus mittelfristige Auswirkungen. Sobald Ruanda nach dem Völkermord politisch stabilisiert werden konnte, identifizierte Kagame die Wiederversöhnung der Gesellschaft als dringendstes Anliegen – zu Recht. Dazu wurde 1999 die *National Unity and Reconciliation Commission* (NURC) gegründet und 2003 in der Verfassung verankert. Dieser Kommission obliegt es seither, Maßnahmen zur Wiederversöhnung auszuarbeiten und Verstöße dagegen zu verfolgen. Ziel ist es, eine post-ethnische Gesellschaft zu konstruieren. Ethnische Selbst- und Fremdidentifikation sollen dem neu zu schaffenden Bezugsrahmen einer gemeinsamen ruandischen Nation weichen.⁴

In einem *policy paper* der NURC aus dem Jahr 2007 wird detailliert aufgeschlüsselt, mittels welcher Strategien die Wiederversöhnung vorangetrieben werden sollte. Darunter findet sich auch die Geschichtsvermittlung.⁵ Seit 2010 werden Fortschritte des Versöhnungsprozesses im Fünfjahresabstand evaluiert und dokumentiert. Das dazu erarbeitete *Reconciliation Barometer* stützt sich auf sechs Variablen, die gewissermaßen als Hypothesen behandelt werden. Darunter auch die Annahme, dass die Möglichkeit, sich historisch mit den Ursachen der sozialen Teilung des Landes auseinanderzusetzen, eine Wiederversöhnung der Gruppen begünstige. 2010 war diese Hypothese noch viertge- reiht. 87 % der Befragten stimmten der Aussage zu, dass die zentralen Themen des Konflikts in den Jahren nach dem Völkermord offen diskutiert und in ihrer Bedeutung verstanden worden waren.⁶ Fünf Jahre später fand sich die Hypothese zur Vergangenheits-

4 Vgl. National Unity and Reconciliation Commission (NURC), *The National Policy on Unity and Reconciliation*, Kigali 2007, http://www.nurc.gov.rw/index.php?id=70&no_cache=1&tx_drblob_pi1%5BdownloadUid%5D=26 (1.3.2019).

5 Vgl. ebd., 12.

6 Vgl. National Unity and Reconciliation Commission, *Rwanda Reconciliation Barometer 2010*, Kigali 2010, 58, http://www.nurc.gov.rw/index.php?id=70&no_cache=1&tx_drblob_pi1%5BdownloadUid%5D=16 (1.3.2019).

bewältigung bereits an der Spitze der untersuchten Parameter und 92,2 % stimmten der obigen Aussage zu.⁷

Diese Zahlen verlieren etwas an Strahlkraft angesichts der Tatsache, dass die NURC auch die oberste Geschichtsbehörde in Ruanda ist und die historische Auseinandersetzung kontrolliert. Dazu wurde eine Landesgeschichte zum 20. Jahrhundert in Auftrag gegeben. Das Narrativ des über 700 Seiten umfassenden Werks lässt sich rasch zusammenfassen: Der Kolonialismus zerstörte die traditionelle Einheit im Land. Nach der Unabhängigkeit wurden die Tutsi benachteiligt und verfolgt, was 1994 im Völkermord gipfelte. Allein die RPF schaffte es, das Morden zu stoppen und Ruanda seit 1994 zu einem erfolgreichen Staat aufzubauen. Natürlich wird darin auch das Versagen der internationalen Gemeinschaft thematisiert.⁸ Einer ähnlichen Erzählstruktur folgen die offiziellen Schulbücher, seit man sich 2008 auf ein nationales Curriculum einigen konnte.⁹ Als Beispiel dient hier das Textbuch der Sekundarstufen zur gesamtafrikanischen Geschichte aus dem Jahr 2012, in dem Ruanda rund 100 Seiten einnimmt. Dem Völkermord ist darin kein eigenes Kapitel gewidmet, er findet sich unter der Überschrift „The Liberation War 1990–1994“¹⁰ und liest sich verblüffend pragmatisch, fast schon minimalistisch.

Auf den ersten Blick ist an solchen Darstellungen wenig auszusetzen, es gäbe aber eine Reihe von Anmerkungen, z.B. zur vorkolonialen Einheit der Gruppen im Land oder dem Vorgehen der RPF 1994/95. Diesbezügliche Vorwürfe reichen von vielfachen Revanchemorden der siegreichen Kagame-Truppen an den Hutu¹¹ bis hin zur Theorie eines dadurch entstandenen Doppel-Genozids.¹² Kritik an dem offiziellen Narrativ ist aber nicht erlaubt und wird im zitierten Werk pauschal unter der Überschrift „Denial and Revisionism“ abgetan.¹³

7 Vgl. National Unity and Reconciliation Commission: Rwanda Reconciliation Barometer 2015, Kigali 2015, 28, http://www.nurc.gov.rw/index.php?id=70&no_cache=1&tx_drblob_pi1%5BdownloadUid%5D=55 (1.3.2019).

8 Vgl. Déo Byanafashe/Paul Rutayisire (Hg.), *History of Rwanda. From the Beginning to the End of the Twentieth Century*, Kigali 2016.

9 Vgl. Phil Clark, *Rwanda's Recovery. When Remembrance Is Official Policy*, in: *Foreign Affairs* 97/1 (2018), 35–41, 37.

10 Emmanuel Bamusananire, *History of Africa. For Rwandan Secondary Schools*, Kampala 2012, 402–412.

11 Vgl. Gerd Hankel, *Ruanda. Leben und Neuaufbau nach dem Völkermord. Wie Geschichte gemacht und zur offiziellen Wahrheit wird*, Springe 2016, 168–170.

12 Vgl. Christian Davenport/Allan C. Stam, *What Really Happened in Rwanda?*, in: *Pacific Standard*, 6.10.2009, <https://psmag.com/social-justice/what-really-happened-in-rwanda-3432> (6.11.2018).

13 Byanafashe/Rutayisire, *History*, 560.

Eine derartige Diskurskontrolle verhindert echte historische Aufarbeitung, wodurch sich propagandistische Falschinformationen nur sehr schwer demaskieren lassen. Geschichtsvermittlung dient als Werkzeug für einen politischen Zweck. Kurzfristig mag dies zielführend erscheinen, mittel- oder langfristig birgt ein solcher Umgang mit Geschichte aber das Risiko, Mythenbildung und Verschwörungstheorien voranzutreiben. Dabei sind Rückfälle in ethnozentrische Narrative bereits zu beobachten – eine Entwicklung, die den Boden für eine neuerliche Polarisierung der Gesellschaft aufbereiten kann.

Auch der jugoslawische Präsident Josip Broz Tito hat nach dem Zweiten Weltkrieg versucht, die Geschichte des Balkanstaates zu erklären, um Einheit zu erreichen – mit katastrophalem Ausgang.

ERINNERUNGSPOLITIK

Kagame und die von ihm ins Leben gerufene NURC nutzen Geschichte aber noch auf andere Weise, um das Primärziel der Wiederversöhnung voranzutreiben. Während Geschichtsvermittlung als Basisarbeit für den zukünftigen Umgang mit der Vergangenheit in Ruanda betrachtet werden kann, ist die nationale Erinnerungspolitik auf die Gegenwart ausgerichtet. Diesbezüglich schufen die Verantwortlichen ein durchdachtes und flächendeckendes Konzept.

Neben den acht *memorial sites* im ganzen Land sind es die medienwirksam inszenierten Gedenkveranstaltungen, die Ruanda in einen Status permanenter Erinnerung versetzen. An den Erinnerungsorten wird Gewalt durchaus schonungslos dargestellt: Blutflecken von zerschmetterten Kindern an der Wand, blutige Knüppel, mit denen Frauen vergewaltigt worden sind, Schädel, an denen man brutalste Formen der Gewalteinwirkung erkennen kann, neben den dazugehörigen Keulen, Macheten oder nagelbewehrten Knüppeln. Besonders dramatisch sind die „ausgestellten“ Opfer in Murambi – mumifizierte Körper, die den Augenblick des Todes festhalten. Diese schonungslose Darstellung sei notwendig, so die Erklärungen vor Ort, um das Grauen des Genozids beweisen und gegen das Leugnen eindeutige Beweise vorbringen zu können.

Angesichts der beschämenden Tatsache, dass der Völkermord sich vor den Augen der Weltöffentlichkeit abgespielt hat, scheint es weniger um diese Beweisführung zu gehen als vielmehr um eine ständige Anklage. Kagame weist zu Recht auf das völlige Versagen der Weltöffentlichkeit hin, die nichts unternahm, um das Morden zu verhindern. Seine diesbezügliche Politik wirkt aber als kalkulierte machtpolitische Taktik des Erinnerns, die gemeinsames Gedenken in den Hintergrund drängt. Es ist wichtig, das Verbrechen des Genozids in der kollektiven Erinnerung des Staates zu behalten. In Ruanda ist dar-

aus jedoch ein allumfassendes ‚Museum der Gewalt‘ mit teilweise instrumentalisierten Opfern entstanden, in dem Überlebende und Täter*innen sowie die Nachgeborenen sich täglich begegnen.

Die von oben gesteuerte und allgegenwärtige Erinnerungsarbeit wird von vielen Menschen in Ruanda skeptisch betrachtet, als aufgesetzt, verpflichtend und das persönliche Gedenken störend.¹⁴

GESCHICHTE ZUR RECHTFERTIGUNG

Der Gebrauch von Geschichte als politisches Werkzeug wird besonders deutlich im Zusammenhang mit dem dritten hier angerissenen Problemfeld: als Argument zur Verteidigung eines autoritären Regierungsstils. Auch diesbezüglich ist die von Kagame vermittelte Botschaft klar: Unter seiner Kontrolle konnte die RPF den Völkermord stoppen. Die historischen Ereignisse, die dazu geführt haben, machten deutlich, dass ein Umbau der Gesellschaft notwendig sei, um das Geschehene überwinden und ähnliche Gewalt in Zukunft verhindern zu können. Dazu bedürfe es einer zentralen Planung, der Pluralismus nur im Weg stünde. Die Regierung wisse am besten, was die Menschen in Ruanda bräuchten. Einmischung von außen sei dabei unerwünscht, da jene, die heute Kritik übten, sich auffallend zurückgehalten hätten, als in Ruanda die Menschen brutal ermordet wurden.¹⁵ Aufgrund der historischen Erfahrungen wurden Sicherheit und Wiederversöhnung sich gegenseitig bedingende Elemente auf dem Weg zum Ziel eines modernen, wirtschaftlich erfolgreichen Ruanda. Die Geschichte des Landes gewissermaßen als Peitsche im Nacken und das teilweise bereits eingelöste Versprechen eines prosperierenden Staates als Zuckerbrot vor der Nase, akzeptieren die Menschen den autoritären Stil Kagames – solange die Versprechen erreichbar scheinen.

Über die Sicherheit wird eisern gewacht, auch mit Hilfe der NURC als Speerspitze für die Wiederversöhnung und Sittenwächterin des historischen Diskurses. Die wirtschaftliche Prosperität speist sich wiederum aus dem schlechten Gewissen der internationalen Gemeinschaft und der Ausbeutung der Bodenschätze in der benachbarten Demokratischen Republik Kongo (DRK). Das System funktioniert, solange der damit verbundene wirtschaftliche Aufschwung anhält. Viele internationale Geber begannen mittlerweile aber, sich zurückzuziehen. Die in der Vergangenheit üppig sprudelnden

14 Vgl. Clark, *Recovery*, 36.

15 Vgl. Thomas Spielbüchler, *Reconciliation in Ruanda. Gefangen in einem Teufelskreis?*, in: *Political Science Applied, Special Issue* (2014), 27–32; Paul Kagame, *We failed to prevent Genocide in our Country*. Vortrag im Rahmen von Kwibuka 23, Kigali, 7.4.2017, <https://www.youtube.com/watch?reload=9&v=Winc21U3SMU> (6.11.2018).

Hilfsgelder werden weniger – nicht zuletzt aus Protest gegen die ruandischen Aktionen in der DRK.¹⁶

Kagames Gesamtstrategie in Ruanda wird von vielen, die sich in erster Linie an Wirtschaftsdaten orientieren, als erfolgreich gewertet,¹⁷ er muss sich wegen seines autoritären Führungsstils aber zudem seit Langem Kritik gefallen lassen.¹⁸

FAZIT

Das System Kagame, dem Ruanda seinen Aufschwung seit dem Völkermord 1994 verdankt, ist auch von der Kontrolle über das historische Narrativ abhängig. Die Konstruktion einer Geschichte von oben und die Instrumentalisierung von Erinnerung sowohl als politisches Werkzeug als auch zur Rechtfertigung einer Einschränkung demokratischer Freiheiten sind eng verwoben in eine autoritär kontrollierte Modernisierungs- und Wiederversöhnungsstrategie.

Was aber, wenn eine der tragenden Säulen in diesem Konstrukt nicht mehr funktioniert, wenn z.B. der wirtschaftliche Aufschwung stockt, der so wichtig ist, um die Wiederversöhnung voranzutreiben? Zerbricht das oktroyierte Bild der Geschichte? Gerd Hankel, der sich intensiv mit dem Wiederaufbau Ruandas nach dem Völkermord auseinandergesetzt hat, stellt mit Recht die Frage: Wieviel Unrecht verträgt der Fortschritt? Sein Resümee ist ambivalent.¹⁹ Vor diesem Hintergrund gewinnt Churchills Warnung, eine Nation, die ihre Vergangenheit vergesse, habe keine Zukunft, an Dramatik. Die Bedeutung der Geschichte für einen Staat betonte auch Papst Franziskus, als er 2015 vor Regierungsvertretern und dem Diplomatischen Corps in Asunción, Paraguay, Churchills Zitat aufgriff. Dabei meinte er mit professionellem Optimismus:

„Das Gedächtnis, das fest auf der Gerechtigkeit gegründet ist, vertreibt Gefühle der Rache und des Hasses, verwandelt die Vergangenheit in eine Quelle der Inspiration, um eine Zukunft des Miteinanders und der Harmonie aufzubauen, während es uns die Tragödie und Sinnlosigkeit des Krieges bewusst macht.“²⁰

16 Vgl. Clark, *Recovery*, 36.

17 Vgl. Patricia Crisafulli/Andrea Redmond, *Rwanda, Inc. How a devastated nation became an economic model for the developing world*, New York 2012.

18 Vgl. Jens Meierhenrich, *Presidential and parliamentary elections in Rwanda, 2003*, in: *Electoral Studies* 25/3 (2006), 627–634; Susan Thomson, *The Long Shadow of Genocide in Rwanda*, in: *Current History* 5 (2017), 183–188, 184.

19 Vgl. Hankel, *Ruanda*, 441–460.

20 „Ein Land, das seine Vergangenheit, seine Geschichte, seine Wurzeln vergisst, hat keine Zukunft“.

Das Gedächtnis an die Geschichte in Ruanda ist für viele nicht auf Gerechtigkeit gegründet – es fehlt eine Aufarbeitung. Das Ignorieren von offenen Fragen hat enormes Potenzial, den Boden zu bereiten für neuen Hass. Geschichte kann als Werkzeug auch destruktiv wirken.

Papstrede bei der Begegnung mit Regierungsvertretern und dem Diplomatischen Corps in Asunción, 11.7.2015, <https://de.zenit.org/articles/ein-land-das-seine-vergangenheit-seine-geschichte-seine-wurzeln-vergisst-hat-keine-zukunft/> (6.11.2018).

REFLEKTIERT/THEMATISIERT

ENGAGIERTE FORSCHUNG ZUM MENSCHENRECHTSSKANDAL UM ÖSTERREICHISCHE HEIMKINDER

I. AUF AUGENHÖHE – RÜCKBLICKENDE ANMERKUNGEN ZU EINEM HER- AUSFORDERNDEN FORSCHUNGSPROZESS

Am 17. November 2016 wurde im österreichischen Parlament eine längst gebotene „Geste der Verantwortung gesetzt“ – gegenüber jenen vielfach für ihr ganzes Leben gezeichneten Kindern und Jugendlichen, die bis in die 1980er-Jahre „in Heimen der öffentlichen Hand und der Kirche unvorstellbares Leid und großes Unrecht erfahren“ haben.¹ Die Spitzen der Republik und der katholischen Kirche – der Bundeskanzler, der Vizekanzler, der Präsident des Bundesrates, der Vorsitzende der Landeshauptleute-Konferenz, der Kardinal – benannten und anerkannten die Schuld von Staat, Kirche und Gesellschaft und baten die Opfer um Vergebung; rund 300 der Tausenden betroffenen Frauen und Männer hatten im Historischen Sitzungssaal des Parlaments Platz gefunden. ORF III übertrug die Zeremonie live, auf der Homepage des Parlaments gab es einen Livestream – beides auch als Impuls für eine weitere öffentliche Bewusstseinsbildung.

„Was Ihnen widerfahren ist, ist eine Schande für unser Land. Ich stehe hier – und schäme mich dafür“,² verneigte sich die damalige Nationalratspräsidentin Doris Bures als Erste. Von Bures war – eine langjährige Forderung ehemaliger Heimkinder aufnehmend – die Initiative zu dieser ‚Entschuldigungszeremonie‘ ausgegangen. In ihrem Mittelpunkt standen die Betroffenen und die sie bis heute quälenden Erfahrungen massiver psychischer, physischer und sexueller Gewalt, von Vernachlässigung, Entwürdigung und Missbrauch. Nach jahrzehntelangem kollektivem Wegschauen und Weghören wurden ihre erschütternden Geschichten nunmehr am – wie es in einer Presseaussendung der Parlamentsdirektion hieß – „würdigsten Ort, den die Republik zu bieten hat“, vorgetragen,³ durch namhafte Schauspieler*innen – und damit in künstlerischer Verdichtung und Ver-

1 <http://www.parlament.gv.at/PERK/NRBRBV/STAATSAKT> (22.11.2018).

2 http://www.parlament.gv.at/PAKT/PR/JAHR_2016/PK1256 (14.11.2018).

3 http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20161111_OTS0116 (21.11.2018).

mittlung, das auch, um die einstigen Opfer vor möglichen Retraumatisierungen zu schützen.⁴

Der eineinhalbstündige Staatsakt wurde zu einer hochemotionalen, große Betroffenheit auslösenden Veranstaltung und war gleichzeitig von Widerspruch aus den Reihen der ehemaligen Heimkinder begleitet. „Taten statt Reden“ wurde in Zwischenrufen – und auch schon im Vorfeld – gefordert, aus Sorge, dass mit dieser offiziellen „Geste“ – und trotz gegenteiliger Bekundungen aller Redner*innen – ein nicht wirklich Verantwortung übernehmender Schlussstrich gezogen wird, noch bevor die Vorgänge in allen Heimen untersucht, Täter*innen strafrechtlich zur Verantwortung gezogen und Forderungen wie die Einrichtung einer bundesweiten Kommission zur Sicherstellung von einheitlichen Anerkennungszahlungen und einem Anrecht auf Opferpensionen umgesetzt worden sind.

Die Dimension dieses so lange ausgeblendeten großen Menschenrechtsskandals der österreichischen Nachkriegsgeschichte, die Formen und das Ausmaß von Gewalt und Missbrauch wurden – parallel zu und in Kooperation mit Anlaufstellen für Opfer, Aufarbeitungskommissionen und engagierten Recherchen von Journalist*innen – seit 2010 auch in einer Reihe wissenschaftlicher Projekte erforscht⁵ – bis hin zur systematischen Benennung der dahinterstehenden Ursachen- und Verantwortungskette. Die von mir und Robert Hoffmann geleitete und im Team mit Christina Kubek durchgeführte Studie zu Fürsorgeerziehung und Fremdunterbringung in Salzburg nach 1945 war Teil dieses Forschungselans,⁶ dessen Engagement weit über den üblichen Forschungsprozess hinausging.

Beteiligte Historiker*innen und Sozialforscher*innen machten im gesamten Verlauf ihrer Untersuchungen – nicht erst in Endberichten und Publikationen – und auch im

4 Vgl. ebd.; vgl. dazu auch die Berichterstattung etwa in der Tageszeitung Der Standard, <http://mobil.derstandard.at/2000047754035> (14.11.2018), im ORF, <http://wien.orf.at/news/stories/2787312> (14.11.2018) oder schon im Vorfeld in profil, <http://www.profil.at/shortlist/oesterreich/oesterreich-ehemalige-heimkinder-parlament-7670103> (14.11.2018).

5 Vgl. für die Hochphase der wissenschaftlichen Aufarbeitung etwa Horst Schreiber, Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol, Innsbruck/Wien/Bozen 2010; Reinhard Sieder/Andrea Smioski, Der Kindheit beraubt. Gewalt in den Erziehungsheimen der Stadt Wien (1950er bis 1980er Jahre), Innsbruck/Wien/Bozen 2012; Ingrid Bauer/Robert Hoffmann/Christina Kubek, Abgestempelt und ausgeliefert. Fürsorgeerziehung und Fremdunterbringung in Salzburg nach 1945. Mit einem Ausblick auf die Wende hin zur Sozialen Kinder- und Jugendarbeit von heute, Innsbruck/Wien/Bozen 2013; Barbara Helige u.a., Endbericht der Kommission Wilhelminenberg, 2013, <http://www.wien.gv.at/kontakte/ma11/pdf/endbericht-wilhelminenberg.pdf> (22.11.2018); Michaela Ralsler/Anneliese Bechter/Flavia Guerrini, Regime der Fürsorge. Eine Vorstudie zur Geschichte der Tiroler und Vorarlberger Erziehungsheime und Fürsorgeerziehungssysteme der Zweiten Republik, Innsbruck 2014.

6 Vgl. Bauer/Hoffmann/Kubek, Fürsorgeerziehung.

Anschluss daran in Medieninterviews sowie intensiven Kontakten mit Behörden und ressortzuständigen Politiker*innen auf die Dringlichkeit der Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Recherchen sowie auf die Anliegen und Forderungen der Betroffenen aufmerksam, und gemeinsam mit diesen haben sie auf ein Zeichen der Anerkennung des erlittenen Unrechts und auf adäquate Maßnahmen der Entschädigung und Wiedergutmachung gedrängt. Konkrete Hilfestellung war auch im Zusammenhang mit der – für die Aneignung der eigenen Geschichte bedeutsamen, wenn auch vielfach schmerzhaften – persönlichen Einsichtnahme in den ‚Fürsorgeakt‘ wichtig, vom Überbrücken bürokratischer Hindernisse in Einzelfällen bis hin zum Urgieren von „einheitlichen, transparenten Regelungen jenseits einer *goodwill*-Praxis“.⁷

Vor allem aber wurde in den Studien, in denen die Stimmen der Betroffenen im Zentrum standen oder zentraler Ausgangspunkt waren, für diese ein Rahmen und Raum eröffnet, sich „endlich von der Last des Schweigens“ zu befreien,⁸ eines Schweigens, das mit Horst Schreiber auch als „soziales Schweigen der unteren Schichten“ zu verstehen ist.⁹ Waren doch von Fürsorgeerziehung – im weiten Sinne aller Maßnahmen einer öffentlichen Ersatzerziehung – und Heimeinweisung fast ausschließlich Kinder und Jugendliche aus sozial nicht privilegierten Familien betroffen, die in ihrem Erscheinungsbild, ihrem Verhalten oder ihren familiären Notlagen nicht jenen bürgerlichen Normen und Wertvorstellungen entsprachen, die als Maßstab in den Köpfen der handelnden Akteur*innen des Systems der Jugendfürsorge verankert waren.¹⁰

Dass sie, die ehemaligen Heimkinder, mit ihren Erfahrungen endlich ernst genommen wurden und ihre mündlichen und schriftlichen Zeugnisse durch den Background einer wissenschaftlichen Untersuchung nun auch in der Öffentlichkeit Gehör fanden, wurde zu einer Wende, die neue Handlungsmöglichkeiten bot. So konnte das Sichtbarwerden der Traumatisierungen vieler auf individueller Ebene „ein besseres Verständnis“ für das lange oft nur schwer erklärbare „eigene Verhalten und Empfinden“ bewirken¹¹ – bis hin zur Entscheidung, eine unterstützende Psychotherapie in Anspruch zu nehmen. Manche entschlossen sich, die eigene Geschichte und die Erzählung darüber selbst in die Hand zu nehmen und in Internetforen in einem gemeinsamen, sich vernetzenden Erinnern fortzusetzen.¹² Oder sie schlossen sich in Selbsthilfegruppen zusammen – zum

7 Ebd., 455.

8 Marion Wisinger, „Ich weiß nicht, ob man sich so etwas vorstellen kann.“ Über den Erkenntnisprozess der Kommission Wilhelminenberg, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften (OeZG) 25/1+2 (2014), 320–330, 326.

9 Schreiber, Ordnung, 13.

10 Vgl. Bauer/Hoffmann/Kubek, Fürsorgeerziehung, 442.

11 Wisinger, Erkenntnisprozess, 326.

12 Vgl. die Plattform Betroffener kirchlicher Gewalt, <http://betroffen.at> (14.11.2018) oder die Web-

Erfahrungsaustausch und zur gegenseitigen Unterstützung bei Behördengängen.¹³ Andere gründeten „zur Vertretung von Interessen nach Gewalt in öffentlichen, privaten und kirchlichen Einrichtungen“ den *Verein Ehemalige Heim- und Pflegekinder*.¹⁴ Auch der Rechtsweg wurde, mit anwaltlichem Beistand, vereinzelt beschritten – bis hinauf zum Obersten Gerichtshof und zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte.

Mit diesem Wechsel des Selbstverständnisses von Opfern zu Betroffenen entstanden Ansätze einer auch die politischen Verantwortungsträger*innen hartnäckig unter Druck setzenden Heimkinderbewegung. Schon bei einer ersten österreichischen Demonstration im Dezember 2012 wurden die folgenden Forderungen erhoben: die – vier Jahre später realisierte und eingangs beschriebene – „Entschuldigung auf Augenhöhe“ und nicht „über die Medien abgetragen“, „wirklichkeitsannähernde Wiedergutmachung“, „Verzicht auf die Einrede der Verjährung, wenn Opfer Schadensersatzansprüche geltend machen“, „Abschaffung der zivilrechtlichen und strafrechtlichen Verjährungsfristen im Fall von sexuellem Missbrauch Minderjähriger“ sowie „Opferpensionen“.¹⁵

Allerdings ist festzuhalten, dass es *die* ehemaligen Heimkinder in einem einheitlichen, geschlossenen Sinn nicht gibt. Ihre persönlichen Lebensgeschichten sind ebenso unterschiedlich wie das leidvoll Erlebte und der Umgang damit. Es war und ist demnach, wie der in dieser Sache engagierte Journalist Georg Hönigsberger betont hat, auch keine „homogene Gruppe von Menschen“ mit einem einheitlichen Forderungskatalog, „die der Politik gegenübertritt. [...] Da ist der Wütende, der die Faust auf den Tisch haut und alle zum Rücktritt auffordert, dort der Besonnene, der auf Versöhnung setzt“.¹⁶ Die Zornigen standen mitunter auch der Wissenschaft mit Misstrauen gegenüber und achteten hier gleichfalls darauf, dass nicht abermals über sie und ihre Geschichte ‚drübergefahren‘ wird. Das konnte auf Tagungen, bei denen in der Heimkinderbewegung Engagierte anwesend waren, zu einem spannungsgeladenen Verlauf führen.

So war das etwa bei der Tagung *Jugendfürsorge und Gewalt* im Dezember 2013 in Wien der Fall,¹⁷ die Forscher*innen, Mitarbeiter*innen aus Institutionen der aktuellen Sozialen Jugendarbeit und ehemalige Heimkinder versammelte. Eine kleine Gruppe männlicher Betroffener führte dort einen regelrechten „Kampf um Augenhöhe“, wenn sie den

sites <http://www.wir-heimkinder.at> (14.11.2019) und <http://www.oesterreichische-heimkinder.at> (14.11.2018); vgl. auch: Wisinger, Erkenntnisprozess, 326.

13 Zum Beispiel die Selbsthilfegruppe „Heimkinder-Aktiv-Community“ in Wien, https://www.wien.gv.at/sozialinfo/content/de/10/InstitutionDetail.do?it_1=2101141 (6.11.2018).

14 <http://www.verein-ehemalige-heim-und-pflegekinder.at> (14.11.2018).

15 <http://www.pressetext.com/news/20121205028> (14.11.2018).

16 Georg Hönigsberger, Hoffnungsschimmer für Heimkinder, in: Kurier, 1.7.2013, <http://kurier.at/chronik/wien/hoffnungsschimmer-fuer-heimkinder/17.435.995> (14.11.2018).

17 Vgl. <http://www.iwk.ac.at/events/jugendfuersorge-und-gewalt> (21.11.2018).

Eindruck bekam, dass „die Wissenschaft mit ihrer Macht, Wissen und Wahrheiten zu schaffen“,¹⁸ diese Augenhöhe verlor. So gab es etwa beim Vortrag eines Psychiaters – aber auch bei anderen Referaten – heftigen Protest, nicht nur durch laute emotionale Zwischenrufe, sondern darüber hinaus durch eine die Hierarchien umdrehende Strategie. Die Gruppe hatte eine Kamera dabei, die mehrmals ihren fixen Standort hinten im Saal verließ, um ganz nahe und von oben an die Vortragenden und auch an Repräsentant*innen von Institutionen heranzukommen, auf diese Weise „die Machtverhältnisse von früher“ umdrehend, wie eine bei der Tagung anwesende Mitarbeiterin des Amtes „Kinder- und Jugendhilfe“ der Stadt Wien ihre Eindrücke schriftlich festhielt: „Ich spüre meine Anspannung. Für einige Sekunden habe ich wirklich Angst, dass es zu Handgreiflichkeiten kommt.“ Vor allem aber habe sie – so ihr Rückblick – bei dieser Tagung gelernt,

„dass die ehemaligen Heimkinder sehr feinfühlig auf Stigmatisierung durch Wissenschaft reagieren: Statistische Kreisdiagramme [wie im schon erwähnten Vortrag des Psychiaters, IB] über die Häufigkeit verschiedener psychisch-psychiatrischer Störungen im Erwachsenenalter in der Folge von Gewalterfahrungen in Heimen können sehr schnell in diese Richtung verstanden werden. Ich kann den wütenden Aufschrei aus dem Auditorium bestens verstehen“.¹⁹

Ich selbst nahm an dieser Tagung ebenfalls als Vortragende teil. Trotz der angespannten Stimmung machte ich die Erfahrung, dass ein Dialog über Gräben hinweg gelingen kann, und zwar mit einer Sprache und einer Haltung, die sich bewusst ist, dass es bei diesem aufarbeitenden Forschen nicht allein um objektive wissenschaftliche Fakten geht, sondern immer auch um eine „Restitution von Würde“,²⁰ wie der Historiker Horst Schreiber eine seiner Publikationen zum Thema nannte.

Im Gesamten gesehen stand man als Forscher*in inmitten einer komplexen und ambivalenten Dynamik: Da waren die Geschichten der ehemaligen Heimkinder in ihrem verstörenden vollen Gewicht, bedachtsam erhoben in narrativen Gesprächen, die Gefahr einer möglichen Retraumatisierung mitdenkend. Da waren Anfragen aus den Selbstvertretungsgruppen der Betroffenen, sie mit ihren Forderungen bei öffentlichen Podiumsdiskussionen zu unterstützen. Da war das Drängen mancher Medien, die nach schnellen Antworten und eingängigen Schlagzeilen verlangten, noch bevor vieles gesichert recherchiert und in seinen Zusammenhängen begriffen war. Und: Es ging um das Erarbeiten

18 Elisabeth Brousek/Sabine Skop, Entschuldigung auf Augenhöhe, in: Margarete Wenzel (Hg.), *11er-Geschichten. Storytelling* – Wien, Wien 2018, 89–91.

19 Ebd.

20 Vgl. Horst Schreiber, *Restitution von Würde. Kindheit und Gewalt in den Heimen der Stadt Innsbruck*, Innsbruck/Wien/Bozen 2015.

umfassender wissenschaftlich fundierter und differenzierter Expertisen, die mit komplexen historisch-soziologischen Erklärungsbausteinen jenseits der bloßen Anklage Auftraggeber*innen und Öffentlichkeit „Aufklärung verschaffen sollten“²¹ – nicht zuletzt auch im Sinne der gebotenen Bewusstseinsbildung und Prävention für Gegenwart und Zukunft.

Es war auch unser eigener Anspruch, dass die – 2010 vom Land Salzburg bzw. seiner Sozialabteilung beauftragte, 2012 abgeschlossene und im April 2013 publizierte – unabhängige Salzburger Studie des Historikerteams Bauer/Hoffmann/Kubek in letztgenannter Hinsicht nicht bloß gedrucktes Wissen werden und bleiben sollte. Unsere in Hinblick auf den Menschenrechtsskandal um österreichische Heimkinder zentralen Ergebnisse haben wir daher auch in unterschiedliche, aktuell mit Sozialer Jugendarbeit befasste Berufsgruppen und Institutionen hineingetragen, etwa bei Fachtagungen der Kinder- und Jugendanwaltschaften und Familienrichter*innen, in Workshops mit Psychotherapeut*innen und Sozialarbeiter*innen oder durch an diejenigen gerichtete Vorträge, die sich an Fachhochschulen gerade auf dem Ausbildungsweg hin zu Sozialer Arbeit befinden. Die folgenden verdichteten und zugleich anschaulichen Erkenntnisse wurden auf der schon erwähnten Tagung zu *Jugendfürsorge und Gewalt* in Wien vorgestellt. Eine Festschrift für Albert Lichtblau, der selbst das Forschen in seinen Feldern immer wieder auch als gesellschaftspolitischen Auftrag versteht, ist ein guter Ort, um ihnen durch ihre Verschriftlichung eine in Gegenwart und Zukunft wirksame Nachhaltigkeit zu verleihen.

II. KRITISCHE ERKENNTNISSE FÜR GEGENWART UND ZUKUNFT – ZUR URSACHEN- UND VERANTWORTUNGSKETTE FÜR DAS FUNKTIONIEREN DES JUGENDFÜRSORGEREGIMES 1945 BIS 1980

Für den Erkenntnisprozess der Salzburger Aufarbeitungsstudie konnten wir neben intensiven Gesprächen mit Betroffenen auch behördeninternen Schriftverkehr, Berichte der Jugendämter, Fürsorgeakten etc. heranziehen sowie kritisch-rückblickende Interviews mit ehemaligen politischen Verantwortlichen, Jugendamtsleitungen, Fürsorgerinnen und Sozialarbeiter*innen führen. Das ermöglichte einen breiten wissenschaftlichen Blick auf Fürsorgerziehung und Fremdunterbringung als ein – über die Heime hinausreichendes – Gesamtsystem, in dem mehrere institutionelle Ebenen ineinandergriffen und Diskurse, Logiken und Praktiken einander verstärkten und verfestigten: zu einem Handlungssystem – die Erziehungswissenschaftlerin Michaela Ralser spricht pointiert von einem

21 Wisinger, Erkenntnisprozess, 325.

„Regime“ der Fürsorge²² –, das Kinder und Jugendliche nicht geschützt und unterstützt, noch weniger gefördert oder soziale Benachteiligungen abgebaut, sondern das vielmehr kontrolliert, ausgegrenzt und bestraft hat – „abgestempelt und ausgeliefert“,²³ wie das der Haupttitel der aus der Studie Bauer/Hoffmann/Kubek hervorgehenden Publikation zum Ausdruck bringt. Bei der Suche nach den Mechanismen, die dieses Jugendfürsorgeregime bis in die 1980er-Jahre hinein aufrechterhielten, liefert das Salzburger Fallbeispiel sowohl regionale Spezifika als auch aufschlussreiche generelle Erklärungsbausteine.

II.1. KONTROLLVERSAGEN UND – DEN SCHUTZ DER KINDER PREISGEBENDE – ALLIANZEN ZWISCHEN JUGENDÄMTERN UND HEIMEN

„Das brauchst Du niemanden erzählen, es wird Dir niemand glauben!“ – „Wehe, wenn du etwas sagst, dann weißt du, was dir blüht.“ – „Du hast dir nicht helfen können ...“

Alle, die Gespräche mit Betroffenen führten, haben solche von ihnen erinnerte Sätze und Drohungen wohl unzählige Male gehört. Sie verweisen auf ein zentrales Element im Szenario geschlossener, *totaler Institutionen* (Erving Goffman) – als die Heime charakterisiert werden, um sie als strukturelles Phänomen zu begreifen: nämlich ein völliges Ausgeliefertsein der Kinder und Jugendlichen an eine übergroße Verfügungsgewalt, mit eingebauten, sozusagen schon in die Zukunft weisenden Vertuschungsstrategien und auch -gewissheiten, dass das so funktionieren wird. Denn das Gegenstück dazu, außerhalb der Heime, war ein fast vollständiges Versagen jeglicher Kontrolle.

Dieser Befund lässt sich an einem konkreten Beispiel verdeutlichen: nämlich an Beschwerden von Eltern, die bei den Jugendämtern eintrafen, was nicht sehr häufig der Fall war, Beschwerden, wonach z.B. ihre Kinder geschlagen würden oder nicht genug zu essen bekämen.²⁴ In solchen Fällen wurden, wie die von uns ausgewerteten Fürsorgeakten belegen, die Heime zwar angeschrieben und zur Stellungnahme aufgefordert. Das nächste Dokument, das sich dann – und das nicht nur einmal – in so einem Zusammenhang im Akt findet, ist eine Niederschrift, von Kinderhand unterzeichnet, in der sich die Kinder oder Jugendlichen selbst der Lüge bezichtigen. Wie hat sich so etwas konkret abgespielt?

Anfang der 1970er-Jahre etwa sprach eine Mutter bei einem Salzburger Jugendamt vor und belastete – aufgrund der Erzählungen ihres Sohnes – ein Erziehungsheim in Kärnten. Im Schreiben des Jugendamtes, das an das Landesjugendamt weitergeleitet wurde, hieß es:

22 Ralser, Regime.

23 Bauer/Hoffmann/Kubek, Fürsorgeerziehung.

24 Vgl. Bauer/Kubek/Hoffmann, Fürsorgeerziehung, 449 f.

„Sie ist der Meinung, daß der Erzieher [...] [den Sohn, IB] ablehnt, weil er ihn sehr viel schlägt und zwar bekommt er Schläge ins Gesicht und auf den Kopf. Wenn diese Schläge verabreicht werden geht der Erzieher mit dem Buben in ein separates Zimmer um ihn ungestört verprügeln zu können. Dies ist ein Grund warum sich [...] [der Sohn, IB] vor dem Erzieher fürchtet und nicht mehr im Heim bleiben will. [...] Außerdem gab Frau [...] bekannt, daß die Kinder dort sehr viel arbeiten müssen, nicht nur Gartenarbeit, sondern auch Maurerarbeit. Wenn ein Kind nicht arbeitswillig ist, wird ihm der Urlaub gestrichen.“²⁵

Die Aussage der Mutter setzte eine umfangreiche Korrespondenz in Gang, in der man die Beschwerde den formalen Amtsweg gehen ließ und somit bürokratisch ‚verwaltete‘. Das Jugendamt leitete sie, wie gesagt, an das für Belange der Fürsorgeerziehung zuständige Landesjugendamt weiter. Dieses wiederum richtete ein Schreiben an das Kärntner Erziehungsheim, in dem um Stellungnahme zu den Vorfällen ersucht wurde – mit einem Zusatz, der bereits vorausseilend eine mögliche Entlastungsstrategie signalisierte: „Tragischer Weise trinkt die Mutter; daher nimmt auch das gef. Amt an, daß nicht alle Angaben bei vollen geistigen Fähigkeiten gemacht wurden.“ In einem späteren Aktenvermerk wird der Verdacht, die Mutter sei Alkoholikerin, übrigens zurückgenommen.

In Reaktion auf das Salzburger Schreiben ließ das Kärntner Heim in Kooperation mit der Kärntner Landesregierung eine „Niederschrift“ anfertigen, in welcher der Bub seine Aussagen zurücknahm und nunmehr als „unwahr“ bezeichnete; das habe er „vollkommen unbeeinflusst“ getan, wurde in der Niederschrift festgehalten. Bei seiner „Anhörung“ standen dem Buben allerdings fünf Personen gegenüber, der Heimleiter sowie mehrere Erzieher*innen, die von der Heimleitung aufgeboten wurden, um die im Raum stehenden Vorwürfe zu entkräften. Der damals 15-Jährige hat das Macht-Ohnmacht-Gefälle, das bei seiner Anhörung inszeniert wurde, bis heute unauslöschlich vor Augen:

„Damals ist der Direktor zu mir gekommen. Heraus da! Vor allen hinstellen! Was ich da zusammenlüge! Da habe ich sogar sagen müssen, dass ich gelogen habe. Vor allen. Da kannst du dir als Kind nicht einmal helfen. [...] Die biegen dich. Und ich bin kein Wehleidiger, aber die machen dich halt so fertig.“²⁶

Für das Landesjugendamt reichte die Zurücknahme der Anschuldigungen durch den Buben aus, um nun eindeutig Partei für das Heim zu ergreifen. Der Fall wurde ad acta gelegt. Was hat solche – von ihren Auswirkungen her fast ‚Komplizenschaften‘ zu nen-

25 Hier und alle folgenden Zitate: Salzburger Landesarchiv (SLA), Bestand Abt. III Amt der Salzburger Landesregierung (ASLR), Fürsorgeerziehungsakten, Kt. 399, 2610m.

26 Aus dem Interview mit Herrn I., Bauer/Hoffmann/Kubek, Fürsorgeerziehung, 101, 99.

nende – Allianzen zwischen Jugendämtern und Heimen hergestellt? Welche Muster lassen sich erkennen? Deutlich wird 1. die Geschlossenheit eines Ordnungsdenkens, in dem die Wahrung von Hierarchien und Autoritäten ein so selbstverständliches Element war, dass auch Fälle wie der beschriebene nur ein formal-bürokratisches Agieren hervorriefen und keine ernsthaft-engagiert-schützende Kontrolle möglicher Gewaltverhältnisse in Heimen. 2. Während Berichte, die von den Heimen kamen, von den Jugendämtern kaum in Zweifel gezogen wurden, misstraute man Beschwerde führenden Eltern umso mehr; alleinerziehende oder berufstätige Mütter waren – so eine gängige sozial- und geschlechtsdisziplinierende Bewertungslogik der Jugendämter – per se verdächtig. 3. Dem immer wieder – auch von der Mutter im obigen Fall – erhobenen Vorwurf der übermäßigen Heranziehung der Kinder zur Arbeit wiederum stand in der Regel die von Heimen und Jugendämtern geteilte Auffassung gegenüber, dass ‚Erziehung durch und zur Arbeit‘ (allerdings meist ohne zu einer den späteren Lebensunterhalt sichernden Berufsarbeit zu qualifizieren)²⁷ eine angemessene Erfüllung des Auftrages öffentlicher Ersatz-erziehung sei.

Wie in Tirol oder Wien belegen auch in Salzburg amtsinterne Aktennotizen zumindest ein begrenztes Wissen um Missstände in Heimen. Wenn etwa im Jahr 1966 von einem Fürsorgearzt bezüglich des Tiroler Landeserziehungsheimes Kleinvolderberg, in dem man häufig Jugendliche aus Salzburg unterbrachte, kritisch festgehalten wurde: die Qualifizierung der Heimerzieher*innen stehe „auf nicht gerade hohem Niveau“; das Heimreglement schein „so ausschließlich auf Disziplinierung, autoritäre, repressive Erziehung festgelegt zu sein, daß man direkt den Eindruck gewinnt, daß hier Heimdisziplin einziger Selbstzweck“ ist.²⁸ Und bezüglich einer, in den „Führungsberichten“ seitens des Heimes monierten „Unerziehbarkeit“ von Jugendlichen hielt der Salzburger Fürsorgearzt fest: dass diese „auf sichtlich ungeeignete Erziehungsmethoden dieses Heimes zurückführen“ sei.²⁹ Das hier zum Ausdruck kommende Wissen um Missstände blieb letztlich aber informell und inoffiziell und damit ohne strukturverändernde Kraft.

Die Realität sah vielmehr so aus, dass es im Falle einer zu vollziehenden Maßnahme schwierig war, für die Kinder und Jugendlichen überhaupt Heimplätze zu finden. Die

27 Vgl. dazu in einer geschlechterorientierten Perspektive Nora Bischoff/Flavia Guerrini/Christine Jost, In Verteidigung der (Geschlechter)Ordnung. Arbeit und Ausbildung im Rahmen der Fürsorgeerziehung von Mädchen. Das Landeserziehungsheim St. Martin in Schwaz 1945–1990, in: *OeZG* 25/1+2 (2014), 220–247.

28 Zur Aufarbeitung der Rolle der Berufsgruppe der Erzieher*innen beim Heimkinderskandal vgl. Helige u.a., Endbericht; Marion Wisinger, „Zu meiner Zeit war das nicht ...“. Über die Erforschung individueller Schuld am Beispiel der wissenschaftlichen Arbeit der Kommission Wilhelmshagen, in: *Zeitgeschichte* 42/3 (2015), 165–178.

29 SLA, Bestand ASLR Abt. III, Unterlagen Wallentin; vgl. dazu auch Bauer/Hoffmann/Kubek, Fürsorgeerziehung, 448 f sowie das Kapitel „Endstation Heimerziehung“, 153–202.

massive Unterversorgung mit Einrichtungen, österreichweit und in Salzburg in besonderem Maße, reduzierte Möglichkeiten des Handelns, selbst wenn sich die Behörden unhaltbarer Zustände in verschiedenen Heimen bewusst waren. Auch das ist ein Baustein in der Ursachen- und Verantwortungskette für das Funktionieren des Jugendfürsorgeregimes: Das Gesamtsystem stellt sich historisch lange Zeit als ein geschlossener Kreislauf dar, in dem die daran beteiligten professionellen Akteur*innen voneinander abhängig waren – und gleichzeitig gefangen in einer sozialinterventionistischen Logik.

II.2. SOZIALINTERVENTIONISTISCHE LOGIK, „KILOMETERTHERAPIE“, AMBIVALENTES ROLLENBILD DER FÜRSORGERIN, DRASTISCHER PERSONALMANGEL³⁰

Während es heute Standard ist, dass eine außerfamiliäre Unterbringung nur Ultima Ratio sein darf und der Schutz der Kinder und Jugendlichen das zentrale Entscheidungskriterium ist, war bis in die 1970er-Jahre die Herausnahme der Minderjährigen aus einem als schlecht eingestuften familiären Umfeld sozusagen handlungsleitendes Prinzip. „Man hat damals auch immer noch geglaubt, die Kilometertherapie hilft: Je weiter weg, desto besser – schiach!“³¹ erinnert sich eine ehemalige Fürsorgerin. Im Sinne besagter Strategie wurden Kinder und Jugendliche quer durch ganz Österreich in Heime und auf Pflegeplätze verschickt – weit entfernt vom gewohnten Lebensumfeld. Diese offenbar österreichweit vorherrschende Logik – im Salzburger Heim der *Schwestern zum Guten Hirten* waren immer 20 % der Plätze für Wiener Mädchen reserviert – war in Salzburg in einem besonders hohen Maße gegeben, weil dieses Bundesland als einziges neben dem Burgenland über keine öffentlichen Erziehungsheime verfügte. Das bedeutete etwa Anfang der 1960er-Jahre, dass allein die männlichen sogenannten ‚Fürsorgererziehungs-Zöglinge‘ über Salzburg hinaus in sieben Bundesländern sowie im benachbarten Bayern verteilt waren, in 32 unterschiedlichen Einrichtungen öffentlicher und freier, kirchlicher wie privater Träger – und dieser Umstand war folgenreich. Die räumliche Distanz und Diversität verhinderten den Kontakt zwischen den Kindern und ihren Eltern, die sich vielfach nicht einmal die Karte für ein öffentliches Verkehrsmittel leisten konnten, ebenso wie jenen zu den fallführenden Fürsorgerinnen. Damit fiel bereits auf dieser Ebene die Möglichkeit kontrollierender Aufmerksamkeit de facto weg bzw. muss von einer ‚Aus-den-Augen-aus-dem-Sinn-Praxis‘ gesprochen werden.

Auch von befragten Fürsorgerinnen wird rückblickend bestätigt, dass Kontakte darauf reduziert blieben, Jugendliche, die geflüchtet waren, wieder ins Heim zurückzubringen. Für sich selbst berichten sie im kritischen Rückblick von einer insgesamt ambiva-

30 Vgl. Bauer/Hoffmann/Kubek, Fürsorgererziehung, 274–294.

31 Interview mit Dipl.-Fsg. Herta Limoser, in: ebd., 279–283.

lenten Helferinnensituation, in der sie an vorderster Front standen. Diese beschränkte sich meist auf den Maßnahmenvollzug bzw. die Fremdunterbringung, von einer vorbeugenden Jugendwohlfahrtspflege konnte keine Rede sein. Dazu trug auch der eklatante Personalmangel bei: 45 Fürsorgerinnen für das gesamte Bundesland, und zwar für alle Sparten der Fürsorge, nicht nur für die Jugendfürsorge. Und: In der Amtshierarchie standen die Fürsorgerinnen ganz unten und waren zum Teil selbst gefangen in einer obrigkeitlichen Logik. Geändert habe sich erst etwas, als sich die Sozialarbeit auf die Beine zu stellen begann und nicht mehr als „bloßer Vollzugsgehilfe des Gesetzes“ agierte.³²

Dass der Mangel an Fürsorgerinnen bis in die beginnenden 1970er-Jahre brisant blieb, hatte gesamtgesellschaftliche wie berufs- und geschlechterspezifische Ursachen. Die damals in fast allen Bundesländern – außer Wien und Oberösterreich – gegebenen Schwierigkeiten, den Personalbedarf zu decken, wurden in einer zeitgenössischen österreichweiten Studie auf „geringe Aufstiegsmöglichkeiten, damit in Zusammenhang stehend niedrige Bezahlung und daraus folgend geringes Sozialprestige“ zurückgeführt.³³ Der Wertewandel der Konsumgesellschaft, ein sich modernisierendes Frauenbild und ein neues Selbstverständnis von Frauen hatten veränderte Interessen und Ausrichtungen geschaffen, die nicht mehr kompatibel waren mit dem alten Rollenbild der Fürsorgerin, das letztlich auf der Basis einer sich aufopfernden, Selbstverzicht übenden Mütterlichkeit funktionierte.

Mitte der 1960er-Jahre informierte jedenfalls das Landesjugendamt die Öffentlichkeit, die damals solchen Themen aber lethargisch gegenüberstand, dass die Jugendämter aufgrund des Mangels an Fürsorgerinnen – insbesondere in den Landbezirken – den Aufsichts- und Überwachungspflichten nicht in der notwendig intensiven Weise nachkommen könnten. An Betreuung im Sinne einer modernen Sozialarbeit, Modelle dazu gab es ja bereits,³⁴ war angesichts einer solchen Personalsituation überhaupt nicht zu denken.

II.3. GERINGES PRESTIGE DER JUGENDFÜRSORGE IN DER AMTSHIERARCHIE, FOLGENREICHE KOSTENKALKÜLE, SYSTEM PERMANENTER NOTLÖSUNGEN³⁵

Ich komme zu einem weiteren Ursachenbaustein, der sich bei den Forschungen zum Fallbeispiel Salzburg aufdrängte und wiederum mit anderen vernetzt ist: die marginalisierte Position der Jugendfürsorge, gesellschaftlich und innerhalb der Amtshierarchie

32 Interview mit Dipl.-Fsg. Marieluise Schnizer, in: ebd., 278 f.

33 Elisabeth Schilder, Die Lage der Sozialarbeit in Österreich, Institut für Höhere Studien und Wiss. Forschung, Wien 1972, 118; vgl. Bauer/Hoffmann/Kubek, Fürsorgerziehung, 291–294.

34 Vgl. ebd., 284–304 (Kapitel: Neue fachliche Diskurse und Modelle, frühe AkteurInnen der Innovation).

35 Vgl. ebd., 269–279.

– mit verhängnisvollen Folgewirkungen, z.B. einem System permanenter Notlösungen.

Die Jugendamtsleitungen hatten damals in Salzburg oft Juristen inne – männliche –, ohne Vorerfahrungen im Feld der Jugendfürsorge und mit wenig Initiative und Ambitionen in diesem Bereich, außer der, wie eine ehemalige Fürsorgerin kritisch festhält, schnell wieder wegzukommen, sie hätten das Jugendamt eher als „Strafposten“ betrachtet.³⁶ Für ehemalige Nationalsozialist*innen wiederum mussten – nach ihrer Entnazifizierung – mitunter ausgerechnet die Jugendämter als Wiedereinstiegsstellen erhalten; das hat etwa Anfang der 1950er-Jahre den ehemaligen NS-Bürgermeister, einen Juristen, zum Leiter des Jugendamtes der Stadt Salzburg gemacht oder in anderen Bezirken ehemalige NS-Lehrer – Männer im jeweils konkreten Fall – zu Amtsvormündern.

Zur „völligen Verständnislosigkeit der Behördenleiter“ – wie das der bis Ende der 1960er-Jahre ressortzuständige Landesrat selbst formulierte – gegenüber der sensiblen Jugendmaterie,³⁷ kam – auch das eine Folge von Marginalisierung – die Budgetabhängigkeit der Jugendämter von den Bezirkshauptmannschaften und ihren Fürsorgeämtern: Beides zusammen hat sich zu folgenreichen Kostenkalkülen verknüpft.

So haben die Bezirkshauptmannschaften und ihre Fürsorgeämter viel häufiger als vom Gesetz vorgesehen bei Gericht die Verhängung von „Fürsorgeerziehung“ im engen Sinn als schärfste gesetzlich vorgesehene Maßnahme beantragt, weil in diesem Fall für die Übernahme der Kosten das Landesjugendamt zuständig war; bei anderen Maßnahmen hätten sie selbst mitzahlen müssen. Gleichzeitig wurde damit aber ein für die Betroffenen besonders stigmatisierender Prägestempel in Kauf genommen, denn für Fürsorgeerziehung musste mit einer umfassenden geistigen, körperlichen oder sittlichen Verwahrlosung argumentiert werden – eine ‚Diagnose‘, die in der Akte, die die Kinder und Jugendlichen von nun an unentrinnbar begleitete, große Definitionsmacht entfalten konnte: Durch die besonders negative Darstellung der Familien- und Lebenssituation wurde der Mechanismus der Vorurteilsproduktion schon in Gang gesetzt, noch bevor die Kinder oder Jugendlichen in den Heimen eintrafen, und dort durch negative Einstellungsmuster von Erzieher*innenschaft und Heimleitungen noch verstärkt.

Das zeigte sich in den für die Studie Bauer/Hoffmann/Kubek gesichteten „Führungsberichten“ der Heime überdeutlich. So fanden sich etwa, um ein besonders krasses Beispiel herauszugreifen, in einem solchen Bericht 61 negative Zuschreibungen an einen Jugendlichen, von „verweicht“, „ungeschickt“, „träge“, „labil“ über „opportunistisch“, „scheinheilig“ bis zu „großer Egoist“ und „Hochstapler“ – und das auf nur etwas mehr

36 Interview mit Dipl.-Fsg. Helga Watzke, in: ebd., 276–278.

37 Sepp Weißkind, Von der Armenpflege zur Wohlfahrt, in: Karl Heinz Ritschel (Hg.), Weißkind Sepp. 20 Jahre Landesrat, Salzburg 1969, 5–9, 7.

als zwei eng beschriebenen Seiten.³⁸ Die einmal gefällten (Vor-)Urteile, festgeschrieben in ihrem Akt und – im Sinne wechselseitiger Bestätigungen – immer weiter tradiert durch alle damit befassten Institutionen und Behörden, blieben unauslöschlich an den Betroffenen haften.

Umso wichtiger wären funktionierende Kontrollinstanzen gewesen, was das oben beschriebene strategische Vorgehen der – Fürsorgeerziehung beantragenden – Bezirkshauptmannschaften betrifft. Doch selbst das Einbeziehen der Gerichte funktionierte nicht als eine die Kostenkalküle erkennende und korrigierende Struktur. Die rechtsförmigen Verfahren erzeugten nur – so auch Czipke in ihren Forschungen – „die Suggestion von Rechtsstaatlichkeit“.³⁹ Vielmehr scheinen sie „ungeschaut“ – wie es in den von uns geführten rückblickenden Expert*innen-Interviews immer wieder hieß – alles genehmigt zu haben. Und: Es sei üblich gewesen, den Gerichtsbeschluss einer Heimeinweisung auf Rechtspraktikant*innen abzuschieben.

II.4. DAS HEILPÄDAGOGISCHE INSTITUT ALS VERHÄNGNISVOLLE SCHALTSTELLE⁴⁰ UND EINE INSGESAMT REPRESSIVE GESELLSCHAFT

Eine fatale Rolle spielten im System der Fürsorgeerziehung wie der Jugendfürsorge insgesamt nicht zuletzt heilpädagogische und jugendpsychiatrische Institutionen. Anfang der 1950er-Jahre in mehreren Bundesländern erstmals eingerichtet, waren sie eigentlich als Schritte der Modernisierung und Professionalisierung gedacht und sollten die Arbeit der Jugendämter erleichtern. Die Entscheidung über erzieherische Maßnahmen ließ sich nun an diese neuen Schaltstellen delegieren. Sie übten, wie sich am Salzburger Fallbeispiel zeigt und wie das auch für andere Bundesländer bzw. Wien bestätigt wurde,⁴¹ mit ihren Begutachtungen (erziehungs)schwieriger Kinder und ihren – wertenden, abwertenden, verurteilenden – Diagnosen einen entscheidenden und verhängnisvollen Einfluss auf die Jugendfürsorge und auf die Zukunft der Kinder und Jugendlichen aus. Von

38 Bauer/Hoffmann/Kubek, Fürsorgeerziehung, 442.

39 Gertrud Czipke, „Die SchreibmaschinentäterInnen“. Die Wiener Jugendfürsorge in den Jahren 1945 bis 1970 und ihr Beitrag zur Durchsetzung einer gegen Mädchen, Frauen, „uneheliche“ Mütter und deren Kinder gerichteten Geschlechterordnung, unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien 2012, 202.

40 Vgl. dazu auch das entsprechende Kapitel in: Bauer/Hoffmann/Kubek, Fürsorgeerziehung, 203–222.

41 Zu Tirol vgl. Elisabeth Dietrich-Daum/Michaela Ralsler/Dirk Rupnow (Hg.), Studie betreffend die Kinderbeobachtungsstation der Maria Nowak-Vogl – interdisziplinäre Zugänge. Schlussbericht des Forschungsprojekts, 2017, <http://www.uibk.ac.at/iezw/forschungen-zur-kinderbeobachtungsstation/dokumente/studie-kinderbeobachtungsstation-nowak-vogl-2017.pdf> (26.11.2018).

ihrem Urteil hing ab, ob diese wieder zu ihren Eltern durften, in einer Pflegefamilie untergebracht wurden oder in ein Heim kamen. In Salzburg konnte sich die Ärztin Ingeborg Judtmann, eine Schülerin des bekannten Wiener Kinderarztes und Heilpädagogen Hans Asperger,⁴² als Leiterin des 1954/55 eingerichteten, aus Ambulanz und Beobachtungsstation bestehenden *Heilpädagogischen Instituts* etablieren. Im Zusammenhang mit ihrer Tätigkeit kommt die Studie Bauer/Hoffmann/Kubek u.a. zur folgenden kritischen Einschätzung:

„Als besonders fragwürdig erscheint ihre monopolartige Stellung als Gutachterin im Auftrag des Landesjugendamts. Beinahe jeder Fürsorgeerziehungsakt enthält ab der Mitte der 1950er Jahre ein Gutachten der Heilpädagogischen Station, wobei ‚Fürsorgeerziehung‘ fast regelmäßig in Form von Heimunterbringungen in Vorschlag gebracht wurde. Symptomatisch für Judtmanns Gutachten war eine Terminologie der Verachtung, die sich mitunter auch bei Begrifflichkeiten aus der NS-Rassenideologie bediente, wobei angesichts ihres biografischen Hintergrunds [frühe NSDAP-Mitgliedschaft bereits als 19-jährige, IB] von einer nachhaltigen weltanschaulichen Prägung in der NS-Zeit auszugehen ist.“⁴³

So ist in Judtmanns Gutachten etwa von „zigeunerhaftem Aussehen“ die Rede, von „fremdländischem Einschlag“ oder von „fremdländisch-ostisch-anmutendem Typus“. Ihre Haltung und Begrifflichkeit der Verachtung lässt sich gleichfalls mit vielen Gutachtenbeispielen belegen, etwa jenem aus dem Jahr 1954 über einen 15-jährigen Buben, der in Fürsorgeerziehung stand. Es ist verfasst in einer auch von Asperger verwendeten, von Aussehen und äußerem Eindruck auf den Menschen und sein Verhalten schließenden Blickdiagnostik und versteigt sich – vermutlich nach nur einmaliger Begegnung, wie das bei Judtmann gängig war – in einem herabwürdigenden Ton zu folgendem Gesamtbild:

„Neuropathisch degenerativer Habitus, noch völlig unausgereift, man würde ihn nicht für schulmündig halten. Blasses, bereits in den Zügen derb primitives Gesicht, von zahlreichen Sommersprossen bedeckt, kleine blassfarbige Augen, die beim Lachen zu Schlitzen werden, deren Blick unstet umherschweift und kaum am Gegenüber haftet. [...] Das häusliche Milieu ist denkbar ungünstig. Eine nervenzerüttete und nervenzerüttelnde Mutter ist der slawischen Mentalität entsprechend zwischen Gefühlsüberschwang und erzieherischem Nihilismus schwankend. Diagnose: Neuropathisch degenerativ, grenzdebil.“⁴⁴

42 Seit dem Frühjahr 2018 wird auf der Basis bislang unbekannter Dokumente die durchaus auch aktive Rolle diskutiert, die der Kinderarzt mit seinen Gutachten im NS-Euthanasie-Programm spielte, <http://science.orf.at/stories/2907891/> (26.11.2018).

43 Bauer/Hoffmann/Kubek, *Fürsorgeerziehung*, 446.

44 SLA, Bestand ASLR Abt. III, Landesjugendamt, *Fürsorgeerziehungsakten*, 546m.

Für die Studie Bauer/Hoffmann/Kubek ausgewertete Berichte von Betroffenen belegen zudem, dass der Umgang Judtmanns mit den Kindern und Jugendlichen auch nicht frei von punktueller körperlicher Gewalt war. Ihre mehr als zwei Jahrzehnte laufende und offensichtlich keinerlei Kontrolle von außen unterliegende Tätigkeit wurde von der Jugendfürsorgebehörde erst in den 1970er-Jahren allmählich in Frage gestellt.

Damit sind wir wieder beim Ausgangspunkt, mit dem die Ausführungen im zweiten Teil des vorliegenden Beitrages begonnen wurden: einer übergroßen Verfügungsgewalt bei gleichzeitigem Fehlen jeglicher Kontrolle, inklusive jener skizzierten Kette miteinander verflochtener Ursachen, welche die Wege in Fürsorgeerziehung und Heimeinweisung ‚ebneten‘ und sie zu einer mit physischer, psychischer und sexueller Gewalt – struktureller wie individueller – ‚gepflasterten‘ Verliererstraße für die betroffenen Kinder und Jugendlichen machten. In dieser Ursachenkette ist noch ein weiteres Glied zu ergänzen, nämlich eine gegenüber Schutz und Rechten von Kindern lange lethargische, ja feindliche Gesellschaft, mit engen sozialmoralischen Normen und – als Nachklang von NS- und Kriegssozialisation – einem repressiven Umgang mit Menschen, die nicht in das herrschende Grundverständnis von Normalität passten. Die damit verbundenen Mechanismen der Ausgrenzung konnten tief in die alltäglichen Lebenswelten hineinreichen und trugen mit dazu bei, Kinder und Jugendliche zu „Fällen“ der Jugendämter zu machen. Die Behörden der Jugendfürsorge erfüllten letztlich, was die Gesellschaft von ihnen erwartete.

III. HEIMOPFERRENTENGESETZ – DEM STAATSAKT „GESTE DER VERANTWORTUNG“ FOLGTE EIN KONKRETER POLITISCHER SCHRITT

Fünf Monate nach dem eingangs beschriebenen Staatsakt „Geste der Verantwortung“ wurde im April 2017 im Nationalrat von den Abgeordneten aller Fraktionen einstimmig ein Gesetz beschlossen, das den Opfern von Misshandlungen und Missbrauch in Heimen – und, wie man erkennen musste, auch in Pflegefamilien⁴⁵ – eine monatliche Zusatzrente von 300 Euro zuerkennt, brutto für netto, valorisiert und unbürokratisch beantragbar. Als Dachorganisation für die mit diesem *Heimopferrentengesetz* verbundenen Fragen wurde die Volksanwaltschaft eingesetzt.⁴⁶ Die damalige Nationalratspräsidentin Bures

45 Vgl. Elisabeth Raab-Steiner, *Zur Lebenswelt der Pflegekinder in der Wiener Nachkriegszeit von 1955–1970*, Wien 2013; vgl. auch: Abschnitt „Besondere Nöte der Pflegekinder auf Salzburger Bauernhöfen“, in: Bauer/Hoffmann/Kubek, *Fürsorgeerziehung*, 133–152.

46 Im entsprechenden Gremium ist unter den Expert*innen mit Michael John auch ein Historiker vertreten, <http://volksanwaltschaft.gv.at/artikel/neue-kommission-fuer-entschaedigung-von-heimopfern> (27.11.2018).

stellte klar, dass der Gesetzesbeschluss nicht als Wiedergutmachung verstanden werden könne,

„denn die seelischen und körperlichen Wunden lassen sich nicht wieder gutmachen. Aber er zeigt, dass wir uns unserer Verantwortung bewusst sind. [...] Mit dem heutigen Beschluss machen wir deutlich, dass wir uns mit den Lebensbedingungen der Betroffenen mit großem Ernst und Sachlichkeit auseinandergesetzt haben und in großer Einigkeit handeln“.⁴⁷

Allen Betroffenen, die ihre einstigen Schicksale mutig an die Öffentlichkeit gebracht und beharrlich darauf gedrängt haben, auch die Langzeitfolgen und ihre daher nach wie vor schwierige Situation in der Gesellschaft anzuerkennen,⁴⁸ zollte sie Respekt und Dank. Ihr Dank galt zudem den Expert*innen der Opferkommissionen und den Wissenschaftler*innen, die, so die Nationalratspräsidentin, mit ihren systematischen Untersuchungen „die Basis für diese schwierige Aufarbeitung gelegt haben“.⁴⁹ Nicht wenige ehemalige Heim- und Pflegekinder sehen diese Aufarbeitung noch keineswegs als ausreichend abgeschlossen, weder gesellschaftlich noch in Hinblick auf die eigene persönliche Bewältigung – und gar nicht, was die strafrechtliche Dimension betrifft.

47 http://www.parlament.gv.at/PAKT/PR/JAHR_2017/PK0474/index.shtml (27.11.2018).

48 Vgl. die umfassende wissenschaftliche Studie von Brigitte Lueger-Schuster, „Die Wiener Heimkinderstudie“. Langzeitfolgen von Gewalt und Missbrauch in Institutionen der Wiener Jugendwohlfahrt, Abschlussbericht 2017, http://heimstudie.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_heimstudie/Bericht_Wiener_Heimkinderstudie.pdf (13.11.2018).

49 http://www.parlament.gv.at/PAKT/PR/JAHR_2017/PK0476/index.shtml (27.11.2014).

PARALOGISCHE ERZÄHLPERSPEKTIVEN

EIN KONTEMPLATIVER BEITRAG
ZUR *UNTERSTÜTZTEN KOMMUNIKATION*

EIN TEXT FÜR ALBERT LICHTBLAU

Zweifellos bringt Albert Lichtblau Menschen zum Erzählen. Die zugrunde liegenden Zusammenhänge dabei sind vielfältig, die Konstellationen ebenso. In dem Maße, wie Albert Lichtblau Begriffe operationalisiert und operationalisieren lässt, diese also konstruktiv anwendbar macht, werden die erzählten Geschichten ihrerseits in eine übergeordnete Form transferiert, die sie begreifbar einer möglichen Öffentlichkeit überantwortet. Diese Geschichten können sich somit als Bestandteil und Verständnisklammer in ein ‚zukünftiges Ganzes‘ übersetzen lassen und mehr noch, sie werden dadurch von ihrem Status der ‚vergangenen Fragmente‘ entkoppelt und damit aus ihrer Isolation gelöst.

Dieser Essay will dem einfürend sehr knapp skizzierten Prozess des Erzählens und Einbettens auf einer modifizierten Betrachtungsebene begegnen und zulassen, dass sich daraus eine kurze Sequenz der kontemplativen Pause ermöglicht. Schließlich ist die begegnende Perspektive durch den individuellen und professionellen Zugang des Autors eine sonderpädagogische. Aufgrund dieser transdisziplinären Kombination scheint zunächst höfliche und vielleicht sogar misstrauische Zurückhaltung angebracht. Es ist die berechnete Frage zu stellen, über welchen Gegenstand sich die Disziplinen des zur Erzählung ermächtigenden Historikers einerseits und des Sonderpädagogen andererseits austauschen wollten.

Das Begegnungsangebot der Sonderpädagogik für diesen Beitrag ist daher konsequenterweise in das Prinzip der *Unterstützten Kommunikation* eingebettet. Dieses Prinzip stellt, wenngleich auf anderen Ebenen, die Frage, wie sich erzählend das individuelle In-der-Welt-Sein von Menschen behaupten lässt, denen grundlegende Möglichkeiten der normierten bzw. standardisierten Kommunikation fehlen. Zur umfassenden Exploration der vorhandenen Ressourcen ist die Disziplin der Sonderpädagogik von ihrer Grundhaltung her dazu angehalten, sich in diejenigen Leerstellen zu begeben, welche von bildungsstan-

standardisierten und evident erhobenen Defiziten wohl flankiert, aber nicht erklärend befüllt sind. Eine solche paralogische Perspektive des zunächst bewusst intentionslosen Innehaltens hat daran anschließend stets die Möglichkeit und das Potenzial, auf originelle, forschende und innovative Weise Gehalt zu generieren. Darin liegt das unermüdliche (und zweifellos auch störrische) Beharren der Sonderpädagogik, und darin liegt aber auch ihr größtes Potenzial. Wie könnte der Paralogie, also dem Spalt, welcher eine logische und begreifbare erzählende Abfolge behindert, mittels didaktischen Stützen entgegengearbeitet werden, damit der Transfer zum nächsten Sinnbaustein möglich wird? Die grundlegende Methode dazu, die *Unterstützte Kommunikation*, soll im Folgenden kurz dargestellt werden, bevor sich die Überlegungen in abstraktere Dimensionen der paralogischen Erzählperspektive wagen. Paralogien erkennen Symptome der Entkoppelungen, behaupten allerdings nicht, den daraus resultierenden Mangel auch ausloten zu können. Dieser Beitrag ist daher eine Einladung zur auslotenden Diskussion, aber vor allem eine Aufforderung des Miteinanderlernens und des In-Beziehung-Tretens mit einem stets anzuerkennenden und kompetenten Gegenüber, auch wenn dessen Kompetenzen durch das Umfeld nicht immer übersetzt und gedeutet werden können.

UNTERSTÜTZTE KOMMUNIKATION

Unterstützte Kommunikation (UK) ist ein Prinzip und als solches auch ein didaktisch-methodischer Begriff. UK bedeutet, ausgleichende und kompensierende Formen der Kommunikation für jene Menschen zu entwickeln, die aufgrund körperlicher und/oder mentaler, vorübergehender wie längerfristiger Einschränkungen nicht befähigt sind, standardisierte Kommunikationskanäle (etwa verbale Sprache oder Schriftsprache) anzuwenden. Als Transmitter fungieren hierbei der eigene Körper, Objekte oder abstrakte Zeichen bis hin zu computerunterstützter Hard- wie Software. In pädagogischen Kontexten hat sich die *Unterstützte Kommunikation* vor allem im Bereich der Frühförderung bzw. der schulischen Förderung von Kindern mit erhöhtem Förderbedarf etabliert.¹ Das bedeutet, der Fokus liegt auf kulturtechnisch orientierten Kompensationsmaßnahmen im Hinblick auf die zu vermittelnden Basisfertigkeiten von Sprache: Sprechen, Hören, Lesen, Schreiben. Die grundlegende Idee der UK ist dabei die Zurverfügungstellung und Kompetenzvermittlung ebenjener unterstützenden Kommunikationsmaßnahmen, die das Recht auf Teilhabe und Mitgestaltung von Menschen mit beeinträchtigten Kommunikationskompetenzen fördern und damit sicherstellen wollen.

1 Vgl. Etta Wilken, Kommunikation und Teilhabe, in: dies. (Hg.), *Unterstützte Kommunikation. Eine Einführung in Theorie und Praxis*. 5. Aufl., Stuttgart/Berlin/Köln 2018, 7–14, 9 f.

Auch im Sinne eines methodisch-didaktischen Auftrags werden die Anforderungen an die *Unterstützte Kommunikation* bzw. der Einsatz dieser Basiskompetenzvermittlung durch Lehrplanbestimmungen im Handlungsfeld Kommunikationstechniken und -kompetenzen herausgearbeitet. Das Konzept der UK kann schließlich Möglichkeiten aufzeigen, wie dem Bildungsauftrag produktiv und mit Qualitätsstandards verbunden zugearbeitet werden kann. Sowohl Lehrplan wie auch die Anforderungen, die beispielsweise das Bildungsministerium an den Unterricht für Kinder mit erhöhtem Förderbedarf stellt, betonen die Wichtigkeit von Kommunikation und die aktive, sich ausdrückende Teilhabe der Schüler*innen.² Schließlich sollen damit grundlegende entwicklungsförderliche Basiskompetenzen für das zukünftige Lebenskonzept der Schüler*innen herausgebildet werden. Allein hierin zeigt sich bereits die gesellschaftspolitische Verantwortung im Rahmen der Hinführung zur Ermächtigung und Selbstwirksamkeit von Menschen mit Beeinträchtigung. Diese höchst individuell und differenziert ausgestaltete Bildungsarbeit erfordert von den Lehrpersonen eine sensible und prozessorientierte didaktische Kompetenz, eine umfassende Kenntnis kommunikations- wie zeichentheoretischer Grundlagen sowie standardisiertes sonderpädagogisches Wissen bezüglich der Entwicklungstheorien und -stadien im Kindes- und Jugendalter. *Unterstützte Kommunikation* ist also keinesfalls eine Methode, die ohne fundierte Ausbildung angewendet werden kann, sondern ist in diesem Sinne für alle am Prozess Beteiligten als Lernfach bzw. Unterrichtsfach zu begreifen – konkret im schulischen Setting für Schüler*innen wie Lehrer*innen. Darüber hinaus hat eine diesbezüglich erworbene und vermittelte Kompetenz zweifellos unterstützende Lerneffekte im nahen Lebensumfeld der Schüler*innen, wie beispielsweise in der Kommunikation zwischen Kind und Eltern.

International gesehen wird UK in einem weiteren Sinn gedacht und erfährt in dieser Hinsicht eine umfassendere Perspektive.³ Das bedeutet, dass sich vorwiegend in der angloamerikanischen Auffassung der *Augmentative and Alternative Communication* (AAC) Aspekte beschreiben lassen, die einen wesentlich offeneren Zugang zur Inanspruchnahme der *Unterstützten Kommunikation* und darauf aufbauend folgende These nahelegen: Wir alle sind in unserem Leben in kurz- oder längerfristigen Episoden möglicherweise darauf angewiesen, Variationen der „Unterstützten Kommunikation“ zur Seite gestellt zu bekommen. Sei es, weil uns eine emotionale Krise buchstäblich die Sprache verschlägt, sei es, weil eine schwere Erkrankung unsere motorischen Fertigkeiten und damit unsere kommunikativen Fähigkeiten einschränkt. In diesem Sinne geht das Prinzip der *Unterstützten Kommunikation* alle an und könnte somit auch produktiv in andere Disziplinen außerhalb der Sonderpädagogik Aufnahme finden.

2 Vgl. <http://www.cisonline.at/sonderschullehrplaene/> (14.11.2018).

3 Vgl. Alison Batty, *Who's Afraid of AAC. The UK Guide to Augmentative and Alternative Communication*, London/New York 2018.

PARALOGISCHE PERSPEKTIVEN

Paralogien fordern den Einsatz von Zugängen, die sich verbindend zwischen die Inseln der Wahrnehmungspotenziale legen. Im sonderpädagogischen Kontext liegt der Fokus auf praktischen und didaktischen Übersetzungen ebenjener Verbindungen: die Geste im Rahmen der gebärdenunterstützten Kommunikation, das Deuten und Begreifen körpereigener Informationsschablonen, das Objekt bis hin zu symbolischen Formen im Bereich der Piktogramme. Geordnet, ergänzt, in Reihen gelegt, im Nacheinander ertastet, so sollen die Fragmente der Wahrnehmung in Handlungsabläufe und schließlich in Identifikation übersetzt werden.

Der Begriff Paralogie lässt sich auch erzähltheoretisch wiederfinden und soll hier im Rahmen des visuellen Erzählens vor dem Hintergrund der aktuell aufstrebenden Graphic Novels einführend erprobt werden. Schließlich sind vor allem visuelle Übersetzungshilfen ein essenzieller Bestandteil in der Anwendung von *Unterstützter Kommunikation*. Ein transdisziplinärer Blick auf das Metier der Graphic Novels bezieht in diesem Sinne auch das didaktisch-methodische Prinzip mit ein. Darüber lässt sich jene Schwachstelle im kommunikativen Setting beschreiben, welche durch kreative Unterstützungsmaßnahmen in einen gelingenden Kommunikationstransfer übersetzt werden soll.

Mit Hilfe des Ansatzes der Paralogie erklärt beispielsweise Scott McCloud in seinem Standardwerk zur Lesart von Comics die Kluft zwischen zwei Comic-Panels, die in kein narratives Gedankenspiel übersetzt werden kann.⁴ Dies bedeutet, dass ein erstes Comic-Bild gegenüber einem zweiten Comic-Bild in keinerlei sinnstiftendem oder erzählendem Bezug steht bzw. nicht als Ablauf einer Handlung narrativ schlüssig wahrgenommen wird. Die Verknüpfung von Bildern (räumlich wie zeitlich) zu einer kontinuierlichen Geschichte gelingt freilich in den meisten Fällen, zumal das durchschnittliche menschliche Rezeptionsniveau darin zeitlebens trainiert wird. Hier referenziert McCloud auf filmtheoretische Fragestellungen und analytische Dekompositionen der gedanklichen Konstruktion einer Geschichte durch die Zuschauer. Aufgrund der schnell ablaufenden Bilderfolge und Schnitt- bzw. Montagetechniken im Film wird die intentionale Geschichte über das visuelle Angebot erst in einem höchst komplexen Zusammenspiel kognitiver Wahrnehmungs- und Verknüpfungsstrategien zu einem sinnvollen narrativen Konstrukt ergänzt.⁵ Die Lücke zwischen den Kommunikationseinheiten, seien dies nun Collagen aus Objekten, Zeichen oder Körpern, muss schließlich bedeutsam gefüllt, also eine Klammer gesetzt werden, welche in sensiblen Nuancen die Ergänzungen hervorbringt.

Faszinierend ist daran anschließend die Frage des Scheiterns des Erzählens. Zu viele

4 Vgl. Scott McCloud, *Comics richtig lesen*, Hamburg 2001, 80.

5 Vgl. David Bordwell/Kristin Thompson, *Film Art. An Introduction*, New York 2010, 225 f.

Fragmente, ein Überangebot an Eindrücken, aus denen sich weder Verhalten noch angestrebte Handlungen ableiten ließen. Ein solches paralogisches Phänomen bzw. eine derart ausformulierte Perspektive lässt sich vermutlich auch in traumatische Kontexte übersetzen. Die paralogische Kluft wäre demnach insofern als traumatische Leerstelle zu begreifen, welche die Eindrücke trennt und möglicherweise vor der individuellen Erzählung schützt. Das bedeutet, dass solcherart entkoppelte Eindrücke an kein Kollektiv zur heilenden Erzählkonstellation anknüpfen können. Die als traumatisch erlebten Konsequenzen daraus, jedoch gänzlich anders geartet und frei vom Mangel der Kommunikationskompetenz an sich, stützen bewusst gesetzte paralogische Erzählperspektiven. Diese firmieren auch unter dem Begriff des Postdramatischen. Auf diese Art können theatral-mediale Erzählstrategien beschrieben werden, die als produktive Kritik absichtlich das erzählte Kontinuum entstellen. Diese postdramatischen Auseinandersetzungen formulieren eine theoriegeleitete und höchst reizvolle Entgegnung zur teleologischen Erzählgewissheit.⁶ Dem tradierten Dogma, wonach alles zu etwas führt und schließlich in etwas Auflösendem, Erlösendem und zumindest etwas Sinnstiftendem mündet, wird eine klare Absage erteilt. Oscar Wilde behauptete, dass, solange sich noch kein gutes Ende abzeichnet, die Erzählung nicht zu einem Ende gelangt sein kann. Dieser kulturversöhnliche Aufruf wurde ins monomythische Erzählrepertoire allzu hastig aufgenommen und beharrt seither, widerständig und störrisch gegenüber allen Einsprüchen.⁷ Menschen, die sich über *Unterstützte Kommunikation* erzählend positionieren, begreifen und bedeuten müssen, haben die postdramatische Struktur freilich nicht selbst gewählt. Was als Zeichen auf Bühnen, Leinwänden oder Texten konstruktiv für Verwirrung sorgen kann, ist innerhalb der Lebenswirklichkeit von Menschen mit eingeschränkten Kommunikationsfähigkeiten schlichtweg ein verzweifelnd sich stetig wiederholendes Muster, das mit den Verständnismöglichkeiten der Umwelt nur unzulänglich kompatibel ist. Dennoch drückt die postdramatische Erzählstruktur über jene Entkoppelung der Zeichengefüge einen Kern des Mangels aus, der sich symptomatisch über die Paralogie entäußert: Beziehungslosigkeit. Das wiederum ist eine Erkenntnis, die sich produktiv im Rahmen der *Unterstützten Kommunikation* und auch der Sonderpädagogik übersetzen lässt.

6 Vgl. Wolfgang Müller-Funk, *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*. 2. Aufl., Wien/New York 2008, 98. Im Postdramatischen Theater wird in diesem Sinne von Parataxe gesprochen. Allein für die Nachvollziehbarkeit wird hier der Begriff Paralogie adaptiert. Vgl. Hans-Thies Lehmann, *Postdramatisches Theater*. 3. Aufl., Frankfurt a.M. 2008, 146 f.

7 Vgl. Joseph Campbell, *The Hero With a Thousand Faces*. 3. Aufl., Novato 2008.

BEZIEHUNGSWEISE GESCHICHTE

Technologische wie methodisch-didaktische Details, der Rückgriff auf traditionelle wie postdramatische Erzählstrukturen stellen nunmehr den Ansatz der Beziehung in das Zentrum der Paralogie. All die sonderpädagogisch originellen Versuche und Zwischenlagerungen im Rahmen der *Unterstützten Kommunikation* ersetzen niemals den Beziehungsaspekt, der die Basis für die gelingende Kommunikation darstellt. Beziehung scheint der Grundstock der UK zu sein, schließlich muss der Kontakt von beiden gestaltenden Seiten der Kommunikation gewollt und gefestigt sein. Ein Zusammenspiel ist hierin anzustreben, die Kommunikation fördert und fordert. Für die Pädagogik darf an dieser Stelle Rudolf Eksteins Diktum angerufen werden, das den heilenden Aspekt der Beziehung einfordert.⁸ So könnte an dieser Stelle ergänzt werden: Es ist die Beziehung, die Kommunikation und Erzählung ermöglicht.

Dieser Essay schließt, bewusst teleologisch bemüht, indem sich der Autor an Begebenheiten erinnert, bei denen Albert Lichtblau Interviewpartner*innen vor sich oder vielmehr bei sich hatte. Unterstützt durch Moderationskarten oder auch durch technische Dispositive hat sich beim Zuhören der Eindruck eingepreßt, dass Albert Lichtblau eine Beziehung zu den Menschen aufbaut und im Gegenzug eine Erzählung erhält. Die metaphorisch bemerkten Aspekte einer so verstandenen *Unterstützten Kommunikation* sind schließlich (aber auch) sinnvoller, ergänzender und transmedialer Basisgehalt entlasteter Leerstellen.

8 Vgl. <https://docplayer.org/89760-Es-ist-die-beziehung-die-heilt-rudolf-ekstein.html> (14.11.2018).

THE TIMES THEY ARE A-CHANGIN' (BOB DYLAN)

PROTEST UND UNRUHE IN OBERÖSTERREICH UND SALZBURG 1968–1975

Bob Dylan war 1964 mit seinem Lied *The Times They Are A-Changin'* der Zeit voraus – allerdings lag auch die gesamtgesellschaftliche Entwicklung in den USA vor der mitteleuropäischen. Die Bezeichnung ‚1968‘ ist mittlerweile zur Chiffre einer internationalen Protest- und Jugendbewegung geworden. Sie beschreibt mehr als nur ein Jahr und mehr als einen Studentenaufstand.¹ Das gesellschaftliche Klima in Oberösterreich und Salzburg war in den 1960er-Jahren noch sehr konservativ. Dieser Beitrag fokussiert auf selektive Ereignisse und Entwicklungen in den Landeshauptstädten Linz und Salzburg.²

ECHTZEIT: DAS JAHR 1968

Quer zum Mainstream gab es damals bereits einen merkbaren Widerstand gegen den Konformismus der Nachkriegsgesellschaft. Die Jugend hörte seit den frühen 1960er-Jahren Beatles und Rolling Stones, Rock 'n' Roll, Beat und anderes. Das Lebensgefühl der jüngeren Generation begann sich in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts zu verändern [Der Autor dieses Beitrags sprach vor Kurzem mit einem etwas rural wirkenden Mann, der gar nicht so alt zu sein schien. Als er ihn fragte, ob er ein „echter 68er“ sei und ob er etwas von *In-A-Gadda-Da-Vida* gehört habe, antwortete er sofort: „17.03 Minuten“. Dies ist die Laufzeit des 1968 eingespielten Songs von Iron Butterfly. Der jung gebliebene Rebell, geboren 1951, kannte alle einschlägigen Songs, die 1968 erschienen waren, und stellte

-
- 1 Vgl. Rolf Schwendter, *Das Jahr 1968. War es eine kulturelle Zäsur?*, in: Reinhard Sieder/Heinz Steinert/Emmerich Tálos (Hg.), *Österreich 1945–1995. Gesellschaft, Politik, Kultur*, Wien 1995, 166–175, 166.
 - 2 Angesichts der gebotenen Kürze steht der akademische Boden im Mittelpunkt der Betrachtung, obgleich gerade in Linz der Zeitgeist der 68er (Infragestellung autoritärer Erziehung etc.) auch in anderen Gesellschaftsbereichen spürbar wurde. Die thematische Inkludierung von Salzburg versteht sich hier als Referenz an den Jubilar.

sich als dynamischer Aktivist heraus].³ Die ersten Miniröcke wurden getragen, einige Burschen ließen sich die Haare länger wachsen. Schließlich wurden Sexualität und individuelle Freiräume (Rauchen, Kleidung etc.) zum Thema, ebenso wie das Verhalten der Vätergeneration während des Nationalsozialismus. Eine zentrale Rolle bei den Aktivitäten im Kontext einer ‚Revolve‘ spielten junge Menschen, Studentinnen und Studenten, ebenso wie Hochschulen und Universitäten. Es handelte sich damals um eine kulturelle Revolte, keinen sozial motivierten Aufstand, um einen Konflikt zwischen Generationen, ihrem jeweiligen Verhalten und den dazugehörigen Werten: Freiheit, Demokratie und Freizügigkeit versus Autorität und Hierarchie; *Love not War* und eine ausgeprägte Aversion gegen die ‚Herrschaft des Geldes‘ waren zentrale Themen.

In Salzburg und Linz bestand damals seit Kurzem eine Universität bzw. eine Hochschule, in Linz war sie, im Gegensatz zu Salzburg, bewusst als Reforminstitution gegründet worden.⁴ Vorerst verlief der Hochschulbetrieb in ‚geordneten Bahnen‘.⁵ Im Juni 1968 jedoch organisierte die *Linzer Hochschülerschaft* (ÖH) eine radikaldemokratische Direktorenwahl als Parallelveranstaltung zur offiziellen Wahl, an der Studierende, Assistent*innen, Professoren in gleicher Form wahlberechtigt waren. Die meisten Stimmen erhielt der linksgerichtete Kurt Rothschild, von den Professoren wurde allerdings Rudolf Strasser zum Rektor bestellt.⁶ ‚Vietnam‘ war zweifellos das wichtigste Thema hinsichtlich internationaler Politik. Fraglos interessierten sich die 68er aber auch für die Ereignisse des Prager Frühlings. Die Ikone der deutschen Studentenbewegung, Rudi Dutschke, machte sich vor Ort kundig, der später in Linz aktive Studentenführer Peter Kuthan organisierte mit anderen im August 1968 einen Autokorso gegen den Einmarsch in die Tschechoslowakei.⁷ Im November 1968 erschienen in der Linzer Studentenzeitschrift *Cogito* kritische Artikel zur Vietnampolitik der USA, vor allem aber zu den Themen Sexualmoral, Verhütung und Abtreibung. In Österreich galt die Einnahme der Antibabypille für ledige Frauen damals als ‚unanständig‘, ein Schwangerschaftsabbruch war gesetzlich verboten.⁸ Im Dezember 1968 beteiligten

3 Michael John (MJ), Teilnehmende Beobachtung, 18.10.2018.

4 Vgl. Marcus Gräser, Reformuniversität? Entlastungsuniversität? Eine „Hochschule neuen Stils“, in: Maria Wirth/Andreas Reichl/Marcus Gräser, 50 Jahre Johannes Kepler Universität Linz. Eine „Hochschule neuen Stils“, Wien/Köln/Weimar 2016, 9–24.

5 Vgl. Michael John, „1968“ und die Folgen – Aufbruch, Unruhe und Veränderungen im Alltag der Universität, in: Maria Wirth/Andreas Reichl/Marcus Gräser (Hg.), 50 Jahre Johannes Kepler Universität Linz. Innovationsfelder in Forschung, Lehre und universitärem Alltag, Wien/Köln/Weimar 2017, 299–326, 299 f.

6 Vgl. *Kurier*, 26.6.1968.

7 Vgl. Peter Kuthan, Meine 68er-Vita – in Stichworten (März 2018), unveröff. Text, Linz 2018, 1. Kopie im Besitz des Verfassers.

8 *Cogito* hatte im November 1968 in Linz 55 Ärzt*innen nach deren Bereitschaft befragt, Patien-

sich Linzer Studenten führend an den Protesten gegen die pompöse Inthronisierung von Bischof Bruno Wechner.⁹

Der Inaugurationsfeier des neuen Rektors der Universität Linz, Rudolf Strasser, im Dezember 1968 blieb die Hochschülerschaft demonstrativ fern („Boykott“). Die Studierenden inszenierten allerdings eine originelle Aktion: Die Ehrengäste wurden auf dem Parkplatz vor der Hochschule von Studierenden in Talaren und mit Plakaten empfangen: „Willkommen auf der KostümKäppler-Uni“. Ein mit Weihrauch gefülltes Bügeleisen wurde von einem verkleideten Studenten vor den Ehrengästen geschwungen, um „ihre Gemüter zu glätten“. Ein weiterer Kommilitone verteilte Schnaps unter den Anwesenden, damit sie auf diesem Wege „Geist“ in die Hochschule tragen würden. Gegen Ende des Jahres 1968 waren dies immerhin manifeste Zeichen von Opposition.¹⁰ Interessierte Aktivistinnen und Aktivisten aus den meisten Landeshauptstädten hatten überdies 1968 Reisen nach Berlin und Paris unternommen und das dortige Klima an den Universitäten miterlebt. Den Einfluss der Wiener Szene gab es ohnedies. Die mit Ironie versetzte, manchmal listige und gleichzeitig gewaltfreie Formensprache war ein Charakteristikum der frühen Protestbewegung. Während eines Festakts bei einer anderen Gelegenheit trugen Studenten der linken Szene in Linz Wertungstafeln, wie sie Preisrichter beim Eiskunstlauf verwenden. Nach jeder Ansprache eines Festredners erhob sich ein Student und verkündete beispielsweise: „Ihre Wertung 3,5“. Schließlich ließ der Rektor die Studenten entfernen.¹¹ In Salzburg seiften Studenten ein Schwein ein („Das Schwein von Salzburg“), damit man es nicht so leicht einfangen konnte. Sie trieben es in eine öffentliche Angelobung des Bundesheeres, drückten damit ihren Protest aus und sorgten für ein Spektakel.¹²

tinnen die Antibabypille zu verschreiben; Cogito 3/November (1968); vgl. Erinnerungsinterviews in Claudia Riedler, *Die 68er. Kleine Pille, Große Freiheit*, in: *Oberösterreichische Nachrichten* (OÖN), 28.4.2018.

9 Vgl. Franz Xaver Rohrhofer, *Die 68er in Oberösterreich. Oder: Die Lust an der Provokation*, Linz 2008, 119.

10 Vgl. Linz Glossar, in: Johannes Porsch/Hedwig Saxenhuber/Georg Schöllhammer (Hg.), *Wer war 1968?*, Salzburg 2018, 260.

11 Rohrhofer, 68er, 119.

12 „Das Schwein von Salzburg“ (1970), <http://unipress.oeh-salzburg.com/das-schwein-von-salzburg-ist-mittlerweile-ein-mythos> (12.12.2018); vgl. Ewald Hiebl, *Reflexionen über das Jahr 1968. Ergänzung. Vorträge des 5. Aussiger Kolloquiums, Tagungsband 1998, Ústi nad Labem 2000*, 14. Ewald Hiebl hat die 68er-Bewegung in Salzburg eingehend beforscht, es liegen eine Reihe von Publikationen vor.

DEMONSTRATIONEN, AKTIONEN UND DISKUSSIONEN – MÄNNERDOMINIERT?

1969 bis 1971 waren wohl die ereignisreichen Jahre mit Breitenwirkung an der Hochschule Linz. Im März 1969 sorgte die Herausgabe der Schrift *Kritik 69* durch die Studentin Renate Janota (*Verband Sozialistischer Studenten Österreichs, VSStÖ*)¹³ für Aufregung – handelte es sich doch um eine Streitschrift, in der Fragen der Sexualität, aber auch der Gleichberechtigung der Geschlechter erörtert wurden. Janota hatte sich bereits vorher mit diesen Themen beschäftigt und tat dies auch später in der Studentenzeitschrift *Cogito*.¹⁴

Um in der Folge nur einige Ereignisse hervorzuheben: Am 17. März 1969 fand in Linz eine Demonstration gegen das spanische Franco-Regime statt. Mehr als 200 Personen nahmen teil, diese Demonstration hatte eine antifaschistische Stoßrichtung. Als Anführer wurde der ehemalige VSStÖ-Vorsitzende Peter Kuthan bezeichnet.¹⁵ Am 15. April 1969 folgte die sogenannte „ESG-Demo“, mit dem „kleinen Sturm auf das Rathaus“. Es ging um Fahrpreiserhöhungen im öffentlichen Verkehr. „Ich war schon bei der Franco-Demo dabei [...]. Die Demo gegen die Fahrpreiserhöhungen war ziemlich ‚heavy‘“, erinnert sich Edith Friedl, „ich war 18 Jahre alt. Viele Leute. Es wurden Eier geworfen [und Steine, MJ], auf die Schienen, die Straßenbahnen, und die Polizei, die ist dann ziemlich heftig auf uns losgegangen“.¹⁶ Der Demonstration waren erfolglose zivile Proteste und Diskussionen vorausgegangen. Rund 1.000 Personen beteiligten sich schließlich an dem Protestmarsch. Er richtete sich gegen den städtischen Betreiber des öffentlichen Verkehrs in Linz – und damit auch gegen die lokale Sozialdemokratie, die die Stadt regierte. Es kam zu physischen Auseinandersetzungen mit Magistratsbediensteten, gefolgt von einem massiven Polizeieinsatz und durchwegs negativen Medienberichten.¹⁷

An der Hochschule selbst, am Campus, wurden immer mehr Hörerversammlungen, *sit-ins* und *teach-ins* abgehalten, die Studierenden politisierten sich, sie lehnten sich aber

13 Heute: *Verband Sozialistischer Student_innen* [sic] in Österreich.

14 Vgl. Michael John, Protest, Unruhe und ein violetter Mantel – 1968 und die Folgejahre in Linz, in: Fritz Mayrhofer/Walter Schuster (Hg.), Linz im 20. Jahrhundert, Bd. 2, Linz 2010, 837–884, 866–868.

15 Vgl. Linz Glossar, 196.

16 Interview mit Edith Friedl (Jg. 1951), durchgeführt v. Michael John (MJ), 4.1.2017. In den Text verwoben wurden Passagen einzelner Interviews aus einem Fundus von mehr als 20 Aufnahmen mit Zeitzeug*innen, die in verschiedenen Formen Teil der Geschehnisse in Linz und Salzburg waren. An dieser Stelle sei allen Interviewpartner*innen herzlich gedankt. Alle Interviews wurden sprachlich geglättet.

17 Vgl. Elisabeth Berger, 1968 in der Provinz. Ein Beitrag zur Geschichte des studentischen Protests in Linz in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren, unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Linz 2012, 83 f.

auch in Bereichen auf, die Verhaltensformen betrafen.¹⁸ Außeruniversitär hatte 1969 das Open-Air-Musikfestival Woodstock in den USA – weltweit – für Furore gesorgt, es stellte einen musikalischen und alltagskulturellen Höhepunkt dar.¹⁹ Woodstock übte auf die jüngere Generation in Österreich große Faszination aus. In Linz war übrigens damals schon seit Jahren der Austrokanadier Jack Grunsky mit seiner Linzer Band Jack's Angels aktiv, die Folksongs sprachen aber eher jene an, die mit der amerikanischen Hippiebewegung sympathisierten. Man ließ Jack anfangs wegen seiner langen Haare nicht in der schicken Lindy Bar auftreten, die Band schaffte damals aber rasch einen österreichweiten Kultstatus. Grunsky lebte mit seiner Frau in Ebelsberg, verließ dann aber Österreich wieder in Richtung Kanada.²⁰

Im Zuge der Erinnerung an diese Jahre machte die Aktivistin Margit Knipp – ein Fan von Jack's Angels – deutlich, dass die Machtverhältnisse auch in der 68er-Bewegung verschoben waren – nämlich männerdominiert.²¹ Die untergeordnete Stellung der Frau wurde im Jargon der ‚Linken‘ als „Nebenwiderspruch“ abgehandelt.²² Rückblickend hält die Aktivistin Edith Friedl fest: „Dass die ‚superg'scheiten und reflektierten‘ 68er mit der Gleichberechtigung der Frauen in der Alltagspraxis schlecht umgehen konnten und ihnen gegenüber dementsprechend herablassend auftraten, wissen wir.“²³ Die Aktivitäten von Renate Janota, *Kritik 69*, wurden bereits angeführt; die Soziologiestudentin wurde von männlichen Kollegen einerseits als ‚Vorkämpferin‘ bezeichnet.²⁴ Der jungen Frau wurde als Handlungsmotiv aber auch sexuelle Frustration unterstellt. Dass sie sich dabei nicht wohlfühlte, ist nachvollziehbar.²⁵ Eine gewisse Herablassung demonstriert auch der Ausspruch eines ehe-

18 Vgl. John, Protest, 849 f.

19 Vgl. Frank Schäfer, Woodstock '69: die Legende, St. Pölten/Salzburg 2009.

20 Vgl. Folk mit Jack, Radio Oberösterreich, 5.12.2013, <https://ooo.orf.at/radio/stories/2618852/> (15.12.2018).

21 Vgl. Margit Knipp, Wie war das 1968 gemeint? Haupt- und Nebenwiderspruch?, in: Porsch/Saxenhuber/Schöllhammer, 1968, 198 f; vgl. auch: Anja Meulenbelt, Die Scham ist vorbei. Eine persönliche Erzählung, München 1978.

22 Haupt- und Nebenwiderspruch sind Begriffe der marxistischen Diskussion. Als Hauptwiderspruch gilt das Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital im Kapitalismus als Grundverhältnis der kapitalistischen Gesellschaft. Der Nebenwiderspruch der Unterdrückung der Frau in Ehe, Familie und Gesellschaft kann allein durch die Beseitigung des Hauptwiderspruchs aufgehoben werden, somit also nur durch die Überwindung kapitalistischer Gesellschaftsbedingungen. Unter anderem hat sich Mao Tse-tung mit diesem Theorem auseinandersetzt. Der Ansatz wurde von Simone de Beauvoir und anderen Vertreterinnen des Feminismus nachhaltig zurückgewiesen. Vgl. Ursula I. Meyer, Die andere Philosophiegeschichte, Aachen 2007, 269.

23 Edith Friedl, Klitorialer Orgasmus und autonomes Frauenkollektiv, in: Porsch/Saxenhuber/Schöllhammer, 1968, 200. Knipp und Friedl waren beide in der Linzer Studentenbewegung aktiv.

24 Vgl. Berger, 1968, 117; John, Protest, 866.

25 Vgl. Renate Janota, In eigener Sache, in: Cogito 4/Dezember (1969), 5–7.

maligen Linzer Studentenführers, der hinsichtlich einer anderen Aktivistin rückblickend meinte: „Na, sie war jung, sie war fesch, sie war so etwas wie unser Groupie.“²⁶

Ungeachtet dessen gab es eine weibliche Ausprägung der 68er-Bewegung;²⁷ von Frauen wurden, auch in Linz, schon früh Akzente gesetzt. Einige Professoren fühlten sich damals durch flanierende Mütter mit Kinderwägen gestört, es wurden daraufhin an den Eingängen zum Campus Drehkreuze montiert, um den Frauen mit den Kinderwägen den Zugang zu verwehren. Aktivistinnen demontierten die Drehkreuze, versahen sie mit rosa Schleifchen und versenkten sie im Uni-Teich, bis die Drehkreuze dauerhaft verschwanden.²⁸ Die strengen Besuchsregeln in einem Studentenheim hatten schließlich 1969 zu einem empörten Protest geführt. Irene Dyk-Ploss erinnert sich:

„Ich war als Studentin in linkskatholischen Kreisen engagiert [...]. Im KHG-Heim [Heim der Katholischen Hochschulgemeinde, MJ] gab es einen Mädchen- und einen Burschentrakt, und ab 20 Uhr musste jeder in seinen Trakt. [...] Eines Tages haben wir unsere Matratzen gepackt, den Raum besetzt und den Heimleiter belagert.“²⁹

Von den strikten Heimregeln waren damals tatsächlich alle Heimbewohner*innen betroffen, so auch der verheiratete Universitätsassistent Gerhard Botz, dessen Frau im Studentenheim von ihm getrennt hätte wohnen müssen: „Und dann habe ich oberhalb [des Campus, MJ] im Zelt gewohnt, aus Protest.“³⁰ Er drohte auch, auf der Insel inmitten des Hochschul-Teichs zu campieren. Nach einigen Wochen wurde Botz schließlich eine Kleinwohnung zugeteilt.³¹

Im Jahr 1970 hinterließ eine Demonstration nachhaltigen Eindruck.³² Unter anderem rief der weltweit bekannte Songwriter Leonard Cohen bei seinem Wien-Konzert am 9. Mai 1970 zur Teilnahme an den Protesten gegen die Gewalt in Vietnam auf. Dazu gab es eine Vorgeschichte: Massenmorde an der Zivilbevölkerung durch US-Soldaten und Bombenangriffe, nunmehr auch auf Ziele in Kambodscha, hatten in den USA zu massiven Protesten geführt. An der Kent State University in Ohio hatte Anfang Mai die Nationalgarde bei einer Demonstration gegen diese Gewalt scharf um sich geschossen und dabei

26 Mitteilung an Michael John, 27.9.2018.

27 Vgl. Christina von Hodenberg, *Das andere Achtundsechzig. Gesellschaftsgeschichte einer Revolte*, München 2018.

28 Vgl. Interview mit Irene Dyk-Ploss (Jg. 1947), durchgeführt v. MJ, 31.3.2009.

29 Ebd.

30 Interview mit Gerhard Botz (Jg. 1941), durchgeführt v. MJ, 4.6.2013.

31 Vgl. Gerhard Botz, *Zeitgeschichte zwischen Politik, Biografie und Methodik. Gewalt und Nationalsozialismus in Österreich im 20. Jahrhundert*, Köln 2016, 54.

32 Vgl. Johannes Kepler Universität Linz (Hg.), *Die Johannes Kepler Universität Linz 1966–2000*, Linz 2000, 139 f; Linz Glossar, 195 f.

vier teilweise unbeteiligte Studentinnen und Studenten getötet, neun waren schwer verletzt. Im Anschluss an dieses Massaker in Ohio kam es in den USA zu Aufständen, in Washington belagerten 100.000 Menschen das Weiße Haus.³³

Zur Solidaritätsdemonstration in Wien kamen 5.000 Menschen, in Linz wurde am 12. Mai 1970 eine Demonstration abgehalten. Zum bereits eingespielten Protest gegen die US-Politik in Indochina kamen die Empathie, die Solidarität mit den Opfern auf Hochschulboden und eine spürbare Empörung. Unter den Klängen von Jimi Hendrix gingen auf der Landstraße die US-Flagge und eine Nixon-Puppe in Flammen auf. Laut Zeitungsberichten traten neben linksgerichteten Gruppierungen auch die *Katholische Hochschuljugend* und die *Katholische Arbeiterjugend* als Veranstalter auf.³⁴ Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Solidaritätserklärung, bei der auch gegen den „Mord an demonstrierenden Studenten in Kent“ protestiert wurde. Unterzeichnet wurde die Erklärung an der Linzer Hochschule von vielen Studierenden, ganz offiziell von der *Österreichischen Hochschülerschaft*, aber auch von Prorektor Rudolf Strasser, Dekan Wolfgang Bauerreiss, einigen Professoren, darunter der Zeithistoriker Karl Stadler, dem Hochschulseelsorger Zauner sowie einer Reihe von Assistentinnen und Assistenten.³⁵

EINE MINISTERIN EILT NACH LINZ UND HERR ROTHSCILD WIRD REKTOR

Zu einer Eskalation kam es im Oktober 1970: Der Student und VSStÖ-Vorsitzende Manfred Eder hatte die hohen Zusatzeinkünfte der Linzer Gründungsprofessoren kritisiert. In der Folge wurde Eder seitens der konservativen Professorenmehrheit eine ihm bereits zugesagte Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft verwehrt. Die Studierenden protestierten, der finanziell begünstigte Gründungsprofessor und Prorektor Strasser verweigerte das Gespräch. Studenten besetzten daraufhin sein Institut.³⁶ In weiterer Folge ließ Dekan Bauerreiss den Lehrbetrieb einstellen, dies führte zu weiteren Protesten bis hin zur Besetzung des Rektorats.³⁷ Schlussendlich konnte der Konflikt nur durch das persönliche Eingreifen von Wissenschaftsministerin Hertha Firnberg (SPÖ) beruhigt werden.³⁸

33 Vgl. Marc Frey, *Geschichte des Vietnamkriegs. Die Tragödie in Asien und das Ende des amerikanischen Traums*. 7. Aufl., München 2006, 197.

34 Vgl. *Neue Zeit*, 14.5.1970.

35 Ebd., 12.5.1970.

36 Vgl. ebd.; vgl. auch: Archiv der JKU Linz (AJKU), E03 Institut für Römisches Recht, 2, Flugschrift *Institutsbesetzung bei Strasser. Beschluss der Studentenversammlung*, 22.10.1970.

37 Vgl. *OÖN*, 30.10.1970; *Linzer Volksblatt*, 31.10.1970.

38 Vgl. *OÖN*, 29.10.1970.

Die Ministerin (!) kam tatsächlich wegen einer wissenschaftlichen Hilfskraft von Wien nach Linz, um zu diskutieren und zu vermitteln. Manfred Eder wurde als wissenschaftliche Hilfskraft angestellt, und die von ihm angeprangerten Auszahlungen des *Linzer Hochschulfonds* an die Professoren wurden überprüft. Im Fall der Professorenzulagen stellte sich die politisch moderat eingestellte Mehrheitsfraktion der *Österreichischen Studentenunion* (ÖSU) auf die Seite Eders und des ihn unterstützenden Professors Kurt Rothschild.³⁹ Im Juni 1971 wurde der studentenfreundliche, linksgerichtete Rothschild schließlich zum Rektor gewählt.⁴⁰ Auf die Bedeutung der Existenz eines zumindest linksliberalen Einflusses im Professorenspektrum hat Christian Fleck aufmerksam gemacht und darauf hingewiesen, dass dieser Einfluss an der Hochschule in Linz stark gewesen sei.⁴¹ Im Besonderen sei auf die Fächer Soziologie (Friedrich Fürstenberg), Zeitgeschichte (Karl Stadler) und Philosophie (Rudolf Wohlgenannt) verwiesen; in Salzburg übten Erika Weinzierl (Zeitgeschichte), Anton Pelinka und Norbert Leser (Politikwissenschaften) sowie Igor Caruso (Psychologie) eine merkbare Anziehung auf die intellektuelle Linke aus.⁴² Der damalige Salzburger Universitätsassistent Ernst Hanisch formulierte 1970 angesichts des großen Reformstaus seine heftige Kritik an den Hochschulen und zeigte Verständnis für den studentischen Protest:

„Dass heute Studenten [endlich] ‚revoltieren‘, ist nicht verwunderlich. [...] Die Hochschule hat eine kritisch-aufklärende Funktion. Richtet sich aber die Kritik gegen die Hochschule selbst, so bricht das große Staunen aus; dürfen sie denn das? Sie dürfen! Sie dürfen radikal! Sie müssen radikal! Radikal sein heißt, die Sache bei der Wurzel packen – sagt Marx.“⁴³

In Linz sorgte in der regierenden SPÖ für Aufregung, dass Manfred Eder und der oberösterreichische VSStÖ die „restaurativen Tendenzen“ der Politik des parteilosen Verteidigungsministers Karl Ferdinand Lütgendorf kritisierten.⁴⁴ Am 8. Juni 1971 fand in Linz ebenso wie in anderen Städten eine Demonstration gegen Bundeskanzler Bruno Kreiskys Verteidigungsminister statt, zu der auch der VSStÖ aufgerufen hatte. Bereits seit der sogenannten ‚ESG-Demonstration‘ war in der Landeshauptstadt das Verhältnis des VSStÖ

39 Vgl. Rohrhofer, 68er, 98 f.

40 Vgl. öh-information, 14/15 (WS 1971/72), 5–7.

41 Vgl. Christian Fleck, Auch eine Welt von gestern?, in: Christian Brünner u.a. (Hg.), Mensch – Gruppe – Gesellschaft. Von bunten Wiesen und deren Gärtnerinnen bzw. Gärtnern. Festschrift für Manfred Prisching zum 60. Geburtstag, Bd. 1, Wien/Graz 2010, 389–400, 396.

42 Vgl. Interview mit Reinhard Kannonier (RK) (Jg. 1947), durchgeführt v. MJ, 13.11.2018.

43 Ernst Hanisch, Il faut tuer le flic, in: ÖSU report. Zeitschrift für Bildung und Politik 5/Mai (1970).

44 Vgl. Sigrid Nitsch, Die Entwicklung des allgemeinpolitischen Vertretungsanspruches innerhalb des Verbandes Sozialistischer StudentInnen Österreichs (VSStÖ) in Wien im Zeitraum von 1965 bis 1973, unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien 2004, 204.

zur ‚Mutterpartei‘ SPÖ getrübt, der Linzer VSStÖ galt als zu KPÖ-nahe und radikal.⁴⁵ Der damalige ÖH- und ÖSU-Vorsitzende Helmut Kukacka wies im Zusammenhang mit den Aktivitäten der Studentenbewegung in den frühen 1970er-Jahren darauf hin, dass das moderate Auftreten der ÖSU aus seiner Sicht maßgeblich Anteil an den Erfolgen in der Mitbestimmungsfrage gehabt habe: „Die Linken haben mit ihrem radikalen Auftreten die Sache oft schwieriger gemacht.“⁴⁶ In der Sache bewertete Kukacka die Stärkung studentischer Anliegen positiv, ebenso wie der stellvertretende Vorsitzende Ludwig Scharinger: „Es hat von der Uni aus eine Demokratisierung fast aller Lebensbereiche begonnen. Diese Entwicklung war in Ordnung. Die autoritären Strukturen sind aufgeweicht worden. Nur die Linken wollten weitergehen und die Systeme und Strukturen zerstören.“⁴⁷

RICHARD NIXON IN SALZBURG

Einen Höhepunkt im österreichischen Protest gegen den Vietnamkrieg stellten zwei Demonstrationen am 20. Mai 1972 anlässlich eines Besuches des US-Präsidenten Richard Nixon in Salzburg dar. Organisiert vom Indochina-Komitee, standen etwa Peter Kreisky, der Sohn des Bundeskanzlers und damit jenes Mannes, der Nixon als Gast willkommen hieß, und Günther Nenning, Journalist und Gewerkschafter, an der Spitze des Protests. Der Soziologe Josef Weidenholzer, heute Vizepräsident der sozialdemokratischen Fraktion im EU-Parlament, war bei der Demonstration in vorderster Reihe dabei: „Wir waren da Feuer und Flamme. Nixon und der Vietnamkrieg waren das Feindbild Nummer eins. Wir haben eigene Busse organisiert, viele Studenten der Uni in Linz sind mitgefahren. Danach war es aber irgendwie aus, die Nixon-Demonstration war ein Höhepunkt“, erinnert sich Weidenholzer.⁴⁸ Neben dem VSStÖ engagierten sich auch die KPÖ und kommunistische Student*innen bei der Vorbereitung. Insgesamt nahmen in Salzburg mehr als 3.000 Personen an den Protesten teil.

Die Demonstrationen verliefen partiell friedlich. Die für den Abend des 20. Mai 1972 von VSStÖ und dem *Verband Sozialistischer Mittelschüler* (VSM) angemeldete Demonstration endete jedoch mit einem Eklat. Demonstranten hatten in größerer Zahl Polizeiketten überwunden und versucht, auf das Rollfeld des Flugplatzes zu gelangen. Es kam zu gewaltsamen Auseinandersetzungen, zu einem harten Polizeieinsatz und zu Verhaf-

45 Vgl. Rohrhofer, 68er, 113, 93; Berger, 1968, 81–85.

46 Vgl. Mitteilung Helmut Kukacka, 18.10.2018.

47 Zit. nach: Hans Drachslor/Josef Ertl, Ludwig Scharinger – Vision und Wirklichkeit, Linz 2002, 121 f.

48 Vgl. Interview mit Josef Weidenholzer (Jg. 1950), durchgeführt v. MJ, 23.3.2009.

tungen.⁴⁹ „Salzburger Studenten legten Flughafen lahm“, titelten die *Salzburger Nachrichten*.⁵⁰ Ewald Hiebl hielt zu den Ereignissen fest:

„Zahlreiche Verletzte, unter ihnen auch Zukunftsforscher Prof. [Robert] Jungk, waren zu beklagen. Einige Demonstranten wurden in einen Hangar des Flughafens gesperrt. Schließlich wurden die Demonstranten verstreut und bis in die Stadt hinein verfolgt [...]. Die Demonstranten wurden dann vor dem Österreichischen Hof von einem Riesenaufgebot an Polizisten ‚erwartet‘. Bis spät in die Nacht skandierten 400 Aktivisten vor dem Österreichischen Hof, wo Kreisky und die beiden Außenminister Rogers und Kirchschräger wohnten, Anti-Nixon-Parolen.“⁵¹

Neben der Radikalisierung, die von einer Mehrheit der Studierenden nicht mitgetragen wurde, wirkten auch die Spaltungen der frühen 1970er-Jahre der Breitenwirkung studentischen Protests entgegen. Die Streitigkeiten innerhalb des linken Lagers waren durch den Aktionismus dieser Demonstration überdeckt worden, danach nahmen sie stark zu.⁵² Für Teilnehmer*innen an der Anti-Nixon-Demonstration konnten in der „biederer Salzburger Gesellschaft“ (*Salzburger Nachrichten*) durchaus Konsequenzen entstehen: Jakob Gfrerer arbeitete als Lehrer an einem Salzburger Internat. Im Zusammenhang mit seiner Teilnahme an der Demonstration beantragte der Schulerhalter der Privatschule, unterstützt vom Salzburger Landesschulratspräsidenten, Gfrerers Suspendierung und die Versetzung zweier weiterer Kollegen.⁵³

DER FALL REINHARD KANNONIER

Nochmals Salzburg: An der Universität Salzburg bezog man sich auf eine vermeintlich lange Tradition zurück ins Jahr 1622 – kritische Studierende haben dies damals als ‚Farce‘

49 Vgl. dazu die detaillierte Beschreibung in Ewald Hiebl, „Kein ruhiges Plätzchen“. Studentenbewegung in Salzburg 1965–1975, unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Salzburg 1991, 136–148.

50 Sigrid Scharf/Harald Saller, 68er-Bewegung: Salzburger Studenten legten Flughafen lahm, in: *Salzburger Nachrichten*, 5.10.2018, <https://www.sn.at/salzburg/politik/68er-bewegung-salzbuerger-studenten-legten-flughafen-lahm-41248294> (12.12.2018).

51 Hiebl, Plätzchen, 141 f.

52 Vgl. John, Protest, 881–883.

53 Diesem Antrag wurde seitens des Unterrichtsministeriums unter Hinweis auf das von der Verfassung garantierte Versammlungs- und Demonstrationsrecht nicht stattgegeben. Vgl. Jakob Gfrerer, Subjektiver Rückblick auf ein pädagogisches Arbeitsleben, in: *LehrerIn und Gesellschaft* 150/Dezember (2011).

bezeichnet. Mit dem regulären Lehrbetrieb einer modernen staatlichen Universität wurde nämlich erst 1964 begonnen.⁵⁴ Eine bürgerliche und konservative Ausrichtung war vorerst Programm. Die Universitätsleitung in Salzburg versuchte jedenfalls 1970, die stärker merkbare politische Betätigung der Studierenden zu behindern, das Verteilen und Auflegen von Flugblättern in Hörsälen und Institutsräumen wurde untersagt. Professoren und Pedelle sollten die Anweisung kontrollieren.⁵⁵ Darauf wurde mit Empörung und verstärkten Aktivitäten reagiert. Ab 1970 sei jedenfalls eine Menge los gewesen an der Universität Salzburg, erinnert sich Reinhard Kannonier, der damals in der Mozartstadt Politikwissenschaften studierte.

„Fast täglich *teach-ins*, Flugzettel-Agitation, Salzburg hatte eine geisteswissenschaftliche Fakultät und das hat man gespürt. Da waren schon Schwung und Elan drin. Die Aktivitäten waren aber auf die Uni konzentriert, außerhalb war die gesellschaftliche Atmosphäre engstirnig, das Salzburger Bürgertum war sehr konservativ.“

Reinhard Kannonier war vom Anfang seiner Studienzeit an politisch aktiv, originelle und gewaltfreie Aktivitäten habe man gesetzt. Und natürlich, bei der Salzburger Demo gegen Richard Nixon, 1972, war er auch dabei.⁵⁶ Der gebürtige Kärntner interessierte sich für die Vorgänge anlässlich des sogenannten Ortstafelsturms, und damit sind wir im Jahre 1974 angelangt. Am 3. Mai 1974 besuchte Reinhard Kannonier mit anderen linksgerichteten Student*innen eine öffentliche Veranstaltung des deutschnationalen *Kärntner Heimatdienstes* im Salzburger Hotel Pitter, um gegen die Diskriminierung der slowenischen Volksgruppe zu protestieren. Laut Medienberichten soll in der Folge

„ein Mann im Steireranzug und mit Krücke dadurch, dass er mit dem Gehstock auf ein paar junge Leute einschlug, eine allgemeine Schlägerei vom Zaun gebrochen haben [...]. Da seien plötzlich Gläser von allen Seiten geflogen, man habe ein paar Leute durch die geschlossenen Fenster in den Garten geworfen, und das Blut sei nur so gespritzt“.⁵⁷

54 Von 1622 bis 1810 bestand in Salzburg eine Benediktineruniversität. Alexander Pinwinkler präsentierte, darauf Bezug nehmend, auf der Tagung *Platz für neue Universitäten 2017* den Beitrag „Wiedererrichtung oder Neuplanung? Die Universität Salzburg zwischen Traditionalismus und Aufbruch“. An der Thematik wird zurzeit geforscht, vgl. https://uni-salzburg.at/fileadmin/multimedia/Geschichte/documents/Pinwinkler/Pinwinkler_Projekt_Gründergenerationen_04_16.pdf (15.11.2018).

55 Vgl. Ewald Hiebl, *Zahme Viertelstunde oder heiße Revolution? Die Lebenswelt(en) der 68er in Salzburg*, in: Hanns Haas/Robert Hoffmann/Robert Kriechbaumer (Hg.), *Salzburg. Städtische Lebenswelt(en) seit 1945*, Wien/Köln/Weimar 2000, 299–328, 305 f.

56 Interview RK.

57 Salzburger Volksblatt, 24.4.1975.

Die Polizei griff nun in einseitiger Weise ein, sie ging laut *profil* nur gegen die linksgerichteten Studierenden vor.⁵⁸ Dabei habe sich, laut späterer Anzeige, Kannonier im Zuge seiner Verfolgung durch zwei Polizisten aggressiv der Festnahme widersetzt und einem der Beamten Verletzungen zugefügt. Reinhard Kannonier hielt dagegen fest, er sei, nachdem tatsächlich im Saal eine Massenschlägerei ausgebrochen war, durch ein Fenster ins Freie geflüchtet. Dort sei er von zwei Polizisten verfolgt, niedergestoßen und verhaftet worden. Die Polizei hätte ihn misshandelt, er hatte in der Folge das Krankenhaus aufgesucht und ließ sich dort die Verletzungen attestieren.⁵⁹

Zu seiner Überraschung wurde in der Folge Strafanzeige gegen ihn wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt erstattet: „Ich habe nicht gewusst, wie mir geschieht.“⁶⁰ Noch vor Eröffnung des Verfahrens wandten sich Intellektuelle und Künstler, wie die an der Universität Salzburg tätige Professorin Erika Weinzierl, an die Öffentlichkeit. Insgesamt 20 Personen haben ihre Solidarität bekundet, darunter auch der Soziologe Peter Kreisky, Karl Öllinger, der Zentralaussschussmandatar (ZA) der ÖH, die Schriftsteller Franz Innerhofer, Werner Schneyder und H.C. Artmann, der Filmschauspieler Herbert Fux sowie Barbara Wicha, die stellvertretende Vorsitzende der *Jungen ÖVP*.⁶¹ „Die Solidarität mit mir war in Salzburg sehr breit, von katholisch bis nach ganz links. Der Herbert Fux ist im Gerichtssaal in der ersten Reihe gesessen. ‚Schweinerei‘, hat er gerufen“, so Kannonier.⁶²

Beim Prozess Ende April 1975 stand außer Frage, dass Kannonier mit Gewalt festgenommen worden war. Laut Polizei deswegen, weil er renitent geworden sei, seine Entlastungszeugen würdigte das Gericht in keiner Weise. Zeuge Manfred Außerleitner, ein zufällig auf der Straße anwesender Arbeiter: „Mir is vorkommen, der war bewußtlos.“⁶³ Die Widersprüchlichkeit der Aussagen der Polizisten brachte für Kannonier, der damals ZA-Mandatar für die *Gruppe Revolutionärer Marxisten* (GRM) war, ebenfalls keinen Vorteil. Er wurde wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt zu drei Monaten Haft bedingt verurteilt.⁶⁴ Die ‚Fall Kannonier‘ war von einem enormen Medienecho begleitet, die Causa wurde aufgebauscht: „Politischer Prozess in Salzburg: Unruhen drohen“, titelte die *Kronen Zeitung*, die Studierenden wurden generell zu „Extremisten“.⁶⁵ Für den Betroffenen war dies alles andere als angenehm, erinnert er sich:

58 Vgl. *profil*, 30.4.1975.

59 Vgl. ebd.

60 Interview RK.

61 Vgl. Privatarchiv Reinhard Kannonier (PARK), An den Bundesminister für Justiz, Jänner 1975. Kopie im Besitz des Verfassers.

62 Interview RK.

63 *Profil*, 30.4.1975.

64 Vgl. ebd.

65 *Kronen Zeitung*, 9.2.1975.

„Es war in allen Zeitungen, in allen Medien. Und in Salzburg, im konservativen Salzburg hat man das gespürt, in der Nachbarschaft, beim Einkaufen, ja auch in Hinblick auf einen Job und weitere Karrieremöglichkeiten und so weiter. Aha, das ist *der* [...] Und bei aller Solidarität, vorderhand war ich verurteilt.“⁶⁶

Die Verteidigung Kannoniers legte Berufung ein. Der Prozess in zweiter Instanz fand im Oberlandesgericht Linz statt. Im Oktober 1975, vor dem ersten Sitzungstag, fand in Wien eine Demonstration mit Hunderten Teilnehmer*innen unter dem Titel „Freiheit fordern wir, für Reinhard Kannonier“ statt. Linkskatholische Kreise waren ebenso vertreten wie Sozialdemokrat*innen, Kommunist*innen, Trotzki*innen und Maoist*innen – in Wien eine Seltenheit.⁶⁷ Der Prozess wurde in den Jänner 1976 vertagt. Vor dem Oberlandesgericht Linz wurde ein ergänzendes Beweisverfahren durchgeführt. Fünf Zeugen, die aussagten, Kannonier sei verletzt gewesen, habe geblutet, konnte sich nicht wehren, wurden gehört. Die Exekutivbeamten sagten uneinheitlich aus, sprachen jetzt von „passivem Widerstand“. Auch die Optik vor Gericht sprach für Kannonier, der schwächliche Student stand zwei kräftigen Polizisten gegenüber. Senatspräsident Dr. Reinulf Zamponi betonte in seiner Urteilsbegründung, dass bei der Verhandlung in Salzburg „Emotionen eine gewisse Rolle gespielt haben“. Er hob das Urteil auf, Reinhard Kannonier wurde rechtskräftig freigesprochen.⁶⁸

DIE KANALISIERUNG DER REVOLTE

Bereits in der ersten Hälfte der 1970er-Jahre begann der Elan der ‚klassischen‘ Studentenbewegung im Sinne der sogenannten 68er nachzulassen. Dies stand im Zusammenhang mit der Regierungszeit des intellektuellen Sozialdemokraten Bruno Kreisky (1911–1990), der 1970 eine Minderheitsregierung bilden konnte und von 1971 bis 1983 mit absoluter Mehrheit regierte. Obgleich aus einer anderen Generation stammend und realpolitisch ein Gegner der 68er, gelang es ihm und seinem Team, durch ein gewisses Entgegenkommen deren Protest den Schwung zu nehmen, dem Lebensgefühl der jüngeren Generation wurde politisch Rechnung getragen.⁶⁹ Kreisky war ein realpolitischer Gegner der Studentenbewegung, nahm auch Stellung gegen den VSStÖ und gegen alle kommunistischen Gruppierungen, er hatte gleichzeitig aber auch Verständnis: Er war selbst als

66 Interview RK.

67 MJ, Teilnehmende Beobachtung (1975) sowie Interview RK.

68 PARK, Zeitungsausschnittsammlung 1974–1976, Freispruch. Kopie im Besitz des Verfassers.

69 Vgl. Ernst Hanisch, *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert*, Wien 1994, 465.

Student und Mitglied der *Revolutionären Sozialisten* in den 1930er-Jahren inhaftiert und verfolgt worden.⁷⁰

Der zeitgenössische Protest wurde also teilweise durch die Maßnahmen der nun amtierenden Regierung Bruno Kreiskys kanalisiert – etwa durch eine Reform des Bundesheers oder durch Liberalisierungen im Strafrecht, wie das Verbot diverser Körperstrafen, die (weitgehende) Entkriminalisierung der Homosexualität oder die Einführung der Fristenregelung hinsichtlich eines Schwangerschaftsabbruchs. In Fragen der Sexualität und der Rollenverteilung der Geschlechter hatte sich mittlerweile ein vorsichtiger Meinungsumschwung in der Bevölkerung angebahnt. Auf das Item „Wenn ein Mädchen und ein junger Mann zusammenleben, ohne verheiratet zu sein, finden Sie, dass das zu weit geht, oder finden Sie nichts dabei?“ antworteten im Rahmen einer repräsentativen Umfrage im März 1967 48 % der männlichen Befragten mit „finde nichts dabei“; bei den Mädchen antworteten lediglich 24 % mit „finde nichts dabei“. Im Februar 1973 stimmten auf die gleiche Frage 87 % der männlichen Befragten einem „Zusammenleben ohne Trauschein“ zu, bei den weiblichen Befragten waren es 92 %. Auch hinsichtlich des weiblichen Rollenbildes hatten Veränderungen stattgefunden: Nach Umfragen strebten 1961 40 % der berufstätigen Hausfrauen an, „nur“ Hausfrau zu sein, 1973 waren es lediglich 16 %. Vorhelicher Geschlechtsverkehr war Mitte der 1970er-Jahre sowohl für Mädchen als auch für Burschen bereits zu mehr als 90 % mehrheitsfähig.⁷¹

Die Universitätsreform von 1972 (gebührenfreier Zugang zum Studium für Inländerinnen und Inländer sowie Studierende aus ‚Entwicklungsländern‘), das *Schulunterrichtsgesetz* 1974 und das *Universitäts-Organisationsgesetz* 1975 zielten auf eine Demokratisierung von Schule und Universität durch verstärkte Mitsprachemöglichkeiten ab, so wurde etwa an den Universitäten auf verschiedenen Ebenen die Drittelparität implementiert. Im Bereich des Geschlechterverhältnisses sollte nicht nur die Familienrechtsreform (durch die Abschaffung des Mannes als ‚Haupt der Familie‘), sondern auch das erste *Gleichbehandlungsgesetz* von 1979 zu mehr Demokratie zwischen den Geschlechtern beitragen.⁷²

Zur Entstehung des *Universitäts-Organisationsgesetzes* hielt Gerhard Botz als zeitweiliger Vorsitzender des *Linzer Assistentenverbandes* fest:

„Wir haben uns geärgert über die Ausbeutung von Assistenten, die damals stattgefunden hat. Wir [haben] ein radikales Forderungsprogramm, strenge Drittelparität, Abschaffung

70 Vgl. John, Protest, 854.

71 Der Absatz folgt Astrid Patzelt, Österreichische Mädchen in Familie, Schule und Gesellschaft, in: Österreichisches Institut für Jugendkunde (Hg.), *Jugend zu Beginn der achtziger Jahre*. Österreichischer Jugendbericht I, Wien/München 1981, 202 f.; John, Protest, 879 f.

72 Vgl. Robert Kriechbaumer, *Die Ära Kreisky. Österreich 1970–1983 in der historischen Analyse*, Wien 2004, 181.

von Qualifikationsstufen, rationale Entscheidungen durch alle Gremien, aufgestellt, utopisch wie nur was.“⁷³

Der Forderungskatalog wurde – unerwartet – im Wesentlichen durchgesetzt. Das Mitbestimmungsmodell hatte Folgen, wie Helmut Konrad, damals Assistent in Linz, festhielt:

„Ohne viel vom Universitätswesen zu verstehen, saß ich sehr bald im nunmehr zu konstituierenden Senat der Hochschulen und spielte auf dem Klavier der nichtprofessoralen Mitbestimmung. Es herrschte also Frühling und Aufbruchsstimmung, die Probleme waren über Wachstum lösbar. Neue Sichtweisen stellten die konservativ-nationale Dominanz in Frage.“⁷⁴

Studierende und Assistent*innen konnten tatsächlich mitbestimmen.⁷⁵ Eine kritische Haltung zu dieser Sichtweise nimmt Christian Fleck ein. Er sieht die frühen 1970er-Jahre auch als Phase gelebter Illusionen. Er ironisiert sie in Anlehnung an Stefan Zweig als eine nostalgische *Welt von Gestern*, für die er auch das „besser gewesen zu sein“ thematisiert und für die Universitäten verneint.⁷⁶ Ernst Hanisch formulierte zur 68er-Bewegung folgendes Resümee:

„Tatsächlich löste [sie] eine kulturelle Revolution aus. Die Sitten, der Umgang der Menschen miteinander, die Eltern-Kinder-Beziehungen, das Rollenspiel der Geschlechter wurden nachhaltig verändert. Die Lebenschancen auf der Ebene der Optionen erweiterten sich.“⁷⁷

Der Historiker und Journalist Peter Huemer benannte einen Beitrag zur Revolte vor 50 Jahren *Der Weg ins Freie*, ein programmatischer Titel: „Alles sollte sich ändern für die Generation von 1968 [...]. Es war eine gebildete Generation, die kämpfte und erreichte, dass die Universitäten reformiert wurden.“⁷⁸ Mittlerweile bestimmen zunehmend andere Generationen und andere Werte den Lauf der Geschichte.

73 Botz, *Zeitgeschichte*, 55 f; Interview Gerhard Botz.

74 Helmut Konrad, *Universitäten in Bewegung. Zur Dynamisierung des Bildungssystems*, in: Walter Schuster/Maximilian Schimböck/Anneliese Schweiger (Hg.), *Stadtarchiv und Stadtgeschichte. Forschungen und Innovationen. Festschrift für Fritz Mayrhofer zur Vollendung seines 60. Lebensjahres*, Linz 2004, 253–261, 254.

75 Vgl. auch: *Installierung von Studierenden oder Assistenten als Kommissionsvorsitzende der universitären Selbstverwaltung*, John, 1968, 312.

76 Fleck, *Welt*, 400.

77 Hanisch, *Schatten*, 478 f.

78 Peter Huemer, *Der Weg ins Freie*, in: *Die Presse*, Spectrum, 7.4.2018.

JAZZ – DIE KLASSISCHE MUSIK DER GLOBALISIERUNG

Am 10. Mai 1996 brachte die *New York Times* einen Nachruf auf Willis Conover. Conover leitete von 1955 bis 1996 die Programme *Music U.S.A.* bzw. *Time for Jazz* des Propaganda-Senders *Voice of America*. Diese Sendungen konnten in den USA, wenn überhaupt, nur auf Kurzwelle gehört werden. Dagegen lauschten Conover, der oft die Größen des Jazz live in seine Sendungen holte, zur Blütezeit pro Nacht ca. 50 Millionen Menschen, fast alle hinter dem Eisernen Vorhang. Für eine ganze Generation mittel- und osteuropäischer Jazzliebhaber*innen wurde Conover nicht nur zum wichtigsten Musikvermittler, sondern auch zum ersten Englischlehrer – der Conover-Akzent war lange Zeit sprichwörtlich. *Music U.S.A.* und *Time for Jazz* zählen bis heute zu den Sendungen mit der weitaus größten Reichweite der Radiogeschichte. Die *New York Times* wies in ihrem Nachruf auf Willis Conover nicht zuletzt deshalb darauf hin, dass Jazz weitaus schlagkräftiger war als ein Geschwader von B-29-Bombern.¹

Jazz ist der wichtigste originäre Beitrag der USA zur Kultur der Moderne.² Gemeinsam mit seinen illegitimen Sprösslingen – vom Rhythm 'n' Blues über Rock 'n' Roll, von Soul über Funk bis zum Hip-Hop – generierte er immenses kulturelles Kapital für die Vereinigten Staaten von Amerika. Der globale Fußabdruck der USA ist auf dem Gebiet der Kultur zumindest ebenso tief eingegraben wie in Wirtschaft und Geopolitik, und keine andere Kulturform war US-amerikanischer und international beliebter als der Jazz. Gleichzeitig wurde die Musik allerdings auch zum weltweiten Hassobjekt, zum Lackmustrast für die globale fundamentalistische Internationale. Wie durch eine neue Kirchenspaltung getrennt, standen einander Anhänger und Gegner unversöhnlich gegenüber. Dieses neue Schisma benötigte daher nach Meinung des belgischen Poeten Léo Lamb-

-
- 1 Vgl. Robert McG. Thomas, Jr., Willis Conover is Dead at 75: Aimed Jazz at the Soviet Bloc, in: *The New York Times*, 10.5.1996; Terence M. Ripmaster, Willis Conover. *Broadcasting Jazz to the World*, New York/Lincoln/Schanghai 2007; Berndt Ostendorf, Willis Conovers „Voice of America Jazz Hour“. Propaganda oder Subversion im Kalten Krieg?, in: Pascale Cohen-Avenel (Hg.), *Jazz, pouvoir et subversion de 1919 à nos jours. Jazz, Macht und Subversion von 1919 bis heute*, Bern u.a. 2014, 143–159.
 - 2 Vgl. Reinhold Wagnleitner (Hg.), *Satchmo meets Amadeus*. Innsbruck/Wien/Bozen 2006.

recht 1931 sogar einen neuen göttlichen Schöpfungsakt, der auf die Erschaffung von nur zwei Kontinenten hinauslief; einen für Menschen, die Jazz liebten, und einen für jene, die Jazz hassten.³

Der sowjetische Diktator Josef Stalin lebte auf dem zweiten Kontinent. Jazz war zwar in der Sowjetunion nicht immer verboten und hatte, je nach dem Stand der Beziehungen zu den USA, auch immer wieder Konjunktur. 1949 aber wurde Jazz mit Stalins Bann belegt. Wie vorher im nationalsozialistischen Deutschland wurden Akkorde mit verminderten Quinten und *blue notes* verboten. Des Weiteren wurden auch noch alle Saxofone konfisziert, und sogar der Gebrauch des Wortes ДЖАЗЗ war strafbar.⁴ Zugleich staunte die Welt nicht schlecht, als sie erfuhr, dass der Jazz in der Sowjetunion erfunden worden sei. Diese scheinbare Unverschämtheit stammte von keinem kommunistischen Apparatschik, sondern vom respektablen Jazzstar Leonid Ossipowitsch Utjossow. Der westliche Hohn wäre vermutlich etwas gedämpfter ausgefallen, hätte man verstanden, dass Leonid Ossipowitsch als jüdischer Jazzkünstler nur verhindern wollte, im Gulag zu verschwinden.⁵

Zumindest die Jazzfans der Sowjetunion verstanden Utjossows Provokation der stalinistischen Kulturkrieger. Leonid Ossipowitsch hatte seine Karriere in Odessa gestartet, einer Hafenstadt, die New Orleans ähnelte. Wegen der globalen Schiffsverbindungen eroberte der Jazz die Stadt am Schwarzen Meer schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Wie New Orleans hatte Odessa auch eine blühende Musikszene, ein tanzhungriges Publikum und viele talentierte Immigrant*innen. Klezmer (in Ost- und Südosteuropa), Musette (in Frankreich), Tango (in Argentinien), Choro (in Brasilien), Rembetiko (in Griechenland), Blues und Jazz (in den USA) – all diese Musiken wurden von früheren Sklav*innen, Leibeigenen oder Immigrant*innen in der Diaspora geschaffen, nur um viel später den Status eines Nationalstils zu erlangen. Bald sollte die Entstalinisierung auch eine musikalische Détente einläuten, und diese kulturelle Entspannung war genauso wichtig wie jene auf anderen Gebieten.⁶ In einer Schlüsselszene in Josef Škvoreckýs Roman *Zbabělci* (1958, deutsch: *Feiglinge*) trumpft ein kommunistischer Vernehmungsoffizier während eines Verhörs damit auf, dass mit der Oktoberrevolution eine absolut

3 „Si Dieu-le-Père reconstruisait le monde, il le diviserait en deux continents. Le premier serait réserve aux personnes qui aiment le jazz et le second à celles qui le detestent.“ Léo Lambrecht, *Encore le Jazz*, in: *Arts et Artistes* 8 (1931), 18.

4 Das Saxofon hatte es aber auch in den USA nicht immer leicht und wurde oft, insbesondere von evangelikalen Christen, als Teufelshorn verunglimpft. Vgl. Michael Segell, *The Devil's Horn. The Story of the Saxophone, from Noisy Novelty to King of Cool*, New York 2005.

5 Vgl. S. Frederick Starr, *Red and Hot. The Fate of Jazz in the Soviet Union, 1917–1980*, New York/Oxford 1983, 55.

6 Vgl. Claudine Brunod, *L'improvisation et la jeunesse jazz d'Union Soviétique: entre emancipation et affirmation de soi*, in: *Cohen-Avenel, Jazz*, 91–111.

neue Zeitrechnung eingeläutet wurde. Die Hauptfigur des Romans, Danny Smiřický, erwidert cool: „Die neue Ära datiert nicht vor oder nach der Oktoberrevolution, sondern vor oder nach dem Jazz.“⁷ Aber der Jazz hatte nicht nur in der Sowjetunion und anderen kommunistischen Ländern Probleme. Und Josef Škvorecký war auch nicht der erste tschechische Künstler, der sich in die Musik der Afroamerikaner verliebte. 65 Jahre vor ihm gab Antonín Dvořák – er wirkte zu jener Zeit als Direktor des New Yorker *National Conservatory of Music of America* (1892–1895) – im *New York Herald* vom 21. Mai 1893 ein aufsehenerregendes Interview:

„Ich bin nun überzeugt davon, dass die Zukunft der Musik dieses Landes unbedingt auf den sogenannten schwarzen Melodien beruhen muss. Diese müssen die wirkliche Basis jeglicher seriösen und originellen Kompositionsschule sein, die in den USA entwickelt wird [...]. In den schwarzen Melodien Amerikas entdeckte ich alles, was es für eine große und noble Musikschule braucht. Sie sind pathetisch, zart, leidenschaftlich, melancholisch, feierlich, religiös, schwungvoll, fröhlich, heiter oder was immer Sie wollen [...]. Es gibt nichts in der gesamten Welt der Komposition, das nicht mit Themen aus dieser Quelle gespeist werden könnte.“⁸

Dvořák arbeitete übrigens gerade an der Symphonie Nr. 9 e-Moll op. 95, *Aus der Neuen Welt*.

Nur wenige Monate nach der Oktoberrevolution beschwor ein Leitartikel *den neuen kulturellen Gottseibeius* des 20. Jahrhunderts, eine bedrohliche Gefahr, dem Bolschewismus gleich:

„Warum gibt es diese Jazzmusik und diese Jazzbands überhaupt? Genauso könnte man fragen, warum es Groschenromane und fetttriefende Krapfen gibt. Dies alles sind Manifestationen der untersten Stufe menschlichen Geschmacks, die der Prozess der Zivilisation noch nicht hinweggeschwemmt hat. Ja, man könnte sogar [...] behaupten, dass die Jazzmusik die unanständige Geschichte in ihrer synkopierten und kontrapunktischen Form darstellt.“⁹

Der Jazz müsste in die Keller verbannt werden, „in die untersten Gewölbe des Hauses der Musik“. Als Gegengift empfahl das Blatt

-
- 7 Josef Škvorecký, *Zbabełci*, Prag 1958; Josef Škvorecký hatte den Roman zwar bereits 1948/49 geschrieben, er erschien aber erst 1958 in Prag. Die deutsche Übersetzung *Feiglinge* wurde 1968 bei Luchterhand, zuletzt 2000 bei Deuticke verlegt.
 - 8 Übersetzung Reinhold Wagnleitner (RW). *The New York Herald*, 21.5.1893; Michael Beckerman, *The Real Value of Yellow Journalism*. James Creelman and Antonín Dvořák, in: *The Musical Quarterly* 77/4 (1993), 749–768.
 - 9 Übersetzung RW. Editorial, in: *The New Orleans Times-Picayune*, 20.6.1918.

„die Lauheit eines Wiener Walzers [...]. Wir werden jedenfalls nie die Elternschaft für diese Art von Musik anerkennen [...]. Wo immer sie hineinkriecht, sollten wir ihre Unterdrückung als besondere Bürgerehre empfinden. Ihr musikalischer Wert ist gleich null und der potenzielle Schaden riesig.“¹⁰

Dieser Frontalangriff auf den Jazz spiegelte jahrzehntelang die dominierende Haltung und die Gefühle der Herrschenden wider – weltweit. Die Attacke hatte ihren Ausgangspunkt übrigens nicht in Wien, Berlin oder Moskau. Das fragliche Establishment kam nicht aus der Alten Welt. Der Leitartikel erschien am 20. Juni 1918 in der *New Orleans Times-Picayune*.

Selbstverständlich regt uns heute höchstens auf, dass der Wiener Walzer als lau bezeichnet wurde, nicht aber die Tatsache, dass die europäische Klassik seit dem 18. Jahrhundert gleichsam naturgegeben an allen Ecken und Enden der ganzen Welt erklang. Während viele meinen, hinter dem globalen Siegeszug des Jazz den US-Kulturimperialismus dingfest machen zu können, wird der europäische Imperialismus als Matrix der weltweiten Verbreitung der europäischen Musik genierlich ignoriert oder schamhaft verschwiegen. Johann Strauss löste anlässlich seiner US-Tournee 1872 als Erster eine regelrechte Massenhysterie in New York und Boston aus – 70 Jahre vor Frank Sinatra und 90 vor den Beatles. Nur einer erreichte einen ähnlichen Status: Louis Moreau Gottschalk (1829–1869), der größte US-Pianist und Komponist des 19. Jahrhunderts. Doch auch Gottschalk hatte mit europäischen Vorurteilen zu kämpfen. Als er sich 1842 um die Aufnahme in das Pariser Konservatorium bewarb, wurde er, ohne überhaupt vorspielen zu dürfen, brüsk abgewiesen. Die Begründung war, die USA wären eben „nur ein Land der Dampfmaschinen, aber nicht der Musik“.¹¹

Die erste globalisierte Musik stammte aus Europa, nicht aus Amerika. Und für den Großteil der heutigen Menschheit stellt die Hegemonie der USA keinen Bruch mit der Geschichte des europäischen Imperiums dar, sondern nur dessen Fortschreibung. Und mögen die zahllosen Attacken der Nationalsozialisten gegen den Jazz auch zu den übelsten Angriffen gehören, so standen sie durchaus nicht allein. Ganz ähnliche Hasstiraden wurden auch in den USA abgesondert. Prototypisch sei der Artikel der Leiterin der Musikabteilung der *General Federation of Women's Clubs*, Anne Shaw Faulkner, im *Ladies' Home Journal* vom August 1921 erwähnt. Den Titel lassen wir uns auf der Zunge zergehen: „Does Jazz Put the Sin in Syncopation?“ Laut Faulkner stand die US-Jugend wegen

¹⁰ Ebd.

¹¹ Piano Music of Louis Moreau Gottschalk. Selected and edited by Richard Jackson. Introduction: Gottschalk of Louisiana, New York 1973, I; vgl. S. Frederick Starr, Louis Moreau Gottschalk, Urbana/Chicago 2000.

der überschwappenden Unmoral vor ihrer schlimmsten Herausforderung der Geschichte. Allein verantwortlich dafür war der heimtückische Einfluss des Jazz, „diese Äußerung des Protestes gegen Gesetz und Ordnung, dieses bolschewistische Befreiungselement des musikalischen Ausdrucks [...]. Eine solche Musik hat sich zum Einfluss des Bösen entwickelt“.¹²

Bolschewistisches Befreiungselement? Ein schwerer Irrtum, wie der DDR-Kritiker und Komponist Ernst Hermann Meyer meinte:

„Der heutige ‚Boogie-Woogie‘ ist ein Kanal, durch den das barbarisierende Gift des Amerikanismus eindringt und die Gehirne der Werktätigen zu betäuben droht. Diese Bedrohung ist ebenso gefährlich wie ein Angriff mit Giftgasen [...]. Hier schlägt die amerikanische Amüsierindustrie mehrere Fliegen mit einer Klappe: Sie erobert den musikalischen Markt der Länder und hilft, deren kulturelle Unabhängigkeit durch den Boogie-Woogie-Kosmopolitismus zu untergraben.“¹³

Selten war Ernst Jandls konkrete Poesie treffsicherer: „manche meinen lechts und rinks kann man nicht velwechsern werch ein illtum“.¹⁴ Denn bezogen auf den „Einfluss des Bösen“ mittels „Boogie-Woogie-Kosmopolitismus“ herrschte dröhnende Eintracht zwischen ansonsten diametral entgegengesetzten ideologischen Positionen, und dies verdeutlicht die Sprengkraft der Musik vor allen Dingen als symbolische Bedrohung. Denn der Jazz – als die klassische Musik der Globalisierung, die Musik des atlantischen Dreiecks – repräsentiert einen Hauptwiderspruch der Moderne. Er steht einerseits für das radikalste Konzept der Freiheit und ist andererseits zutiefst in der Sklaverei verwurzelt. In der Frühphase der kapitalistischen Globalisierung war der Sklavenhandel die allerwichtigste Profitquelle überhaupt. Diese unheilige Allianz zwischen Aufklärung, Kolonialismus und Sklaverei färbte den Atlantik schwarz.¹⁵ Die Bedeutung des Sklavenhandels für die globale Ökonomie war immens. Deshalb konstatierte der britische Merkantilist William Wood in *A Survey of Trade* schon 1718: „The slave trade is the source and origin from which everything else flows.“¹⁶

Analog zur europäischen Klassik als globale Begleitmusik der europäischen Kolonialimperien entwickelte sich der Jazz zum Soundtrack der Globalisierung. Die neue Musik

12 Übersetzung RW. Anne Shaw Faulkner, Does Jazz Put the Sin in Syncopation?, in: The Ladies' Home Journal, August 1921, 16–34, 30.

13 Ernst H. Meyer, Musik im Zeitgeschehen, Berlin 1952, 162.

14 Lichtung, in: Ernst Jandl, Laut und Luise, Olten/Freiburg i.Br. 1966, 175.

15 Vgl. Paul Gilroy, The Black Atlantic. Modernity and Double Consciousness, Cambridge 1993.

16 William Wood, A Survey of Trade. Together with Considerations on Our Money and Bullion, Part III, London 1718, 193.

war geprägt von den tiefsten Brüchen der Moderne, die ihrerseits wiederum die Basis für den weltweiten Erfolg legten. Jazz ist eine Musik der Diaspora, eine Musik, die ständig auf Reisen ist. Wie viele Apartheid-Flüchtlinge verbrachte auch der südafrikanische Trompeter Hugh Masekela Jahrzehnte im Exil. *Home Is Where The Music Is*, so der Titel eines Doppelalbums von Masekela.¹⁷ Viele Musiker*innen erlebten ständig Rassismus und Intoleranz, Schikanen und wirtschaftliche Ausbeutung. Am schlimmsten traf es jene, die in Zuchthäuser, Irrenanstalten oder Konzentrationslager eingeliefert wurden. Dass es dem Jazz gelang, die Kulturen der Welt zu bereichern, ist daher nicht nur seinen ästhetischen Qualitäten zu verdanken. Die globale Faszination gründete auch in seiner Auflehnung gegen Konventionen, seiner rebellischen Anmut, dem spöttischen Triumph über die Gralshüter der Hochkultur – und der globalen Herkunft seiner Ingredienzien. Der Jazz ist, um Berndt Ostendorf zu paraphrasieren, ein Kind der Gosse, aber ein Kind der Gosse, das die kulturellen Prophetien des Modernismus am besten verkörperte.¹⁸

Meist wurde die Musik nicht als neue Kunstform verstanden, sondern als überfällige Auflehnung gegen die viktorianische Doppelmoral. Jazz ist ein *four-letter word*, aber er verhielt sich nicht nur Amusement und sexuelle Freiheit. Er blühte ganz besonders als Symbol politischer Freiheit und als eine Form kultureller Rebellion. Der Jazz etablierte sich als *die* Antithese zu jeglicher Reglementierung und stellte eine immense symbolische Gefährdung dar. Die Ghetto Swingers im Konzentrationslager Theresienstadt waren sicher ein Tiefpunkt der Jazzgeschichte.¹⁹ Auch das hilflose Vorgehen gegen den Jazz im Japan der 1930er-Jahre sowie seine rüde Unterdrückung zu Zeiten des Stalinismus entspringen dem gleichen Ungeist. Die Erfahrungen des deutschen Startrompeters Adolph Rosner waren symptomatisch: Den als ‚weißer Louis Armstrong‘ berühmt gewordenen Musiker hatte es zu Beginn des Zweiten Weltkriegs in die Sowjetunion verschlagen, wo er anfänglich sogar mit Orden ausgezeichnet wurde. Nach dem Krieg landete er allerdings im Straflager, wo er dann jahrelang mit einem Gulag-Orchester als Bandleader touren musste. Als Jazzer blieb Rosner cool: „Es half auch nicht, Jude zu sein, der schwarze Musik spielte, selbst wenn dein Name Adolf war“. Ein Favorit Rosners war übrigens der *St. Louis Blues*, der als *La Tristesse de St. Louis* viele Nazi-Zensoren narrete.²⁰

New Orleans gilt zu Recht als Hauptstadt des Jazz. Als die Musik kreierte wurde, war es die internationalste und ethnisch vielfältigste Stadt der USA – und damit gleichzeitig

17 Titel des Doppelalbums von Hugh Masekela, Chisa/Blue Thumb Records, 1972.

18 Vgl. Berndt Ostendorf, Is American Culture Jazz-Shaped? African American Rules in Performance, in: Wagnleitner, Satchmo, 263–279.

19 Vgl. Coco Schumann, Der Ghetto-Swinger. Eine Jazzlegende erzählt, München 1997, 59–102.

20 Vgl. Gertrud Pickhan/Maximilian Preisler, Von Hitler vertrieben, von Stalin verfolgt. Der Jazzmusiker Eddie Rosner, Berlin 2010; Michael Zwerin, La Tristesse de St. Louis. Jazz under the Nazis, New York 1987.

die am wenigsten ‚typisch amerikanische‘. New Orleans war zutiefst geprägt von französischen und spanischen sowie kreolischen Traditionen, insbesondere jener der frankofonen Kreolen, der *gens de couleur libre*.²¹ Es verfügte über die lebendigste Musikszene der USA, eine große Tanztradition, viele Brassbands, eine ständig präsente Atmosphäre des Feierns – und Musiker wie Louis Armstrong. New Orleans war einzigartig als Schnittstelle dreier Imperien (Frankreichs, Spaniens, Großbritanniens und später der USA), dreier Rechtssysteme, dreier Formen des Katholizismus, dreier Formen von Sklaverei, Rassencodes und Rassismen sowie dreier Revolutionen – der Amerikanischen, der Französischen und der Haitianischen Revolution. New Orleans repräsentiert quasi den nördlichsten Punkt der Karibik, und deshalb waren die Voraussetzungen für die Entwicklung des Jazz als *fusion* optimal. Von New Orleans aus wurde der Jazz zum entscheidenden Impulsgeber für die Musik des 20. Jahrhunderts. Der Zusammenprall der Welt der europäischen Kolonialimperien und des Sklavenhandels hatte New Orleans geformt, und nun sollte die daraus entstehende Musik von New Orleans aus fast die ganze Welt neu arrangieren.²² Der Jazz breitete sich wie ein Flächenbrand über die USA aus. Innerhalb kürzester Zeit überquerte er den Atlantik und den Pazifik und raste über Eurasien und Lateinamerika hinweg. Bald erblühten Jazzszenen in ganz Europa, in Paris, in der Sowjetunion, in Australien, Japan und Schanghai, auf Java, in Südafrika, in Kuba, Argentinien und Brasilien. Singular ist die blitzartige Expansion des Jazz, die, was Geschwindigkeit und Reichweite anbelangt, keine kulturelle Entsprechung in der Weltgeschichte findet. Zwei Faktoren begünstigten diese rasende Verbreitung. Erstens wurde der Jazz zeitgleich mit jenen Erfindungen entwickelt, die es ermöglichten, Musik unabhängig von der Anwesenheit ihrer Produzenten zu genießen: Schallplatte, Radio und Kino. Ein ebenso mächtiger Verbündeter erwuchs aus den siegreichen US-Armeen in den zwei Weltkriegen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte der globale Appeal des Jazz weitere Schubkraft. Er wurde zur wertvollsten Geheimwaffe der USA, zur *secret sonic weapon*, die den *Cold War* in einen *Cool War* verwandelte. Weder der Westwall noch der Eiserner Vorhang konnten die Musik stoppen. Als das *State Department* begriff, dass die erfolgreichsten US-Botschafter*innen jene Künstler*innen waren, die den *Sound of Freedom* geschaffen hatten, brachten die von Washington organisierten Tournées Musiker*innen zu den neuen Krisenherden des globalen Kampfes um Sympathien und wirtschaftliche Ressourcen – Afrika, Osteuropa, Lateinamerika und Asien.²³

21 Vgl. Arnold R. Hirsch/Joseph Logsdon (Hg.), *Creole New Orleans. Race and Americanization*, Baton Rouge 1992.

22 Vgl. Ned Sublette, *The World That Made New Orleans. From Spanish Silver to Congo Square*, Chicago 2008.

23 Vgl. Penny M. Von Eschen, *Satchmo Blows Up the World. Jazz Ambassadors Play the Cold War*, Cambridge 2004.

Die krassen Widersprüche dieser Strategie waren allerdings eklatant. Während Washington aus der Aura der Jazzmusiker als Ikonen der Freiheit mit den sogenannten *goodwill tours* politisches Kapital schlug, herrschte in den USA selbst noch eine scharfe Rassentrennung. Augenfällig wurde dies 1957, als sich Louis Armstrong nach den Rasenunruhen in Little Rock, Arkansas, weigerte, eine Tour durch die Sowjetunion anzutreten. Zu einem Zeitpunkt, als das *State Department* die Dizzy Gillespie Band nach Athen schickte, um in Griechenland die Wunder der US-Demokratie vorzuführen, während über dasselbe Ensemble in Athens, Georgia, ein Auftrittsverbot verhängt wurde, legte Armstrong die Trompete nieder und verkündete: „Look here, what we need is a good will tour of Mississippi [...]. Forget Moscow, when do we play in New Orleans.“²⁴

Die Geschichte des Jazz ist ebenso komplex wie die der Globalisierung, und sie steckt auch voller Fallen. Gerade jene Künstler, die den USA mit dem *Sound of Freedom* weltweit größte Sympathien einbrachten, waren zuhause gleich doppelt benachteiligt. Sie wurden nicht nur häufig als durch und durch unamerikanisch angefeindet, sondern litten auch unter einem System der Apartheid. Kulturell bedeutete die Globalisierung des Jazz einen entscheidenden Schritt in Richtung Demokratisierung. Die fundamentalen Beiträge der US-Pop-Kultur im Allgemeinen und jene der Afroamerikaner*innen im Besonderen zur Demokratisierung der Kulturen innerhalb und außerhalb der USA werden allerdings meist völlig ignoriert.

Jazz ist eine durch und durch transnationale Musik. Von Beginn an transzendierte der Jazz die ethnischen, politischen und kulturellen Grenzen der USA. Schon der Leitartikel der *New Orleans Times-Picayune* malte in seinem Schlachtruf vom 20. Juni 1918 die schlimmsten Gefahren für die untergehende traditionelle Welt an die Wand: die immense Bedrohung, die von jener Bruderschaft ausging, die dem Kult des verschobenen Akzents verfallen war, ebenso wie das Risiko der unanständigen Geschichte in ihrer synkopierten und kontrapunktischen Form, die als globale musikalische Revolution daherkam.

„Dort hören wir das Brummen der Indianertänze, das Pochen orientalischer Tamburine und Kesseltrommeln, das Geratter der Holzpantoffeln, das Klicken slawischer Absätze und das Schrumm-schrumm der Banjos der Schwarzen: also – in Wirklichkeit – die Eingeborenen-Tänze der gesamten Welt.“²⁵

Das *Amerikanische Jahrhundert* hat jedenfalls mit der globalen Attraktion des *Sound of Freedom* ebenso viel zu tun wie mit ökonomischer, finanzieller und militärischer Macht. Es ist allerdings nicht mehr zu übersehen, dass, abgesehen von den Hauptprofiteuren des

24 Dies., *The Real Ambassadors*, in: Wagnleitner, *Satchmo*, 97–110, 102.

25 Übersetzung RW. Editorial, in: *The New Orleans Times-Picayune*, 20.6.1918.

Empire of the Fun, diese drei Potenzen in jüngster Vergangenheit erheblich an Zugkraft verloren.²⁶ Aber auch am ehernen Fundament der weltumspannenden Führungsposition des Jazz und der Popmusik aus den USA treten immer breitere und tiefere Risse auf.²⁷

Zur Erosion der US-Dominanz trugen neben anderem bei: die 1964 von den Beatles angeführte *British Invasion* der USA, die sich mitnichten auf Pop- und Rockmusik beschränkte. Als Miles Davis im August 1969 den britischen Gitarristen John McLaughlin, den britischen Bassisten Dave Holland sowie den österreichischen Pianisten Joe Zawinul für seine *Bitches-Brew*-Sessions anheuerte, veränderte sich die Welt des US-Jazz fundamental. Auch die musikalische Revolution innerhalb der ‚Dritten Welt‘, hinreißend repräsentiert durch Bob Marley, machte sich auffallend bemerkbar. Sein Reggae-Schlachtruf *Them Belly Full (But We Hungry)* traf nicht nur die Musikwelt ins Mark. Marley war die jüngste Inkarnation des jahrhundertealten Einflusses der Karibik auf neue musikalische Entwicklungen, vom Jazz bis zum Hip-Hop. Dazu kam der Einfluss des *Munich Sound* (z.B. Giorgio Moroder) auf die Entwicklung der *Disco Music*, die von Nelson George als Tod des Rhythm 'n' Blues diagnostiziert wurde, sowie der massive Einfluss der deutschen Band Kraftwerk (und später von Techno) auf Hip-Hop und eine Unzahl globaler Tanzstile, die nun am Personal Computer produziert werden konnten.²⁸ Das initiierte eine technologische Revolution auf dem Gebiet der Musikproduktion, nur vergleichbar mit der vorherigen Elektrifizierung und Verstärkung von Instrumenten und Gesang. Digitalisierung und Internet brachten schließlich die Monopole bei Vertriebswegen der Unterhaltungsindustrie zum Einsturz. Der kumulative Effekt all dieser Veränderungen hinterließ die globalen *entertainment corporations* marktschreierisch kleinlaut: eher *reelin' (but not rockin')*.²⁹

Der atemberaubende weltweite Erfolg der US-Popkultur lässt für Verblüffung kaum Raum. Dennoch, ein paar Phänomene, die für ungläubiges Staunen sorgen, gibt es noch immer. Eines stellt der Einfluss von Malcolm X und des US-Islam auf die deutsche, österreichische und schweizerische muslimische Jugend mittels Hip-Hop seit den 1990er-Jahren dar. Die Erfahrung kultureller und religiöser Marginalisierung führte zur Schaf-

26 Vgl. Reinhold Wagnleitner, „The Empire of the Fun“. *Pop Culture and Geopolitical Aesthetics*, in: Kurt Almquist/Alexander Linklater (Hg.), *On the Idea of America: Perspectives from the Engelsberg Seminar 2009 Stockholm*, Stockholm 2010, 79–83.

27 Vgl. Alex Seago, „Where Hamburgers Sizzle on an Open Grill Night and Day“. *Global Pop Music and Americanization in the Year 2000*, in: *American Studies* 41/2–3 (2000), 119–136; ders., *The „Kraftwerk-Effekt“*. *Transatlantic Circulation, Global Networks and Contemporary Pop Music*, in: *Atlantic Studies* 1/1 (2004), 85–106.

28 Vgl. Nelson George, *The Death of Rhythm & Blues*, New York 1988.

29 Vgl. Reinhold Wagnleitner, *Jazz – the Classical Music of Globalization, Or: When the Cold War Morphed into the Cool War*, in: Astrid M. Fellner u.a. (Hg.), *Is It 'Cause It's Cool? Affective Encounters with American Culture*, Wien/Berlin/Münster 2014, 51–73.

fung einer kollektiven Identität von Hip-Hop-Kultur, Islam, Malcolm X, Bürgerrechtsbewegung und dem Kampf gegen soziale und kulturelle Unterdrückung. Hip-Hop wurde zum globalen Megafon ethnischer und religiöser Minderheiten. Genau so hatte es in der Bronx angefangen, und seine Botschaften wurden auch zum Soundtrack der muslimischen Jugend Österreichs.³⁰

Diese Verbreitung des US-Islam via Malcolm X innerhalb junger muslimischer Bur-schen und Mädchen als Beispiel von ‚Amerikanisierung‘ mag verblüffen. Die zunehmende Marginalisierung einer global rasch anwachsenden Alterskohorte wurde von einer digitalen Kommunikationstechnologie begleitet, die im Handumdrehen wirksam wird und immense Verstärkung, Reichweite und Zirkulation erzielt. Kaum ein Jahrhundert davor hatten Radio, Schallplatten und Film Jazz zur klassischen Musik der Globalisierung gemacht. Zurzeit fungiert Hip-Hop als Sprachrohr des globalen Widerspruchs, aller Zurschaustellung von Bling-Bling zum Trotz. Die Musik verwandelte sich in den global verständlichen Weckruf der Unzufriedenen und Zukurzgekommenen: von Rio de Janeiro bis Paris, von Berlin bis Beirut und von Ulan-Bator bis Ried im Innkreis.

Schon ein halbes Jahrhundert davor war es im Innviertel zu einer anderen Kulturbegegnung gekommen. An einem Sommerabend des Jahres 1946 klopfte es an der Wohnungstür meiner Eltern in Mauerkirchen. Draußen stand ein ‚schwarzer‘ GI mit einer Flasche Bourbon und einer Stange Chesterfield. Er hatte das Klavierspiel meines Bruders Günter durch das offene Fenster vernommen und bat meine Eltern, ob er nicht auch einmal spielen dürfe. Bald stellte sich heraus, dass der junge Soldat aus New Orleans stammte. Er kam bis zu seiner Verlegung immer wieder. Und es war dieser junge Mann, der meinen damals erst sechsjährigen Bruder Günter, der später professioneller Pianist werden sollte, in die ersten Geheimnisse der Boogie-Woogie-Technik einführte. Nach Ned Sublette waren es die Überschneidungen der Kolonialsysteme der alten Welt gewesen, die New Orleans erschaffen hatten. Es sollte also nicht überraschen, dass die daraus entstandene *fusion music* aus New Orleans die Soundscapes der Welt erneuerte. Auch im Innviertel.

Frank Zappas Provokation – *Jazz is not dead, it just smells funny* – sorgte wegen des Bedeutungsverlusts der Musik in den USA schon 1974 für Sorgenfalten.³¹ Allerdings hat der Jazz gerade seit jener Zeit durch die Talente-Infusion aus allen Ländern der Welt wieder neue Kraft geschöpft. Jazz ist also keineswegs tot. Er ist nur an unzählige neue

30 Vgl. Farid Hafez, „Von Harlem ins Hoamatland“. Hip Hop, Malcolm X und muslimischer Aktivismus in der Alpenrepublik, in: *Arbeiten aus Anglistik und Amerikanistik* 38/2 (2013), 213–234.

31 Vgl. *Be-Bop Tango (Of The Old Jazzmen's Church)*, Frank Zappa & The Mothers Of Invention: *Roxy & Elsewhere*, 1974.

Adressen umgezogen.³² Musikerinnen und Musiker *on the road* aus den USA machen diese Erfahrung seit Jahrzehnten. Rashied Ali, John Coltranes letzter Schlagzeuger, war nicht nur an den Drums präzise: „Nowhere on earth you’ll find no jazz musicians.“³³ Bei der US-Jazzpublizistik ist dieses Faktum dagegen bis heute kaum angekommen. Hat sich diese doch paradoxerweise umso mehr von der Außenwelt abgeschottet, je erfolgreicher sich die Musik selbst über die ganze Welt verbreitete.³⁴

Kann schon der frühe Jazz als klassische Musik der Globalisierung charakterisiert werden, so steht der Swing für seine romantische Periode. Bebop, Cool, Modal und Free Jazz verkörpern die Phasen seiner Moderne. Bei Acid Jazz und Hip-Hop tönt die Postmoderne mit – falls bei ihnen nicht schon überhaupt die klassische Musik der System-Rebellion anklingt. Summa summarum repräsentiert der Jazz die klassische, demokratische Musik der Globalisierung. Nun muss sich nur noch eines ändern: Auch die Globalisierung muss in demokratische Regeln einschwingen.

32 Vgl. Stuart Nicholson, *Is Jazz Dead? Or Has It Moved to a New Address?*, New York 2005.

33 Valerie Wilmer, *As Serious as Your Life. The Story of the New Jazz*, London 1977, 259.

34 Vgl. Nate Chinen, *Playing Changes. Jazz for the New Century*, New York 2018.

GESCHICHTSETHIK UND IHRE PRAKTISCHE BEDEUTUNG

ANNÄHERUNGEN

Wer sich mit Geschichtsethik als *Ethik der Geschichtswissenschaft* beschäftigt, hat es unweigerlich mit ganz unterschiedlichen Dimensionen des professionellen Handelns von Geschichtswissenschaftler*innen in ganz verschiedenen Bereichen zu tun. Da hier nicht der Platz ist, eine umfassende Ethik für die Historie zu skizzieren, werden am Beginn drei Fragen aufgeworfen, um mit ihnen grundlegende Problemsichten zu eröffnen: Wo ist eine Ethik der Geschichtswissenschaft zu verorten? Welche Momente des professionellen Handelns von Geschichtswissenschaftler*innen sollten in einer Ethik der Geschichtswissenschaft aufgegriffen werden? Was kann ein Ethik-Leitfaden für Historiker*innen leisten?

1. WO IST EINE ETHIK DER GESCHICHTSWISSENSCHAFT ZU VERORTEN?

Versucht eine philosophische Ethik Fragen „zu beantworten, wie die Menschen handeln sollen“, so lässt sie sich als Disziplin der praktischen Philosophie verorten, „die allgemeine Prinzipien oder Beurteilungskriterien zur Beantwortung der Frage nach dem richtigen Handeln zu begründen sucht“. Es geht ihr um „praktische Orientierung und die Idee des Guten und normativ Richtigen“.¹ Da hier der spezielle Handlungsbedarf von wissenschaftlich arbeitenden Historiker*innen im Mittelpunkt steht, ist es sinnvoll, von einer angewandten Ethik, eben jener der Geschichtswissenschaften, zu sprechen. Die dabei zu beachtenden Felder zielen nicht nur auf Theorien, Modelle, Darstellungen o.Ä. ab, sondern auch auf die Praxis der geschichtswissenschaftlichen Forschung und die damit verbundenen Möglichkeiten, Einsichten und Ergebnisse zu präsentieren, in unterschiedlichen Kontexten zu verwenden und zu verwerten. Auf diese Weise kommen die (fachspe-

1 Dagmar Fenner, Einführung in die Angewandte Ethik, Tübingen 2010, 2.

zifische) *scientific community* und die Gesellschaft als Kommunikationspartner der einzelnen Geschichtswissenschaftler*innen ebenso in den Blick wie die Balance zwischen geschichtswissenschaftlicher Forschung und den sie umgebenden Kulturen bzw. Gesellschaften. Fragen der Freiheit, der Integrität, des Respekts und der methodisch organisierten Wahrheitsfindung tun sich auf.²

Eine *Ethik der Geschichtswissenschaft* ist daher durchaus als Bereichsethik zu qualifizieren, die sich mit ethischen Problemen bei der Gewinnung und Verwendung geschichtswissenschaftlicher Erkenntnisse auseinandersetzt.³ Darüber hinaus ist es notwendig, eine *Ethik der Geschichtswissenschaft* als Teilgebiet der Geschichtstheorie und damit als grundlegenden Bestandteil der Geschichtswissenschaft selbst zu verstehen, um etwaige Delegationsmechanismen zwischen den Wissenschaften zu vermeiden.⁴ Es sind die Historiker*innen, die sich mit ihr angemessen auseinanderzusetzen und dabei anzuerkennen haben, dass Wissenschaft eine umfassendere Lebensform darstellt, die eben auch die „moralischen und gesellschaftlichen Aspekte der Wissenschaftspraxis“ betrifft.⁵

Nicht selten existiert im Zusammenhang mit der geisteswissenschaftlichen Forschung die Annahme, dass es sich dabei um einen letztlich ethisch unproblematischen Teilbereich innerhalb der Familie der Wissenschaftsdisziplinen handle.⁶ Doch die wissenschaftliche Praxis und der Erfahrungshorizont von Historiker*innen in verschiedensten Berufsfeldern fördern durchaus Gegenteiliges zu Tage. Um dies zu verdeutlichen, können Beispiele aus der Wissenschaftsgeschichte ebenso wie aus rezenten Kontexten herangezogen werden.

2 Vgl. Antoon De Baets, *Responsible History*, New York/Oxford 2009, 5.

3 Vgl. Fenner, *Einführung*, 178 f.

4 Vgl. Jörn Rüsen, *Historik. Theorie der Geschichtswissenschaft*, Köln/Weimar/Wien 2013, 239; Achim Landwehr, *Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essay zur Geschichtstheorie*, Frankfurt a.M. 2016, 263.

5 Thomas Reydon, *Wissenschaftsethik. Eine Einführung*, Stuttgart 2013, 16.

6 Meist wird hier ein Vergleich zu den Naturwissenschaften (insbesondere zu Physik und Medizin) gezogen, nicht selten auch, um den harmlosen und nachrangigen Charakter der Geschichtswissenschaften hervorzuheben. Dies ist jedoch gefährlich, denn der wissenschaftliche Umgang mit Geschichte und Vergangenheit kann durchaus zu menschenverachtenden Ergebnissen führen, die Kriege nach sich ziehen oder begleiten. Die angebliche Ferne der Geschichtswissenschaften zu den Naturwissenschaften wird zudem gerade derzeit neu verhandelt, wenn Wissenschaftler*innen darüber nachdenken, aus Mammut-DNA Neuzüchtungen einer ausgestorbenen Spezies vorzunehmen, was auch bei Neandertalern anwendbar wäre. – Klaus Taschwer, *Wettlauf um erstes geklontes Mammut*, in: *Der Standard*, 24.3.2015, <http://derstandard.at/2000013403048/Wettlauf-um-ersten-geklonten-Mammut> (8.11.2018).

BEISPIEL 1

Geschichtswissenschaftliches Arbeiten hat mit wissenschaftlicher Kommunikation zu tun. Tagungen und Konferenzen stellen dabei durchaus Schnittstellen zwischen dem Forschungsbetrieb und der Öffentlichkeit her. Anders als beim Publizieren in wissenschaftlichen Zeitschriften oder Monografien erhöht sich der Kontakt zur Gesellschaft durch die Vielfalt von Besucher*innen und/oder durch öffentliche sowie private Geldgeber*innen, die derartige wissenschaftliche Veranstaltungen für ihre *corporate social responsibility* nutzen.

In einem Projekt zum Umgang mit ethischen Fragen im Forschungsalltag wurden 2003 auch Historiker*innen interviewt. Ein Interviewpartner brachte dabei eine derartige Konstellation zur Sprache. Das Programmkomitee, dem auch der interviewte Zeithistoriker angehörte, hatte auf einer internationalen Fachkonferenz in Istanbul darüber mitzuentcheiden, ob ein Historiker aus den USA einen Vortrag über den Genozid an den Armeniern halten könne. Da sich die türkischen Sponsoren der Konferenz querstellten, kam es letztlich zu einer Debatte zum Umgang mit der – auch politischen – Situation innerhalb des Programmkomitees, aber auch mit den türkischen Mitveranstaltern. Im Interview wird die so benannte, problematische *Toleranz gegen Intoleranz* abgewogen:

„Und ich bin da massiv eben mit solchen Argumenten aufgekommen, dass es nicht geht, dass man da eine Zensur anbringen kann und hab verlangt, dass diskutiert wird, unter welchen Richtlinien darf ein Veranstalter Zensur ausüben. Und hab einmal vorgeschlagen, dass es meiner Meinung zwei große Bereiche gibt und das ist Rassismus und Sexismus. Wenn jemand ein rassistisches Paper einreichen würde, sozusagen mit Intoleranz und Aggression reingehen würde, oder gegen Frauen oder Männer, oder wie auch immer – kann ja beides gehen –, das wäre für mich ein Ausschließungsgrund. Aber sicher nicht, wenn jemand über eine Gruppe oder ein Thema spricht, das heikel ist. Und das war – ja das Ganze ist gekippt de facto. Also wir haben die ganze Konferenz verlegen müssen, haben neue Veranstalter gefunden und sehr viel an Sponsoren verloren dort.“⁷

7 Das Interview ist von Daniel Bischur geführt und mir freundlicherweise von Projektleiter Clemens Sedmak zur Verfügung gestellt worden. – Interview vom 11.3.2003, Interview 002 (GW), vgl. Daniel Bischur/Clemens Sedmak, „Aber ich bin eben auch ein Mensch“. Zum Umgang mit ethischen Fragen im Forschungsalltag, working papers/theories & commitments 04, Salzburg 2003.

BEISPIEL 2

Geschichtswissenschaftliches Arbeiten ist in erster Linie sprachliches Handeln. Es ist daher legitim, die Sprache der Historiker*innen aus einer ethisch-moralischen Perspektive genauer zu betrachten. Die dabei zu Tage tretenden Problemzonen sind mannigfaltig. Mary Fulbrook spricht für die Gesellschaftswissenschaft mit Recht von einer „slipperiness of social concepts“, indem sie auf die „doppelte Hermeneutik“ zwischen wissenschaftlicher Beobachtung und Selbstbeschreibung durch die Beobachteten hinweist.⁸ Zu welchen Kontroversen es gerade unter Historiker*innen kommen kann, wenn ein Begriff aus der Vergangenheit zum Analysekonzept und Erkenntnismotor geschichtswissenschaftlicher Auseinandersetzung gemacht wird, konnte man in den letzten Jahren in der deutschen Zeitgeschichte im Zusammenhang mit dem niedersächsischen Projekt zur „Volksgemeinschaft“ beobachten.⁹

Gleichzeitig tut sich über die verwendete Sprache und ihre Kategorien sowie die darin lagernden Konzepte auch jenes Gebiet auf, welches im Zusammenhang mit ethnozentrischen Perspektiven kritisiert wird, nämlich die ins 20. und 21. Jahrhundert verschleppte Sprache des Kolonialismus und Imperialismus, an der, etwa wenn im Zusammenhang mit außereuropäischen Kulturen von „Eingeborenen“ oder „Stämmen“ die Rede ist, die chauvinistischen Abwertungstendenzen des 19. Jahrhunderts noch immer haften.¹⁰

BEISPIEL 3

Gerade auch die Vermittlung von Geschichte führt sicherlich zu vielen moralisch relevanten Fragen. In gut gemeinter Absicht werden dabei allzu oft Vorschläge unterbreitet und sogar im Geschichtsunterricht umgesetzt, denen letztlich Raum für ethische Reflexion fehlt. Meist werden jedoch derartige Momente nur wahrgenommen, wenn es um die Vermittlung von *heißer Geschichte* geht, wenn die Grenzen des in der Regel moralisch Unausgesprochenen, des Nichtfixierten aufgrund erhöhter Sensibilität plötzlich sichtbar werden. Für mich persönlich zählen dazu sicherlich die Lehrerhandreichung des *Verlags*

8 Mary Fulbrook, *Historical Theory*, London/New York 2003, 75 f.

9 Vgl. Detlef Schmiechen-Ackermann, ‚Volksgemeinschaft‘!? Vom Streit um Begriffe und Konzepte zur Erweiterung der Forschungsperspektive, in: ders. u.a. (Hg.), *Der Ort der ‚Volksgemeinschaft‘ in der deutschen Gesellschaftsgeschichte*, Paderborn 2018, 9–26.

10 Vgl. Christoph Kühberger, Von der Geschwätzigkeit der Worte. Ein Essay zur Sprache der Historiker/-innen, in: Reinhard Kramer/Christoph Kühberger/Franz Schausberger (Hg.), *Der forschende Blick. Beiträge zur Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert. Festschrift für Ernst Hanisch zum 70. Geburtstag*, Wien/Köln/Weimar 2010, 417–437, 419; Marta Ivašič, *Lessico familiare. L'uso delle parole quando si parla di storia*, in: Anna Maria Vinci (Hg.), *Frontiere invisibili? Storia di confine e storia di convivenza*, Triest 2010, 30–40.

an der Ruhr aus dem Jahr 1995, der Schüler*innen die Möglichkeit bietet, ein KZ zu basteln,¹¹ aber auch Unterrichtsentwürfe, welche die Geschichte von Janusz Korczak und der ihm anvertrauten Kinder bis hin zur Ermordung im Konzentrationslager mit Puppen in Grundschulklassen nachspielen, um anschließend mit den Toten per Brief in Kontakt zu treten.¹²

Naturgemäß wäre es vermessen, davon auszugehen, dass eine *Ethik der Geschichtswissenschaft*, wie sie hier skizziert wird, ein völlig neuer Diskurs des Faches wäre, denn in der Geschichte der geschichtswissenschaftlichen Disziplinen ist eine Vielzahl an weiteren Herausforderungen auffindbar, die im Zusammenhang mit einem systematischen und reflektierten Nachdenken über moralische Momente des geschichtswissenschaftlichen Arbeitens stehen. Sie wurden auch bereits zu früheren Zeitpunkten unter anderen Schlagworten (z.B. Objektivität)¹³ oder im Rahmen von geschichtswissenschaftlichen Kontroversen (z.B. Opfer-Täter*innen-Debatte in der Geschlechtergeschichte) in Teilen bearbeitet.¹⁴ Doch gerade in der deutschsprachigen geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung etablierte sich – oftmals durchaus entgegen dem Interesse an der öffentlichen Auseinandersetzung mit historischen Themen und ihrer Rezeption – eine schmale Basis, welche sich in systematischer Absicht ethischer Fragen annimmt. Selten wurde bisher jedoch in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft von einer fachspezifischen Ethik gesprochen oder eine solche eingefordert.¹⁵

11 Vgl. Christoph Kühberger, Dimensionen der Verantwortung von Geschichtslehrer/innen am Anfang des 21. Jahrhunderts. Exemplarische Einblicke, in: ders./Christian Lübke/Thomas Terberger (Hg.), *Wahre Geschichte – Geschichte als Ware. Die Verantwortung der historischen Forschung für Wissenschaft und Gesellschaft. Beiträge einer internationalen Tagung im Alfred Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald, Rahden 2007*, 163–180, 169 f; Hans-Jürgen Pandel, *Geschichtsunterricht nach PISA. Kompetenzen, Bildungsstandards und Kerncurricula*, Schwalbach am Taunus 2005, 135; der kritisierte Band: Milly Hamacher/Ulrich Hecker/Wilhelm Nüchter, *Bilder-Geschichte. Geschichte in Bildern und Situationen. Von den Römern bis zum Jahr 1945*, Mülheim an der Ruhr 1995.

12 Vgl. Sigrid Langer, *Die Konfrontation mit dem Holocaust in der Volksschule – Möglichkeiten und Grenzen, aufgezeigt an einem Unterrichtsbeispiel*, unveröffentlichte Masterarbeit, Universität Salzburg 2010; in Teilen abrufbar unter: <http://www.erinnern.at/bundeslaender/oesterreich/lernmaterial-unterricht/lehr-und-lernmittel-methodik-didaktik/volksschule/volksschule/die-konfrontation-mit-dem-holocaust-in-der.pdf> (27.8.2015).

13 Vgl. Jörn Rüsen (Hg.), *Historische Objektivität. Aufsätze zur Geschichtstheorie*, Göttingen 1975.

14 Vgl. Christoph Kühberger/Clemens Sedmak, *Ethik der Geschichtswissenschaft. Zur Einführung*, Wien 2008, 82–87.

15 Die Anzahl an deutschsprachigen geschichtswissenschaftlichen Arbeiten zum Thema ist relativ überschaubar: Raphael Gross/Werner Konitzer, *Geschichte und Ethik*, in: *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Institutes für Sozialforschung* 8/4 (1999), 44–69; Stefan Jordan, *Das Dilemma gegenwärtiger Geschichtstheorie. Plädoyer für eine neue Geschichtsethik*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXIX* (2000), 5–18; Jörn Rüsen, *Kann gestern besser wer-*

Wirft man einen Blick in einschlägige deutschsprachige Einführungswerke der Geschichtswissenschaften, zeigt sich, dass die dort präsentierten basalen Ideen des Faches zwar auf gute wissenschaftliche Praxis verweisen, dabei aber oftmals in Formalismen erstarren, weil fachspezifische ethische Problemlagen schlicht ignoriert werden. Man muss nahezu davon ausgehen, dass es sich bei einer *Ethik der Geschichtswissenschaft* um eine Art Geheimwissen handeln könnte, welches zwar in Forschungskontexten zu Tage tritt, aber letztlich aus individualistischen Einschätzungen und Beurteilungen einzelner Historiker*innen erwächst. Ähnlich wie dies in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Archäologie üblich war, dürfte es sich in der Geschichtswissenschaft um ein hochgradig individuelles, auf einer Ad-hoc-Basis entwickeltes und als ethisch angemessen eingestuftes Verhalten von einzelnen Wissenschaftler*innen handeln, das sich an Modellen orientiert, die eher zufällig während des Studiums oder aufgrund von persönlichen Erfahrungen in der Forschung entstanden sind. Ein derartiger informeller und höchst idiosynkratischer Zugang zu einer professionellen Ethik im Sinn einer *Ethik der Geschichtswissenschaft* erscheint jedoch angesichts der internationalen Diskussionen zu diesem Bereich wenig zeitgemäß.¹⁶

Hat man die Professionalisierung im Fokus, wie dies auch Cord Arendes und Angela Siebold mit Verweis auf die *Deutsche Forschungsgemeinschaft* hatten, kann man ethisch-moralische Reflexionen, wie sie im Berufs- und Forschungsalltag von Historiker*innen auftreten und sich den Forschenden in der Praxis aufzwingen, keiner Willkür überlassen. Vielmehr sollten in einem verständlichen (inner)wissenschaftlichen Aushandlungsprozess Prinzipien und Normen entwickelt werden, welche die drängenden Momente hervorheben, die dazu befähigen, professionelle Haltungen im Umgang mit routinemä-

den? Essays zum Bedenken der Geschichte, Berlin 2003; Kühberger/Lübke/Terberger, *Geschichte*; Kühberger/Sedmak, *Ethik*; Mariacarla Gadebusch Bondio/Thomas Stamm-Kuhlmann (Hg.), *Wissen und Gewissen. Historische Untersuchungen zu den Zielen von Wissenschaft und Technik*, Berlin/Münster 2009; Jenny Tillmanns, *Was heißt historische Verantwortung? Historisches Unrecht und seine Folgen für die Gegenwart*, Bielefeld 2012; Christoph Kühberger/Andreas Pudlat (Hg.), *Vergangenheitsbewirtschaftung. Public History zwischen Wirtschaft und Wissenschaft*, Innsbruck/Wien/Bozen 2012. Viel stärker positioniert ist sicherlich der Diskurs zur Verantwortung der Historikerin/des Historikers vgl. Christian Meier, *Die Wissenschaft des Historikers und die Verantwortung des Zeitgenossen* (1968), in: Wolfgang Hardtwig (Hg.), *Über das Studium der Geschichte*, München 1990, 323–346; Christian Meier, *Die Wissenschaft des Historikers und die Verantwortung des Zeitgenossen* 1984, in: Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft (Hg.), *Verantwortung und Ethik in der Wissenschaft. Symposium der Max-Planck-Gesellschaft, Schloß Ringberg/Tegernsee, Mai 1984, Stuttgart 1985*, 211–234; vgl. auch: De Baets, *History*, 5; Cord Arendes/Angela Siebold, *Zwischen akademischer Berufung und privatwirtschaftlichem Beruf. Für eine Debatte um Ethik- und Verhaltenskodizes in der historischen Profession*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 66/3 (2015), 152–166.

16 Vgl. Mary C. Beaudry, *Ethical Issues in Historical Archaeology*, in: Teresita Majewski/David Gaimster (Hg.), *International Handbook of Historical Archaeology*, New York 2009, 17–29, 17.

ßig oder singulär auftretenden Herausforderungen anzubahnen. Damit wird Professionalisierung als ein anhaltender Prozess beschrieben, der z.B. nicht durch Ethik-Kodizes der älteren Generation zum Stillstand gebracht werden kann. Die Überarbeitung der Ethik-Kodizes im angloamerikanischen Raum in den letzten Jahrzehnten belegt dies eindringlich. Es geht – mit Blick auf Antoon de Baets – darum, „Selbstverständigungsdiskurse einer Profession zu betrachten, die regelmäßig zu aktualisierende Statements hervorbringen“.¹⁷ Dies kann auf der Ebene der ethischen Theorien als Plädoyer für eine diskursethische Herangehensweise gelesen werden. Das diskursethische Moralprinzip sieht vor, dass eine Normsetzung ethisch dann als legitim gelten kann, „wenn sie von allen Betroffenen als Teilnehmer eines praktischen Diskurses Zustimmung findet (oder finden könnte)“.¹⁸ Über die dabei zu beachtenden Regeln (Partizipationsmöglichkeit, Gleichheitsgebot, Argumentationsgebot, Verzerrungsverbot) wird versucht, einen unparteiischen Standpunkt der Gesprächsteilnehmer*innen zu sichern sowie zu qualifizierter Konsensfindung anzuleiten:¹⁹

Partizipationsmöglichkeit	„Jedes sprach- und handlungsfähige Wesen darf am Diskurs teilnehmen und seine Bedürfnisse und Interessen äußern.“
Gleichheitsgebot	„Alle Gesprächsteilnehmer werden als zurechnungsfähige, wahrhaftige und vernünftige Gesprächspartner anerkannt.“
Argumentationsgebot	„Es wird kommunikativ statt strategisch gehandelt: Alle Ansprüche müssen argumentativ gerechtfertigt werden und Ziel des Diskurses ist der Konsens.“
Verzerrungsverbot	„Jede Verzerrung der Sprechsituation durch innere oder äußere Zwänge ist ausgeschlossen. Es herrscht allein der Zwang des besseren Arguments.“

Diskursethische Regeln²⁰

Eine besondere Sorgsamkeit gilt es jedoch gegenüber abwesenden Diskursteilnehmer*innen zu üben, indem etwa Menschen der Vergangenheit advokatisch mitgedacht werden.²¹

Wie und ob ein derartiger Zugang von einer geschichtswissenschaftlichen Gemeinschaft als Ort der Professionalisierung genutzt wird, kann aber nicht von außen gesetzt werden, sondern muss sich seine Wege aus dem Inneren bahnen.

17 Arendes/Siebold, Berufung, 164.

18 Fenner, Einführung, 29.

19 Vgl. ebd., 30; vgl. John Rawls, Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt a.M. 1975.

20 Fenner, Einführung, 30.

21 Vgl. Kühberger/Sedmak, Ethik, 72 f.

2. WELCHE MOMENTE DES PROFESSIONELLEN HANDELNS VON GESCHICHTSWISSENSCHAFTLER*INNEN SOLLTEN IN EINER ETHIK DER GESCHICHTSWISSENSCHAFT AUFGEGRIFFEN WERDEN?

Es stellt sich an diesem Punkt die Frage nach den zu behandelnden Momenten in einer so strukturierten diskursethischen Auseinandersetzung über geschichtswissenschaftliches Arbeiten in verschiedensten Feldern, mit dem Ziel der Etablierung einer Richtschnur für Handlungsmöglichkeiten und deren Verbindlichkeit, um hier nicht sofort von Verhaltens- oder Ethik-Kodizes sprechen zu müssen. Da alle Gesprächsteilnehmer*innen eben selbst ihre Sichtweisen einbringen können, sind die nun folgenden Ausführungen vorläufig als Impulse zu verstehen und dokumentieren vor allem meine eigenen Wahrnehmungen auf diesem Gebiet.

ABSICHERUNG WISSENSCHAFTLICHER STANDARDS

Dieser Teilbereich, der in vielen wissenschaftlichen Einrichtungen unter *gute wissenschaftliche Praxis* subsumiert wird und teilweise normiert ist, fokussiert oftmals vorrangig Aspekte, die für nahezu alle Wissenschaftsdisziplinen Geltung beanspruchen können. Durch die Allgemeinheit in den Anforderungen werden die damit verbundenen Spezifika – etwa des geschichtswissenschaftlichen Arbeitens – nicht *a prima vista* erkannt.²² Nicht selten wird dadurch auch die Notwendigkeit einer fachspezifischen Auseinandersetzung abgewürgt.

Macht man sich auf den Weg, einzelne Elemente daraus zu beschreiben und zu diskutieren, wird es eben notwendig sein, stets die Fachspezifik herauszustellen. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen. Der wissenschaftliche Apparat von Aufsätzen oder Monografien erfüllt in unterschiedlichen Disziplinen unterschiedliche Anforderungen. In der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft erfüllt die Fußnote etwa die Funktion, die Glaubwürdigkeit des Ausgeführten über intersubjektive Nachvollziehbarkeit gemäß einem Beleggebot zu steigern. Die Darstellung wird damit hinsichtlich der verwendeten historischen Quellen oder der rezipierten Fachliteratur an die präsentierten Ausführungen angebunden und gleichzeitig überprüfbar. Es eröffnet sich ein zusätzlicher kommunikativer Raum, in dem die Leserschaft zu den Quellen bzw. Originalzitatzen geführt wird, weitere Auslegungs- und Interpretationsmöglichkeiten vorgestellt werden oder auf abweichende Sicht-

22 Als Beispiel können hier die alle Wissenschaften betreffenden Regeln im Umgang mit dem Urheberrecht eingestuft werden. Vgl. Schweizer Gesellschaft für Geschichte (Hg.), Ethik-Kodex und Grundsätze zur Freiheit der wissenschaftlichen historischen Forschung und Lehre, Bern 2004; zum Stellenwert von Ethik im Wissenschaftsdiskurs vgl. auch: Hans-Joachim Bieber, Ethische Probleme in den Geschichtswissenschaften, in: Hans G. Nutzinger (Hg.), Wissenschaftsethik – Ethik in den Wissenschaften?, Marburg 2006, 111–127, 112 f.

weisen verwiesen wird, wodurch in Anlehnung an Anthony Grafton aus einem Monolog ein Dialog werden kann, wenn nicht sogar dadurch eine Konversation zwischen Schreibenden und Lesenden erwächst. Setzen sich in den Publikationsorganen der Geschichtswissenschaft verstärkt die Verweissysteme durch, die nur in Minimalversion innerhalb des Textes den Namen der Wissenschaftler*innen, das Jahr und die Seite angeben („amerikanische Zitation“), verschwindet damit oftmals stillschweigend eine diskursive Ebene des geschichtswissenschaftlichen Arbeitens, welche zur Aufrauung von Darstellungen der Vergangenheit beiträgt. Etablieren sich solche Zitationssysteme zusehends, wird es darauf ankommen, neue narrative Wege zu finden, um den dadurch verlorenen diskursiven Aspekt, der einer geschichtswissenschaftlichen Arbeit im Kern zugrunde liegt, aufzufangen.²³ Zudem gilt es freilich auch über jene Darstellungen nachzudenken, für die ein solcher Apparat *a priori* nicht vorgesehen ist, wie etwa Museumsführer, Schulbücher oder Sachbücher. Wie soll man damit umgehen, wenn ein unkritisches, basales Geschichtsbewusstsein seitens der Auftraggeber*innen als Horizont und Niveau vorgegeben wird, um ein alltagsweltliches und positivistisches Verständnis von Geschichtsdarstellungen nicht durch heikle Fragen oder narrative Irritationen zu stören? Ian McCalman berichtet von einem Sachbuchprojekt, in dem der Verleger ein einfaches Zeitverlaufsmodell in der Darstellung einforderte, um die Leserschaft nicht unnötig zu verwirren. Zudem sollte der Historiker es vermeiden, Zweifel hinsichtlich der Glaubwürdigkeit der verwendeten Quellen aufzuwerfen, da dadurch bei den Leser*innen das notwendige Aussetzen der Kritikfähigkeit beschädigt werden würde. Fußnoten sollten ohnedies diskret am Ende des Buches versteckt werden. Auch der Protagonist sollte eindeutiger charakterisiert werden, entweder als gut oder als böse. Für die Anforderungen des Marktes wäre es zusätzlich von Vorteil, einige Stellen im Plot aufzuwerten, auch wenn es dafür keine historischen Belege gäbe. – Letztlich kam in diesem Fall ein Kompromiss heraus.²⁴ Was jedoch hier auffällt, ist der unklare Spielraum zwischen den verschiedenen Interessen rund um die Ausgestaltung eines Sachbuches.

A) FORM DER DARSTELLUNG VON ERZÄHLUNGEN ÜBER DIE VERGANGENHEIT

Ein weitaus seltener im Zusammenhang mit ethischen Fragen diskutierter Bereich ist die Darstellung von Vergangenheit in unterschiedlichsten medialen Formen und deren gattungsspezifischen Möglichkeiten.

23 Vgl. Stuart Macintyre, Introduction, in: ders. (Hg.), *The Historian's Conscience. Australian Historians on the Ethics of History*, Melbourne 2004, 1–16, 10 f; Anthony Grafton, *The Footnote. A Curious History*, Cambridge 1999.

24 Ian McCalman, *Flirting with fiction*, in: Macintyre, *Historian*, 151–161, 156 f.

Als Ausstellungskurator und wissenschaftlicher Leiter einer Dauerausstellung im Schloss Hellbrunn bei Salzburg war ich mit Fragen befasst, die zwar eine historische Darstellung betreffen, gleichzeitig aber weit über narrative Konzeptionen der Geschichtswissenschaften hinausgingen. Für einen Raum wurde von Mediendesignern ein Animationsfilm angefertigt, der auf historischen Quellen beruhen sollte. Ausgehend von Beschreibungen eines Hofchronisten am Beginn des 17. Jahrhunderts sollte den Besucher*innen das Phänomen der damaligen Fasnachtsumzüge in seiner Alterität nähergebracht werden. Bereits die ersten Versionen des Animationsfilms verdeutlichten, dass es seitens der Historiker*innen eine gewisse Unzufriedenheit hinsichtlich der gezeigten Architektur und Flora gab. Vieles wollte so gar nicht zu den gängigen Erkenntnissen aus der neuzeitlichen Forschung passen. Stadtansichten zu Salzburg, insbesondere zu Brunnen und Gartenanlagen, wurden im Original und in der Fachliteratur konsultiert, um die künstlerische Dynamik des Filmes, die aus einer sich bewegenden, geschichteten Mehrebenenästhetik erwuchs (z.B. im Wind schwankende Bäume), nicht zu zerstören und um gleichzeitig die wahrscheinlicheren Orte – z.B. hinter hohen Gartenmauern – im animierten Bild zu finden. Derartige Momente waren relativ leicht zu recherchieren und anhand empirischer Triftigkeiten zu regulieren. Schwieriger gestaltete sich da schon die Überzeugung des Mediendesigners, aus seinem Verständnis heraus keinen Film erstellen zu wollen, in dem ein Schwein – wie in den historischen Quellen geschildert – zum Gaudium des Publikums ermordet wird. Kinder würden dies auch sehen, so die Argumentation. Die Lösung des Designers war es, das comicartige Schwein, das schon bei seinem ersten Auftritt als Sympathieträger inszeniert wurde, nach seinem Tod mit kleinen Flügeln am Rücken zu versehen, um es als eine Art Geist entschweben zu lassen. Die beteiligten Historiker*innen fanden anfänglich wenig Gefallen an der Idee, goutierten sie jedoch zusehends, weil man sich einig war, dass über diese comichaftige Störung die Gemachtheit der animierten Rekonstruktion verdeutlicht wird und gleichzeitig Fragwürdigkeiten sichtbar gemacht werden. Das Dargestellte würde so einer positivistischen Wiedergabe der historischen Quellen entrissen.²⁵

In solchen Fällen geht es immer auch um Grenzen. Um Grenzen zwischen akademischer Gelehrsamkeit und publikumsorientierten Varianten der Vermittlung, um Grenzen der Machbarkeit der aus der Darstellung erwachsenden Realismen und die in ihnen angelegten Probleme u.v.m. Doch wo verlässt der Historiker*die Historikerin endgültig jenes Terrain, das gerade eine Ethik der Geschichtswissenschaft wahren möchte? Wie

25 Christoph Kühberger, *SchauLust. Konzeptionelle Einblicke in ein museologisches Ausstellungskonzept zwischen historischer Vermittlung und kuratorischer Inszenierung*, in: Sibylle Kampl/Christoph Kühberger (Hg.), *SchauLust. Die unerwartete Welt des Markus Sittikus*, Katalog zur Dauerausstellung im Schloss Hellbrunn, Salzburg 2016, 204–217, 212.

kann ethisch gehandelt werden, ohne zu verzerren oder zu zensieren? Und wo finden dazu die Diskussionen statt, die nicht nur zur empirischen Ebene (also zur Belegbarkeit), sondern auch zur narrativen und normativen Ebene (zur Art der Darstellung und den mitgelieferten Bewertungen) einer Darstellung geführt werden? Ein Rückzug auf eine rein akademische Position ist sicherlich zu wenig, zeigen doch außereuropäische Erfahrungen – nicht zuletzt im angloamerikanischen Raum zu *fiction*²⁶ oder koreanische Zugänge zu Cartoons²⁷ –, dass unterschiedliche Darstellungsformen von Vergangenheit Unterschiedliches zu leisten im Stande sind. Rhys Isaak fragt 2004 mit Recht, welche Chancen die akademische Geschichtswissenschaft bereits verspielt habe, weil sie den Wandel ihres Wissenschaftsverständnisses in den letzten Jahrzehnten im Zugang zur Vergangenheit und deren Darstellungen nicht in Form von *Public History* einem breiteren Publikum zugänglich machte.²⁸ Penny Russell spitzt dies weiter zu, wenn sie formuliert: „Historians have an ethical duty to be readable.“²⁹

Geschichtswissenschaftliches Arbeiten, Darstellen bzw. Erzählen erschöpft sich eben nicht in der schriftlichen Form. Neben Texten, Animationsfilmen und Ausstellungsräumen sind es heute vor allem auch vielfältige digitale Formate, die weite Verbreitung finden. Dabei handelt es sich um Darstellungsarten, die ethische Momente in sich bergen können, selten jedoch erfahren sie im gleichen Maße in der Geschichtswissenschaft Aufmerksamkeit, wie dies bei Definitionen, Typologien oder empirischen Belegen der Fall ist.

B) GEMEINWOHL

Ein selten thematisierter, aber spannender Bereich konstituiert sich über die soziale Verantwortung von Historiker*innen. Dabei geht die Dimension, die hier angeschnitten wird, über jene Momente hinaus, die oftmals in Ethik-Kodizes bezüglich der Zugänglichkeit von wissenschaftlichen Erkenntnissen positioniert werden. Sie zielt vielmehr auf das *bonum commune* ab und auf die Frage, inwieweit Historiker*innen innerhalb von Gemeinschaften Anstrengungen zu unternehmen haben, um über ihre fachspezifischen

26 Vgl. Alan Atkinson, Do good historians have feelings?, in: Macintyre, *Historian*, 17–27, 25 f.

27 Beispielhaft sind dafür südkoreanische Veröffentlichungen (auf Koreanisch): Jeong Yeon, *The World History Encyclopedia in pictures*, Seoul 2008; Choi Yan-Seon, *Easy History Lessons by Chronology. Korean History*, Seoul 2009.

28 Vgl. Rhys Isaak, *Inclusive histories*, in: Macintyre, *Historian*, 64–74, 68; vgl. auch: Margaret MacMillan, *The Uses and Abuses of History*, London 2009, 35.

29 Penny Russell, *Almost believing. The ethics of historical imagination*, in: Macintyre, *Historian*, 106–117, 114.

Möglichkeiten das Wohl der Gemeinschaft unmittelbar weiterzuentwickeln.³⁰ Soziale Verantwortung bezieht sich daher auf gesellschaftliche Voraussetzungen von Wissenschaft bzw. auf das außerwissenschaftliche Vorfeld der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit,³¹ indem anerkannt wird, dass wissenschaftliches Arbeiten nicht moralisch neutral ist und Wissenschaftler*innen nicht im zweckfreien Raum handeln.³² Es wird daher zu diskutieren sein, inwieweit eine soziale Verantwortung, die Historiker*innen gegenüber einer Gesellschaft zu tragen haben, in ihrer Relevanzbestimmung bei der Themenwahl, der Fragestellung und der Darstellung persönliche Neigungen (Liebhaberinteressen) zugunsten des Gemeinwohls zu überwinden hat, um über kritische Wissenschaftlichkeit und historische Bewusstseinsbildung die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit verschiedenen Themen voranzutreiben.³³

Die Überlegungen von Alan Tapper zur sozialen Rolle des Historikers/der Historikerin gehen daher meiner Meinung nach nicht weit genug, wenn er die „direkten Wege“ anführt, wie Historiker*innen der Gesellschaft dienen würden, nämlich über das Schreiben und Beraten von Schul- und Fachbüchern sowie über die Ausbildung von Geschichtswissenschaftler*innen an den Universitäten.³⁴ Tappers eindeutig pädagogischer Blick weitet zwar das Spektrum von einer innerwissenschaftlichen Kommunikation hin zur Gesellschaft, fokussiert dabei jedoch vor allem die Art der Dienstleistung, nicht aber ihre innere Ausgestaltung gegenüber der Gesellschaft. Wolfgang J. Mommsen geht hier bedeutend weiter. Er fordert eine Einflussnahme auf das Geschichtsbewusstsein von Zeitgenoss*innen als eine zentrale Aufgabe ein:

„This can often result in influencing the political, social, economic, or spiritual ideals or objectives of sections of society, in strengthening their intellectual position in the continuous confronting between opinions and world views or, conversely, in weakening that of their opponents. Historians can achieve this by choosing their themes, by the ways and means in which those themes are treated, by the language or symbols they deploy analytically or rhetorically. It is perfectly legitimate for historical thought thus to enter the arena of conflicting opinions – which will happen anyway, regardless of approval or disapproval. Even so, the

30 Vgl. Kühberger/Sedmak, Ethik, 111 f.

31 Christoph Kühberger, „Wir versprechen [...] zur Lösung der Probleme der menschlichen Gesellschaft und deren gedeihlicher Weiterentwicklung beizutragen.“ Soziale Verantwortung als Teil einer Ethik der Geschichtswissenschaft, in: Ingrid Bauer u.a. (Hg.), >Kunst >Kommunikation >Macht. Sechster Österreichischer Zeitgeschichtetag 2003, Innsbruck u.a. 2004, 21–25, 23; Ähnliches findet sich auch bei De Baets in seinem vorgeschlagenen Ethik-Kodex: De Baets, History, 195.

32 Vgl. Hans Lenk, Zwischen Wissenschaft und Ethik, Frankfurt a.M. 1992, 15.

33 Vgl. Kühberger, Lösung, 23.

34 Alan Tapper, Is there an Ethics for Historians?, in: Studies in Western Australian History 26 (2010), 16–36, 19.

point remains that historians should not allow themselves to become partisans in the cause of a particular political or ideological ideal.“³⁵

Für diesen Zusammenhang bietet sich auch der dünne von Stuart Macintyre herausgegebene Band als praxisbezogene Fundgrube an, der von australischen Historiker*innen zu Fragen einer Ethik der Geschichte verfasst wurde, worin über fachspezifische Fallbeispiele auf soziale Verantwortungsdiskurse – nicht zuletzt zur Geschichte der „first people“ – verwiesen wird, die in praktisch-individuelle Bewältigungsstrategien eingebettet sind.³⁶ Greg Denning legt darin etwa dar, dass er als Historiker seine Aufgabe im Umgang mit Vergangenheit und Geschichte umfassend wahrnehmen möchte: „The function of my history is not just to understand the world. It is also to change it. If my history by story or reflection disturbs the moral lethargy of the present, then it fulfills a need.“³⁷ Solche Aussagen können schnell missverstanden werden, indem einseitige Darstellungen imaginiert werden. Der Althistoriker Christian Meier betont daher:

„Insgesamt gibt es [...] kein Argument dafür, daß die zeitgenössische Verantwortung des Historikers darin bestehen darf, Geschichte zu verfälschen oder Dinge zu apportieren oder zu deportieren, gerade wie es einer allzu gegenwärtigen Gegenwart recht ist. Man kann sich ausmalen, wohin das führt.“³⁸

Das Verhältnis zwischen wissenschaftsinternen und wissenschaftsexternen Werten bleibt aber meist dennoch unklar. Für die hier diskutierten Zusammenhänge wäre es aber wenig hilfreich, wenn anerkannt wird, „dass epistemische Werte eine Rolle im Wissenschaftsbetrieb spielen müssen“,³⁹ gleichzeitig aber ignoriert wird, dass dies auch für nichtepistemische Werte gilt. So zählt Mahatma Gandhi zu seinen „sieben sozialen Sünden der Menschheit“ auch „Wissen ohne Charakter“ und „Wissenschaft ohne Menschlichkeit“.⁴⁰ Hans-Joachim Bieber kommt 2006 in seinen ethischen Reflexionen für die Geschichtswissenschaft zu einer vergleichbaren Ausrichtung, indem er festhält,

35 Wolfgang J. Mommsen, Moral Commitment and Scholarly Detachment. The Social Function of the Historian, in: Joep Leerssen/Ann Rigney (Hg.), *Historians and Social Values*, Amsterdam 2000, 45–55, 54.

36 Vgl. Macintyre, *Historian*.

37 Greg Denning, Lining with and in deep time, in: ebd., 40–48, 46.

38 Meier, *Wissenschaft* (1968), 329.

39 Reydon, *Wissenschaftsethik*, 58.

40 Zit. nach: A. Kamal Aboulmagd/Lourdes Arizpe/Hanan Ashrawi, *Brücken in die Zukunft. Ein Manifest für den Dialog der Kulturen. Eine Initiative von Kofi Annan*, Frankfurt a.M. 2001, 228.

dass Historiker*innen sich an den „Gesetzen der Menschlichkeit“ als ethisches Prinzip orientieren sollten:

„Eine Geschichtswissenschaft, die sich einseitig auf die Geschichte der eigenen Nation, der eigenen Ethnie oder welches Kollektives auch immer, auf dessen vermeintliches historisches Recht und seine ‚großen Männer‘ fokussiert, aber die dunklen Seiten dieser Geschichte ausblendet und die mit ihr zusammenhängende Geschichte anderer Nationen oder Ethnien etc. ignoriert, kann in erheblichem Maße zur Entstehung politischer und sozialer Feindbilder und Konflikte sowie deren Perpetuierung beitragen.“⁴¹

Die Liste der zu reflektierenden Momente wäre zu lang, um sie hier erschöpfend vorstellen zu können. Man denke etwa an den Umgang mit persönlichen Daten und Dokumenten, an die Anonymisierung von Fallbeispielen, an den Umgang mit moralischen Bewertungen, an die Funktion des *shepuncts*, an Interessenskonflikte zwischen Auftraggeber*innen und Auftragnehmer*innen, an die Schadensvermeidung, an Folgen von wissenschaftlichen Erkenntnissen, an Intervention im öffentlichen Diskurs u.v.m. Ein Moment sollte jedoch dennoch herausgehoben werden, nämlich die Frage nach den Subjekten, welche eine Ethik der Geschichtswissenschaft erreichen möchte. Ein potenzieller Ethik-Kodex, welcher auf einer Ethik der Geschichtswissenschaft beruht, sollte verdeutlichen, wer die Subjekte sind, die anderen gegenüber Verantwortung tragen.⁴² Vergangenheit und Geschichte werden nämlich nicht nur von akademisch ausgebildeten Geschichtswissenschaftler*innen be- und verarbeitet, sondern auch von Menschen, die ohne besondere Ausbildung ihren Interessen an der Vergangenheit als Hobby nachgehen, von Journalisten*innen, von Mitarbeiter*innen in Marketingabteilungen o.Ä. Und genau hier setzt die notwendige Differenzierung ein, denn historisches Denken kann als anthropologische Konstante, als alltagsweltliche Handlung angesehen werden,⁴³ die sich eben im Grad ihrer Reflexion und Kritikfähigkeit vom geschichtswissenschaftlichen Arbeiten unterscheidet. Es wäre daher nicht zielführend, alle Formen des historischen Denkens und Handelns in einen Ethik-Kodex aufnehmen zu wollen, sondern es käme darauf an, jene Subjekte als Zielgruppe zu identifizieren, die sich einem akademischen Typus von geschichtswissenschaftlichem Arbeiten anschließen möchten. Eine Unterscheidung in der *community* entsteht demnach nicht durch das Anstellungs- oder Arbeitsverhältnis (*academic vs. public historian*), sondern durch eine Verantwortungsübernahme für ein bestimmtes System des geschichtswissenschaftlichen Arbeitens und die damit

41 Bieber, Probleme, 123 f.

42 Vgl. Kühberger/Sedmak, Ethik, 47–74; Rösen, Historik, 239 f.

43 Vgl. Jörn Rösen, Diskursive Bewegungen in der Historik. Versuch einer Antwort an meine Kritiker, in: Erwägen – Wissen – Ethik 22/4 (2011), 608–619, 609; Bieber, Probleme, 126 f.

in Verbindung stehenden normativen Standards.⁴⁴ Joachim Landwehr würde wohl von einem Bekenntnis zur Komplexität von Geschichte als Gegenentwurf zur *flachen Geschichte* sprechen.⁴⁵

WAS KANN EIN FACHSPEZIFISCHER ETHIK-KODEX LEISTEN? – EIN AUSBLICK

Angesichts der angeführten Beispiele und Herausforderungen scheint es wenig opportun, für die Geschichtswissenschaft das Postulat einer epistemischen Unschuld aufrechtzuerhalten, das besagt, „dass Erkenntnistheorie ethisch neutral [sei] und Wissenschaft ohne Berücksichtigung ethischer Fragen betrieben“ werden könne.⁴⁶ Es gilt vielmehr, die Verortung von ethischen Fragen auf unterschiedlichen Ebenen und in verschiedenen Kontexten des geschichtswissenschaftlichen Arbeitens zu systematisieren. Die oben im Sinn einer sich demokratisierenden Wissenschaft vorgestellte diskursethische Herangehensweise im Verbund aller relevanten Diskursteilnehmer*innen gilt es aber sicherlich auch durch eine kasuistische und komparativ angelegte Wissenschaftsethik in der Geschichtswissenschaft zu ergänzen, um anhand dichter Beschreibung jene Momente zu identifizieren, die im Überschneidungsbereich zwischen Erkenntnistheorie und Ethik liegen, aber eben auch, um die in unterschiedlichsten Anwendungssituationen auftretenden Dilemmata hinreichend würdigen zu können. Die dabei zu Tage tretenden, oft sehr persönlichen Zugänge zu ethisch relevanten Situationen dürfen jedoch nicht auf dem „relativ sicheren Bereich von individuellen Reflexionen“ stehen bleiben.⁴⁷ Denn es sind Zweifel angezeigt, bleibt eine angewandte Ethik der Geschichtswissenschaft dort stehen, wo etwa auch Ernst Troeltsch seine „Ethik der individuellen Entscheidung“ – wie sie von Marion Marquardt bezeichnet wird – positioniert.⁴⁸ Ein solcher Zugang scheint vordergründig einem präskriptiven System fachspezifisch gültiger Normen im Zeitalter eines immer dichter werdenden Wertpluralismus zwar überlegen, verkennt jedoch im hier besprochenen Kontext die reflexive Funktion von Ethik-Kodizes und deren Potenziale für eine Professionalisierung innerhalb einer wissenschaftlichen Gemeinschaft. Ethik-Kodizes oder Ethik-Leitfäden sollten nicht als abgeschlossene Systeme mit gesetz-

44 Vgl. Fenner, Einführung, 177 f; Tillmanns, Verantwortung.

45 Landwehr, Abwesenheit, 278–280.

46 Clemens Sedmak, Wissenschaftsethik in der Geisteswissenschaft, in: Bauer u.a., >Kunst, 26–28, 27.

47 „[R]elatively safe ground of first-person reflections“ – Tapper, Ethics, 19. – Übersetzung CK.

48 Marion Marquardt, Ethik der Entscheidungen, in: Ernst Troeltsch, Ethik und Geschichtsphilosophie. Weinheim 1995, 7–26, 22.

artigem Status verstanden werden, welche individuelle Entscheidungen suspendieren und einen abstrakten, nach eindeutigen Regeln zu administrierenden Vernunftsgesetz einsetzen, sondern als professionelle Orientierungspunkte. Solche Orientierungspunkte, Destillate einer diskursethischen Auseinandersetzung, welche auf der Grundlage eines Wertpluralismus entwickelt wurden, gründen letztlich auf notwendig einzugehenden Kompromissen, insbesondere hinsichtlich konkurrierender Prinzipien (z.B. Wahrheitsfindung vs. Nichtveröffentlichung der Ergebnisse). Solche Kompromisse stehen immer in der Gefahr, zu allgemein zu sein, um eine unmittelbare Wirksamkeit zu entfalten. Es sollte sich dabei dennoch um Orientierungspunkte handeln, die grundlegende Problemkonstellationen des geschichtswissenschaftlichen Arbeitens aufgreifen und eine vorläufige Lösung anbieten, im Wissen, dass eine Verantwortlichkeit und Gewissensmäßigkeit des professionellen Handelns darin zu suchen ist, „dass man in gegebenen Situationen nach bestem Wissen und Gewissen den richtigen Weg zu finden unternimmt und den Streit zwischen Natur und Vernunft auf eigene Verantwortung zu schlichten unternimmt“.⁴⁹ Es geht also eben auch darum, sich „aus eigenem Antrieb heraus einzuschränken“.⁵⁰ Explizit geführte ethisch-moralische Diskurse zu einer *Ethik der Geschichtswissenschaft* in der *scientific community* sowie in der Ausbildung von Historiker*innen könnten aber dazu beitragen, das fachspezifische Problembewusstsein zu stärken und an professionellen Haltungen zu arbeiten.

49 Troeltsch, *Ethik*, 46.

50 Gross/Konitzer, *Geschichte*, 47.

SOMMERFRISCHE

QUO VADIS?

Ein Buch über die Villen in Ischl und ein weiteres über die Villen am Attersee lösen viele Gefühle aus. Wie werden die Menschen in Bad Ischl und am Attersee reagieren, wenn eine Wienerin sich anmaßt, über ihre Stadt, ihre Region zu schreiben? Über Schönes, Glamouröses, aber auch Abstoßendes und Irritierendes. Etwas Erstaunliches geschah: keine Beschimpfungen, nur wertschätzende, positive Reaktionen. Was für eine unerwartet positive Veränderung in den Werten der Zweiten Republik. Endlich.

Doch das ist nur die eine Seite der Medaille. Die andere zeigt ein unüberwindliches Misstrauen der Landbevölkerung gegenüber den ‚verderbten‘ Städtern und führt uns in die aktuelle Debatte über die gesplante Gesellschaft. Eine Wahrnehmung, die alles andere als neu ist – die solidarische Gesellschaft, die an einem Strang zieht, hat es nie gegeben. Die sogenannte ‚Landflucht‘ entfremdete die in die Städte ziehende Landbevölkerung von den althergebrachten Traditionen, die Kinder gingen in die Stadt, um dort Arbeit zu finden, und nahmen langsam, aber sicher den Rhythmus der Stadt an. Sie arbeiteten in Fabriken oder als Dienstpersonal, machten mitunter auch Karriere, kamen mit Politik abseits von Kirche und Wirtshaus in Berührung, schlossen sich der neuen Arbeiterbewegung an. Sie revoltierten gegen die Eltern und deren Traditionen. Die Zurückgebliebenen mussten diese Entwicklung als Bedrohung ansehen – und dieses Empfinden verstärkte sich durch den aufkommenden Tourismus. Städter, die aufs Land kamen, die Geld hatten und ausgaben, Personal mitbrachten, Ansprüche stellten und den Sommer genossen. Eine zwiespältige Situation, denn die Städter unterstützen ‚ihre‘ Sommerfrische durch die Gründung von Verschönerungsvereinen, durch den Bau von Villen, bei denen die einheimischen Handwerker zum Zug kamen, durch Wohltätigkeitsveranstaltungen zugunsten lokaler Armen- und Waisenhäuser.

Ob sie wirklich so andere Werte hatten und haben? Waren die Städter nicht genauso traditionsbewusst wie die Landbevölkerung? Galten nicht dieselben Verhaltensnormen? Ja und nein. Der Landbevölkerung galt die Stadtbevölkerung als zu liberal, zu weltoffen und zu tolerant und somit als verderbt. Und als Bedrohung durch neue, moderne, urba-

ne Ideen. Was für ein Clash, an dem wir heute noch laborieren. Noch vor wenigen Jahren schien dieses heute so oft thematisierte Stadt-Land-Gefälle nicht mehr aufzufallen – doch dies änderte sich radikal, wie eine Reihe von Wahlergebnissen der vergangenen Jahre nachdrücklich zeigt. Die Gegensätze werden wieder deutlicher spürbar und thematisiert, plötzlich geht es um Stadt gegen Land, urbane Bildung gegen provinziellen Antiintellektualismus, Reich gegen Arm, privilegiert gegen benachteiligt.

Ein altes Faktum, das sein Erscheinungsbild im Laufe der Zeiten immer wieder wechselte. Zurück in die altvertraute Sommerfrische, die Lebensgefühl und Kultur war – und als Parallelwelt existierte: Die ‚Einheimischen‘ profitierten wirtschaftlich, aber positiv bewerten konnten und wollten sie dieses Phänomen nicht. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges musste sich das Salzkammergut neu erfinden – man verbot zunächst den Besuch durch die Sommergäste in der Angst, dass die ausgehungerten Städter die Umgebung leeressen.

FRAGWÜRDIGER UMGANG MIT DER VERGANGENHEIT

„Die Sommerfrischler verließen im Herbst nur widerwillig das Salzkammergut, speziell das Atterseegebiet. Sie saßen wie die Maden im Speck, und manche dieser ‚Gäste‘ mussten gewaltsam weggebracht werden, was mancherorts zu unerquicklichen Szenen führte. Zum Großteil gehörten sie dem auserwählten Volke an. Die ortsansässige Bevölkerung war aufgebracht, denn die ‚Gäste‘ zahlten phantastische Preise für die Lebensmittel, die dann den Einheimischen abgingen.“

So empfanden das die Einheimischen – doch stammt dieser Absatz nicht aus den 1930er-Jahren, sondern aus dem Jahr 2002, gelesen in der *Geschichte von Schörfling am Attersee*, herausgegeben und verlegt von der Gemeinde selbst. Was sagt das über eine Gemeinde aus? Dass dies offenbar der Ansicht des Autors Hans Dickinger entspricht, irritiert schon genügend. Und dass eine Gemeinde diese Formulierung zulässt und nicht korrigiert, verweist vielleicht nur auf mangelndes kritisches Lektorat. Doch ist das bis heute im Jahr 2018 noch niemandem aufgefallen? Ist die Sensibilisierung noch immer nicht weit genug gediehen?

Dieses Beispiel aus Schörfling ist besonders drastisch, doch in der Chronik von Unterach liest man Ähnliches, nur ein wenig ‚geschickter‘ formuliert. Es wäre ein interessantes Projekt, die diversen Gemeindepublikationen nach Auswüchsen derartiger Geisteshaltung zu durchforsten. Als positive Gegenbeispiele können die Chroniken von Bad Ischl und St. Wolfgang gelten, da ist die Gewichtung eine ganz andere und durchaus kritisch-reflektiert. Die Gemeinde St. Gilgen hingegen hat 2017 ein Gemeindeporträt her-

ausgebracht, in dem der Zeit 1938 bis 1945 nur ein kurzer Absatz gewidmet ist – über ‚Arisierungen‘ wird hier kein Wort verloren. Auch nicht über die Bedeutung der Sommerfrischler für die Entwicklung des Ortes. Ebenfalls eine Möglichkeit, dieses Thema zu umschiffen.

Viele Menschen meinen, es sei oft genug, immer und immer wieder auf die Schrecknisse des Nationalsozialismus hingewiesen worden, diese Zeit liege doch schon so lange zurück. Doch Absätze wie der oben zitierte machen deutlich, dass es leider noch nicht genug ist – und dass heute vielleicht nicht mehr die Juden als Feindbilder dienen, sondern andere Gruppierungen, die nicht nur als mittellose Flüchtlinge bei uns leben, sondern durchaus auch als wohlhabende Touristen nach Österreich kommen. Das Geld ist willkommen, die Menschen nicht. Was hat sich geändert? Wenig.

VERÄNDERUNG DER SOMMERFRISCHE

Noch einmal zurück in die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg. Wirtschaftlich gesehen war das Aussperren der Sommergäste eine Fehlentscheidung, die auch bald revidiert werden musste. Erst langsam kamen die Sommergäste wieder – alte und neue. Die alten Eliten waren verarmt und die neuen dominierten das Geschehen, das Publikum veränderte sich: Die Aristokratie hatte weder Anlass noch Geld, weiterhin ins Salzkammergut zu kommen, viele Villen standen zum Verkauf, die neuen Reichen ergriffen die Gelegenheit und schlugen zu. Dennoch blieb der Nimbus des Salzkammerguts erhalten. Das jüdische Publikum nahm zu, es war der Bevölkerung des Salzkammerguts fremd. Anstatt sich mit ihm auseinanderzusetzen, sich auf eine andere Welt einzulassen und Unterschiede zu akzeptieren, lehnte man es apodiktisch ab. Man war vordergründig freundlich, in Wirklichkeit jedoch antisemitisch. Fremdes hatte man nicht gern, man wollte unter sich bleiben. Zwei Welten prallten aufeinander und fanden nicht zusammen, mit fatalen Folgen. Es stellt sich damals und heute die Frage, weshalb man nicht einfach akzeptieren kann, dass Menschen anders und trotzdem keine Feinde sind? *Nouveaux riches* waren und sind immer unbeliebt – sie werden scheel angeschaut. Aber müssen diese Ressentiments in blinden Hass umschlagen? Gibt es tatsächlich keinen Weg des Nebeneinanders, keinen Weg der Akzeptanz? Gibt es keine Welt, die offen und bunt ist und dies als Chance sieht anstatt als Bedrohung? Nein. Spätestens im März 1938 erwies sich ein mögliches Miteinander als Illusion: Die Gräben waren zu tief, der Hass, worauf auch immer, siegte und zeigte sein wahres Gesicht. Und das bedeutete: Juden waren nicht erwünscht. Eine differenzierte Wahrnehmung hatte keinen Platz mehr.

„ARISIERUNG“

Die Art und Weise, wie den jüdischen Villenbesitzern in Ischl ihr Hab und Gut genommen wurde, ist beispiellos in ihrer Radikalität und Menschenverachtung. Ein akkurat ausgeführtes Unternehmen, ein unfassbarer Raubzug, begleitet von Drohungen und Einschüchterungen. Der ‚Gau Oberdonau‘ sah in den Enteignungen eine Chance, seine finanziellen Probleme rasch zu beheben, dennoch verlief der Prozess nicht immer reibungslos. Einzelne Nazi-Organisationen stritten darüber, wer denn nun profitieren sollte von diesem grandiosen Diebstahl. Und wie wäre dies heute? Wir sind versucht, darauf zu bestehen, dass etwas so Unmenschliches und Entfesseltes heute unmöglich sei – aber auch in den 1930er-Jahren fühlten sich die Menschen zivilisiert und kultiviert. Mit grauenhaften Folgen.

ENTWÜRDIGENDES VERHALTEN DER ZWEITEN REPUBLIK

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges erwartete man eine Entspannung, eine Deeskalation. Eine Illusion. Die Rückstellungsverfahren gestalteten sich zum Teil sehr langwierig, die Bestohlenen wurden einmal mehr als rechtlos hingestellt. An ihnen lag es, die unrechtmäßige Enteignung darzustellen, nicht an den Profiteuren. Ein bürokratischer Hürdenlauf setzte ein und verursacht noch heute Wut auf diese überbordenden Hindernisse. Anstatt einer lösungsorientierten Vorgehensweise regierten Kleingeist und Blockierertum. „Die Sache in die Länge zu ziehen“ wurde, wie es Innenminister Helmer so unverblümt ausdrückte, zum Motto. Nur als Beispiel die Villa Spiegl in Bad Ischl: Erst im Jahr 1959, lang nach dem Abschluss des Staatsvertrages, konnten sich Finanzministerium und Finanzlandesdirektion Linz auf eine Lösung einigen, nachdem sie sich jahrelang gegenseitig den ‚Schwarzen Peter‘ zugeschoben hatten.

DIE SICHT DER NACHKOMMEN

Was bleibt, ist ein schaler Nachgeschmack: Die meisten Besitzungen im Salzkammergut wurden nach langwierigen Verhandlungen restituiert – ungerne, meist ohne Mobiliar und sehr oft in verlottertem Zustand. Ein Weiterverkauf weit unter dem tatsächlichen Wert stellte meist die einzige Lösung dar.

„As I understand it my father had the opportunity to purchase Frauengasse 10 from the Upper Austrian Government in 1968 which he did not do. It was an emotionally distressing

time for him to go back to Austria and his health was not good. He later regretted that he had let the property go when he had the opportunity“;

schreibt die Tochter von Viktor Kux aus Australien im Juni 2017. Und zeigt, dass es nicht nur ihr Vater, sondern wohl auch sie selbst bedauert, diese letzte Verbindung zu Österreich aufgegeben zu haben. Österreich – für die Nachkommen oft nur mehr ein Nimbus, erstaunlich oft positiv besetzt. Warum entscheidet der Enkel des Librettisten Ludwig Herzer, den Nachlass seines Großvaters dem *Stadtmuseum Bad Ischl* zu vermachen? Die Sommerfrische als Ort von Harmonie und Idylle – und der Gedanke kommt auf, was denn passiert wäre, hätte der ‚Anschluss‘ während der Sommermonate stattgefunden und sich die Entfesselung des Pöbels noch viel stärker auch in den angeblich friedvollen Orten am Land geäußert. So jedoch litten die Menschen unter dem ersten Sturm vor allem in Wien und konnten später im Exil das Wunschbild der Sommerfrischenidylle aufrechterhalten – um sich und den Familien eine Erinnerung zu bewahren, die über Generationen weitergegeben wird.

In den 1970er-Jahren brach wiederum eine neue Zeit an, in der viel Altes ausgelöscht, niedergerissen und vernichtet wurde. Man hat sich der Moderne verschrieben. Statt wunderschöner alter Villen finden sich Betonklötze ohne Gesicht – eine Entwicklung, die man wohl auch akzeptieren muss, die aber das Bild Ischls radikal verändert hat.

WAS BEDEUTET SOMMERFRISCHE HEUTE?

Tourismusexperten entdecken die Sommerfrische neu. Doch was bedeutet Sommerfrische tatsächlich? Und kann man diese Lebensart künstlich wiedereinführen? Nein. Sommerfrische ist ein Lebenskonzept einer bestimmten Gesellschaftsschicht. Familien und Freunde verlegten ihr Leben und ihren Alltag von Wien aufs Land – und das beinhaltete gewisse Formen, die heute keinen Wert mehr haben. Und das ist auch das Problem des Tourismus. Man verbrachte die Sommermonate mit Lesen, Briefeschreiben, Musizieren, Kartenspielen, Jausen und Bergtouren. Gut, das geht auch heute. Doch was den großen Unterschied ausmacht: das Fehlen des Kreises. Und der Stil.

Die einzige Bedeutung für den Sommerurlaub heute – was der Sommerfrische nicht im Geringsten entspricht – ist die Sonne. Daher gibt es heute auch niemanden mehr, der die Idee der Sommerfrische nachvollziehen kann. Denn was bedeutete sie ursprünglich? Frische Luft. In den Städten war es während des Sommers kaum zu ertragen, die Kanalisation hatte lange Zeit keinen Verschlussmechanismus, die Luft war dementsprechend katastrophal und gesundheitsgefährdend – kein Wunder, dass die bemittelten Familien im Sommer aus der Stadt flohen. Frische Luft als höchstes Gut. Und gerade in den Ber-

gen fand man diese in besonderem Maße. Kaiser Franz Joseph bescherte dem Salzkammergut durch seine Anwesenheit noch eine weitere Attraktion.

SCHATTEN UND SONNE

Sonne war verpönt – ein spannendes Beispiel verdeutlicht dies: In St. Gilgen gibt es gegenüberliegend zwei berühmte Gasthöfe: Lueg und Fürberg. Lueg hatte eine Station der Salzkammergut-Lokalbahn und liegt im Schatten. Für die Menschen des 19. Jahrhunderts herrlich: Als wichtig galt der Blick in die Sonne, man selbst wollte im Schatten sein, Sonnenbräune galt als unelegant. Doch in den 1920er-Jahren änderte sich die Mode: Sport und damit verbundene Sonnenbräune wurden en vogue – und der Gasthof im Schatten verlor an Bedeutung. Nun schlug die Stunde des in der Sonne liegenden Gasthofs Fürberg. Der Blick wog weniger, das Sonnenbad umso mehr. Und plötzlich änderte die Mode die Wertung der Orte: Der Gasthof im Schatten verlor, der am Sonnenplatz gewann – und dies besteht bis heute.

Und genau dies ist eines der Probleme des Salzkammergutes. Das Wetter ist das Asset. Die Österreicher wollen Sonne und Hitze – Regen ist gleichbedeutend mit ‚schlechtem Wetter‘ – ganz zu Unrecht. Regen bedeutet Frische, Erholung, Entspannung, herrliche Luft. Sonne hingegen Stress, keinerlei Erholung, körperliche Belastung, belastende Luft. Eigenartigerweise funktioniert das nur bei arabischen Gästen, die Regen, grüne Wiesen und frische Luft lieben. Sind also die Araber die neuen Sommerfrischler? Nein. Denn Sommerfrische als solche setzt ein spezielles Traditionsbewusstsein voraus. Ein Hotelier aus St. Wolfgang erzählt, dass seine jungen Gäste so gern wandern gehen. Und glaubt, das sei ein Zeichen von Sommerfrische. Weit gefehlt. Sommerfrische ist eine Geisteshaltung, die nichts mit Wanderungen in aktueller Funktionskleidung zu tun hat. Ein Freundes- und Gesellschaftskreis verlegt sich von der Stadt aufs Land – und bleibt unter sich, besteht selbstverständlich auf Kleidungsvorschriften und Verhaltenscodes. Auch wenn das Thema Kleidung oberflächlich und äußerlich wirkt, es sagt auch viel über Respekt und Achtung aus – Werte, die heute in vielen Bereichen keine Rolle mehr spielen. Bestimmte Anlässe erfordern ausgewählte Kleidung: Das Nachmittagskleid entsprach nicht der Abendgarderobe, beim Tennis und Segeln trug man Weiß, auf einer Bergtour Loden und am Land Tracht – die äußere Form verlieh Ereignissen einen besonderen Stellenwert und machte sie zu etwas Besonderem. Heute spielt dies kaum mehr eine Rolle – doch die Wiener im Salzkammergut werden nach wie vor milde belächelt ob ihrer ‚Verkleidung‘, die sicher oft über das Ziel hinausschießt, jedoch nach wie vor auch ein Akt des Respekts vor dem Land und dessen Traditionen ist. 1938 ordnete die Salzburger Polizeidirektion an: „Juden ist das öffentliche Tragen von alpenländischen Trachten wie Lederhosen, Joppen,

Dirndlkleidern, weißen Wadenstutzen usw. verboten.“ Keine lebensbedrohende Maßnahme, doch ein bedeutendes Zeichen der Ausgrenzung – die jüdischen Gäste waren auf den ersten Blick als solche erkennbar, auch ohne Judenstern, alleine durch das Verbot, sich der Form entsprechend zu kleiden.

SOMMERFRISCHLER SIND KEINE „ZWEITWOHNBSITZER“

Die Sommerfrischler von damals engagierten sich für ihren Ort. Benefizveranstaltungen jeglicher Art gehörten zum *bon ton*, Verschönerungsvereine wurden gegründet – und finanziert –, die Vorläufer der heutigen Tourismusverbände, die eine völlig andere Ausrichtung haben. Die Sommerfrischler spendeten Jahr für Jahr nicht unbeträchtliche Summen für diese Vereine und deren Ziele – ein Zeichen, dass ihnen die Erhaltung des Ortes am Herzen lag. Spazier- und Wanderwege wurden angelegt, die einheimische Bevölkerung unterstützt – die Infrastruktur profitierte enorm durch die Sommerfrischler, die jedoch wahrlich nicht immer wohlgeglitten waren. Und heute mit Zweitwohnbesitzern verwechselt werden, obwohl dazwischen Welten liegen. Dieses Problem entstand in Zeiten, als große Appartementblocks in ganz Europa begannen, die Orte zu verschandeln. Kleine Wohnungen in schlecht gebauten Häusern, in denen viele Menschen die Möglichkeit hatten und haben, für wenige Wochen in eigenen Wänden den Sommer in den Bergen zu genießen – doch stehen diese Wohnungen das restliche Jahr über leer. Für die einheimische Bevölkerung ein großes Problem, wird der Wohnraum doch immer knapper und die Wohnungen würden dringend gebraucht. Doch anstelle einer konstruktiven Diskussion darüber wird auf die Zweitwohnbesitzer geschimpft, ohne an einer Lösung zu arbeiten – als ob es immer nur Schwarz und Weiß gäbe. Dies ist ein relativ neues Problem, denn bis zum Zweiten Weltkrieg mieteten sich die meisten Sommerfrischlergäste ein, die geringere Anzahl besaß eigene Villen, die oft nicht wintertauglich waren und daher nur von Mai bis Oktober bewohnt werden konnten. Doch in vielen der Villen lebten auch im Winter Einheimische, um nach dem Rechten zu sehen und selbst ein Dach über dem Kopf zu haben. Der radikale gesellschaftliche Wandel der 1970er-Jahre veränderte dieses System nicht zu seinem Besten.

DER FLUCH DES MASSENTOURISMUS

Der entstehende Massentourismus galt als neues Zaubermittel, er zerstörte aber gleichzeitig Stil und Lebensgefühl vor Ort. Grässliche Häuser, geschmacklose Hotels und Campingplätze an den Ufern der Seen bestimmen das Ortsbild im gesamten östlichen Alpen-

raum. Kein Gefühl und auch kein Stolz auf Tradition und Bausubstanz blieben übrig, sondern die Zerstörung des kulturellen Bauerbes.

Und auch heute setzt man im Salzkammergut lieber auf asiatischen Massentourismus als auf qualitative Sommerfrische. Eine sehr kurzsichtige Idee, die den gesamten Raum kaputt macht. Qualität statt Quantität sollte das Motto sein – aber das Gegenteil ist der Fall. Anstatt schöner Hotels mit großzügigen Zimmern, Veranden und Appartements regieren zumeist Geschmacklosigkeit und Kleingeist. Damit lässt sich der Sommerfrischegeist ganz sicher nicht wiederbeleben.

Sommerfrische erfreut sich natürlich auch an der Sonne, an Aktivitäten im Freien, am Schwimmen, Segeln und Auf-die-Berge-Kraxeln. Aber ein ebenso wichtiger Faktor ist Ruhe, Entspannung und Die-Seele-baumeln-Lassen. Lesen und Kartenspielen in der guten Luft auf Veranden, beim Kachelofen oder im Garten bestimmten das Sommerfrischeleben – heute muss man dies mit ‚Entschleunigen‘ marketingtechnisch bezeichnen. Und trifft doch nie den Punkt. Denn die Gesellschaft der Sommerfrische ist verschwunden.

GELEBTE SOMMERFRISCHE HEUTE – EIN MINDERHEITENPROGRAMM

Einige Familien pflegen den Sommerfrischegedanken nach wie vor. Ein offenes Haus, unkomplizierte Gastfreundschaft, Ausflüge, Einladungen, die Freunde und Familie zusammenbringen, Kultur, Musik und Spiele – Traditionen, die gepflegt und doch der heutigen Zeit angepasst werden. Ein Leben zwischen Vergangenheit und Gegenwart, das Alt und Jung schätzen, die daher auch gern ins Salzkammergut kommen – ein spezieller Spirit, der hier herrscht und selbstverständlich existiert und gepflegt wird. Für eine Minderheit? Man ist versucht, dies zu bejahen – und will diesen Geist zugleich mehr verbreiten –, doch letztlich funktioniert dies nicht.

NEUE ZEITEN – NEUE FORMEN

Jede Zeit hat ihre Form, ihre gesellschaftlichen Realitäten und Möglichkeiten. Das Format der Sommerfrische gehört wohl der Vergangenheit an – manche Werte dieser Form des Sommerlebens auf dem Land bleiben dennoch bestehen, wenn auch den heutigen Verhältnissen angepasst. Ruhe und Natur, schöne Landschaft und gute Luft erlangen wieder größere Bedeutung in einer Arbeitswelt, die von Tempo und Hast geprägt ist. Doch sind die Zeiten vorbei, in denen man für Monate aufs Land übersiedeln konnte, die Kinder den Sommer sehr frei mit Spiel und Sport verbrachten, Familie und Freunde denselben Rhythmus lebten.

Was jedoch geblieben ist, ist das latente gegenseitige Misstrauen von Städtern und Landbevölkerung. Und vielleicht liegt der Schlüssel in offenen, unkomplizierten Gesprächen. Um auch für zukünftige gesellschaftliche und politische Entwicklungen dieses Gegeneinander in ein Miteinander umzuwandeln.

PRIDE HEALTH IST *PUBLIC HEALTH*: FÜR EINE LSBTI-AFFIRMATIVE GESUNDHEITS- POLITIK IN ÖSTERREICH

HINTERGRUND, PROBLEMSTELLUNG UND LEITFRAGE

Dieser Beitrag stellt die Notwendigkeit einer LSBTI-fokussierten Gesundheitspolitik in den Mittelpunkt – also einer Politik, die sich den Gesundheitsbedürfnissen und -belastungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, transidenten und intergeschlechtlichen Menschen zuwendet. Der Themenkomplex kann mit dem Begriff *Pride Health* zusammengefasst werden. Damit werden Personengruppen in den Blick genommen, die in gesundheitspolitischen Strategien in Österreich marginal bzw. nicht vorkommen. Zuvor möchte ich mit einem Problemverständnis einleiten, welches die mangelhafte LSBTI-Gesundheitspolitik auf der strukturellen Ebene veranschaulicht. Hierzu bedarf es zunächst der Klärung von öffentlichen Kompetenzbereichen und Verantwortlichkeiten, um am Ende des Beitrags Handlungsempfehlungen entsprechend adressieren und verorten zu können. In Österreich sind gesundheitspolitische Themen auf Bundesebene aktuell (Stand Oktober 2018) dem *Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz* (BMASGK) zugeordnet. Zu den ministeriellen Gestaltungsaufgaben gehören exemplarisch auch die Angelegenheiten der öffentlichen Gesundheit (*Public Health*).

Eine kurze Recherche am BMASGK-Server zeigt unmissverständlich,¹ dass Themen wie sexuelle Orientierung, geschlechtliche Identität, LSBTI oder auch das englische Äquivalent LGBTI für *lesbian, gay, bisexual, transgender and intersex* in der österreichischen Gesundheitspolitik (des Ministeriums) nicht vorkommen. Dies trifft nicht nur auf die gegenwärtige Regierungskoalition zu, sondern auch auf jene in vergangenen Legislaturperioden. Die Antwort, die im Zuge einer allgemeinen Internet-Suchanfrage auf der BMASGK-Website nach den Begriffen „sexuelle Orientierung und Gesundheit“ am Bildschirm erscheint, ist ebenso deutlich: „Zu Ihrer Anfrage konnten keine Ergebnisse gefunden werden“. Vor diesem Hintergrund werde ich in diesem Artikel folgende Fragen aus-

1 Vgl. <http://www.sozialministerium.at> (4.12.2018).

leuchten: Welche zentralen Gesundheitsbedrohungen stellen sich für LSBTI-Personen und welche Handlungsempfehlungen lassen sich daraus für eine LSBTI-affirmative Gesundheitspolitik (*Pride Health*) ableiten? Zunächst werde ich nachstehend einen begrifflichen Verständnisraum bereitstellen sowie einen evidenzinformatierten Überblick zu potenziellen gesundheitlichen Belastungen für LSBTI-Personen geben.

LSBTI – EIN KÜRZEL MIT *PUBLIC-HEALTH*-RELEVANZ

Mit der Verwendung des gebräuchlichen Kürzels LSBTI soll insbesondere auf den Unterschied zwischen sexueller Orientierung und geschlechtlicher Identität hingewiesen werden. Während sich die sexuelle Orientierung etwa in einer lesbischen, schwulen oder bisexuellen Identität ausdrückt, umfasst die geschlechtliche Identität die transidente bzw. intergeschlechtliche Zugehörigkeit eines Menschen – die sexuelle Orientierung ist hiervon unabhängig.² Die gesundheitspolitische Themenrelevanz zeigt sich vor allem dort, wo auf struktureller Ebene keine Präventionsmaßnahmen oder gesundheitsfördernden Interventionen für LSBTI-Personen gesetzt werden. Mit Blick auf relevante Gesundheitsdeterminanten abseits medizinischer Versorgung (also z.B. Antidiskriminierungsmaßnahmen am Arbeits- oder Ausbildungsplatz, Identifikation von psychosozialen Stressoren) gewinnt vor allem auch *Public Health* als multidisziplinärer Forschungsbereich an Bedeutung. Hierbei werden neben „klassischen“ Gesundheitsdisziplinen (wie etwa Medizin, Psychologie, Psychotherapie, Gesundheits- und Krankenpflege) auch Sozialwissenschaften (z.B. Soziologie, Politikwissenschaften) in die Analyse gesundheitsrelevanter Frage- und Problemstellungen miteinbezogen.³ *Public Health* beschäftigt sich primär mit der Identifikation von Einflüssen gesellschaftlicher und umweltbedingter Veränderungen auf die Gesundheit und Krankheit der Bevölkerung.⁴ Die Berücksichtigung struktureller Machtverhältnisse ist vor allem mit Blick auf unterschiedliche Sexualitäten und geschlechtliche Identitäten entscheidend und stellt zudem einen integralen Teil des *Public-Health*-Ansatzes dar.

-
- 2 Vgl. Roman Winkler, Paardynamik und gleichgeschlechtliche Beziehungen. Grundlagen, Handlungsfelder und Empfehlungen für die therapeutische Praxis, in: Renate Hutterer-Krisch/Gabriele Rass-Hubinek (Hg.), Paardynamik. Methodenspezifische und methodenübergreifende Beiträge zur Psychotherapie im Paar- und Einzelsetting, Wien 2018, 411–423.
 - 3 Vgl. Thomas E. Dorner, Public Health, in: Thomas E. Dorner (Hg.), Public Health: Von den Gesundheitsbedürfnissen der Gesellschaft zu klinischen Implikationen, Wien 2016, 11–18.
 - 4 Vgl. Public Health Glossar, http://fgoe.org/glossar/public_health (13.11.2018).

BURDEN OF DISEASE FÜR LSBTI-PERSONEN

Grundsätzlich sind LSBTI-Personen ebenso wie heterosexuelle Personen bzw. Personen, deren Geschlechtsidentität mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt, mit dem gesamten Spektrum gesundheitlicher Risiken konfrontiert.⁵ Dennoch zeigen sich Unterschiede hinsichtlich der Krankheitslast (*burden of disease*) zwischen der Allgemeinbevölkerung und LSBTI-Personen, die in sozialen Umgebungen arbeiten und l(i)eben, in denen heteronormative Lebensweisen privilegiert behandelt werden.⁶ Diese Machtmatrix determiniert in entscheidendem Maße die Lebenswelten von Menschen und eröffnet einen dominanten Diskursraum zu Sexualität(en) und Geschlecht(ern). Daraus ergeben sich für LSBTI-Personen Stressoren, die Ilan H. Meyer im „Minoritätenstressmodell“ anschaulich zusammengefasst hat. Folglich kann „Minderheitenstress“ dann auftreten, wenn bestimmte Personengruppen aufgrund sozialer, struktureller oder gesellschaftlicher Rahmenbedingungen benachteiligt oder bewusst in ihren (Gesundheits-)Bedürfnissen missachtet werden. Mit diesem Modell, das eine Bandbreite von distalen (z.B. Erleben von Vorurteilsereignissen in der nahen Lebensumgebung) und proximalen (z.B. internalisierte Homo-, Bi-, Trans- oder Interphobie) Stressoren zusammenfasst, werden Faktoren berücksichtigt, die in sonstigen Erklärungsmodellen zu psychischer Gesundheit weitgehend ausgespart sind. Gesellschaftliche Minoritäten müssen demgemäß bei etwaigen Belastungssituationen und Krisen (wie etwa bei Arbeitsplatzverlust, Trennungen etc.) oftmals zusätzlichen psychischen Stress bewältigen.⁷

Vor diesem Hintergrund sind auch rezente Studienergebnisse zu bewerten, die konstant erhöhte Prävalenzraten von affektiven Störungsbildern (z.B. Depressionen) und Suizidalität bei lesbischen, schwulen und bisexuellen Personen zeigen.⁸ Zusammenfassend wurde ein ca. 2- bis 3,5-fach erhöhtes Depressionsrisiko bei schwulen Männer und ein

5 Vgl. Udo Rauchfleisch, Beziehungsgestaltung in der Begleitung und Therapie von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transidenten, in: Psychotherapie-Wissenschaft 2 (2016), 130–139.

6 Vgl. Gisela Wolf/Erik Meyer, Sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität – (k)ein Thema in der Psychotherapie?, in: Psychotherapeutenjournal 16/2 (2017), 130–139.

7 Vgl. Ilan H. Meyer, Prejudice, social stress, and mental health in lesbian, gay, and bisexual populations: Conceptual issues and research evidence, in: Psychological bulletin 129/5 (2003), 674–697.

8 Vgl. Travis Salway u.a., A Systematic Review and Meta-Analysis of Disparities in the Prevalence of Suicide Ideation and Attempt Among Bisexual Populations, in: Arch Sex Behavior (2018), 1–23; Travis S. Hottes u.a., Lifetime prevalence of suicide attempts among sexual minority adults by study sampling strategies. A systematic review and meta-analysis, in: American Journal of Public Health 106/5 (2016), 1–12; Martin Plöderl/Pierre Tremblay, Mental health of sexual minorities: A systematic review, in: International Review of Psychiatry 27/5 (2015), 367–385.

1,3- bis 2-fach erhöhtes Risiko bei lesbischen Frauen im Vergleich zu heterosexuellen Personen erhoben. Hinsichtlich der Frage nach Suizidgefährdung wird die Gruppe der bisexuellen Personen als eine besonders vulnerable Gruppe ausgewiesen, wobei sich für LSB-Personen insgesamt erhöhte Raten mit einem zumindest 3,5-fach erhöhtem Risiko feststellen ließen.⁹ Intergeschlechtliche Personen weisen im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung zudem eine erhöhte Inzidenz von selbstschädigendem Verhalten auf. Demnach liegt die Rate an Suizidversuchen bei intergeschlechtlichen Personen bei 19 %. Suizidabsichten werden laut einer aktuellen Übersichtsarbeit bei 60 % der Personen festgestellt (vs. 3 % in der Vergleichs- bzw. Allgemeinbevölkerung).¹⁰

Der Mangel an repräsentativen Daten zu den physischen und psychischen Belastungen vor allem zu transidenten und intergeschlechtlichen Personen ist ein Appell bzw. Auftrag an Forschung und Wissenschaft im Allgemeinen und an *Public-Health*-Forschungsansätze im Besonderen, sich den Erfahrungen und Lebenswelten dieser Bevölkerungsgruppen zuzuwenden. In Österreich sind bislang keine repräsentativen Studien zum Thema Krankheitslast und Gesundheitsgefährdung für LSBTI-Personen verfügbar. Die österreichischen Gesundheitsbefragungen, die von der *Statistik Austria* im Auftrag des BMASGK durchgeführt werden – zuletzt 2014 – und die sich für solche Erhebungen eignen würden, sehen keine empirischen Erhebungen zur sexuellen Orientierung bzw. geschlechtlichen Identität der Österreicher*innen vor. Die Relevanz wäre hierfür zweifelsohne gegeben, dienen diese offiziellen Befragungen doch dazu, Informationen zum Gesundheitszustand, zum Gesundheitsverhalten und zur gesundheitlichen Versorgung der Bevölkerung zu erheben. Die wiederholten Anfragen bzw. die Anregung, diese Aspekte bei der Gesundheitsbefragung 2018 zu berücksichtigen – wie sie etwa seitens der *Österreichischen Gesellschaft für Public Health* vorgebracht wurden –, blieben von den Verantwortlichen unbeantwortet. Somit fehlen diesbezüglich weiterhin verlässliche und empirisch belastbare Gesundheitsdaten für Österreich.

Ein weiteres zentrales Gesundheitsthema, das mit einer hohen Morbidität und unter Umständen auch Letalität einhergeht, ist das Thema Gewalt gegen LSBTI-Personen. Laut einer EU-weiten Online-Umfrage, die 2012 von der *Agentur der Europäischen Union für Grundrechte (Fundamental Rights Agency)* durchgeführt wurde, berichtete ein Viertel aller Umfrageteilnehmer*innen (von insgesamt mehr als 93.000), von Gewalt oder Gewaltandrohungen betroffen gewesen zu sein.¹¹ In Österreich wur-

9 Vgl. Plöderl/Tremblay, Health.

10 Vgl. Laetitia Zeeman u.a., A review of lesbian, gay, bisexual, trans and intersex (LGBTI) health and healthcare inequalities, in: *European Journal of Public Health*, 31.10.2018, <https://doi.org/10.1093/eurpub/cky226> (7.2.2019).

11 Vgl. Erfahrungen von LGBT-Personen mit Diskriminierung und Hasskriminalität in der EU und Kroatien, http://fra.europa.eu/sites/default/files/eu-lgbt-survey-factsheet_de.pdf (13.11.2018).

de 2015 im Rahmen der Online-Umfrage *LGBTI Gewalterfahrungen* im Vergleich zur restlichen Bevölkerung ein 10-fach erhöhtes Gewaltisiko für LSBTI-Personen erhoben.¹²

Schließlich soll noch auf eine weitere Gesundheitsbedrohung für LSBTI-Personen hingewiesen werden, die von Vertreter*innen sogenannter „reparativer“ Verfahren bzw. Konversionstherapien zur (Ver-)Änderung der sexuellen Orientierung bzw. geschlechtlichen Identität ausgeht. Das Ziel solcher Verfahren besteht darin, gleichgeschlechtlich empfindende und transidente Personen mit pseudowissenschaftlichen bzw. -therapeutischen Methoden zu „heilen“. Alle führenden medizinischen und psychotherapeutischen Fachgesellschaften lehnen derartige Verfahren, die mit möglichen negativen Folgen wie Angstsymptomen, Depression und Suizidalität verbunden sind, als unethisch ab. Politische Reaktionen gab es hierzu etwa 2017 und 2018 in Großbritannien, wo die dortige Regierung zunächst eine nationale LGBT-Umfrage mit mehr als 108.000 Befragten durchführte, um Daten zum Leben von LSBTI-Personen zu erheben. 2018 wurden schließlich die Ergebnisse der *National LGBT Survey* sowie der britische *LGBT Action Plan* vorgestellt.¹³ Demnach berichteten rund 5 % der Teilnehmer*innen von Konversionsangeboten, 2 % der Befragten unterzogen sich diesen Verfahren tatsächlich. Für transidente Personen wurden beinahe doppelt so hohe Zahlen festgestellt (9 % bzw. 4 %). Die meisten „Anbieter*innen“ derartiger Therapien kamen laut Survey-Teilnehmer*innen aus religiösen Vereinigungen (51 %), rund 19 % waren Vertreter*innen von Gesundheitsberufen. Die britische Regierung prüft seither alle gesetzlichen Möglichkeiten und Maßnahmen hinsichtlich eines Verbots von Konversionstherapien. Für Österreich liegen keine Zahlen vor, und es existiert kein explizites Verbot, solche Verfahren durchzuführen, obwohl diese Verfahren auch hierzulande von wissenschaftlichen, medizinisch-therapeutischen Fachverbänden strikt abgelehnt werden.¹⁴ Lediglich eine Richtlinie aus dem Jahr 2014 des damaligen österreichischen *Bundesministeriums für Gesundheit und Frauen* beschäftigte sich allgemein mit Abgrenzungsfragen der Psychotherapie von esoteri-

12 Vgl. LGBTI Gewalterfahrungen Umfrage, <https://www.vielfalt.or.at/no-hate/files/LGBTI-Gewalterfahrungen-Bericht-IGSF-2015-digital.pdf> (13.11.2018).

13 Vgl. National LGBT Survey, https://assets.publishing.service.gov.uk/government/uploads/system/uploads/attachment_data/file/722314/GEO-LGBT-Survey-Report.pdf (13.11.2018); LGBT Action Plan: Improving the lives of lesbian, gay, bisexual and transgender people, https://assets.publishing.service.gov.uk/government/uploads/system/uploads/attachment_data/file/722320/LGBT-Action-Plan-Command-Paper.pdf (13.11.2018).

14 Vgl. Stellungnahme der Österreichischen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik und der Bundesfachgruppe Psychiatrie und psychotherapeutische Medizin zu sogenannten Konversions- bzw. „reparativen“ Verfahren bei Menschen mit verschiedener sexueller Orientierung, <http://www.oegpp.at/news/aktuelles/detail/news/konversions-bzw-reparative-verfahren-bei-menschen-mit-verschiedener-sexueller-orientierung/> (13.11.2018).

schen, spirituellen und religiösen Methoden, ohne jedoch auf die dargestellten reparativen Verfahren einzugehen.¹⁵

Vor dem Hintergrund der Gesundheitsrisiken stellt sich die berechtigte Frage nach gesundheitspolitischen Handlungsempfehlungen, die nachstehend in Form eines konkreten Gesundheitszieles und entlang von Maßnahmen skizziert werden.

NATIONALER AKTIONSPLAN *LSBTI-GESUNDHEIT*

Mit einem nationalen Aktionsplan (NAP) *LSBTI-Gesundheit* könnte in Österreich ein Rahmenwerk für nationale Strategien etabliert werden, das auf eine Verringerung von psychischen und physischen Gesundheitsbelastungen und -gefahren für LSBTI-Personen abzielt. Zu diesem Zweck bedürfte es vor dem Hintergrund einer gesundheitsförderlichen Gesamtpolitik (Stichwort *Health in All Policies*) der Einbeziehung verschiedener Politikbereiche, von denen exemplarisch zwei genannt werden sollen: Der Bildungssektor spielt hierbei eine wesentliche Rolle als zentraler Lern-, Ausbildungs- und Arbeitsplatz für Schüler*innen, Studierende und Lehrende. Gesundheitsförderliche Maßnahmen in Schulen, wie sie etwa durch Ernährungs- oder Bewegungsinitiativen bereits erfolgen, sollten durch entsprechende fächerübergreifende LSBTI-Lehrinhalte ergänzt werden. Die schottische Regierung hat etwa im November 2018 als erste beschlossen, die Geschichte der LSBTI-Bewegung verpflichtend in den Fächerkanon für öffentliche Schulen zu integrieren, ebenso wie Maßnahmen zur Bewältigung von Homo- und Transphobie. Mit solchen Initiativen können wichtige Schritte zu einer verbesserten Sichtbarkeit von LSBTI-Personen gesetzt werden. Dies mag Irritationen und Widerstände hervorrufen, ist letztlich jedoch mit dem Ansinnen verknüpft, mehr gesundheitliche und soziale Chancengerechtigkeit zu bewirken. Neben dem Bildungsbereich soll auch die Exekutive in einem NAP *LSBTI-Gesundheit* eingebunden sein – wenn es etwa darum geht, präventive Maßnahmen gegen LSBTI-Hassverbrechen zu setzen und ein sicheres Klima für Menschen unterschiedlicher sexueller Orientierung(en) und geschlechtlicher Identität(en) zu schaffen. Zu diesem Zweck bedarf es der expliziten und verpflichtenden Integration von LSBTI-Lehrinhalten in die Ausbildungsinhalte von Exekutivbeamt*innen. Die Erstellung einer nationalen Strategie bzw. ein Gelingen der Umsetzung von Maßnahmen erfordert jedenfalls die Einbeziehung von LSBTI-Dialoggruppen, die ihre Expertise zu den unterschiedlichen Bereichen einbringen.

15 Vgl. Richtlinie für Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten zur Frage der Abgrenzung der Psychotherapie von esoterischen, spirituellen und religiösen Methoden, <https://www.uibk.ac.at/psyko/weiterbildung/36.-rundsreiben-prop-bmasgk-935000344-ixa32018.pdf> (4.3.2019).

FAZIT

LSBTI-Personen weisen im internationalen Vergleich ein höheres Krankheitsrisiko als die Allgemeinbevölkerung auf. Die vorherrschende Heteronormativität sowie die Stigmatisierung von Personen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und/oder geschlechtlichen Identität können nach dem „Minoritätenstressmodell“ von Ilan H. Meyer als Ursachen dafür benannt werden. Für Österreich liegen keine (repräsentativen) Daten zur spezifischen Gesundheitslage von LSBTI-Personen vor, eine nationale *policy*, die sich des Themas LSBTI-Gesundheit annimmt, fehlt. Die Nutzung etablierter nationaler Erhebungsinstrumente würde sich für eine empirische Übersicht zum Gesundheitsstatus von LSBTI-Personen in Österreich empfehlen – dies wurde jedoch bislang nicht berücksichtigt. Ebenso wäre ein ausdrückliches Verbot von Konversionstherapien im Sinne einer aktiven Präventions- und Menschenrechtspolitik umzusetzen. Schließlich möchte ich einen NAP *LSBTI-Gesundheit* anregen, der unterschiedliche Politikbereiche verschränkt, mit dem Ziel, gesundheitliche Prävention, Gesundheitsförderung und gesundheitliche Interventionen für LSBTI-Personen voranzubringen.

TABULA GRATULATORIA

WEITERS GRATULIEREN DIR, LIEBER ALBERT, ...

Evelyn Adunka, Ruth Beckermann, Gerhard Botz, Rainer Erb, Thomas Hellmuth, Ewald Hiebl, Susanne Rolinek, Anna Stiftinger und der *Fachbereich Geschichte* an der Paris Lodron Universität Salzburg sowie ...

*

Hanno Loewy: Danke für viele gemeinsame *Hohenemser Sommeruniversitäten* und anregende Ausflüge ins intellektuelle Neuland der Jüdischen Studien!

*

Heidemarie Uhl: Vor Jahren bemerkte Albert in einem Vortrag über die Tradierung von traumatischen Erinnerungen: „Die Familie ist die größte Zensurinstanz.“ Dieses prägnante Zitat eines Pioniers der *Oral History* verwende ich immer wieder in Lehrveranstaltungen. Lieber Albert, danke für Deine vielfachen Anregungen und Inspirationen in Texten und Vorträgen und herzliche Gratulation!

*

Kim Simon: A pioneer in oral history and a champion for the use of testimony in scholarly research, Albert Lichtblau engaged the study of the past with the utmost compassion and respect for the eyewitnesses to history. His dedication to historical inquiry has illuminated many hidden shadows and shone a light on the individual people who make history.

*

Wolf Gruner: Lieber Albert Lichtblau, aus dem fernen Los Angeles sende ich die besten Grüße und Wünsche nach Salzburg. Deine Emeritierung stellt einen großen Verlust für die Forschung und Lehre der jüdischen Geschichte Österreichs dar.

*

Michael Gielen (20.7.1927–8.3.2019): Liebes Geburtstagskind, auch wenn Dein Geburtstag noch weit ist, denken wir jetzt schon an alle guten Wünsche für Dich und die Pensionierung.

*

Helga Gielen: Lieber Albert! Ich hoffe, Du hast noch viele Träume, die noch nicht in Erfüllung gegangen sind!!!! Alles Gute zum Geburtstag! Nimm Dir Zeit, uns wieder einmal zu besuchen. In alter Freundschaft – Helga

Lucas Gielen:

Auf dem Wegessaum, da steht die Pflanze Wegwarte.
 Sie ist ganz licht und blau, nimmt Reflexe ab vom
 Himmel, der ebenfalls ist blau und licht.
 Es ist wie ein Gedicht
 mit all den anderen Blumen, zu einer einz'gen Farbenpracht.
 Doch das Lichtblau sticht hervor und ist so einzigartig.
 Seiner Zartheit uneingenommen
 lassen sie die Schmetterlinge spielen im Winde und spielen selbst im Wind.
 Ihre Ranken zart und dünn sind fest im Boden verankert in der Erden und begleiten
 uns durchs halbe Jahr.
 Im Herbst da lässt sie ihre Hüllen fallen, ihr Same fällt zur Erde
 damit's im neuen Jahr, ganz neu ersprosst.
 Sie grüßen uns am Wege und warten schon auf uns
 und stehen da auch voller Dankbarkeit in ihrem grünen Kleide
 Der Frühling lässt sie neu erstehen in ihrem Lichte – Blau.

Lieber Albert – alles Gute zum Geburtstag! Lucas

*

Claudia Pietzner: Lieber Albert, was ist Dein neues Projekt? Füße hoch? – Wenn ich in Salzburg zu tun habe, denke ich immer an den wunderschönen, reichen Rundgang mit Dir durch die Stadt. Durch Dich hab' ich Salzburg liebgewonnen und eine Beziehung zur Stadt bekommen. Aber das Eindrücklichste war das Gespräch beim Kaffee im Hotel Stein, als Du mir erzähltest, wie Du mit der Stille arbeitest. Das ist auch etwas, an das ich mich in vielen Situationen und Gesprächen gerne erinnere, und ich kann erleben, wie dann Neues und Unerwartetes zum Vorschein kommt. So hast Du mich beeindruckt und inspiriert. Alles Liebe zum Geburtstag – wünsch' Dir viel Freude und neue Erfahrungen in dem nun beginnenden neuen Lebensabschnitt. Claudia

*

Clemens Pietzner: Dear Albert, remember me!?! I remember with much gratitude the walking tour of Salzburg we shared with you, when you guided Claudia and me through small streets and to famous places, bringing the city alive for us with your wisdom, wit and your wonderful ability to ‚tie all the pieces together‘. Your lively sense of history and storytelling about Salzburg, Austria and Europe wove an unforgettable tapestry for us. So I want to acknowledge and celebrate this gift you have of making things come alive (also in the film *Wer ist Michael Gielen?*).

Happy Birthday! Warm greetings, Clemens

AUTOR*INNEN

Martin Achrainer, Historiker, Archivar, *Österreichischer Alpenverein*, Innsbruck.

Helga Amesberger, Kultur-, Sozialanthropologin, *Institut für Konfliktforschung (IKF)*, Wien.

Marie-Theres Arnbom, Historikerin, Autorin, Kuratorin, Kulturmanagerin, Wien.

Ingrid Bauer, Historikerin, ao. Professorin (bis 2016), *Fachbereich Geschichte*, Universität Salzburg,
Autorin, Herausgeberin, Wien.

Steven Beller, Historiker, Washington, D.C., USA.

Irmgard Bibermann, Lehrerin, Theaterpädagogin, Lehrbeauftragte an pädagogischen Hochschulen in Österreich.

Eva Blimlinger, Historikerin, Rektorin der Akademie der bildenden Künste Wien.

Werner Dreier, Leiter von *erinnern.at*.

Daniela Ellmauer, Historikerin, Schriftstellerin, *akzente Kultur*, Salzburg.

Michael Ellmauer, ehemaliger Student der Geschichte, Universität Salzburg.

Helga Embacher, Historikerin, *Fachbereich Geschichte*, Universität Salzburg.

Katharina Fest-Lichtblau, Erziehungswissenschaftlerin, Pädagogin, *Montessori Kinderhaus* der Diakonie, Salzburg.

Martina Gugglberger, Historikerin, *Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte*, Universität Linz.

Brigitte Halbmayr, Soziologin, Politikwissenschaftlerin, *Institut für Konfliktforschung (IKF)*, Wien.

Christian Hergolitsch, ehemaliger Student der Geschichte, Universität Salzburg.

Lejla Hodzic, Studentin der Geschichte, Universität Salzburg.

Johannes Hofinger, Historiker, Mitarbeiter Österreichische Mediathek (bis 2018), Projektnehmer *Stadtarchiv Salzburg*.

Robert Hofmann, Historiker, Univ.-Prof. i.R., *Fachbereich Geschichte*, Universität Salzburg.

Ela Hornung-Ichikawa, Historikerin, Psychoanalytikerin, Mitarbeiterin des Ambulatoriums der *Wiener Psychoanalytischen Vereinigung*.

Michael John, Historiker, *Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, Universität Linz.

Lukas Kastner, Student der Geschichte, Universität Salzburg.

Martha Keil, Historikerin, Judaistin, *Institut für Österreichische Geschichtsforschung*, Universität Wien, Direktorin, *Institut für jüdische Geschichte Österreichs*, St. Pölten.

Birgit Kirchmayr, Historikerin, *Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte*, Universität Linz.

Peter F. Kramml, Leiter *Stadtarchiv und Statistik*, Haus der Stadtgeschichte, Salzburg.

Christoph Kühberger, Professor für Geschichts- und Politikdidaktik, *Fachbereich Geschichte*, Universität Salzburg.

Gerhard Langer, Theologe, Professor für Judaistik, *Institut für Judaistik*, Universität Wien.

Eleonore Lappin-Eppel, Historikerin, *Institut für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte*, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien.

Hannah M. Lessing, Generalsekretärin des *Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus*, Wien.

Matthias Marschik, Historiker, Kulturwissenschaftler, Lehrbeauftragter der Universitäten Wien, Salzburg, Klagenfurt.

Karl Müller, Prof. i.R., Literaturhistoriker, *Fachbereich Germanistik*, Universität Salzburg.

Alexander von Plato, Historiker, Gründungsdirektor des *Instituts für Geschichte und Biographie*, FernUniversität Hagen.

Susanne Plietzsch, Theologin, Professorin für Jüdische Studien, Leiterin des *Zentrums für Jüdische Kulturgeschichte*, Universität Salzburg.

Alois Pluschkowitz, Assistenzprofessor und Leiter des *MedienLabors* am *Fachbereich Kommunikationswissenschaft*, Universität Salzburg.

Elisabeth Pozzi-Thanner, Independent Oral Historian, Portland, Oregon, USA, Wien.

Andreas Praher, Historiker, Senior Scientist für Migrationsgeschichte, *Fachbereich Geschichte*, Universität Salzburg.

Alexandra Preitschopf, Historikerin, Lektorin an der Universität Sofia, Bulgarien.

Grazia Prontera, Historikerin, *Fachbereich Geschichte*, Universität Salzburg.

- Othmar Pruckner, Journalist, Wirtschaftsmagazin *trend*, Sachbuchautor, Wien.
- Markus Pusnik, Sonderpädagoge, Schulleiter, *Schulzentrum für den Fachbereich Inklusion, Diversität & Sonderpädagogik*, Wien.
- Michaela Raggam-Blesch, Historikerin, *Institut für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte*, Österreichische Akademie der Wissenschaften, *Institut für Zeitgeschichte*, Universität Wien.
- Karl Reiter, Student der Geschichte, Universität Salzburg.
- Margit Reiter, Dozentin für Zeitgeschichte, Universität Wien.
- Philipp Rohrbach, Historiker, wissenschaftlicher Mitarbeiter am *Wiener Wiesenthal-Institut für Holocaust-Studien* (VWI).
- Karl Rothauer, Beauftragter für Neue Medien, *Fachbereiche Geschichte, Kommunikationswissenschaft, Politikwissenschaft und Soziologie*, Universität Salzburg.
- Günther Sandner, FWF Senior Fellow, *Institut Wiener Kreis*, Lehrbeauftragter der Universität Wien.
- Theresa Sax-Lichtblau, Kulturbeauftragte des *Klosterhofs – Premium Hotel & Health Resort*, Bayerisch Gmain, Deutschland.
- Angelika Schlackl, ehemalige Studentin der Geschichte, Universität Salzburg.
- Heinrich Schmidinger, Professor am *Fachbereich Philosophie* an der *Katholisch-Theologischen Fakultät*, Universität Salzburg, Rektor Universität Salzburg.
- Horst Schreiber, Zeithistoriker, Lehrer, Lehrbeauftragter, Universität Innsbruck.
- Adelheid Schreilechner, Lehrer*innenbildnerin, *Pädagogische Hochschule Salzburg Stefan Zweig*.
- Robert Schwarzbauer, Historiker, Filmproduzent, Salzburg.
- Ursula Seeber, Germanistin, Autorin, Leiterin der *Österreichischen Exilbibliothek* im Literaturhaus Wien (bis 2016).
- Thomas Spielbüchler, Senior Lecturer, *Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte*, Universität Linz.
- Barbara Staudinger, Historikerin, Judaistin, Direktorin des *Jüdischen Museums Augsburg Schwaben*, Deutschland.
- Dieter Steinert, Professor für Modern European History and Migration Studies, University of Wolverhampton, Großbritannien.

Andrea Strutz, Historikerin, Key Researcher am *Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung*, Lektorin an der Universität Graz.

Margit Sturm, Leiterin Veranstaltungen & Internationale Beziehungen, *Vizerektorat für Außenbeziehungen*, Universität für Musik und darstellende Kunst Wien.

Hannes Sulzenbacher, Theaterwissenschaftler, Leiter von *QWIEN – Zentrum für schwul/lesbische Kultur und Geschichte*, Ausstellungskurator, Wien.

Regina Thumser-Wöhs, Historikerin, *Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte*, Universität Linz.

Sabine Veits-Falk, Historikerin, *Stadtarchiv Salzburg*, Lehrbeauftragte, Universität Salzburg.

Reinhold Wagnleitner, Historiker, ao. Professor i.R., *Fachbereich Geschichte*, Universität Salzburg.

Niko Wahl, Historiker, Kurator, Partner im *Kulturbüro Kollwitz/Montefiore/Wahl*, Wien.

Thomas Weidenholzer, Historiker, Archivar, *Stadtarchiv Salzburg*.

Jessica Wiederhorn, Oral Historian, Founder of *The Narrative Trust*, New York.

Anna Katharina Wiesinger, Studentin Lehramt Geschichte, Universität Salzburg.

Roman Winkler, Gesundheits-, Sozialwissenschaftler, Psychotherapeut, *Ludwig Boltzmann Institut für Health Technology Assessment*, Wien.

BILDNACHWEIS

BEITRAG FEST-LICHTBLAU/SAX-LICHTBLAU

21: privat

BEITRAG SANDNER/SCHREILECHNER

59: privat

BEITRAG EXKURSIONSALPHABET

112–128: privat

BEITRAG GUGGLBERGER

202: privat

BEITRAG ROHRBACH/WAHL

212: Salzburger Landesarchiv, Foto: Johannes Barth

216: privat

BEITRAG RAGGAM-BLESCH

276, 282: privat

BEITRAG SEEBER

311: Exilbibliothek Wien, Foto: Albert Lichtblau

BEITRAG ACHRAINER

320, 323, 327: Archiv Österreichischer Alpenverein

BEITRAG PRONTERA

374: Museo della Memoria e dell'Accoglienza, Santa Maria al Bagno, Italien, Foto: A. Mazzarella.

BEITRAG KIRCHMAYR

397: Stadtmuseum Nordico Linz

398: privat

